ab. B.

Am. B. 1600

Digitized by Google

Bü RG

<36605018100015
<36605018100015
Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Johann Heckewelder's
Evangeliſchen Predigers zu Bethlehem

Nachricht
von der
Geſchichte, den Sitten und Gebräuchen
der
Indianiſchen Völkerſchaften,

welche ehemals Pennſylvanien und die benachbarten Staaten bewohnten.

Aus dem Engliſchen überſetzt und mit den Angaben anderer Schriftſteller über eben dieſelben Gegenſtände (Carver, Loskiel, Long, Volney) vermehrt

von

Fr. Heſſe
Evangeliſchem Prediger zu Nienburg.

Nebſt einem die Glaubwürdigkeit und den anthropologiſchen Werth der Nachrichten Heckewelder's betreffenden Zuſatze

von

G. E. Schulze.

Göttingen
bey Vandenhoeck und Ruprecht
1821.

Wb | 66 | 1582

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorrede
des Ueberſetzers.

Die hier folgende "Nachricht von den Sitten und Gebräuchen der Indianer ꝛc." iſt von der Hiſtoriſchen und Literariſchen Committee der Nord-Amerikaniſchen gelehrten Geſellſchaft zu Philadelphia in dem erſten Bande ihrer Verhandlungen (Philadelphia 1819) bekannt gemacht worden. Auf Veranlaſſung des Herrn Hofrath Schulze zu Göttingen wird dieſelbe hiemit dem deutſchen Publicum in der Mutterſprache dargeboten, und man darf hoffen, daß dieſe Mittheilung einer auf transatlantiſchem Boden gereiften Frucht, deren Vorzüge und Werth ſchon durch die Halliſche Literatur Zeitung (Nr. 30. Febr. 1820) unter uns ſind angedeutet worden, nicht nur dem eigentlichen Gelehrten, ſondern auch jedem Freunde der Menſchenkunde überhaupt, willkommen ſeyn werde.

Nach dem Wunſche des Herrn Hofrath Schulze ſind mit dieſer neueſten und ausführlichſten Schrift über die Ureinwohner von Nord-Amerika, außer dem Auszuge aus der Abhandlung des Herrn Peter S. Duponceau, Secretairs der obengenann-

ten Committee und deſſelben Briefwechſel mit Herrn Heckewelder über die Sprachen der Amerikaner, noch einige Zuſätze verbunden worden aus folgenden Hauptwerken über die urſprünglichen Nord-Amerikaniſchen Völkerſchaften:

Carver's travels trough the interior Parts of North-America, in the years 1766—1768. London 1778. 8°.

Loskiel's Geſchichte der Miſſion der Evangeliſchen Brüder unter die Indianer in Nord-Amerika. Barby 1789. 8°.

Long's voyages and travels, describing the manners and customs of the North-American Indians etc. London 1791. 4°.

Volney tableau du climat et du sol des états unis d'Amerique. Paris 1803. 8°.

Da der Herr Hofrath Schulze die Güte gehabt hat, zu einer ſolchen Vervollſtändigung der Heckewelderſchen Nachrichten die nöthigen Hülfsmittel zu beſorgen, und zugleich die Benutzung derſelben zu bezeichnen und zu leiten, ſo dürfte das hier folgende Werk alles Zuverläſſige und Brauchbare enthalten, was bis jetzt über die Ureinwohner von Nord-Amerika, die der tyranniſche Sprachgebrauch nun einmal Indianer nennt, bekannt geworden iſt. Die Schrift des Herrn Heckewelder, eines Miſſionärs der Evangeliſchen Brüder Gemeine in Nord-Amerika, und jetzt Predigers zu Bethlehem in Pennſylvania, macht unſtreitig

ſtreitig, wegen der Kenntniſſe, des Charakters, des Berufs und des mehr als 30 jährigen Aufenthalts ihres Verfaſſers unter den Nord-Amerikaniſchen Wilden, auf die erſte Stelle unter den bis jetzt vorhandenen Schriften ähnlichen Inhalts die gerechteſten Anſprüche, und ſie iſt deswegen auch ohne eigentliche Abkürzung überſetzt worden, wenn gleich einige beynahe wörtliche Wiederholungen übergangen, und einige Stellen, was den Ausdruck betrifft, hie und da zuſammengezogen worden ſind. In ſofern dieſer Schrift nicht nur die höchſte Glaubwürdigkeit ſondern auch ein beynahe entſcheidendes Anſehen wird zugeſtanden werden müſſen, ſchienen die Zuſätze aus den übrigen vorhin genannten Schriften, anfangs nur auf einiges Wenige, was vielleicht von dem Herrn Heckewelder abſichtlich nicht mochte berührt worden ſeyn, beſchränkt werden zu können — denn was der offenbar vollkommen unterrichtete und zuletzt auftretende Zeuge da, wo er es hätte erwähnen müſſen, unerwähnt läßt, oder was er vielleicht beſtimmt leugnet, das mußte man geneigt ſeyn als ungegründet oder wenigſtens jetzt nicht mehr beſtehend zu betrachten, folglich fahren zu laſſen ohne es aufs neue zu wiederholen. Es zeigte ſich indeſſen, bey der Anwendung dieſes Grundſatzes, bald einige Schwierigkeit. Zunächſt nämlich erklärt Herr H. Kap. 26. am Ende beſtimmt, daß er Manches übergehe, weil es ſchon von Andern geſagt worden ſey, und er nicht

blos

Digitized by Google

blos zu wiederholen wünſche; dann aber fand ſich auch hie und da eine ſo auffallende Verſchiedenheit in den Ausſagen des Verfaſſers und ſeiner Vorgänger z. B. über die Lage des weibl. Geſchlechts bey den Nord-Amerikaniſchen Wilden, über ihre Heirathsgebräuche, über ihre bürgerliche Verfaſſung, über ihr Verhalten gegen Gefangene und abgelebte Greiſe u. ſ. w., daß beynahe kein andrer Weg übrig blieb, als die Zeugniſſe neben einander zu ſtellen. Ueberdieß konnte man ſich bey der erklärten Abſicht des Verfaſſers, eine Ehrenrettung der Nord-Amerikaniſchen Wilden zu ſchreiben, und ihnen ein hiſtoriſches Denkmahl zu errichten (ſ. die Einleitung), der Vermuthung nicht erwehren, daß der menſchenfreundliche Mann hie und da in einem etwas zu günſtigen Lichte möge geſehen und dargeſtellt haben, wodurch denn ferner noch die Anführung der entgegengeſetzten Anſichten nothwendig zu werden ſchien. Der Leſer wird alſo die aus Carver, Long, Volney, und ſelbſt aus Loskiel beygebrachten Angaben, wo ſie von Heckewelder abweichen, mit dem was dieſer ſagt vergleichen, und das Wahre, oder vielmehr den rechten Geſichtspunct ſelbſt herauszufinden bemühet ſeyn müſſen. Dieſe Bemühung wird indeſſen um ſo weniger Schwierigkeit haben können, da die den Heckewelderiſchen Nachrichten vorausgeſchickte Abhandlung des Herrn Hofrath Schulze dazu eine Anleitung giebt.

Die

Die von dem Ueberſetzer beygebrachten Auszüge und Zuſätze ſind zum Theil als kurze Anmerkungen unter dem Text, zum Theil als Nachträge am Ende eines jeden Kapitels angeführt worden, wozu noch als Beylage zum 9. Kapitel kommt der Auszug aus der Abhandlung des Herrn Duponceau und aus dem Briefwechſel deſſelben mit Herrn Heckewelder über die Amerikaniſchen Sprachen. Da ſich nun auch in der Hauptſchrift, ſo wie ſie in dem oben erwähnten erſten Bande der Verhandlungen der Hiſtoriſch = Literariſchen Claſſe der Nord = Amerikaniſchen gelehrten Geſellſchaft erſchienen iſt, einige von dem Verfaſſer herrührende Anmerkungen und Citate unter dem Text finden, ſo iſt unter den übrigen Anmerkungen der Name der Gewährsmänner wie Loskiel, Long, Carver u. ſ. w. immer ausdrücklich angeführt worden, wodurch ſich die aus dieſen Schriftſtellern entlehnten Angaben und Bemerkungen von denen, die dem Verfaſſer der Hauptſchrift ſelbſt angehören, hinlänglich werden unterſcheiden laſſen. Daß die hinter einem jeden Kapitel ſich findenden Nachträge durch fortlaufende Zahlen bezeichnet worden ſind, kann als ein Verſehen betrachtet werden, da bey der Anordnung des Manuſcripts nicht wohl, auf jene ſich beziehende gleiche Zahlen in dem Texte haben angebracht werden können. Vielleicht hätte es ſich auch etwas beſſer ausgenommen, wenn anſtatt der abgeſondert angeführten und angehängten

Zu=

Digitized by Google

Zuſätze, die erläuternden oder ergänzenden oder eine andre Anſicht enthaltenden Nachträge, in einem Bericht zuſammengefaßt und in den Worten des Ueberſetzers wären vorgetragen worden. Dann aber hätte der Leſer die verſchiedenen Zeugen nicht in ihren eignen Worten gehört, und leicht hätte man dabey der Autorität derſelben ſchaden oder dem eignen Urtheil vorgreifen können, was billig zu vermeiden war. Da es nicht leicht Schwierigkeit machen kann, zu entdecken, auf welche Stellen und Angaben des Originals die angehängten Nachträge ſich beziehen, ſo wird der Leſer gebeten, die den letzteren vorgeſetzten Zahlen ganz aus der Acht und ſich dadurch nicht ſtören zu laſſen. Wo in der Hauptſchrift von Meilen die Rede iſt, wird man Engliſche Meilen, jede etwa zu einer halben Stunde Gehens gerechnet, verſtehen müſſen. Auf Sinnentſtellende oder unangenehm ſtörende Druckfehler wird man nicht oft ſtoßen; man bittet dieſelben, ſo wie die andern nicht ſo erheblichen nach dem angehängten Verzeichniſſe gefälligſt zu verbeſſern.

Nienburg. Febr. 1821.

F. H.

Ueber

Ueber die Glaubwürdigkeit und den anthropologiſchen Werth der Heckewelderiſchen Nachrichten.

Da die vom Herrn Paſtor Heſſe verfertigte Ueberſetzung der Heckewelderiſchen Nachrichten allen Foderungen, welche an eine Ueberſetzung dieſer Nachrichten gethan werden können, entſpricht, und da mein Wunſch, daß die von andern guten Beobachtern der nordamerikaniſchen Indianer mitgetheilten Nachrichten, weil ſie oft dazu dienen, jene zu erläutern, genauer zu beſtimmen und zu beſtätigen, der Ueberſetzung beygefügt würden, ſehr zweckmäßig ausgeführt iſt; ſo darf ich mich wohl darüber freuen, zur Erſcheinung eines Werkes in unſerer Sprache, welches ſchätzbare Beyträge zur Völker- und Menſchenkunde enthält, Veranlaſſung gegeben zu haben. Zwar iſt in dieſem Werke kein uns bisher unbekannter Menſchenſtamm beſchrieben worden. Es darf jedoch davon gerühmt werden, daß durch die Ausführlichkeit der darin über die Indianer

ner enthaltenen Nachrichten und durch die vielen, aus dem Leben derſelben mitgetheilten Vorfälle und Thatſachen es erſt möglich gemacht worden ſey, ſich von dieſem Leben ein genau beſtimmtes und anſchauliches Bild zu entwerfen.

Die Abweichung der Nachrichten anderer Beobachter der Indianer von der Heckewelderiſchen Darſtellung ihres Charakters und ihrer Lebensweiſe in manchen nicht unerheblichen Punkten macht jedoch eine Prüfung dieſer Darſtellung nöthig. Da nun ihr Verfaſſer mehr als 30 Jahre unter denſelben oder in ihrer Nähe gelebt hat; da er durch eine genaue Kenntniß ihrer Sprache im Stande war, die Denkart und Geſinnung derſelben kennen zu lernen; da ferner die Art und Weiſe, wie er als Lehrer des Chriſtenthums unter ihnen lebte und wirkte, das Mißtrauen, welches die Indianer gegen die Weißen zu hegen Urſache haben, entfernte und ſie geneigt machte, ſich über das, worüber er mit ihnen ſprach, offenherzig zu erklären; und da endlich von der Beſchränktheit in der Auffaſſung und Beurtheilung der Sitten roher Menſchenſtämme, welche bey chriſtlichen Miſſionären oft angetroffen wird, in deſſen Nachrichten keine Anzeige vorkommt, ſondern dieſe Nachrichten vielmehr Beweiſe enthalten, daß er die wahre und naturgemäße Triebfeder der Handlungen der Indianer zu finden,

Digitized by Google

finden, und auch das Große und Hochherzige in der Geſinnung, welches manchen dieſer Handlungen mit zum Grunde liegt, zu würdigen verſtand: ſo kann ſeinen Nachrichten in Anſehung der Zuverläſſigkeit der Vorzug vor allen übrigen, welche wir bis jetzt über die nordamerikaniſchen Indianer erhalten haben, nicht ſtreitig gemacht werden. Es ſcheint jedoch, als wenn bey der Abfaſſung jener Nachrichten eine Vorliebe für die Indianer, und eine Neigung, die Sitten derſelben von einer beſſern Seite darzuſtellen, als von Andern geſchehen iſt, manchmahl die Feder geführt habe. Warum aber die Beobachter der Sitten und Lebensweiſe eines Volkes nicht immer mit einander übereinſtimmen, läßt ſich vollkommen begreiflich machen, ohne daß man einem derſelben ein Eingenommenſeyn für oder gegen das Volk beyzulegen braucht. In allen mehr oder weniger zahlreichen, mehr oder weniger kultivirten Menſchenſtämmen giebt es immer Individuen, die ſich durch Einſicht, Geſinnung und Geſchicklichkeiten vor den übrigen Mitgliedern des Stammes, wozu ſie gehören, auszeichnen; unter dieſen aber wieder Manche, die durch Ausartung ſchlechter als ihre Stammgenoſſen ſind. Die beſſern Individuen ſind jedoch unſtreitig diejenigen, in welchen der Charakter des Stammes und die Entwickelung der menſchlichen Fähigkeiten, die bey

ihm

Digitized by Google

ihm Statt findet, am beſtimmteſten ſichtbar wird. Wenn daher Heckewelder in ſeiner Beſchreibung der Indianer nur auf diejenigen davon, die nicht durch die Annahme der Verdorbenheit ſchlechter Europäer ausgeartet waren, vorzüglich Rückſicht nahm, ſo gab er dadurch der Beſchreibung diejenige Beſchaffenheit, wodurch ſie zur richtigen Auffaſſung des ächten Charakters der Indianer tauglich ward. Da ferner bey den Menſchenſtämmen in der neuen Welt eben ſo, wie bey den Völkern in der alten, eine Verſchiedenheit der Denkart, Sitten und Gebräuche Statt findet, auch wenn ſie ihrem Urſprunge nach mit einander verwandt ſind, ſo kann aus der Abweichung der Nachrichten über die nordamerikaniſchen Indianer von einander noch keinesweges gefolgert werden, daß Unwiſſenheit, Irrthum oder Befangenheit bey den Verfaſſern der Nachrichten die Abweichung hervorgebracht habe. Die Nachrichten beziehen ſich auf verſchiedene Stämme, und das Betragen des einen Stammes gegen Feinde und Gefangene, gegen die Weiber und gegen die abgelebten Mitglieder der Familie kann einen Mangel menſchlicher Gefühle enthalten, der von einem andern Stamme verabſcheuet wird, oder doch nur höchſt ſelten bey ihm vorkommt. Und daß die Irokeſen weit roher und bösartiger ſind, als die Delawaren, darüber hat Heckewelder viele

That=

Digitized by Google

Thatſachen mitgetheilt. Endlich iſt noch bey den von einander abweichenden Nachrichten über die nordamerikaniſchen Indianer die Beſchaffenheit derjenigen Dinge zu berückſichtigen, auf welche ſich die Nachrichten beziehen. Dieſe Dinge ſind der Inhalt des religiöſen Glaubens, die Beſchaffenheit der Erziehung, das Schickſal der Weiber und die Behandlung der im Kriege gefangenen Feinde. Nach Heckewelder (S. 110 *) iſt ein oberſter Weltgeiſt der einzige Gegenſtand der religiöſen Verehrung der Indianer. Nach Loskiel (S. 364) nehmen ſie aber noch eine Menge mächtiger Geiſter an, die in den Elementen, Thieren und Gewächſen ſich aufhalten, und bringen ihnen Opfer: auch ſollen ſie an beſondere Schutzgeiſter glauben, die dem Menſchen helfen und beyſtehen. Dieſer Schriftſteller führt jedoch ſelbſt an, daß die Indianer nach ihrer ausdrücklichen Verſicherung nie die niedern Geiſter guter Art an und für ſich anbeten, oder ihnen opfern, ſondern in denſelben eigentlich nur Gott oder den großen Mannitto verehren, und daß kein Miſſionär ſich von der Verehrung des böſen Geiſtes

*) Die in dieſem Aufſatze enthaltenen Hinweiſungen auf Heckewelder, Carver, Long, Loskiel und Volney beziehen ſich auf die Seitenzahl der Ueberſetzung der Heckewelderiſchen Nachrichten, und der ihr beygefügten Nachrichten aus den vier letzten Schriftſtellern.

Digitized by Google

Geiſtes bey den Indianern habe verſichern können. Nach Volney (S. 127) hingegen richten die Indianer ihre Gebete vorzugsweiſe und faſt ausſchließlich an die böſen Geiſter, und beziehen ſich die Sühnopfer derſelben ſo wie alles, was bey ihnen zum religiöſen Cultus gehört, auf dieſe Geiſter. Allein die Annahme beſonderer Geiſter, die in der Welt Gutes oder Böſes bewirken, iſt mit dem Glauben an ein oberſtes Weltweſen ſehr wohl vereinbar, ſobald ſie dieſem nur untergeordnet, oder als Diener ſeines Willens gedacht werden. Volney's Verſicherung aber, daß die Indianer den böſen Geiſt anbeten, ſtreitet mit den übrigen Nachrichten über dieſelben. Und da dieſer ſonſt treffliche Beobachter und geiſtreiche Darſteller der Menſchen und ihrer Sitten meiſtentheils nur ſolche Indianer kennen lernte, die durch den häufigen Verkehr mit den Europäern und durch den unmäßigen Genuß hitziger Getränke ſehr ausgeartet waren (S. 461), ferner wegen der Kürze des Aufenthalts unter denſelben nur wenig Gelegenheit hatte, ihre Denkart und Sitten genau kennen zu lernen, ihm auch das hiezu unentbehrliche Mittel, nähmlich die Kenntniß der Sprache der Indianer fehlte; ſo kann deſſen Verſicherung unmöglich mehr Glauben verdienen, als die der übrigen Beobachter dieſes Menſchenſtammes. Das eben Angeführte iſt

zu-

Digitized by Google

zugleich mit hinreichend, dasjenige zu würdigen, was Volney (S. 156) über die Beſchaffenheit der Erziehung bey den Indianern, dem widerſprechend urtheilt, was Heckewelder und Andere davon anführen. Und wenn dieſe Erziehung bloß darauf gerichtet geweſen wäre, die Kinder in der Verſtellung, Grauſamkeit, im Haſſe gegen Andere, in der Behutſamkeit, Rache, und im Blutdurſte zu unterrichten, was Volney behauptet, wie wären denn diejenigen guten Eigenſchaften der Indianer entſtanden, ohne welche gar kein friedliches Zuſammenleben der Mitglieder deſſelben Stammes, keine Bereitwilligkeit dem, was in Anſehung des Gemeinwohls eines Stammes gerathen und beſchloſſen worden iſt, Folge zu leiſten, Statt gefunden haben würde? Ueber die Verſchiedenheit der Nachrichten in Anſehung des Zuſtandes der Weiber bey den Indianern giebt aber Loskiel (S. 262) hinreichende Auskunft, wenn er ſagt: "die Weiber der Delawaren haben es ſo gut, als es die Lebensart der Indianer zuläßt; bey den Irokeſen iſt ihre Lage nicht ſo gut." Was endlich die Verſchiedenheit in den Nachrichten über die grauſame Behandlung der im Kriege Gefangenen betrifft, ſo iſt Heckewelder's Verſicherung, daß eine ſolche Behandlung nur ſelten Statt finde, und erſt durch den Verluſt vieler Freunde und Stammgenoſſen in einem

einem Kriege, oder durch die muthwilligen und vorſätzlichen Mordthaten des Feindes an Weibern und Kindern veranlaßt werde, weit mehr mit den Geſetzen der menſchlichen Natur übereinſtimmend, als die Verſicherung des Gegentheils von Andern: und er hatte dabey auch wohl vorzüglich nur die Stämme der Delawaren vor Augen.

Der Werth ausführlicher Nachrichten über den Charakter der nordamerikaniſchen Indianer wird freylich für die Einwohner der nordamerikaniſchen Freyſtaaten durch den Umſtand ſehr erhöhet, daß jene die ehemaligen Beſitzer des Landes waren, welches dieſe jetzt inne haben. Allein auch bloß in Beziehung auf Völker= und Menſchenkunde iſt jener Werth ſehr bedeutend. Darſtellungen der Denkart, Sitten und Gebräuche civiliſirter Völker, wenn ſie ſich vollends auch noch in Künſten und Wiſſenſchaften auszeichneten, und dadurch um die Nachwelt Verdienſte erwarben, haben allerdings etwas weit Anziehenderes für uns, weil in dieſen Völkern das wahrhaft Menſchliche im Menſchen zu größerer Ausbildung gelangte. Auch werden die Aufklärungen über den Urſprung und Fortgang der Entwickelung des Geiſtes und Gemüthes bey einem Menſchenſtamme deßwegen mit Recht vorzüglich geſchätzt, weil ſie über die Geſetze der Entwickelung menſchlicher Fähigkeiten Aufſchlüſſe ertheilen.

Digitized by Google

len. Zu dieſen Aufſchlüſſen bieten nun freylich die Nachrichten über die nordamerikaniſchen Indianer keine Beyträge dar. Gleichwohl iſt das, was wir nunmehr von dieſem Menſchenſtamme wiſſen, in mehr als einer Rückſicht für die Erweiterung der Erkenntniß der menſchlichen Natur und der mannichfaltigen beſondern Beſtimmungen, welche die Aeußerung ihrer Kräfte und Beſtrebungen erhalten hat, ſehr wichtig. Denn wenn man in der Lehre von dieſer Natur immer nur die Griechen und Römer und die kultivirten Völker der neuern Zeit vor Augen hat, ſo umfaßt ſie bloß die Angabe der Beſonderheiten einiger Zweige der großen Familie, woraus das menſchliche Geſchlecht beſteht. Und gleichwie aus dem Organismus und der Lebensweiſe einer Thiergattung noch nicht auch ſchon der Organismus und die Lebensweiſe einer andern, obgleich ihr nahe verwandten Gattung erkannt werden kann; eben ſo wenig läßt ſich nach der Beſchaffenheit der Aeußerung des geiſtigen Lebens bey einem Menſchenſtamme die Beſchaffenheit deſſelben Lebens bey einem andern beſtimmen. Auch wird hoffentlich Heckewelder's Beſchreibung des Charakters und Lebens der nordamerikaniſchen Indianer dazu beytragen, daß man ſich unter denſelben nicht mehr ſo genannte Wilde vorſtellt, die einzig und allein mit der Befriedigung der Triebe,

 welche

welche der Menſch mit den Thieren gemein hat, beſchäftiget, und von den Wilden in andern Gegenden nur durch eine das menſchliche Gefühl empörende Grauſamkeit gegen die im Kriege Gefangenen unterſchieden ſind. Denn daß das Alte und Neue Teſtament in einer Mundart der Sprache dieſer Menſchen hat überſetzt werden können (S. 202), beweiſet ganz unleugbar, daß ihr Geiſt nicht arm an Kenntniſſen und Begriffen, und ihr Herz nicht ohne alle Regungen der edlern Gefühle unſerer Natur geweſen ſey, weil die Sprache eines Volkes den ſichern Maßſtab der Entwickelung ſeines geiſtigen Lebens ausmacht. Der jüngern Liebhaber der Menſchenkunde wegen, welche Heckewelder's Nachrichten in der Abſicht durchleſen, um ihre Kenntniſſe vom Menſchen zu erweitern, möge aber noch die Hinweiſung auf einige der Aufmerkſamkeit ganz beſonders werthe Punkte in dieſen Nachrichten hier einen Platz finden.

Der erſte dieſer Punkte iſt die Beſchaffenheit des religiöſen Glaubens der Indianer. Rein von aller Vergötterung eines lebloſen Weſens, oder eines Thieres, oder verdienſtvoller Menſchen, welche unter ihnen gelebt haben, oder irgend einer Naturkraft, verehren ſie nur einen oberſten und mächtigen Weltgeiſt, den Herrn des Lebens und den Geber alles Guten, deſſen ſie ſich in ihrem Zu-

Digitized by Google

ſtande zu erfreuen haben, und glauben an ein Leben nach dem Tode. Ihre Verehrung des höchſten Weſens beſteht aber nicht bloß darin, daß ſie, um deſſen Gunſt zu erhalten, ſich in Gebeten an daſſelbe wenden, oder ihm Opfer bringen; ſondern dazu gehört auch die Unterſtützung der Nothleidenden und die Ausübung der Gaſtfreyheit. Ferner iſt die Erfüllung geſchloſſener Verträge und die Enthaltung aller Beleidigung derjenigen, welche der Wiederherſtellung des Friedens wegen von einem Stamme zum andern während des Krieges geſandt werden, durch ihren religiöſen Glauben geheiligt. In dieſem ſind alſo die Grundideen zu einem der menſchlichen Vernunft angemeſſenen Theismus enthalten, und es war nur ein guter philoſophiſcher Kopf dazu erfoderlich, um aus dieſen Ideen eine Lehre von Gott zu bilden, die ſich eben ſo ſehr durch die Vorſtellungen von der Erhabenheit Gottes über alles Irdiſche, als durch die Beförderung einer ſittlich guten Geſinnung bey den Menſchen ausgezeichnet hätte. Wenn man nun noch darauf Rückſicht nimmt, daß die Lehre von einem oberſten und gegen die Menſchen gütig geſinnten Weltgeiſte bey den Indianern weder durch erbliche oder gewählte Prieſter, noch auch durch eine beſondere äußere Anſtalt unterſtützt und ihrem Gemüthe eingeprägt ward, und ſich gleichwohl nicht

 mit

mit dem Glauben an Zauberey, dem ſie doch ſehr ergeben ſind (S. 415), vereinigte und vermiſchte; ſo muß man wohl geſtehen, daß dies zu den merkwürdigſten Erſcheinungen in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes und der Entwickelung ſeines Nachdenkens über die Welt gehöre, und man kann ſich dabey nicht wohl der Frage enthalten: wie kamen die Indianer zu einer ſolchen Lehre von Gott, und was bewahrte dieſelbe vor aller Verfälſchung durch Fetiſchismus, Vergötterung der Naturkräfte, Dämonologie, Heroendienſt und andere Irrthümer dieſer Art? Unter den Erforſchern der Ausbreitung der Kultur bey den verſchiedenen Völkern iſt neuerlich die Neigung herrſchend geworden, jedes Volk, das ſich durch den beſondern Inhalt ſeines religiöſen Glaubens und durch die darauf Beziehung habenden Anſtalten auszeichnet, oder in Werken der Kunſt und in den wiſſenſchaftlichen Einſichten (z. B. von der regelmäßigen Bewegung der Himmelskörper) etwas Vorzügliches zu Stande gebracht hat, bey einem andern, ſchon früher mit Kultur verſehenen Volke in die Schule gehen, oder davon abſtammen zu laſſen, und auf dieſe Art die Verbreitung beſſerer Erkenntniſſe, guter Sitten und der das Leben veredlernden Künſte unter den verſchiedenen Menſchenſtämmen begreiflich zu machen. Können vollends in Anſehung der re-

ligiöſen

Digitized by Google

ligiöſen Lehren und Gebräuche, des Wiſſens, des Geſchmacks und der Sitten zweyer Völker manche beſondere Aehnlichkeiten nachgewieſen werden, ſo glaubt man unbeſtreitbare Beweiſe dafür beygebracht zu haben, daß das eine Volk der Stammvater oder Lehrmeiſter des andern ſeyn müſſe. Darauf aber, daß auch wohl ein Volk vermöge des natürlichen Strebens der menſchlichen Kräfte und Anlagen nach Entwickelung ſich unter begünſtigenden Umſtänden durch ſich ſelbſt aus der Roheit zur Civiliſation und Kultur erhoben haben könne, wird wenig Rückſicht genommen. Auch iſt bereits eine Erklärung des Urſprungs des Theismus der nordamerikaniſchen Indianer auf jene Weiſe verſucht worden. Adair *) findet nähmlich in dieſem Theismus einen vorzüglichen Grund für ſeine Behauptung, daß die eingebornen Amerikaner von den Iſraeliten abſtammen, die entweder als ein Handlung treibendes Volk nach Amerika gekommen ſeyn, oder, was ihm größere Wahrſcheinlichkeit zu haben ſcheint, um der Gefangenſchaft in Aſſyrien nach der Eroberung ihres Reiches durch Salmanaſſer zu entgehen, daſelbſt eine Freyſtätte geſucht haben ſollen. Allein es iſt nicht nöthig, die Gründe dieſer Ableitung jenes Theismus aus der Reli=

*) The Hiſtory of the American Indians, p. 18. London, 1775.

Religion des iſraelitiſchen Volkes der Prüfung zu unterwerfen, oder auf eine andere Hypotheſe über die Abſtammung der eingebornen Amerikaner von irgend einem beſtimmten Volke des alten Feſtlandes Rückſicht zu nehmen. Denn die Unhaltbarkeit aller dieſer Hypotheſen iſt ſchon zur Genüge dargethan worden *). Und da die Fähigkeit, zu einer reli-
giöſen

*) In Vater's Unterſuchungen über Amerikas Bevölkerung aus dem alten Kontinente, Leipzig 1810. iſt die große Menge der Meinungen über die Abſtammung der Urbewohner Amerikas von Völkern der alten Welt, und was jeder dieſer Meinungen entgegenſteht, angeführt worden. Die neueſte Schrift, worin eine Aufklärung dieſer Abſtammung verſucht wird, iſt: Reſearches on America, being an Attempt to ſettle ſome Points relative to the Aborigines of America, by M' Culloh, Jun. M. D. Baltimore, 1817. Als das Ergebniß ſeiner (mit vieler Umſicht und großem Aufwande von Gelehrſamkeit angeſtellten) Nachforſchungen über die Abſtammung der amerikaniſchen Indianer von einem Volke der alten Welt giebt der Verfaſſer an, daß bloß die Wahrſcheinlichkeit einer ſolchen Abſtammung dargethan werden könne, und daß dieſes Volk ſchon zu einer Zeit nach Amerika gekommen ſeyn müſſe, wo alle Menſchen noch einerley Sprache redeten und die nähmliche Gelegenheit hatten, Bildung anzunehmen.

Da nach unbeſtreitbaren Gründen nicht die Uebereinſtimmung in einigen Meinungen, Sitten
und

gióſen Anſicht von der Welt zu gelangen, in den eingebornen Amerikanern eben ſo wohl vorhanden iſt, als in allen übrigen Menſchen; da ferner was als äußerer Reiz dazu erfodert wird, daß dieſe Fähigkeit zur Ausübung gelange, in Amerika gleichfalls Statt findet; da überdies die nordamerikaniſchen Indianer in der Ausbildung ihres Nachdenkens über ſich und über die Dinge in der ſie umgebenden Welt, ſchon längſt ſo weit gekommen waren, daß dieſes Nachdenken auch zu einer Beziehung der Welt auf ein oberſtes Weſen führen konnte; und da endlich ihre Religion nicht von der

Be

und Gebräuchen, ſondern hauptſächlich nur die Aehnlichkeit der Sprachen zweyer Völker in Anſehung mehrerer Wörter und der darin vorkommenden Wurzellaute, vorzüglich aber in Anſehung der grammatiſchen Formen, ſichere Beweiſe von der Stammverwandtſchaft dieſer Völker enthält; durch das Licht aber, welches Duponceau über die grammatiſche Formen und den Bau aller Sprachen in Amerika von Grönland bis zum Cap Horn verbreitet hat (S. 173), eine weſentliche Verſchiedenheit dieſer Sprachen von jeder bekannten Sprache eines Volkes in der alten Welt ſichtbar geworden iſt; ſo werden auch wohl die bisher immer vergeblichen Verſuche, den Urſprung der Bevölkerung Amerikas auf ein beſtimmtes Volk in der alten Welt, oder auf mehrere Völker in dieſer zu beziehen, ein Ende erreichen.

Beſchaffenheit iſt, daß dazu irgend eine feine, durch viele Uebungen erſt mögliche Zergliederung und Verbindung abgezogener Begriffe oder Ausbildung überſinnlicher Ideen erfoderlich geweſen wäre; ſo kann der Urſprung dieſer Religion auch aus einer in vorzüglichen Köpfen unter den Indianern entſtandenen Selbſtthätigkeit des Geiſtes und aus den natürlichen Eingebungen ihres Herzens abgeleitet werden. Daß aber bey ihnen dieſe Religion ohne alle äußere Anſtalt zu deren Erhaltung von einem Geſchlechte zum andern unverändert übergieng, dies wird durch Heckewelder's Nachrichten über ihre Erziehung der Kinder und über die daraus herrührende Verehrung der Weisheit des Alters begreiflich.

Eine für die Menſchenkunde gleichfalls wichtige und hergebrachten Vorſtellungen auch nicht angemeſſene Sache iſt der Rechtszuſtand der nordamerikaniſchen Indianer, und die Art und Weiſe, wie er bey ihnen erhalten ward. Wenn ein philoſophiſcher Rechtslehrer behauptet hätte: Es ſey eine dauerhafte geſellſchaftliche Verbindung unter Menſchen möglich, die ein Gemeinweſen begründe, einen Geſammtwillen unter dieſen Menſchen hervorbringe und Rechtsverhältniſſe unter denſelben beſtimme und ſchütze, ohne daß es für eine ſolche Verbindung ein geſchriebenes bürgerliches und peinliches

liches Geſetzbuch, oder irgend eine entweder durch Geburt oder durch Wahl beſtimmte, und mit Gewalt verſehene Obrigkeit gebe, und die lediglich durch die freye Einwilligung der Mitglieder der Geſellſchaft zu den Vorſchlägen, welche die durch ihre Einſichten in Anſehen ſtehenden Männer zur Beförderung des allgemeinen Beſten thun, erzeugt, durch die Anhänglichkeit an die Stammgenoſſen aber, durch einen daraus entſpringenden Gemeinſinn, ferner durch die Begierde nach der Ehre, ſich in der Vertheidigung der Rechte und Sicherheit des Stammes auszuzeichnen, erhalten, und endlich noch durch die Nothwendigkeit, einig zu ſeyn, damit den äußern Feinden Widerſtand gethan werden könne, mit Feſtigkeit verſehen werde; — wenn ein Philoſoph die Möglichkeit einer ſolchen Verbindung unter Menſchen behauptet hätte, ſo würde ſie für ein mit unleugbaren Thatſachen der Erfahrung und mit den Geſetzen der menſchlichen Natur ſtreitendes Hirngeſpinſt ausgegeben worden ſeyn. Gleichwohl hat ſie bey den nordamerikaniſchen Indianern viele Jahrhundert hindurch beſtanden, und war hinreichend, ein friedliches Zuſammenleben in den einzelnen Gemeinden und Stämmen derſelben zu bewirken, ſo wie auch Schutz gegen ſchlechte Mitglieder der Geſellſchaft und gegen äußere Feinde in einem Grade zu gewähren, in welchem er

oft

Digitized by Google

oft nicht in den mit weitläufigen Geſetzbüchern und einer, große Macht habenden Obrigkeit verſehenen Staaten gewährt wird. Volney erblickte freylich in der Verfaſſung der Indianer nur eine wahre und furchtbare Anarchie (S. 141); aber aus der Art, wie er ſich darüber erklärt, kann man leicht abnehmen, daß er die Folgen dieſer Verfaſſung nicht der Erfahrung bey den Indianern gemäß kannte, ſondern ſie nach den Greueln beurtheilte, welche die Ideen von der Freyheit und Gleichheit Aller im Volke während der franzöſiſchen Umwälzung veranlaßten, und in dem, was unter den Indianern, wenn ſie durch den übermäßigen Genuß berauſchender Getränke in einen Zuſtand der Raſerey verſetzt worden ſind, vorfiel, eine Beſtätigung ſeiner Meinung gefunden zu haben glaubte. Andere genaue und vieljährige Beobachter haben bey ihnen keine ſolche Anarchie angetroffen, und hätte ſie Statt gefunden, ſo würden die Indianer wie reißende Thiere ſich nach und nach unter einander ſelbſt aufgerieben haben. Daß aber die völlige Rechtsgleichheit, worin ſie lebten, in keine Anarchie übergieng, dies kann allein der Macht der Erziehung zugeſchrieben werden. Durch dieſe müſſen ſchon den Kindern die Grundſätze und Sitten, wodurch ihr Zuſammenleben geordnet ward, eingeflößt worden ſeyn, worauf auch Heckewel-

der

der. in der Anzeige ihrer völlig demokratiſchen, jedoch anarchieloſen Verfaſſung hinweiſet (S. 145).

Eine geſchichtliche Aufklärung der Ausbildung der Ideen des Rechts und der mannichfaltigen Anwendung dieſer Idee zur Beſtimmung der Verhältniſſe, worin ſowohl die mehr oder weniger eng verbundenen Mitglieder einer Geſellſchaft, als auch ganze Menſchenſtämme im Zuſtande des friedlichen Verkehrs und des Krieges zu einander ſtehen, würde gewiß höchſt intereſſant und wichtig für die Erkenntniß des geiſtigen Lebens im Menſchen ſeyn. Denn die Idee und deren Anwendung iſt eine den Menſchen eben ſo ſehr charakteriſirende Eigenthümlichkeit wie die Sprache. Selbſt die roheſten Menſchenſtämme ſind nicht ohne alles Gefühl von Recht und Unrecht, wie die neuern Nachrichten über ſolche Menſchenſtämme, z. B. die über die Neuholländer, hottentottiſchen Buſchmänner und Botocuden in Braſilien bezeugen. Der Wunſch nach einer ſolchen Aufklärung wird jedoch nie vollſtändig befriedigt werden. Den wichtigſten Beſtandtheil davon müßte nähmlich doch wohl die Rückſicht auf die Staatsverfaſſung und Geſetzbücher derjenigen Völker liefern, welche Civiliſation und Kultur beſaßen. Allein in Anſehung der meiſten dieſer Völker wiſſen wir wohl vieles von der Gewalt ihrer Regenten, von ihren Eroberungen, von ihren Anſtalten

für

für die Religion, von ihren Kunſtgeſchicklichkeiten; Nachrichten von ihrer Rechtsverfaſſung und von ihren Anſtalten für die Sicherheit und Erhaltung der Rechte hingegen ſind entweder gar nicht zu uns gelangt, oder was wir davon beſitzen iſt meiſtentheils aus einzeln Bruchſtücken beſtehend, daher ſich daraus keine genaue Vorſtellung von dem Ganzen der Verfaſſung bilden läßt. Aber über die erſten Beſtimmungen und Anwendungen der Idee des Rechts und der ihm entſprechenden Verbindlichkeit zu etwas gegen den Berechtigten bey rohen und nicht civiliſirten Völkern, und über den Einfluß beſonderer Umſtände in der Lage eines jeden Volkes auf die Ausbildung der Idee, läßt ſich allerdings aus den Beobachtungen der Sitten und Lebensweiſe jener Völker manche Belehrung ſchöpfen, und Heckewelder's Nachrichten ſind auch in dieſer Rückſicht vorzüglich wichtig.

Und ſo können dieſe Nachrichten noch dazu dienen, ſich von vielem Andern, was bey kultivirten Völkern zu größerer Vollkommenheit gebracht worden iſt, ſeinem Entſtehen oder ſeiner erſten Geſtalt nach eine richtige und deutliche Vorſtellung zu machen. Hieher gehört z. B. was Heckewelder über die noch ganz kunſtlos ſich äußernde Wohlredenheit, ferner über die Anfänge des Gebrauchs der Bilderſchrift bey den nordamerikani-

ſchen

Digitized by Google

ſchen Indianern angeführt hat. Will man aber, was im Zuſtande der Kultur menſchlicher Geiſteskräfte oft zu einer bewunderungswürdigen Vollkommenheit gebracht worden iſt, ſeiner Beſchaffenheit nach vollſtändig kennen lernen, ſo muß auch auf die erſte und noch ganz rohe Form deſſelben, die gleichſam das Samenkorn dazu ausmachte, Rückſicht genommen werden.

Ganz vorzüglich lehrreich für die in der Menſchenkunde anzuſtellenden Nachforſchungen über dasjenige, was auf die Entwickelung menſchlicher Fähigkeiten Einfluß hat, können aber Heckewelder's Schilderungen des innern und äußern Lebens der nordamerikaniſchen Indianer dadurch werden, daß man dieſes Leben mit dem bey andern uncivilisirten Völkern vergleicht, ſich die darin vorkommenden Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten deutlich macht und den Urſachen von beyden nachforſcht. Unter den Leſern jener Schilderung dürften gewiß nur wenige ſeyn, in denen nicht nach einer Erwägung ihres geſammten Inhalts die Frage entſtände: Warum die Indianer ſeit vielen Jahrhunderten, wie es ſcheint, gar keine Fortſchritte in der Verbeſſerung ihres Daſeyns und in der Ausbildung ihres Geiſtes und Gemüthes gethan haben? Dieſe Indianer ſtehen nähmlich weit über denjenigen rohen Menſchen, deren ganzes Thun einzig und

allein

Digitized by Google

allein durch die Gefühle des Hungers, Durſtes, der Geſchlechtsluſt und der Gefahr in Anſehung ihres Lebens durch Angriffe reißender Thiere oder feindſelig geſinnter Menſchen darauf beſtimmt wird, und die in der Befriedigung der aus dieſen Gefühlen entſpringenden Bedürfniſſe mehr inſtinctartig verfahren, als nach einer Ueberlegung. Wir finden vielmehr bey den Indianern Aeußerungen des Verſtandes, die viel Uebung vorausſetzen, und ſogar einen nicht gemeinen Grad des Scharfſinnes zu erkennen geben. Darin ferner, daß bey ihnen auch Beweiſe einer edeln Geſinnung, uneigennützige und faſt heroiſche Aufopferung für Freunde und Stammgenoſſen, und eifrige Beſorgung des gemeinſchaftlichen Wohls des Stammes, wozu ſie gehören, vorkommen, ſtimmen alle genaue Beobachter derſelben überein, und Heckewelder hat darüber manche beſondere, gewiß jeden Leſer von Gefühl rührende Thatſache angeführt. Solche Handlungen ſetzen aber Gefühle voraus, welche nur in einem bereits gebildeten Gemüthe Statt finden können. Und wie hätten auch wohl, ohne eine große Lebhaftigkeit der dem Menſchen eigenthümlichen Gefühle, Selbſtmord aus Gram über eheliche Untreue, oder Seelenkrankheiten bey den Indianern entſtehen können (S. 440), da dem bloß thieriſch fühlenden Menſchen alle Empfänglichkeit für diejenigen Gemüths=

Digitized by Google

müthsbewegungen, woraus ſie entſpringen, fehlt. Ja einige der indianiſchen Stämme beſaßen bereits manche Einrichtungen, welche das Entſtehen der Civiliſation ganz vorzüglich befördern, nähmlich ein Beyſammenleben mehrerer Familien in Dörfern oder Städten (wie ihre Wohnplätze, wenn ſie einen größern Umfang hatten, genannt worden ſind), und zwar unter einem Häuptlinge. Ihre Nahrungsmittel verſchaffte ihnen auch nicht bloß die Jagd und der Fiſchfang, ſondern ſie ſäeten und pflanzten, um jene zu vermehren. Ueberdies fehlte ihnen in ihrem Lande keines von denjenigen Dingen, die wegen des Einfluſſes auf Geiſt und Herz für Beförderungsmittel menſchlicher Kultur gehalten werden. Welcher Urſache ſoll man es alſo zuſchreiben, daß der nordamerikaniſche Indianer immer an der Gränze des civiliſirten Lebens ſtehen blieb, ohne einen Schritt über die Gränze zu thun? Es ſind freilich immer einzelne, durch Kraft des Geiſtes und des Gemüthes ſich auszeichnende Menſchen, welche den großen Haufen dazu bewegen müſſen, eine beſſere Lebensweiſe anzunehmen. An Menſchen dieſer Art hat es aber den Indianern nicht gänzlich gefehlt, und manche ihrer Häuptlinge ſtanden wegen der Klugheit, Gerechtigkeitsliebe und Tapferkeit, die ſie bewieſen hatten, während des Lebens in großem Anſehen, und

war-

Digitized by Google

wurden nach dem Tode noch dankbar verehrt (S. 515). In der großen Gewalt, welche die Gewohnheit über die Menſchen ausübt, und in der Anhänglichkeit der Indianer an die Sitten und Lebensweiſe der Väter kann jene Urſache aber auch nicht enthalten ſeyn. Denn unter der Macht der Gewohnheit ſtehen faſt alle Menſchen, und blinde Anhänglichkeit an die Sitten und Lebensweiſe der Vorfahren findet bey jedem rohen Volke Statt. Sollte alſo dieſe Anhänglichkeit ein unüberwindliches Hinderniß des Fortſchreitens in der Entwickelung der menſchlichen Fähigkeiten ausmachen, ſo würde wohl kein Menſchenſtamm jemahls zu einiger Kultur gelangt ſeyn. Es giebt überdies Vorfälle im Leben einzelner Menſchen und ganzer Völker, welche der Macht der Gewohnheit überlegen ſind, und zu Veränderungen in der Denkart und Lebensweiſe Veranlaſſungen enthalten; und ſolche Vorfälle mögen ſich auch wohl bey den amerikaniſchen Indianern zugetragen haben. Dem Mangel an Prieſtern, welche im Nahmen einer höhern und unſichtbaren, und deſto mehr gefürchteten Macht die Menſchen zu gewiſſen Handlungen verbindlich machen, und an Gehorſam gegen einen Obern gewöhnen, kann es endlich auch nicht zugeſchrieben werden, daß bey den Indianern keine von den Anſtalten eingeführt wurde, welche dem Genuſſe

der

der Annehmlichkeiten des Lebens mehr Erweiterung und Sicherheit geben, und dadurch die Entwickelung menſchlicher Talente befördern. Denn es iſt gegen die Geſchichte, daß nirgends Civiliſation ohne ein Prieſterthum entſtanden und erhalten worden ſey, oder daß Religion, ohne welche freylich kein kultivirtes Volk war, immer erſt durch Vermittelung der durch ihre Verrichtungen ſich über die übrige Maſſe des Volkes erhebenden Prieſter Einfluß auf die Sitten und das Leben des Volkes erhalten habe. Ein anderes, und zwar deßwegen ſehr mächtiges Hinderniß der Fortſchritte zur Civiliſation und Kultur, weil es aus einem Mangel derjenigen Beſtandtheile in dem geiſtigen Leben des Menſchen beſteht, welche die unentbehrliche Bedingung jedes Fortſchreitens in der Entwickelung der menſchlichen Anlagen ausmachen, ſcheint jedoch bey den nordamerikaniſchen Indianern beſtimmt nachgewieſen werden zu können. Wenn nähmlich der Menſch den Zuſtand, worin er ſich in Anſehung des Genuſſes der Annehmlichkeiten des Lebens befindet, verlaſſen und ſeine Kräfte dazu anſtrengen ſoll, um ſich einen beſſern zu verſchaffen, ſo iſt dazu ein lebhaftes Bild von dieſem beſſern Zuſtande erfoderlich, das in eben dem Grade, in welchem es ihn mit angenehmen Ausſichten in die Zukunft erfüllt, auch eine Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Lage erregt, und zur Veränderung derſelben antreibt. Ein ſolches Bild iſt aber ein Er-

 zeugniß

zeugniß der ſo genannten produktiven Einbildungs-kraft, oder eine Art von Dichtung, worin das menſchliche Daſeyn in einer beſſern Geſtalt, als die vorhandene Wirklichkeit beſitzt, dargeſtellt wird. Auch iſt es dieſe Einbildungskraft, durch deren Wirken alle Begeiſterung für Etwas hervorgebracht wird; und ohne Begeiſterung iſt noch nie ein Menſch zu einer bedeutenden Verbeſſerung ſeiner Sitten und ſeines Lebens gebracht worden. Nun ſtimmen aber alle Nachrichten über die nordamerikaniſchen Indianer darin mit einander überein, und die Heckewelderiſchen ſetzen es durch Mittheilung mehrerer Thatſachen außer allem Zweifel, daß bey dieſen Indianern die Regungen und das Wirken der produktiven Einbildungskraft weit ſchwächer waren, als der die Aehnlichkeiten und Unterſchiede der Dinge genau beſtimmende, und Zwecke, die den Umſtänden angemeſſen gefaßt worden waren, durch den Gebrauch bekannter Mittel ausführende Verſtand. Zwar drückten die Indianer ihre Gefühle in Anſehung der Helden unter den Stammgenoſſen, des Krieges und ſeiner Gefahren und gegen den Geliebten auch wohl in einer Art von Geſang aus, und in den Nachrichten über jene ſind einige dieſer Geſänge mitgetheilt worden. Allein ſchon eine geringe Aufmerkſamkeit auf die Beſchaffenheit ihres Inhalts zeigt ſogleich, daß darin ſolche Bilder, wodurch der beſungene Gegenſtand gehoben und zu größerem Einfluſſe auf das Ge-

fühl

fühl gebracht wird, faſt gänzlich fehlen. Eben ſo ſind die Mythologie oder die Sagen der Indianer von der Art, wie ihre Altvordern entſtanden und auf die Erde kamen (S. 429) — und dieſe Sagen wurden bey jedem Volke durch die Phantaſie ausgeſchmückt, wenn ſie in ihm zu einiger Entwickelung gelangt war — ohne irgend eine poetiſche Erfindung, und enthalten dem Ganzen und den einzelnen Theilen nach genommen nichts, was ſinnreich wäre *). Langſam, bedächtig und ohne alle

*) Meliſh hat in ſeinen Reiſen durch die vereinten Staaten von Amerika (deutſch von Brauns in der Bibliothek der Reiſebeſchreibungen herausgegeben von Bertuch B. XVII. S. 298) eine Sage der Delawaren über den Urſprung der großen Thierknochen am Ohio mitgetheilt, welche dieſelbe Armuth san Phantaſie verräth. Die Knochen ſollen nähmlich, ſo lautet die Sage, von einer Heerde erſchrecklicher Thiere herſtammen, die zu der Stelle kamen, wo jetzt ihre Knochen angetroffen werden, und daſelbſt unter den Bären, Hirſchen, Elenthieren, Büffelochſen und andern zum Nutzen der Indianer erſchaffenen Thieren eine allgemeine Vernichtung anrichteten. Als aber der große Mann oben (der große Mannitto) beym Herabſchauen dies gewahrte, ward er ſo wüthend, daß er ſeinen Blitz ergriff, auf die Erde herabſtieg, ſich auf die Klippen eines benachbarten Berges ſetzte, wo ſein Sitz und die Spuren ſeiner Füße noch zu ſehen ſind, und ſeine Donnerkeile auf ſie herabſchleuderte

alle Belebung durch die Phantaſie ſind ſeine Mit- theilungen; er iſt wortarm, einſylbig, und was er der Frau, den Kindern, den Bekannten nach der Rückkehr von der Jagd und aus dem Kriege zu ſagen hat, wird erſt nach einiger Zeit und ſo kurz wie möglich, vorgetragen. Und die polyſyn- thetiſche Form ſeiner Sprache, wie ſie Dupon- ceau genannt hat (S. 176), hängt auch wohl mit ſeiner Armuth an Phantaſie und mit der daraus entſprungenen Einſylbigkeit zuſammen, und war deßwegen wieder ein Hinderniß des Gebrauchs der Sprache zur Poeſie. Dieſe Armuth an Phan- taſie bey den Indianern iſt aber um ſo weniger auffallend, da ſie bey allen Urbewohnern von Ame- rika, mit alleiniger Ausnahme der Peruaner, an- getroffen wird. Denn nachdem dieſe durch die Yncas vermittelſt der religiöſen Verehrung der Sonne — welche Verehrung, da ſie dem Menſchen das Licht und die Reinheit dieſes Geſtirns als Sinnbilder des Guten, wonach er im Leben ſtre- ben ſoll, vorhält, überall von wohlthätigem Ein- fluſſe

derte, bis ſie alle, den dickbäuchigen Ochſen aus- genommen, getödtet waren. Dieſer, ſeine Stirn den Pfeilen entgegenſtellend, ſchüttelte ſie ab, ſobald ſie auf ihn fielen; als er aber einen der- ſelben zuletzt verfehlte, ward er von ihm in die Seite verwundet, worauf er, raſch herumſprin- gend, über den Ohio, Wabaſch, Illinois und endlich über die großen Seen ſetzte, wo er noch bis auf dieſen Tag lebt.

Digitized by Google

fluſſe auf das Gemüth geweſen iſt — civiliſirt worden waren, haben ſie in dem Baue von Straßen, Waſſerleitungen und Tempeln Unternehmungen ausgeführt, welche den Römern Ehre gemacht haben würden, in Schauſpielen, Oden und in der Muſik aber eine von ſanften Gefühlen des Herzens erregte, und dieſe wieder durch ihre Schöpfungen verherrlichende Phantaſie geäußert, welche im Stande geweſen ſeyn würde, zu dem Höchſten zu gelangen, was durch Poeſie für die Belebung der Frömmigkeit und der Liebe zu Menſchen jemahls geleiſtet worden iſt, wenn ihr Fortſchreiten zu größerer Vollkommenheit nicht durch die Zerſtörung des Reichs der Yncas gehemmt worden wäre. Ob jedoch die Peruaner bereits in ihrem noch rohen Zuſtande mit der Anlage zu einer lebhaften Einbildungskraft reichlicher ausgeſtattet geweſen ſeyen, oder ob nicht vielmehr ihr Vorzug in der Thätigkeit der Phantaſie vor allen übrigen amerikaniſchen Völkerſchaften allererſt ein Erzeugniß ihrer Civiliſation und des Einfluſſes des reinen Dienſtes der Sonne auf den Geiſt und das Gemüth derſelben geweſen ſey, läßt ſich wegen des Mangels an Nachrichten über den Zuſtand der Einwohner von Peru vor den Yncas nicht beſtimmen. Das erſte iſt nicht unmöglich — denn dafür, daß ſich ein Menſchenſtamm vor den benachbarten Stämmen in irgend einer Art der Aeußerung des geiſtigen Lebens, ſo wie auch in Anſehung der Bildung des Körpers, ſchon ſehr früh aus-

Digitized by Google

auszeichne, ſind mehrere Thatſachen vorhanden — aber doch nicht wahrſcheinlich.

Welches Hinderniß der Annahme der Civiliſation und Kultur aber in der Schwäche der productiven Einbildungskraft enthalten ſey, kann aus der Vergleichung der nordamerikaniſchen Indianer mit einem berühmten Volke der alten Welt, mit dem jene in Anſehung des Charakters eine ſo große Aehnlichkeit haben, als wohl jemahls unter den Völkern verſchiedener Erdtheile vorgekommen ſeyn mag, gegen das ſie aber in Anſehung der Empfänglichkeit für Civiliſation und Kultur gänzlich abſtechen, deutlich und überzeugend eingeſehen werden. Dieſes Volk ſind die das Hochland und die Mitte der arabiſchen Halbinſel bewohnenden Beduinen. Die Beſchaffenheit ihres Vaterlandes beſtimmte ihre Lebensweiſe. Es liefert nähmlich nur Futter für Schaafe, Kameele und Pferde, und machte den Beduin zum Hirten, der aber, um den nöthigen Unterhalt für ſein Vieh zu finden, von einer Gegend zur andern ziehen muß. Auf einigen Stellen des Landes gedeihen Datteln, und wird auch etwas Korn gewonnen; die Wartung und Pflege hievon überläßt er jedoch ſeinen Negerſklaven. Die Jagd der Haſen, Gazellen und einiger anderer Thiere gehört bey ihm zu den Vergnügungen, und liefert nur wenig Nahrungsmittel. Sein Charakter, der immer unverändert derſelbe blieb, und worin auch ſelbſt die Annahme des Islam keine weſentliche Verände=

Digitized by Google

änderung hervorbrachte, iſt den Grundzügen nach folgender. Abhängigkeit von der Willkür und den Befehlen eines Obern gilt ihm für ſchimpfliche Erniedrigung des Menſchen und für das größte Elend. Auf alle Stammgenoſſen, die außer der arabiſchen Halbinſel in einer beſſern Lage ſich befinden und mehr Annehmlichkeiten des Lebens genießen, aber unter einem gebietenden Herren ſtehen, ſieht er daher mit Verachtung herab. Die größern oder kleinern und in einem gewiſſen Grade immer von einander unabhängigen Stämme der arabiſchen Beduinen ſtehen zwar unter einem erblichen oder erwählten Oberhaupte (Scheik, Emir), das aber nur der Erſte unter den, in Anſehung der angeſtammten Rechte einander Gleichen iſt, und bloß Gehorſam in Anſehung deſſen fodern darf, was die Mitglieder des Stammes gebilligt und beſchloſſen haben. Seine Freyheit und der Ruhm ſeines Stammes ſind deſſen Stolz, und er iſt jederzeit bereit, zur Vertheidigung derſelben ſein Schwerdt zu ziehen. Nach dem Rechte, welches er auf den Boden ſeiner Heimath zu beſitzen glaubt, ſieht er die Habe des Fremden, der denſelben betritt, als ſeine rechtmäßige Beute an, und plündert dieſen aus, ohne ſich jedoch dabey eines unnützen Mordes ſchuldig zu machen; ja hinterher ſättigt und erquickt er auch wohl den Ausgeplünderten in ſeinem Zelte. Wen er aber in ſeinen Schutz genommen hat, der iſt geſichert gegen alle Mißhandlung und Berau=

Beraubung, und mit dem Gaſtfreunde theilt er auch den letzten Biſſen, ohne dies für mehr, als natürliche Schuldigkeit zu halten. Aber ſo wie ſein Wohlthun gegen anerkannte Freunde keine Gränzen kennt, eben ſo iſt ſeine Rache gränzenlos, wenn ſie durch die Beleidigung der eigenen Perſon, oder eines Verwandten, oder durch die Beſchimpfung ſeines Stammes aufgeregt worden iſt. Selbſt die ihm heiligen Rechte der Gaſtfreundſchaft werden manchmahl nicht mehr geachtet, um die Rachſucht zu befriedigen, und dieſe artete oft in wahren Blutdurſt aus *). Aber dieſer großen Roheit der Bedui=

*) In den Wahabiten, deren Heimath die Hochländer und Steppen der arabiſchen Halbinſel ausmachen, haben ſich die Lebensweiſe, die Sitten und der Charakter der urſprünglichen Bewohner dieſer Hochländer und Steppen, oder der Beduinen=Araber unverändert erhalten. Sie werden aber von Allen, die ſie kennen zu lernen Gelegenheit hatten, als grauſam und blutdürſtig beſchrieben, ſobald ſie ihre Rachſucht befriedigen. In den neueſten Beyträgen zur Kunde der aſiatiſchen Türkey von Silveſtre de Sacy (deutſch in der Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen, herausgegeben von Sprengel und fortgeſetzt von Ehrmann, Band 40) wird von ihnen (S. 66) angeführt: "Sie ſetzten im Jahr 1801 in der Stadt Imam=Huſſein (einem von den Schiiten ſehr verehrten Orte, wo in der Begräbniß=Capelle des Huſſein unermeßliche Schätze aufbewahrt wurden, welche Schätze eben die Wahabiten zur Plünde=

Beduinen = Araber ungeachtet haben doch alle Stämme derſelben, die ihre Heimath verließen, Eroberungen in Aſien und Afrika machten, und Reiche ſtifteten, ſich ſehr ſchnell civiliſirt, durch Ackerbau und Handlung Reichthümer erworben, alle Künſte des Friedens geübt, die ihre Religion ihnen nicht verbot, und ſogar mit den Wiſſenſchaften ſich beſchäftigt, und dieſe noch erweitert. Es gehört zu den erſtaunenswürdigſten Begebenheiten in der Ge=

Plünderung des Ortes reizten), nachdem ſie ſolche während der Abweſenheit der Mehrzahl der Einwohner überfielen und ausplünderten, alles in Feuer und Blut. Die Grauſamkeiten, welche ſie begiengen, waren unerhört. Greiſe, Weiber und Kinder, Alles ſtarb unter ihrem unerbittlichen Schwerdte. In der Wuth, welche ſie belebte, ſah man ſie ſogar ſchwangern Weibern die Leiber aufſchneiden, und auf ihren blutenden Gliedern die ungebornen Kinder in Stücken zerhauen. Glaubwürdige Leute, welche ſo glücklich geweſen ſind, dieſem gräßlichen Blutbade zu entgehen, haben mich zu Bagdad verſichert, daß ſie einige dieſer Unmenſchen das Blut ihrer unglücklichen Schlachtopfer haben trinken ſehen." — Nach S. 151 derſelben Nachrichten wurden bey der Plünderung der Stadt Ana im J. 1807 dieſelben Grauſamkeiten begangen, wie in der Stadt Imam = Huſſein, und der größte Theil der Einwohner ermordet. Hiemit ſtimmt auch überein, was Burckhardt in ſeinen Reiſen nach Nubien (deutſch, Weimar, 1820) von den Wahabiten anführt, m. ſ. das dieſen Reiſen beygefügte Leben Burckhardts S. XL.

Geſchichte, daß der arabiſche Beduin, deſſen Denk- und Geſinnungsart ſo ſehr der Annahme der Ordnung des bürgerlichen Lebens widerſtrebt, nachdem er durch die Lehre des Propheten begeiſtert worden war, in einem Jahrhundert nicht nur ſeine Eroberungen von den Säulen des Herkules bis an den Indus ausdehnte, ſondern auch Reiche ſtiftete, die, kaum errichtet, in der Kultur und Pracht mit den älteſten Reichen des Morgenlandes wetteiferten. Was gab aber dem arabiſchen Beduin die Fähigkeit, eine ſo ſchnelle Veränderung in ſeiner Lebensweiſe anzunehmen? Unſtreitig die Lebhaftigkeit ſeiner Einbildungskraft oder ſein poetiſcher Sinn. Dieſer Sinn iſt ein Beſtandtheil ſeines National-Charakters und wohl ſo alt, als das ganze Volk, ob er ſich gleich erſt ſpät entwickelte und vorzügliche Früchte hervorbrachte. So viel kann man zum wenigſten mit Gewißheit behaupten, daß die Entwickelung ſchon lange vor dem Mohammed Statt gefunden habe *) und daß die poetiſche Einklei-

*) Th. Chr. Tychsen de poeseos arabum origine et indole antiquissima, in den Comment. Societatis Goetting. recent. Vol. III. p. 235. Eine Anzeige der Ausgaben und Ueberſetzungen der vorzüglichſten arabiſchen Gedichte aus den Zeiten vor dem Mohammed enthält Eichhorn's Litterär-Geſchichte I. S. 273 (Göttingen, 1812). Zu den in dieſem Werke angeführten Ausgaben ſind noch hinzugekommen die Gedichte des Antara (ſ. Götting. gel. Anzeigen v. J. 1817 St. 62, und v. J. 1820 St. 199).

Die

Digitized by Google

kleidung der Lehren des Koran, ſo wie die Begeiſterung, welche dieſe hervorbrachte, nur ein beſonderes Erzeugniß davon ausmachten. Der poetiſche Sinn der Beduinen-Araber iſt aber um ſo auffallender, da weder in der natürlichen Beſchaffenheit des Landes, welches ſie bewohnen, noch auch in den Pflanzen und Thieren deſſelben, etwas enthalten iſt, was durch ſeine wunderbare Geſtalt und Erhabenheit oder Schönheit die Einbildungskraft beleben und in einen Schwung verſetzen könnte.

Es giebt alſo einen vom Klima, Boden und von der Nahrungsart unabhängigen Unterſchied der Völker und Menſchenſtämme in Anſehung der Thätigkeit der Einbildungskraft, der auf den Charakter derſelben und auf die Entwickelung ihrer Fähigkeiten

ten

Die Gegenſtände der alten arabiſchen Poeſie waren die Kämpfe mit dem Feinde und die Siege über denſelben, die im Kampfe gebrauchten Waffen, der Ruhm des Stammes, die Treue der Freundſchaft, die Geliebte und deren Schönheit, der Werth des Lebens, die Naturbeſchaffenheit des Landes und endlich die Thiere, deren Milch und Fleiſch den Beduin nährt, und deren Rücken ihn durch die Wüſten trägt. Zu den Früchten des poetiſchen Geiſtes der Beduinen gehören auch die Erzählungen und Mährchen von wunderbaren Begebenheiten unter den Menſchen und in der äußern Welt in poetiſcher Proſa abgefaßt. Die Mittheilung derſelben iſt noch bey allen Arabern, wohin ſie auch gekommen ſeyn mögen, eine Lieblingsunterhaltung.

Digitized by Google

ten einen großen Einfluß hatte. Bey einigen war ſie nähmlich nur bis zu dem Grade wirkſam, der zum geiſtigen Leben ſchlechterdings unentbehrlich iſt; bey andern hingegen gab ſie durch ihre Schöpfungen allen, die Menſchen umgebenden Dingen eine höhere Bedeutung und erzeugte eine Empfänglichkeit für jede Verbeſſerung des menſchlichen Daſeyns. Denn in der Anhänglichkeit an die Stammgenoſſen, in dem Streben nach Ehre, in der Erhebung des Muthes über alle andere gute Eigenſchaften des Menſchen, in dem Abſcheu der Abhängigkeit von den Befehlen eines Andern und in der Dankbarkeit gegen bewieſenes Wohlwollen, ſo wie in der Rachſucht gegen einen Beleidiger, ſind die nordamerikaniſchen Indianer den Beduinen-Arabern völlig gleich. Allein jenen fehlte diejenige Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, die bey dieſen ſchon das Leben in der Wüſte verſchönerte, und ſie, nachdem es von ihnen verlaſſen worden war, zu einer ſchnellen Annahme jeder Art der Kultur befähigte. Der Beduin iſt in ſeinen Steppen geworden, was er darin werden konnte; der Indianer hingegen hat nie den Reichthum ſeines Bodens kennen gelernt, und zu benutzen verſtanden. Selbſt der ſonſt ſo wirkſame Stachel der Noth, in die er oft durch den Mangel an Nahrungsmitteln gerieth, hat ihn nicht dazu gebracht, durch Erweiterung des Anbaues nützlicher Pflanzen dieſe Mittel zu vermehren. Auch was er bey den ins Land gekommenen Europäern

ſah,

ſah, und die Gefahr, welche ihm die Vermehrung derſelben drohete, haben ihn nicht bewogen, eine Verbeſſerung ſeiner Lebensweiſe vorzunehmen. Und die Wenigen, welche die Lehre des Evangeliums angenommen haben, ſtehen in Anſehung der Empfänglichkeit für Kultur doch noch unter jedem dem Geiſte nach geſunden Europäer *). Bald

*) Volney hat in der Voyage en Syrie et en Egypte Tom I. p. 392. Paris, an VII über die Aehnlichkeiten und die Unterſchiede, welche zwiſchen den Beduinen und den nordamerikaniſchen Indianern Statt finden, bereits Betrachtungen angeſtellt. Die Unterſchiede werden aber von ihm bloß auf die blutdürſtige Grauſamkeit und die Menſchenfreſſerey (wovon dieſe nach Heckewelder's Nachrichten S. 39 nur bey einigen indianiſchen Stämmen im Gebrauch iſt) eingeſchränkt, und die Urſachen davon findet er darin, daß der Indianer von der Jagd lebt, dadurch ſich an die Begehung der Grauſamkeiten gewöhnt, durch die Gewalt des Hungers aber, wenn die Jagd nicht den nöthigen Unterhalt verſchafft, wie zu gewiſſen Zeiten der Fall iſt, Menſchen angreift, um ſich von deren Fleiſche zu nähren, und hernach aus Gewohnheit fortſetzt, was früher aus Noth gethan worden war. Der Beduin ſoll hingegen, da er wegen der Beſchaffenheit ſeines Landes weder von der Jagd noch vom Fiſchfange leben konnte, Hirte geworden ſeyn, ſich an Mäßigkeit im Eſſen gewöhnt und der Vergießung des Blutes enthalten haben. — Allein Herder hat bereits in den Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, Th. II. S. 189. Riga, 1786. die Unrichtigkeit der Ableitung der Gemüthsart der Völker aus ihrer Nahrungsart nach ſehr einleuchtenden Gründen dargethan. Und die Grönländer leben ja bloß von dem Fiſchfang und der Jagd, leiden ſehr oft Hungersnoth, und ſind doch ſehr gutmüthig; auch iſt Menſchenfreſſerey bey ihnen unerhört.

Bald wird das ganze Geſchlecht der Indianer ausgeſtorben ſeyn! Um ſo mehr muß man ſich alſo darüber freuen, daß über die Entwickelung der menſchlichen Fähigkeit in denſelben noch ſo ausführliche Nachrichten mitgetheilt worden ſind. Für den Menſchenforſcher werden dieſe immer einen Werth behalten. Möchte doch auch noch ein Anatom und Phyſiolog in Amerika die Beſonderheiten des körperlichen Baues der Indianer vor ihrem gänzlichen Verſchwinden aus der großen Familie des menſchlichen Geſchlechts unterſuchen! Für die Aufklärung der Wechſelwirkung, worin das organiſche und geiſtige Leben im Menſchen ſtehen, würden dieſe Unterſuchungen gewiß nützlich ſeyn. Möchte endlich, was Heckewelder in Anſehung der nordamerikaniſchen Indianer that, den Miſſionären, die zu andern rohen Menſchenſtämmen geſendet werden, zum Muſter dienen, da ſie meiſtentheils vorzügliche Gelegenheit haben, die Denkart, Sitten und Lebensweiſe dieſer Stämme genau kennen zu lernen! Als Menſchenfreund muß man ſich wohl darüber freuen, daß ſie durch die Predigt des Chriſtenthums entwildert werden; aber als Menſchenforſcher muß man es doch bedauern, daß von dem, was ſie vor der Annahme des Chriſtenthums im Guten und Böſen waren, entweder gar keine, oder doch nur höchſt dürftige und unbeſtimmte Nachrichten mitgetheilt worden ſind.

hört. Viele Hirtenvölker hingegen z. B. die Mongolen waren höchſt grauſam und blutdürſtig in ihren Kriegen, und von der Grauſamkeit der Beduinen ſind bereits in dieſem Aufſatze Thatſachen angeführt.

G. E. Schulze.

Inhalt.

Inhalt.

Seite

Zueignung. 1
Einleitung. 7
Kap. 1. Geſchichtliche Ueberlieferungen der Indianer. . 28
= 2. Erzählung der Indianer von der erſten Ankunft der Holländer auf der Inſel New-York. . 66
= 3. Erzählung der Indianer von dem Betragen, welches die Europäer gegen ſie beobachteten. . 74
= 4. Weiteres Schickſal der Lenape und der ihnen verwandten Stämme. 85
= 5. Die Irokeſen. 103
= 6. Allgemeiner Charakter der Indianer. . . 110
= 7. Regierung. 128
= 8. Erziehung. 145
= 9. Sprachen. 158
= 10. Zeichen und Bilderſchrift. 200
= 11. Redekunſt. 207
= 12. Metaphoriſche Ausdrücke. 215
= 13. Indianiſche Namen. 222
= 14. Geſelliger Umgang. 229
= 15. Politiſche Kunſtgriffe. 240
= 16. Heirathen und Behandlung der Frauen. . 246
= 17. Ehrfurcht gegen das Alter. 270
= 18. Stolz und Hochherzigkeit. 281
= 19. Kriege und veranlaſſende Urſachen derſelben. 288

Kap

			Seite
Kap.	20.	Verſchiedene Arten den Feind zu überfallen.	293
ſ	21.	Friedensboten.	300
ſ	22.	Verträge.	308
ſ	23.	Allgemeine Bemerkungen der Indianer über die weißen Leute.	312
ſ	24.	Nahrungsmittel und Zubereitung derſelben.	322
ſ	25.	Kleidung und Körperſchmuck. . . .	335
ſ	26.	Tänze, Geſänge und Opfer. . . .	350
ſ	27.	Scalpen, Feld- und Siegsgeſchrey, Gefangene.	370
ſ	28.	Körperbeſchaffenheit und Krankheiten. . .	387
ſ	29.	Heilmittel.	394
ſ	30.	Aerzte und Wundärzte.	399
ſ	31.	Doctoren oder Beſchwörer.	403
ſ	32.	Aberglauben.	415
ſ	33.	Geiſtige Weihe der Knaben.	423
ſ	34.	Indianiſche Fabellehre.	429
ſ	35.	Wahnſinn und Selbſtmord.	440
ſ	36.	Trunkenheit.	446
ſ	37.	Leichenbegängniſſe.	463
ſ	38.	Freundſchaft.	479
ſ	39.	Prediger und Propheten.	496
ſ	40.	Kurze Nachricht von den Indianer Chiefs Tamanend und Tadeuskund.	515
ſ	41.	Zeitrechnung, aſtronomiſche und geographiſche Kenntniſſe.	523
ſ	42.	Allgemeine Bemerkungen und Anekdoten. . .	530
ſ	43.	Erinnerungen an Reiſende.	544
ſ	44.	Vergleichung der Indianer mit den Weißen.	558
Schluß.		. . . .	580

Zueig-

Digitized by Google

Zueignung.

An

Caspar Wistar

M. D.

Präſident der Amerikaniſchen gelehrten Geſellſchaft ꝛc. ꝛc.

Werther Herr und Freund!

Auf Ihr beſondres Anſuchen habe ich die ſchwierige Arbeit unternommen, für die hiſtoriſche Committee unſrer Geſellſchaft, eine Nachricht von den Indianiſchen Völkerſchaften oder Stämmen, welche ehedem Pennſylvania und die angrenzenden Staaten bewohnten, mit Einſchluß derer die unter dem Namen der Sechs Nationen bekannt ſind, zu liefern. Ich habe nun, ſo viel mir möglich war, Ihre Wünſche erfüllt, oder mich wenigſtens beſtrebt ſie zu erfüllen.

In ſo fern ich die Schwierigkeiten vorher ſah, welche ſich mir entgegenſtellen würden, wenn ich die

Digitized by Google

Geſchichte eines Volks zu ſchreiben unternähme, über welches ſchon ſo Manche geſchrieben hatten, mußte ich das Unternehmen als unangenehm und gewagt betrachten, denn es konnte mir nicht entgehen, daß es mir unmöglich seyn würde, mit denen die vor mir geſchrieben haben, in jeder Rückſicht einerley Meynung zu seyn. Nicht wenige ſind nämlich unter dieſen, die, wiewol an ihrem guten Willen nicht gezweifelt werden kann, wegen ihres zu kurzen Aufenthalts im Lande der Indianer, nicht hinlängliche Gelegenheit gehabt haben, ſich die Kenntniſſe zu erwerben, welche ſie der Welt mitzutheilen unternehmen. Unbekannt, oder nur oberflächlich bekannt mit der Sprache, haben ſie ſich auf unwiſſende oder unachtſame Dollmetſcher verlaſſen, von welchen ſie nur gar zu oft irre geleitet worden ſind. Dieß kleine Werk wird häufig zeigen wie dieß geſchehen.

Der ſichre Weg richtige Begriffe und eine gründliche Kenntniß von dem Charakter, den Sitten, Gebräuchen u. ſ. w. der Indianer zu erlangen und ihre Geſchichte kennen zu lernen, iſt der, einige Zeit unter ihnen zu wohnen. Wenn man dann ihre Sprache erlernt hat, wird man ſich die gewünſchte Belehrung auf die gewöhnliche Weiſe verſchaffen — dadurch nämlich daß man auf die Geſpräche die ſie unter einander über verſchiedene Gegenſtände führen Acht giebt und ſie gelegentlich befragt, indem man dabey

all=

allzeit auf die rechte Zeit merkt, wo ſie in Anſehung der Bewegungsgründe des Fragenden keinen Verdacht haben, und zu freymüthigen offnen Aeuſſerungen geſtimmt ſind.

Da die politiſchen Verhältniſſe und Verbindungen der ehemals großen und mit einander wetteifernden beyden Völker der Mengwe (oder der SechsNationen), und der Lenape (oder der Delawaren, wie wir ſie nennen) Manchen unter uns nur unvollkommen bekannt ſind, ſo habe ich mir einige Mühe gegeben den Urſprung und die wahre Urſache ihrer gegenſeitigen Eiferſucht ins Licht zu ſetzen, ſo wie auch die Mittel deren ſich das eine Volk bedient hat, ſich bey den weißen Leuten ein Gewicht zu geben, in der Abſicht das andre zu unterdrücken.

In wie weit es den SechsNationen hiemit gelungen iſt, wiſſen wir; wenigſtens wiſſen wir ſoviel, daß ſie den Grund und Boden der Lenape, Mohicans und der mit ihnen verbundenen Stämme, ſtückweiſe an die Engländer verkauften, und ſie dadurch nöthigten nach Weſten hin zu wandern, während ihre Feinde in vollem und ruhigen Beſitz ihres Landes blieben.

Wenn wir die Geſchichte der Völkerſchaften von denen wir das Land, welches wir jetzt bewohnen be-

Digitized by Google

kommen haben, billig kennen ſollten, oder ſie auch nur kennen zu lernen wünſchen, ſo müſſen wir auch wünſchen, mit den Mitteln bekannt gemacht zu werden durch welche dieß Land in unſre Hände käm, und was aus den Ureinwohnern deſſelben geworden iſt. Um dieß zu befördern habe ich ihre Sagen über ihre erſte Ankunft in unſrem Lande, und ihre eigne Geſchichtserzählung über die Urſachen ihrer Auswandrung aus demſelben angegeben.

In allem was ich von den verſchiedenen Stämmen angeführt habe, bin ich bemüht geweſen, unpartheiiſch zu ſeyn. Wenn man jedoch glauben ſollte, ich hätte einige Parteilichkeit für die Dalawaren und ihre Verbündete, in Beziehung auf die Sache zwiſchen ihnen und den SechsNationen gezeigt, ſo erwiedre ich darauf blos dieß: daß wir nach allem was uns die SechsNationen von jenen Leuten ſagten, hingehört haben, bis wir zum Beſitz ihres ganzen Landes gelangt ſind, weswegen wir ſie nun, da wir bekommen haben was wir wünſchten, nicht damit abfertigen ſollten, jene Geſchichte hinter ihren Rücken herzuerzählen, ſondern aus Mitleiden und Dankbarkeit ſie nun auch einmal hören und ihnen einen ehrenvollen Beſcheid geben ſollten, wenn wir finden daß ſie ihn verdienen.

Was

Digitized by Google

Was über ihren Charakter, ihre Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche von mir angeführt worden iſt, habe ich aus eigner perſönlicher Kenntniß, oder aus ſolchen andren Quellen worauf man ſich verlaſſen kann. Um deſto beſſer verſtanden zu werden habe ich häufig Anekdoten, Bemerkungen und Erzählungen einzelner beſondrer Vorfälle beygebracht. In einigen Fällen habe ich mich auf Schriftſteller, und handſchriftliche Bemerkungen bezogen, welche letztere vor mehr als 70 Jahren von ſehr glaubwürdigen Perſonen aufgeſetzt wurden.

Bey Ihnen, mein Herr, brauche ich mich wegen meiner Mangelhaftigkeit in Rückſicht auf Schreibart und Sprache nicht zu entſchuldigen. Sie ſind ſeit langer Zeit damit bekannt. Ich habe mich bemüht dieſe Mängel durch deſto größere Sorgfalt und Genauigkeit in meinen Erzählungen zu erſetzen, um ſo wenigſtens durch die Materie gut zu machen was in der Form fehlerhaft ſeyn möchte.

Ich bin, Mein Herr, mit größter Hochachtung

Ihr

Nov. 1817.

ganz gehorſamer Diener

John Heckewelder.

Seit=

Digitized by Google

Seitdem das Obige geſchrieben worden, iſt mein vortrefflicher Freund Dr. Wistar mit Tode abgegangen, betrauert von dem ganzen Lande deſſen Zierde er war. Mir war Er mehr als ich auszudrücken vermag; Er leitete und beförderte meine Bemühungen, und auf ſeinen Beyfall blickte ich hin als auf meine angenehmſte Belohnung. Er iſt hinweggenommen! ſein Name aber und ſeine Tugenden werden ſich lange im Andenken erhalten, nie werde ich wenigſtens ihrer vergeſſen. Dieſe Zueignung möge denn auch ſtehen bleiben, als ein Zeugniß der hohen Achtung welche ich gegen dieſen großen und guten Mann im Leben hatte, und als eine Huldigung welche ſeinem Andenken mit Recht gebührt.

Bethlehem, März 1818.

J. H.

Digitized by Google

Einleitung.

Der Leſer der hier folgenden Blätter, bereits bekannt mit der Veranlaſſung wodurch ich bewogen worden bin, eine hiſtoriſche Nachricht von den Indianern, nachdem ſchon ſo Manche hierüber geſchrieben haben, zu liefern, wird vielleicht in dieſer Schrift mehr Auſſerordentliches erwarten als in andren ähnlichen Schriften die ihm zu Geſicht gekommen ſind. Da ich nicht wünſche daß irgend einer ſeine Erwartungen zu hoch ſpannen möge, ſo will ich kürzlich anführen, daß ich nicht geſchrieben habe Verwunderung zu erregen, ſondern zur Belehrung derer die mit der wahren Geſchichte der Völkerſchaften bekannt zu werden wünſchen, die Jahrhunderte lang in vollkommnem Beſitz des Landes, welches wir anjetzt bewohnen, geweſen, nun aber weithin ausgewandert ſind. Ich kann ſolchen nur die Verſicherung geben, daß ich die in dieſer Schrift enthaltenen Nachrichten nicht aus den Schriften Andrer entlehnt, ſondern von dem Volke ſelbſt, von welchem ich reden werde, durch

durch mündliche Mittheilung, oder durch eigne Beobachtung während der Zeit die ich unter demſelben zubrachte, erhalten habe. Gelegentlich habe ich indeſſen andre Schriftſteller angeführt, und in einigen Fällen kurze Stellen aus ihren Schriften entlehnt, wo es mir nöthig ſchien meine eigne Angabe von Thatſachen zu erläutern oder zu beſtätigen.

In dem was ich über den Charakter, die Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche dieſer Völkerſchaften geſagt habe, kann ich nicht irre geleitet worden ſeyn, da es nichts anders iſt als das Reſultat meines perſönlichen Wiſſens, die Angabe deſſen was ich geſehen, gehört und erlebt habe, während der mehr als 30 Jahre die ich unter ihnen oder in ihrer Nähe zubrachte. Ich muß indeſſen bemerken, daß dieſe Geſchichte, wie auch andre Geſchichten einer früheren Zeit, mit dem jetzigen Charakter der Indianer nicht ganz übereinſtimmen wird, weil alle dieſe Völkerſchaften und Stämme, durch ihren Umgang mit den weißen Leuten, viel von ihren rühmlichen und guten Eigenſchaften verloren, und die Summe ihrer Laſter und Unſittlichkeiten vermehrt haben. Hierüber kann niemand beſſer urtheilen als ein unter ihnen lebender Miſſionär. Und wenn es wahr iſt, was uns die Indianer vor mehr als einem halben Jahrhundert ſagten, daß Lügen, Stehlen und andre laſterhafte Handlungen, ehe weiße Leute zu ihnen kamen, als Verbrechen betrachtet wurden, ſo können wir zuverläſſig ſchließen — und wir wiſſen, es iſt Thatſache — daß ſie, ſeit jener Zeit, und vorzüglich ſeit den letzten 40 Jahren, ſo ſehr ausgeartet ſind, daß eine Zeichnung hres jetzigen Charakters mit dem ehemaligen gar

keine

keine Aehnlichkeit haben würde. Es iſt alſo die Geſchichte früherer Zeit, nicht der gegenwärtigen, die ich geſchrieben habe, und meine Schilderungen müſſen als auf jene Zeiten paſſend betrachtet werden, doch habe ich, um den Contraſt zu zeigen, auch einige ihrer jetzigen Züge dargeſtellt.

Es wird zweckmäßig ſeyn, hier zu erwähnen, daß ich mich des eigentlichen Nationalnamens der Völkerſchaft, welche wir die Delawaren nennen nämlich des Namens Lenni Lenape bedient habe. Da ſie indeſſen in gewöhnlicher Unterhaltung nur das Wort Lenape nennen, ſo habe ich in den meiſten Fällen auch nur dieſes eine Wort gebraucht. Ich habe mich auch des Namens Mengwe oder Mingoes bedient, da die Lenape mit demſelben gewöhnlich das Volk bezeichnen welches wir unter dem Namen der Irokeſen (Iroquois) und Fünf- oder SechsNationen kennen.

Da die Indianer in allen ihren öffentlichen Reden und Vorträgen, in der einfachen Zahl reden, ſo bin ich bewogen worden ihrem Beyſpiel zu folgen wo ich das was von ihnen geſprochen wurde, anführe; ich habe auch häufig, in ſo fern ich mich an die eignen von ihnen ausgeſprochnen Worte hielt, ihre eigenthümlichen Redensarten beybehalten, wo ich den Sinn mit andern Worten hätte geben können.

Ueber den Urſprung der Indianer habe ich nichts angeführt, weil ich dieſe Forſchung fähigeren Geſchichtſchreibern überlaſſe *). Ihre Geſchichte, und ihre

*) Von ihrem Urſprung weiß man nichts Gewiſſes. — Der berühmte Engländer Dr. Robertſon (Robinſon bey

ihre Vorſtellungen von ihrer Erſchaffung haben eine Stelle gefunden, auch habe ich die Sagen der Lenape über ihre Ankunſt am Miſſiſſippi, und ihren Uebergang über dieſen Fluß, über ihre Ankunft an der Küſte des Atlantiſchen Meeres, über ihre Schickſale in dieſem Lande und ihren Abzug aus demſelben kürzlich angegeben.

Da die Erzählung der Delawaren und Mahikander, in Beziehung auf die von den SechsNationen gegen ſie beobachtete und fortgeſetzte Politik, Manchen vielleicht ſeltſam ſcheinen, es auch Befremden erregen möchte, daß eine Sache von ſolcher Wichtigkeit nicht ſchon früher in dieſes Licht geſetzt wurde, ſo will ich hier zur Einleitung und zum beſſeren Verſtehen der über dieſe Angelegenheit gegebenen Nachricht, einige Thatſachen näher beleuchten, welche uns zum Theil ſchon bekannt ſind, zum Theil in der erwähnten Erzählung vorkommen, damit man erkennen möge in wie fern dieſe Thatſachen miteinander übereinſtimmen, und wiſſe, was davon als zuverläſſig angenommen werden kann.

Es wird von allen Seiten zugeſtanden, daß die Delawaren und Irokeſen langwierige und blutige Kriege mit einander führten, während indeſſen die eine

bey Carver S. 216) hält die große Tatarey in Aſien für das Vaterland der Amerikaniſchen Indianer. —

Loskiel I. S. 1.

Die Aehnlichkeit der Tartarn mit den NordAmerikaniſchen Wilden, iſt allen denen die jene und dieſe geſehen haben aufgefallen, vielleicht aber iſt es etwas zu ſchnell daraus abzuleiten daß dieſe hier aus Aſien abſtammen.

Volney II. 437.

Digitized by Google

eine Partey behauptet daß ſie die andre vollkommen beſiegte, und durch Gewalt in den Stand der Weiber brachte, wird dieſer Behauptung nachdrücklich und beſtimmt von der andern Seite widerſprochen; ich habe deßhalb geglaubt daß die eigentliche Wahrheit dieſer Thatſache wohl der Unterſuchung werth wäre.

Die Geſchichte welche die Mingoes den weißen Leuten von ihrem Siege über die Lenape und von den Folgen deſſelben vorerzählt haben, iſt zu unbedingt als wahr angenommen worden; denn die Weißen haben gegen die Delawaren immer als in der Ueberzeugung daß ſie gegründet wäre, gehandelt, haben es ſelbſt verweigert die eigne Nachricht der letzteren über die Angelegenheit zu hören, und ihre Ohren gegen ſie verſchloſſen, wenn ſie es verſuchten ihnen die Thatſache nach der Wahrheit vorzutragen. Es iſt billig daß wir dieſen Irrthum, wenn wir ihn begangen zu haben nicht leugnen können, zu berichtigen ſuchen, damit wir nicht in unſrer Geſchichte irrige Angaben über die Aboriginer, von welcher wir das Land bekommen haben, welches wir jetzt ſo glücklich bewohnen, ſtehen laſſen und fortpflanzen; die Sache muß aber durch Beweiſe und nicht durch Behauptungen ausgemacht werden. Nun wiſſen wir, daß die Indianer merkwürdige Ereigniſſe, ja ſelbſt geringfügige Vorfälle, welche ihnen zu irgend einer Zeit vorgekommen ſind, durch eine fortlaufende Reihe von Sagen der Nachwelt übergeben. Müßten wir uns denn nicht auch nach einer Sage oder Ueberlieferung dieſen wichtigen Umſtand betreffend, umſehen, ehe wir die Behauptung der Irokeſen für wahr hielten? dieß nenne ich die erſte Frage welche hiebey in Betracht

tracht kommt. Die zweyte iſt: Wie ſtimmt dieſe Geſchichte überein mit der Lage in welcher die Europäer dieſe Völkerſchaften fanden, als ſie zuerſt in dieß Land kamen. Waren nicht diejenigen, welche als ein überwundenes Volk vorgeſtellt werden, an der ganzen Seeküſte hin, und weit landwärts ein in Virginia, und von da bis an die Provinz Maine und noch weiter, in bedeutender Anzahl wohnhaft; brannte damals nicht noch an den Ufern der Delaware ein großes Rathsverſammlungfeuer ihrer Nation? Sagt uns nicht die einſtimmige Ueberlieferung bey den Delawaren, Mahikandern und Nanticoken, daß ihr großes National. Verſammlungshaus ſich damals ausdehnte von dem Punct den die Fluth in dem (jetzigen) Hudſonsfluß erreicht, bis zu demſelben Punct im Potomack? Dieß alles werden wir aus ihrer mündlichen Ueberlieferung treulich entlehnt und niedergeſchrieben finden, wie auch, daß ihr Rathsverſammlungshaus (councilhouse) durch die weißen Leute niedergeriſſen wurde, folglich noch ſtand als ſie in das Land kamen. Schon dieß allein iſt genug zum Beweiſe, daß die Lenape damals kein überwundenes Volk waren, wären ſie aber ſeitdem überwunden worden, ſo würden wir dieſe Thatſache, mit ihren Umſtänden irgendwo aufgezeichnet finden.

Die Lenape ſelbſt geben indeſſen zu, daß ſie und ihre Bundesgenoſſen von den Irokeſen zu Weibern gemacht wurden. Wie aber kam dieß zu Stande? Gewiß nicht in Folge eines Sieges oder einer entſcheidenden Schlacht. So ſeltſam es ſcheinen möge, ſo wurde dieß doch nicht bewirkt durch überlegne Gewalt, ſondern durch glückliche Intrigue. Hier liegt, wenn

Digitized by Google

wenn meine Gewährsmänner glaubwürdig ſind, und ich vertraue daß ſie es waren, das große Geheimniß, deſſen nähere Umſtände der Leſer findet in Loskiels Geſchichte der Miſſion der Evangeliſchen Brüder unter den Indianern in Nord-Amerika und auch in dieſer Schrift. In dem erſtgenannten Werke, wird man drey Hauptpuncte zur Gewißheit gebracht finden. 1. Daß die Delawaren den Irokeſen zu ſtark waren, und von dieſen nicht durch Waffengewalt überwunden werden konnten, ſondern durch hinterliſtige Mittel unterdrückt wurden. 2. Daß die Delawaren nicht durch Gewalt in den Stand der Weiber verſetzt wurden, ſondern durch ihren eignen freyen Willen und ihre Zuſtimmungen. 3. Daß die Weißen ſchon im Lande waren, als dieſe Ceremonie Statt fand. Dieſes alles wird man nun auch in meinen Nachrichten zum Theil noch weiter ausgeführt und beſtätigt finden.

Colden in ſeiner Geſchichte der FünfNationen, ſagt uns S. 34. daß die Engländer ſich mit den FünfNationen verbündeten im Jahre 1664, und S. 36. giebt er uns durch folgende Nachricht den vollen Beweis von dem wirklichen Beſtehen dieſes Bündniſſes. Er ſagt: "Die FünfNationen welche nun von den Engländern mit Feuergewehr und Ammunition reichlich verſehen wurden, überließen ſich ganz ihrem kriegeriſchen Geiſt, und beſchloſſen bald, die Beleidigungen welche ſie zu irgend einer Zeit von den entfernter wohnenden Indianern erlitten hatten, nunmehr zu rächen. Die zunächſt wohnende Völkerſchaft floh gewöhnlich, ſo wie ſie angegriffen wurde zu der weiter entfernten, und die FünfNationen verfolgten ſie. Dieſer Umſtand, verbunden mit ihrer

Erobe-

Eroberungsſucht, oder ihrem Ehrgeiz alle Nationen umher ſich zinsbar zu machen, oder doch in ſoweit als Oberherren von ihnen erkannt zu werden, daß ſie in allen Angelegenheiten des Krieges und des Friedens von ihnen ſich völlig mußten leiten laſſen, bewirkte daß ſie einen großen Theil von NordAmerika feindlich überzogen. Sie dehnten ihre kriegeriſchen Züge nach Süden hin bis nach Carolina aus, und nördlich bis jenſeits NewEngland, weſtlich aber bis an den Miſſiſſippi, über eine weite Strecke Land, von 1200 Meilen Länge, von Norden nach Süden, und etwa 600 Meilen Breite, wo ſie manche Völkerſchaften vertilgten von denen anjetzt keine Nachricht mehr unter den Engländern vorhanden iſt."

Welch eine Menge wichtiger Fragen könnte nicht dieſe Angabe veranlaſſen, ich will mich indeſſen blos auf dieſe beyden beſchränken, zuerſt: warum wurden die FünfNationen bewaffnet und mit Ammunition reichlich verſehen; und zweytens wozu gebrauchten ſie dieſe Waffen? Die Delawaren und Mahikander glaubten, daß die weißen Leute, zuerſt die Holländer und dann die Engländer, alles thaten was ſie nur konnten, die Mengwe zu einem großen Volke zu machen, ſo daß ſie über ſie ſelbſt und über alle andern Völkerſchaften herrſchen möchten, und daß ſie es auch dahin gebracht hätten wohin man es von ihnen gebracht haben wollte. Um die zweyte Frage zu beantworten, dürfen wir nur glauben was Colden ſelbſt ſagt über das was die Mengwe oder Irokeſen thaten, nachdem ſie Waffen und Kriegsvorrath von den Engländern bekommen hatten, da ſie es, wie ſich deutlich zeigt, vorher nicht zu thun im Stande waren. Wenn wir

nun

nun auch annehmen wollten, daß ſie auszogen blos um die "Beleidigungen welche ſie zu irgend einer Zeit von den Indianiſchen Völkerſchaften erlitten hatten zu rächen" ſo würden wir doch gern wiſſen wollen, von welcher Art dieſe Beleidigungen möchten geweſen ſeyn, denn ſonſt möchte man denken, daß es keine andre waren, als daß etwa die übrigen Nationen ſich weigerten, ihnen zinsbar zu werden, ſich ihren Vorſchriften zu unterwerfen, oder ſie als Herren zu erkennen, und daß ſie ſie eben deswegen zurückſchlugen als ſie in ihr Land fielen um ſie zu unterjochen, vielleicht ihnen auch wieder einen Beſuch machten nachdem einige der Ihrigen von ihnen waren ermordet worden. Meine Abſicht iſt hier allein dieß auszumachen, ob dieſe Irokeſen vor der Ankunft der Weißen und ehe ihnen noch Feuergewehre und Streitäxte u. ſ. w. zugeführt wurden, ſolche Wunderthaten unter den Nationen als wovon ſie erzählen, ausgeführt haben; oder ob dieß alles erſt ſeit der Zeit und ſeitdem ſie mit den mörderiſchen Waffen die ſie zuvor nicht hatten, waren verſehen worden, geſchehen ſey. Unſtreitig aber ſind die Sechs Nationen zuerſt von den Holländern und nachher von den Engländern mit Waffen verſehen und unterſtützt worden; die Delawaren und Mahikander hingegen wurden gezwungen unbewaffnet zu bleiben, aus Furcht von den Weißen gänzlich vertilgt zu werden, da dieſe ſich mit ihren Feinden verbündet hatten.

Ungeachtet aber dieſe nunmehr wehrloſen Menſchen ſich grobe Beleidigungen von den übermüthigen Mengwe und den Beſchützern derſelben mußten gefallen laſſen, anſtatt daß man ihre Beſchwerden wie-

der

der gut zu machen hätte ſuchen ſollen, war ihnen der Weg nicht unbekannt auf welchem ſie noch einmal würden Rache nehmen können. Die Thür zu den Franzoſen, damals Feinde der Engländer, blieb ihnen allzeit geöffnet; ſie hatten nur nöthig wie ſie es ausdrückten, "auf die Seite zu gehen," um den Irokeſen auszuweichen, und konnten von den Einwohnern in Canada und Louiſiana, alles was ſie wünſchten bekommen, Feuergewehre, Streitäxte, Scalpirmeſſer, Kriegsvorrath u. ſ. w. Dieß thaten ſie wirklich, ſie begaben ſich in das Land am Ohio, wohin ihnen von Zeit zu Zeit noch einige andre nachfolgten. Als nun der franzöſiſche Krieg ausbrach, waren ſie völlig bereit, ſchloſſen ſich an die Feinde Britanniens an, und ermordeten eine Menge von den wehrloſen Einwohnern in Penſylvania, verwüſteten die ganze Grenzgegend und verbreiteten durch die Gewaltthätigkeiten welche ſie begingen, weit und breit, Schrecken und Elend. Ich bin ſelbſt Zeuge ſolcher Auftritte und der Noth geweſen in welche hundert von armen Menſchen blos in dieſem Diſtrict verſetzt wurden.

Eine Schrift unter dem Titel: Unterſuchung über die Urſachen der Entfremdung der Delaware- und Schawano-Indianer von dem Britiſchen Intereſſe, (An Enquiry into the causes of the alienation of the Delaware and Shawanese Indians from the British Interest, by Charles Thompson Esqre. London 1759.) verdient wohl mit Aufmerkſamkeit geleſen zu werden, wegen der Richtigkeit der darin enthaltenen Angaben.

Viel-

Digitized by Google

Vielleicht dürfte gefragt werden, wie die Holländer die Fünf Nationen ſo ſehr begünſtigen konnten, da keiner von ihren Stämmen bey den Zuſammenkünften gegenwärtig war, welche bey der Ankunft der Holländer in Nord-Amerika Statt fanden; wie es kam daß ſie ihre erſten Freunde verließen und ſich mit Unbekannten gegen ſie verbanden, endlich wie die Holländer mit dieſen anfangs Unbekannten bekannt wurden? In Antwort hierauf will ich die bey den Mahikandern durch Ueberlieferung erhaltenen Nachrichten, in ihren eignen Worten hier anführen: die holländiſchen Handelsleute, ſagen ſie, welche den Mohicannicktuck (den Hudſonfluß) hoch hinauf in unſer Land eindrangen, ſtießen auf einige Krieger der Mingoes welche ihnen ſagten, daß ſie gegen eben die Leute, von welchen ſie ſo freundlich aufgenommen worden wären (die Delawaren und Mahikander) Krieg führten; ſie (die Handelsleute) ſahen leicht ein, daß ſie, da dieß der Fall war, ihren Handel mit ihren alten Freunden nicht würden fortführen können; auch wollten die Mingoes ihnen nicht verſtatten mit ihren Feinden Handel zu treiben, wenn ſie (die Holländer) ihnen nicht behülflich ſeyn würden einen Frieden mit den Delawaren zu Stande zu bringen. Sie ließen dieſe Handelsleute ferner auch bemerken, daß ſie zu der Zeit Krieg hätten mit einem Volke von eben der Farbe wie ſie, nämlich mit den Franzoſen, welche auf einem ſehr großen in Norden gelegenen Fluſſe in das Land gekommen wären; daß ſie (die Mengwe oder Mingoes) die anſehnlichſte und mächtigſte aller Indianiſchen Völkerſchaften ausmachten; wenn nun ſagten ſie weiter, das Volk dem ſie angehörten, ſich

gegen ihre Feinde freundlich zeigen und ſie im Kriege unterſtützen werde, ſo würden ſie alle ihre Macht gegen dieſelbe richten, wenn aber dieß Volk (die Holländer) an der andern Seite ſich mit ihnen vereinigen würde, um einen Frieden zwiſchen den Delawaren und ihnen zu Stande zu bringen, ſo daß ihre Streitart auf immer begraben würde, ſo wollten ſie die Holländer in allen ihren Unternehmungen beſchützen und ihnen dabey behülflich ſeyn *); die Handelsleute wären hierauf voll Schrecken wieder zu Haus gegangen, und hätten die Sache ihrem Chief (dem holländiſchen Gouverneur) vorgeſtellt, worauf nicht lange darnach, ein Fahrzeug den Fluß hoch hinauf wäre geſchickt worden, wo an einem verabredeten Platze ſich die Maqua (Fünf Nationen) eingefunden hätten, und wo eine Unterredung wäre gehalten worden, in welcher die Holländer ihnen verſprachen, ſie wollten ſich alle Mühe geben, ihre Feinde zu überreden, die Streitart abzuliefern um ſie zu begraben, welches auch einige Zeit darnach wirklich Statt fand!

Dieß waren, wie ſie ſagen, die Umſtände welche Anlaß zu dem in der Folge zwiſchen den weißen Leuten, und den Fünf Nationen errichteten Bündniſſe gaben, welches die Urſache vieler Unzufriedenheit, Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit wurde. Dieſe Folgen würden nicht Statt gefunden haben, wenn die Rechte und Vorzüge der verſchiedenen Völkerſchaften und Stämme geachtet worden wären, und es einer jeden Nation freygelaſſen worden wäre für ſich ſelbſt

*) Sie meynten, die Fünf Nationen oder Mingoes wollten alsdann den weißen Leuten behülflich ſeyn, das Land der Delawaren u. ſ. w. zu bekommen.

Digitized by Google

ſelbſt zu handeln, vorzüglich bey dem Verkauf von Ländereyen an die Europäer.

Nachdem wir nun geſehen haben wie die Fünf, nachher Sechs Nationen zu ihrer Obermacht gelangten, muß nun weiter angegeben werden, durch welche Mittel ſie dieſen Vorrang wieder verloren.

Der Abzug des größten Theils der Delawaren und Schawanoſen von der Küſte des Atlantiſchen Meeres, zwiſchen den Jahren 1740 bis 60, verſchaffte ihnen Gelegenheit ſich mit den weſtlichen Stämmen zu berathen, und zwar über die Weiſe wie an den Irokeſen für die vielen Angriffe, Ungerechtigkeiten und Beleidigungen die ſie den übrigen zugefügt hätten, Rache könne genommen werden. Zehn Völkerſchaften traten ſogleich für dieſen Zweck in ein Bündniß zuſammen, da die Franzoſen ihnen Unterſtützung verſprochen hatten. Im Jahr 1756 wurden ſie eins, in abgeſonderten Haufen aufzubrechen, als ob ſie vorhätten die Engländer anzugreifen, mit denen die Franzoſen Krieg führten, und dann plötzlich über die Sechs Nationen herzufallen und einen entſcheidenden Streich auszuführen. Obgleich dieſe ihre Abſichten, wegen mancherley Urſachen damals nicht ausgeführt werden konnten, ſo verloren ſie doch die Sache nicht aus dem Geſicht, und warteten nur auf eine ſchickliche Gelegenheit.

Es würde indeſſen doch, nach den damaligen Umſtänden, ſo gut wie unmöglich für die Delawaren und ihre Bundesgenoſſen geweſen ſeyn, die Sechs Nationen, von einem ſo mächtigen Alliirten als die Engländer unterſtützt, zu unterjochen oder nur mit Erfolg zu züchtigen. Jedoch waren dieſe

Völkerſchaften bey dem Anfange des Krieges zwiſchen der Engliſchen Nation und ihren Colonien ſo weit unabhängig geworden, daß diejenigen von ihnen die von den Britiſchen Poſten und befeſtigten Plätzen weit entfernt wohnten, oder nicht unmittelbar unter den Augen der Engländer waren, völlige Freiheit hatten, ſich auf dieſe oder jene Seite zu ſchlagen; und wenn gleich die Sechs Nationen den Verſuch machten, den weſtlichen Delawaren vorzuſchreiben, welche Partey ſie nehmen ſollten, ſo zögerte ihr muthiger Chief, Capitain White Eyes doch nicht, im Namen ſeiner Nation zu antworten: daß er handeln würde wie es ihm gefiele; er trüge keinen Weiberrock wie ſie fälſchlich vorgäben, er wäre kein Weib, ſondern ein Mann, und ſie würden finden daß er als ein ſolcher handle. Daß es dieſem braven Chief hiemit ein Ernſt war, zeigte ſich bald nachher durch die That, indem eine Anzahl Delawaren ſich mit der Amerikaniſchen Armee vereinigte. So mußten die Irokeſen in dieſem Falle, wie auch noch bey einigen andern Gelegenheiten, namentlich bey dem Auftrage den ſie, aufgefordert durch den Britiſchen Agenten zu Détroit, den Chippewäern und Ottawas und nachher den Wyandots, zu geben wünſchten, die chriſtlichen Indianer vom Muskingum wegzuführen, indem ſie ihnen ſagen ließen: "wir ſchenken euch die chriſtl. Indianer, Suppe davon zu kochen d. h. ſie zu ermorden" erfahren, daß ihre Befehle nicht mehr geachtet wurden, da der Auftrag von keiner der genannten Nationen angenommen wurde.

Beym Schluſſe des Revolutionskrieges hatten ſie ferner den Verdruß zu ſehen, daß der Handel den

ſie

Digitized by Google

ſie bisher mit den Engländern getrieben hatten, welchen ſie das Land andrer Nationen auf welches ihnen gar keine Anſprüche zuſtanden verkauften, auf einmal und für immer aufgehoben wurde. Die Amerikaniſche Regierung ergriff nämlich in Anſehung der Indianiſchen Völkerſchaften ſolche Maaßregeln daß eine jede Freiheit erhielt, ihr eignes Land zu verkaufen, unter dem Vorbehalt allein, daß der Regierung das Recht des Ankaufs inſofern zuſtehen ſolle, daß Fremde jeder Art davon ausgeſchloſſen wären.

Hiezu kam daß das Band welches die Sechs Nationen vereinigte, wo nicht gänzlich zerriſſen doch ſehr geſchwächt wurde, durch eine Trennung welche am Ende des Krieges Statt fand, wo nämlich ein Theil von ihnen, und zwar der kräftigſte, ſich nach Canada zurückzog. Keine Völkerſchaft beachtete nun noch ihre Befehle, oder nur ihren Rath, wenn dieſer nicht mit dem eignen Willen und der eignen Neigung übereinſtimmte. Dieß alles zeigte ſich deutlich in der ganzen Zeit, während welcher die Vereinigten Staaten mit den weſtlichen Völkerſchaften Krieg hatten, und bis zu dem im Jahre 1795 mit ihnen geſchloſſenen Frieden.

Ich hoffe die feierliche Verſicherung welche ich jetzt mache wird Glauben finden, daß ich nämlich in allem was ich über die Geſchichte und die politiſchen Maaßregeln der Indianiſchen Nationen geſchrieben habe, weder durch Parteylichkeit für die eine noch durch Vorurtheil gegen die andre, mich habe leiten laſſen, ſondern da ich die beſte Gelegenheit gehabt habe aus zuverläſſigen Quellen ſolche Aufſchlüſſe über Thatſachen zu bekommen, daß ich im Stande war,

mein

mein Urtheil darüber bey mir ſelbſt feſtzuſetzen, ſo habe ich mir die Freiheit genommen meine Meinung auszudrücken wie ich ſie wirklich und ehrlich hatte, wobey ich jedoch dem Leſer gern Freiheit laſſe, für ſich ſelbſt zu urtheilen und zu entſcheiden, wie es ihm am angemeſſenſten ſcheinen möge.

Ich wünſche die Bemerkung noch einmal zu wiederholen, daß ich in dieſer Geſchichte mehr geſucht habe zu zeigen was die Indianer ehemals waren, als was ſie jetzt ſind. Die beyden großen Völkerſchaften die Irokeſen und Delawaren, ſind jetzt nicht mehr daſſelbe Volk wie ehemals. Die erſteren, von denen ihre Rivalen behaupten möchten, daß ſie mehr dem Vieh als menſchlichen Weſen ähnlich, und nur auf Ränke bedacht waren, ſind jetzt durch ihr Verkehr mit den Weißen, ein arbeitſames und einigermaßen geſittetes Volk geworden; wenigſtens gilt dieß von manchen unter ihnen, uud kommt vermuthlich daher, daß es ihnen iſt vergönnet worden, ſo lange (in der That länger denn ein Jahrhundert) in demſelben Landſtriche wohnen zu bleiben und während die Engländer denſelben beſaßen, unter dem Schutz des Geſchäfftführers in den Angelegenheiten der Indianer (Superintendant of Indian affairs); während letztere immer unterdrückt und verfolgt, immer beunruhigt und von Ort zu Ort getrieben worden ſind, ohne je auf ein Dutzend Jahre hintereinander einen ruhigen Aufenthalt zu genießen; dabey hatten ſie immer die niedrigſte Claſſe der Weißen um und neben ſich und keine Gelegenheit ihren wahren Charakter und die Talente womit ſie die Natur begabt hat, zu entwickeln.

Mein

Mein langjähriger Aufenthalt unter dieſen Nationen, bey einem ununterbrochnen vertraulichen Umgang mit ihnen ohne die mindeſte Zurückhaltung, hat mich in den Stand geſetzt, ſie genau kennen zu lernen ſo wie alles was zu den Sitten, Gewohnheiten, zu der Eigenthümlichkeit und Gemüthsart dieſer Kinder der Natur gehört, ehe ſie durch Europäiſche Laſter verderbt wurden. Ich glaube alſo ein treues Gemälde von den genannten Gegenſtänden darſtellen zu können, wenn ich nur auch hinlängliche Fähigkeit beſäße, kräftig zu malen, aber das Talent gut zu ſchreiben, wird nicht in der Wildniß unter Wilden erworben! Ich habe mich indeſſen verbunden gehalten den Verſuch zu machen, und habe ihn in den folgenden Blättern mit zwar ungeübter aber doch treuer Hand ausgeführt. Ich habe einen großen Theil meines Lebens unter dieſen Völkerſchaften zugebracht, und bin von ihnen allen mit gleichmäßiger Freundlichkeit und Gaſtfreiheit behandelt worden. Ich bin Zeuge ihrer Tugenden geweſen und habe ihre Güte erfahren. Sie haben mir eine Dankſchuld auferlegt, die ich nicht beſſer abtragen kann, als indem ich dieſes einfache ungeſchmückte im Geiſt der Wahrheit und Aufrichtigkeit ausgeführte Gemälde der Welt übergebe. Ach! in wenigen Jahren vielleicht werden jene Völker von der Oberfläche der Erde gänzlich verſchwunden ſeyn, und nicht mehr wird man ſich von ihnen erinnern als, daß ſie vorhanden waren, und unter die Barbaren gerechnet wurden, die ehemals dieſes große Continent bewohnten. Es müſſe denn wenigſtens nicht geſagt werden, daß unter allen den Menſchen von weißer und chriſtlicher Abkunft,

auch

Digitized by Google

auch nicht ein Einziger gefunden wurde, der, ſich erhebend über das Vorurtheil womit der Stolz auf Sittenbildung, die Ureinwohner dieſes Landes umwölkt hat, es unternehmen wollte, ihren mancherley vortrefflichen Eigenſchaften Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen und ihrem Andenken ein geringes ſchwaches Denkmahl zu errichten.

Ich ſchließe mit einigen für den Leſer nöthigen Bemerkungen. Lenni Lenape iſt der volksthümliche und eigentliche Name der Völkerſchaft welche wir die "Delawaren" nennen, darum habe ich dieſen Namen beybehalten, und der Kürze wegen nenne ich ſie blos Lenape, wie ſie dieß auch ſelbſt in den meiſten Fällen zu thun pflegen. Die Bedeutung ihres Namens iſt: Urſprüngliches Volk (original people) ein Menſchengeſchlecht welches noch eben daſſelbe iſt, was es anfänglich war, unverändert und unvermiſcht.

Dieſe Menſchen (die Lenni Lenape) ſind den weſtlichen, nördlichen und einigen von den ſüdlichen Völkerſchaften bekannt, und werden von ihnen angeführt unter dem Namen: Wapanachki welchen die Europäer in Apenaki, Openagi, Abenaquis *) und Abenakis **) umgeſtaltet haben. Alle dieſe Namen, wie verſchieden ſie auch geſchrieben und wie unvollkommen ſie auch von Schriftſtellern verſtanden ſeyn mögen, zeigen ein und daſſelbe Volk an, die Lenape, welche durch jene zuſammengeſetzte Benennung bezeichnet werden als ein "Volk beym Aufgang der Sonne" oder wie wir ſagen würden: Morgenländer (East

*) Colden.

**) La Hontan.

(East landers). Sie werden auch von beynahe 40 Indianiſchen Stämmen, welche wir Völkerſchaften (nations) nennen, als der gemeinſchaftliche Großvater anerkannt. Alle dieſe von dem nämlichen Ur=Stamm herkommenden Völkerſchaften, erkennen einander als Wapenachki, welches alſo eine allgemeine Benennung derſelben iſt. Der Name Delawaren, welchen wir dieſem Volke geben, kommt in ihrer Sprache nicht vor, und ich erinnere mich der Zeit recht gut, wo ſie glaubten die Weißen hätten ihnen denſelben zum Spott gegeben; ſie ſöhnten ſich aber damit aus, als ihnen geſagt wurde, es wäre der Name eines großen weißen Chief Lord de la War, welcher ihnen und dem Fluſſe ihres Landes wäre beygelegt worden. Da ſie ſich gern nach ausgezeichneten Männern benennen laſſen, ſo hatten ſie einige Freude hieran, weil ſie es als ein Compliment aufnahmen.

Die Mahicanni ſind mit ſo mancherley Namen *) belegt worden daß ich kaum wußte welchen ich annehmen und gebrauchen ſollte, damit der Leſer wüßte, welches Volk gemeynt ſey. Loskiel nennt ſie Mahikander welches dem rechten Namen Mahicanni am nächſten kommt, dieſen habe ich denn natürlich angenommen.

Den Namen Nanticokes habe ich ſtehen laſſen weil er allgemein in Gebrauch iſt, eigentlich aber ſollte er Nentico oder nach Engliſcher Ausſprache Nantico heißen (Loskiel ſchreibt Nantikoks).

Die

*) Die Holländer nennen ſie Mahikander, die Franzoſen Mourigans und Mahingans, die Engländer Mohiccons, Mohegans, Muhheckanew, Schatikooks, River Indians.

Die Canai nenne ich wie ſie eigentlich heißen; Sie ſind dieſelben welche wir Canais, Conois, Conoys, Canaways, Kanhawas, Canaweſe nennen.

Was die Fünf- oder Sechs Nationen betrifft, ſo habe ich ſie mit verſchiedenen Namen benannt, aber mit ſolchen die am meiſten üblich und verſtändlich ſind. Die Lenape hört man nie ſagen: die "Sechs Nationen", und es iſt ſelten daß ſie ſich einer andren Benennung bedienen, als Mengwe, die Mahikander nennen ſie Maqua, und ſelbſt die meiſten Weißen nennen ſie Mingoes. Ich nenne ſie auch Irokeſen (Iroquois) nach den franzöſiſchen und einigen engliſchen Schriftſtellern.

Die Wyandots oder Wyondots ſind die nämlichen welche die Franzoſen Hurons (Huronen) und zuweilen Guyandots nennen. Vater Sagard ein franzöſiſcher Miſſionär der im 17ten Jahrhundert unter ihnen lebte, und eine Nachricht von ſeiner Miſſion, wie auch eine Art von Wörterbuch ihrer Sprache geſchrieben hat, ſagt ihr eigentlicher Name ſey Yhouandâte wovon die engliſche Benennung Wyandots augenſcheinlich iſt abgeleitet worden.

Da es in der Sprache der Lenape und ihrer verwandten Stämme, ſo manche Wörter giebt, deren Laut man nicht wohl nach der Engliſchen Ausſprache darſtellen kann, ſo habe ich meiſtentheils bey dieſen Wörtern die deutſche Art zu buchſtabiren angenommen. Der ch, insbeſondre vor einem Conſonant, iſt ein harter Kehlbuchſtab, und wenn ein Engländer nicht die Ausſprache des griechiſchen χ beſitzt, wird er nicht im Stande ſeyn den Laut hervorzubringen, wie z. B. in den Wörtern chasquem (Welſchkorn),

chel-

cheltol (manche), ches (eine Haut), Chauchschisis (eine alte Frau) und viele andre mehr. In der Mitte der Wörter könnte man freylich zuweilen andre Buchſtaben ſetzen, um die Ausſprache zu erleichtern z. B. n'imachtak (Brüder) könnte auch geſchrieben werden: nemaughtok, doch wird dieß nur ſelten den Zweck erreichen. Hier liegt vermuthlich der Grund, warum die meiſten Engliſchen Schriftſteller, die Indianiſchen Namen ſo unrichtig geſchrieben haben, weit mehr als die Franzöſiſchen.

Die Delawaren haben weder ein r noch f noch v in ihrer Sprache, ſie lernen indeſſen die Ausſprache dieſer Buchſtaben leicht. Sie haben einen ihnen und andern Indianern eigenthümlichen Conſonant, der zu den ziſchenden gehört, und welchen wir durch w ausdrücken. Er wird durch ein ſanftes Ziſchen (whistling) ausgeſprochen, und iſt für das Ohr nicht unangenehm wenn er auch vor einem Conſonant zu ſtehen kommt. Er hat in der Ausſprache Aehnlichkeit mit dem Engliſchen wh in what doch nicht ſo gerundet und voll, ſondern mehr ziſchend. W vor einem Vocal wird wie im Engliſchen ausgeſprochen.

Erſtes

Erſtes Kapitel.

Geſchichtliche Ueberlieferungen der Indianer.

Die Lenni Lenape bewohnten (nach den Ueberlieferungen welche ſie von ihren Voraltern empfangen haben) vor mehreren hundert Jahren ein weit entferntes Land, in dem weſtlichen Theil des Amerikaniſchen Continents. Aus irgend einem Grunde, über welchen ich weiter keinen Aufſchluß finde, beſchloſſen ſie gegen Oſten hin zu wandern, und traten demzufolge den Zug mit ihrem ganzen Haufen an. Nachdem ſie die Wanderung ſehr lange fortgeſetzt und manches Nachtlager *) auf dem Wege bezogen hatten, erreichten ſie endlich den Namaeſi Sipu **), wo ſie auf die Mengwe ***) ſtießen, die gleichfalls aus einem entfernten Lande ausgewandert und etwas höher aufwärts zu eben dieſem Fluß gelangt waren. Sie hatten mit den Delawaren gleiche Abſicht; ſie wan=

*) Ein Nachtlager (night's encampment) beziehen, bedeutet ein Jahr über an einem Orte ſtill liegen.

**) Der Miſſiſſippi oder Fiſchfluß. Denn Namaes iſt Fiſch und Sipu bedeutet Fluß.

***) Die Irokeſen oder FünfNationen.

Digitized by Google

wanderten auch nach Oſten zu, bis ſie ein Land finden würden, das ihnen gefiele. Die Kundſchafter welche von den Lenape vorausgeſchickt worden waren, um zu recognoſciren hatten lange vor ihrer Ankunft entdeckt, daß das Land öſtlich vom Miſſiſſippi von einem ſehr mächtigen Volke bewohnt würde, welches mehrere große Städte an den großen Flüſſen, welche das Land durchſchnitten, inne hätte. Dieſes Volk nannte ſich, (wie ich gehört habe) Talligen oder Talligewi. Der Obriſt John Gibſon, ein Mann der die Indianer gründlich kennt, und verſchiedene ihrer Sprachen redet, iſt indeſſen der Meynung daß ſie nicht Talligewi ſondern Alligewi hießen; und nach den Spuren welche von ihrem Namen in dem Lande noch übrig ſind, ſcheint es wol, daß er Recht habe, denn der Allegheni Fluß ſo wie die gleichnamigen Gebirge ſind ohne Zweifel nach ihnen benannt worden. Die Delawaren nennen erſteren noch immer Alligéwi Sipu, das iſt der Fluß der Alligewi. Wir haben, ich weiß nicht aus welchem Grunde, den Irokeſiſchen Namen deſſelben angenommen, nämlich Ohio, welche Benennung die Franzoſen wörtlich überſetzt hatten in La belle rivière der ſchöne Fluß *). Doch hat ein Arm des Fluſſes den alten Namen Allegheni behalten.

Manche ſeltſame Dinge werden von dieſem berühmten Volke erzählt. Man ſagt daß die Alligewi auſſerordentlich groß und ſtark geweſen wären, ja man hat eine Sage, daß es unter ihnen Rieſen gegeben habe,

*) Loskiel's Geſchichte der Evangeliſchen Brüder-Miſſionen. Th. 1. Kap. 1. S. 8.

habe, von weit höherem Wuchſe als der anſehnlichſte unter den Lenape. Man behauptet daß ſie ſich regelmäßige Feſtungen und Verſchanzungen erbauet hätten, von welchen ſie auch Ausfälle zu thun pflegten, meiſtens aber zurückgetrieben wurden. Ich habe mehrere von den Feſtungswerken, welche von ihnen angelegt ſeyn ſollen, geſehen, von denen zwey beſonders merkwürdig waren. Das eine war nahe an der Mündung des Huron Fluſſes, welcher ſich in den See St. Clair ergießt, und zwar auf der Nordſeite dieſes Sees, in einer Entfernung von etwa 20 Meilen nordöſtlich von Détroit. Im Jahr 1786 war dieſes Grundſtück im Beſitz und wurde bewohnt von einem Herrn Tucker. Die übrigen Werke, eigentlich nur Verſchanzungen beſtehend in regelmäßig aufgeworfenen Wällen oder Erddämmen mit einem tiefen Waſſer-Graben an der Auſſenſeite, waren an dem Huronfluſſe, öſtlich vom Sandusky und etwa 6 bis 8 Meilen vom See Erie. Vor den Eingängen zu beyden dieſen Verſchanzungen, welche eine Meile von einander entfernt lagen, befanden ſich mehrere breite flache Erhöhungen, in welchen, wie der Indianſche Lootſen ſagte, hunderte von erſchlagenen Talligewi oder wie ich ſie in der Folge mit dem Obriſten Gibſon nennen will, Alligewi, begraben lägen. Hr. Abraham Steiner der bey mir war als ich dieſe Vertheidigungswerke ſah, machte eine ſehr genaue Beſchreibung davon, welche im Jahr 1789 oder 90 zu Philadelphia in irgend einem periodiſchen Werke, abgedruckt wurde.

Als die Lenape an den Ufern des Miſſiſſippi ankamen, ſchickten ſie eine Botſchaft an die Alligewi

und

und baten um Erlaubniß ſich in ihrer Nachbarſchaft niederlaſſen zu dürfen. Dieß wurde ihnen abgeſchlagen, ihnen jedoch verſtattet durch das Land hinzuziehen um ſich weiter oſtwärts Wohnſitze zu ſuchen. Sie fingen demnach an über den Miſſiſſippi zu ſetzen; als aber die Alligewi ſahen daß ihrer ſo ſehr viele waren, und wirklich beſtanden ſie aus mehreren Tauſenden, ſo machten ſie einen wüthenden Angriff auf diejenigen die ſchon über den Fluß gezogen waren, und droheten ihrem ganzen Haufen den Untergang, wenn ſie es wagen würden, ſich von dem Herüberkommen auf ihre Seite des Fluſſes nicht abhalten zu laſſen. Die Lenape entrüſtet über dieß verrätheriſche Betragen und über den Verluſt der Mannſchaft den ſie erlitten hatten, übrigens aber auf einen Kampf nicht vorbereitet, berathſchlagten was zu thun wäre, ob ſie ſich entweder ſo gut als es geben wollte, zurückziehen oder ihre Stärke verſuchen ſollten um dem Feinde zu zeigen, daß ſie keine Feigherzige ſondern Männer wären, und einen viel zu hohen Muth beſäßen, als ſich wegjagen zu laſſen ehe ſie noch ihre Stärke verſucht und ſich überzeugt hätten, daß der Feind für ſie zu mächtig wäre. Die Mengwe, welche ſich bis dahin begnügt hatten entfernte Zuſchauer abzugeben, erboten ſich gemeinſchaftliche Sache mit ihnen zu machen, unter der Bedingung daß ſie nach Eroberung des Landes berechtigt ſeyn ſollten, es mit ihnen in Gemeinſchaft zu beſitzen. Ihr Vorſchlag wurde angenommen, und die beyden Völkerſchaften faßten den Entſchluß zu ſiegen oder zu ſterben.

Digitized by Google

Da ſie nun auf dieſe Weiſe ihre Macht vereinigt hatten, ſo erklärten die Lenape und Mengwe Krieg gegen die Alligewi; große Schlachten wurden geliefert, und manche Krieger fielen auf beyden Seiten. Der Feind befeſtigte ſeine großen Städte, und errichtete Vertheidigungswerke hauptſächlich an den größeren Flüſſen, und in der Nähe der Seen, in welchen ſie nach und nach von den Alliirten angegriffen und zuweilen beſtürmt wurden. Ein Treffen fand Statt in welchem hunderte blieben, welche man nachher in Gruben verſcharrte oder in Haufen zuſammenlegte und mit Erde bedeckte. Quartier wurde nicht gegeben, ſo daß die Alligewi am Ende erkannten, ihr Untergang würde unvermeidlich ſeyn, wenn ſie auf ihrem Sinn beharrten, weswegen ſie den Eroberern das Land überließen und den Miſſiſſippi hinab flüchteten, von wo ſie nie zurückgekehrt ſind. Der Krieg der mit dieſem Volke geführt wurde, dauerte mehrere Jahre während welcher die Lenape viele ihrer Krieger verloren, indem die Mengwe ſich immer im Hintertreffen zu halten ſuchten, und es jenen überließen gegen den Feind voranzugehen. Zuletzt theilten die Eroberer das Land unter ſich, die Mengwe wählten die Landſtriche in der Nähe der großen Seen und der in ſie ſich ergießenden Ströme, die Lenape aber nahmen Beſitz von dem ſüdwärts gelegenen Lande. Während eines langen Zeitraums, einige ſagen mehrere hundert Jahre lang, wohnten die beyden Völkerſchaften friedlich in dieſem Lande, und vermehrten ſich ſehr ſchnell; einige ihrer unternehmendſten Jäger und Krieger, wagten ſich jenſeits der großen Moräſte

Digitized by Google

ſie *), und da ſie Ströme antrafen welche nach Oſten zu floſſen, folgten ſie denſelben abwärts bis an den Fluß der großen Bay **), und ſo bis zu der Bay ſelbſt, welche wir Cheſapeck nennen. Da ſie ihre Züge theils zu Lande theils zu Waſſer fortſetzten, zuweilen auf dem großen Salzwaſſer-See, wie ſie das Meer nennen, ſo entdeckten ſie den großen Fluß der bey uns Delaware heißt; und da ſie von hier aus noch weiter öſtlich das Land Scheyichbi welches nun New Jerſey heißt, erkundeten, gelangten ſie zu einem zweyten großen Fluß, nämlich zu dem, der jetzt der Hudſon oder der nördliche Fluß genannt wird. Mit dem, was ſie wahrgenommen hatten, ſich begnügend, kehrten ſie (oder einige von ihnen) nach langer Abweſenheit zu ihrem Volk zurück, und ſtatteten von ihren gemachten Entdeckungen Bericht ab; ſie beſchrieben das Land, welches ſie entdeckt hatten, als reichlich verſehen mit Wild und verſchiedenen Arten von Früchten, die Flüſſe als voll von Fiſchen, Schildkröten u. ſ. w. nebſt einem Ueberfluß von Waſſervögeln, und kein Feind wäre zu fürchten. Sie betrachteten dies alles als ein für ſie glückliches Ereigniß, machten den Schluß, dieß wäre das von dem großen Geiſt ihnen beſtimmte Land, und fingen an dahin zu wandern, doch anfangs nur in kleinen Haufen, um unterweges nicht durch Man-

gel

*) Die Glades, es iſt ſo viel als: ſie wagten ſich über das Gebirge.

**) Nämlich den Fluß Susquehannah welchen die Indianer, von da an wo ſich ſein weſtlicher Arm mit dem Hauptſtrom vereinigt, den Fluß der großen Bay "the great Bay river" nennen.

gel an Lebensmitteln in Verlegenheit zu gerathen, endlich aber ließen ſie ſich nieder an den vier großen Flüſſen, welche bey uns Delaware, Hudſon, Susquehannah und Potomack heißen, und machten den Delaware, den ſie Lenape wihittuck *) (d. i. der Fluß oder Strom der Lenape) nannten, zum Mittelpunct ihrer Beſitzungen.

Ihren Ausſagen nach erreichte indeſſen doch nicht ihre geſammte Nation dieſes Land; manche blieben zurück zur Hülfe und Unterſtützung der Hauptmaſſe ihres Volks welche den Namaeſi Sipu noch nicht überſchritten, ſondern ſich auf jener Seite in das Innere des Landes zurückgezogen hatte, als ſie erfuhr wie diejenigen welche hinüber gegangen waren, empfangen worden wären, was ſie wahrſcheinlich auf die Gedanken brachte, daß ſie ſämmtlich von dem Feinde wären erſchlagen worden.

Ihre Nation theilte ſich endlich in drey verſchiedene Volkshaufen; der zahlreichſte, welcher die Hälfte der ganzen Menge begriffen haben ſoll, ließ ſich an den Küſten des Atlantiſchen Meeres nieder, die andre Hälfte aber theilte ſich aufs neue, der eine ihrer Vermuthung nach ſtärkſte Theil, blieb jenſeits des Miſſiſſippi, der Reſt aber da, wo jene andern ſich von ihm trennten, an dieſer Seite des Fluſſes.

Der

*) In der Sprache der Delawaren bedeutet "Hittuck" einen reißenden Strom, das Wort "Sipo" oder "Sipu" iſt der rechte Name eines Fluſſes. Denn Hittuck hat die Bedeutung "Strom" nur wenn es am Ende eines andern Wortes ſteht und in einer Zuſammenſetzung gebraucht wird. Hittuck für ſich allein bedeutet Baum.

Digitized by Google

Der Theil der Delawaren welcher an den Küſten des Atlantiſchen Meeres ſeinen Wohnſitz nahm, ſchied ſich in drey Volksſtämme. Zwey von dieſen, durch die Benennung Schildkröte und Welſcher Hahn unterſchieden, indem der eine ſich Unâmis der andre aber Unalachtgo nannte, wählten ſich zu ihrer Anſiedlung den Strich Landes welcher der Küſte am nächſten lag, zwiſchen der Küſte nämlich und den hohen Gebirgen. Als ſie zahlreicher wurden dehnten ſich ihre Niederlaſſungen aus von dem Mohikannittuck (d. i. Fluß der Mahikander welchen wir den nördlichen oder den Hudſonfluß nennen) bis jenſeits des Potomack. Manche Familien mit ihren Angehörigen, welche für ſich allein zu leben wünſchten, zerſtreueten ſich in dem Lande nicht blos längs den größeren ſondern auch längs den kleineren Flüſſen, errichteten Städte und Dörfer, in welchen ſie als abgeſonderte Körperſchaften wohnten in deren jeder ein Oberhaupt "chief" ſeinen Sitz hatte. Dieſe Oberhäupter aber waren durch freye Wahl, die einzige Art der Unterwürfigkeit, welche die Indianer kennen, den allgemeinen Oberhäuptern oder der großen Rathsverſammlung der Nation untergeordnet, und benachrichtigten dieſe von Amtswegen von allen ihnen bekannt werdenden Vorfällen und Umſtänden die für das allgemeine Intereſſe von Wichtigkeit waren. Der dritte Volksſtamm, der Wolf, gewöhnlich Minſi genannt, welches wir in Monſeys entſtellt haben, hatte es erwählt im Rücken der beyden übrigen Stämme zu wohnen, und machte eine Art von Schutzwehr für ſie aus, indem er auf die Bewegungen der Mengwe Acht gab, und auf den Fall eines Bruches

mit ihnen, zur Hand war. Die Minſi wurden für die kriegeriſchſten und thätigſten unter den Lenape gehalten. Sie dehnten ihre Wohnſitze aus von dem Miniſink, ein Ort der nach ihnen benannt iſt, wo ſie ihre Verſammlung und ihr Feuer hatten, öſtlich ganz bis an den Hudſon herauf, und weſtlich oder ſüdweſtlich weit über die Susquehannah hin. Ihre nördlichen Grenzen ſollen urſprünglich die Quellen der großen Flüſſe Delaware und Susquehannah geweſen ſeyn, ihre ſüdliche Grenze aber die Hügelreihe, welche in New Jerſey unter dem Namen Muskanecun und in Penſylvanien unter dem von Lehigh Coghnewago ꝛc. bekannt iſt. Innerhalb dieſer Grenzen waren ihre vorzüglichſten Niederlaſſungen, und ſelbſt noch bis zum Jahr 1742 hin hatten ſie eine Stadt mit einem großen Pfirſchenbaumgarten in dem Bezirk, wo nachher Nazareth in Penſylvanien iſt erbauet worden; eine andre am Lehigh dem weſtlichen Arm des Delaware, und noch andre jenſeits der blauen Bergkette, die Anſiedelungen einzelner hie und da zerſtreuter Familien nicht mitgerechnet.

Von den oben genannten drey Stämmen, der Unamis, Unalachtgo und der Minſi, welche zuſammen die Maſſe des Volks, welches wir die Delawaren nennen, ausmachten, waren im Laufe der Zeit mehrere andre entſprungen, die um deſto beſſer zu wohnen, ſich ſelbſt entfernte Landſtriche zu ihren Niederlaſſungen erwählten, und ſo wie ſie zahlreicher wurden ſich ſelbſt Namen beylegten oder ſie von andern empfingen. Dieſe Namen, gewöhnlich von einfachen Gegenſtänden der Natur, oder von etwas Auffallenden

und

Digitized by Google

und Ungewöhnlichen abgeleitet, führten ſie fort, auch nachdem ſie aufgehört hatten paſſend zu ſeyn, wenn ſie nämlich in Gegenden zogen, wo die Dinge, nach welchen ſie waren benannt worden, nicht gefunden werden; ſo bildeten ſie abgeſonderte und unterſchiedene Stämme, doch verläugneten ſie ihre Abkunft nicht, ſondern behielten ihre Zuneigung für den Mutterſtamm bey, waren ſelbſt ſtolz darauf Großkinder deſſelben zu heißen.

Dieß war der Fall mit den Mahicanni oder Mahikandern im Oſten. Dieſe Völkerſchaft war durch Zwiſchenheirathen ein abgeſonderter Volkshaufen geworden, hatte zwey Sprachen mit einander vermiſcht und daraus eine eigenthümliche Mundart gebildet: ihnen gefiel es getrennt von andern zu wohnen, und ſo ſetzten ſie über den Hudſon, welchen ſie nach dem von ihnen angenommenen Namen Mahicannituck nannten, und verbreiteten ſich über den ganzen Landſtrich der nun das Gebiet der öſtlichen Staaten ausmacht. Neue Volksſtämme entſprangen wieder von dieſen, und nahmen auch verſchiedene Namen an, doch trennten ſie ſich immer noch nicht von dem Mutterſtamm, ſondern erkannten den Namen der Lenni Lenape für ihren Großvater: endlich fanden die Delawaren gut ihr Verſammlungshaus für dieſe ihre Enkel zu erweitern, damit ſie zu ihrem Feuer kommen d. i. ihren Rath benutzen, wie auch ihre Familien-Verbindungen unterhalten und im Bunde mit ihnen bleiben möchten.

Ungefähr daſſelbe fand auch Statt in Anſehung einer andern Abtheilung der Lenape Naticokes genannt, welche ſich mit ihren Abkömmlingen weit nach

Sü-

Digitized by Google

Süden in Maryland und Virginien begeben hatte; ihr Großvater (die Delawaren) dehnten ihr Verſammlungshaus (council house) bis an den Potomack aus, gerade ſo und aus den nämlichen Urſachen wie es in Anſehung der Mahikander geſchehen war. Indeſſen hatten die Mengwe, die ſich anfänglich an den Ufern der großen Seen in ihrer Nachbarſchaft niederließen, beſtändig eine Anzahl von Canoes bereit gehalten, um ſich auf dem Fall daß die Alligewi zurückkehrten, retten zu können; und da ihre Zahl auch zunahm, hatten ſie ſich mit der Zeit weiter ausgebreitet und ſich unterhalb der Seen längs dem Lorenzofluß angeſiedelt, ſo daß ſie nun die nördlichen Nachbaren der Lenape-Stämme geworden waren.

Dieſe Mengwe fingen nun an mit einem eiferſüchtigen Auge auf ihre Nachbaren in Süden hinzuſehen, ſie fürchteten die zunehmende Macht derſelben, und daß ſie von ihnen aus dem Beſitz des Landes welches ſie inne hatten vertrieben werden möchten. Um ſolchem Uebel bey Zeiten zu begegnen, ſuchten ſie anfänglich Unruhen und Streitigkeiten zu erregen, welche in der Folge zu Kriegen zwiſchen entfernten Stämmen und den Lenape Anlaß geben könnten, ſie ermordeten zu dem Ende verſtohlner Weiſe bald auf dieſer bald auf jener Seite einige Leute, und ſuchten den beleidigten Theil auf die Vermuthung zu leiten, daß dieſe oder jene beſondre Völkerſchaft oder ein Stamm derſelben die Beleidigung zugefügt hätte: als ſie nun hierin ihre Abſicht wirklich erreichten, ſchlichen ſie ſich in das Gebiet der Lenape und deren Bundesgenoſſen, überfielen ſie häufig in ihren Lagerplätzen wenn ſie auf der Jagd waren, begingen auch mit

Digitized by Google

mit unter Mordthaten und entflohen mit dem Geraubten. Freilich ſahen ſie ein, daß ſie dieß Betragen nicht lange würden fortſetzen können, ohne entdeckt zu werden, und deswegen bedienten ſie ſich noch andrer hinterliſtiger Mittel wodurch ſie es wirklich erreichten, Stamm gegen Stamm und Volk gegen Volk aufzubringen. Da jeder Stamm oder jede Nation ein beſondres Merkzeichen auf ihren Streitkolben führt, welches bey andern nicht üblich iſt, und es ſich daher wenn etwa ein ſolcher Streitkolben neben der Leiche eines Erſchlagenen geſehen wird, ſogleich entdeckt, von welchem Stamm oder welcher Nation der Angriff iſt gemacht worden; ſo ließen die Mengwe einen Streitkolben wie die Lenape zu führen pflegen, in dem Lande der Cherokees zurück, wo ſie abſichtlich einen Mord begangen hatten, und da nun die Cherokees natürlicherweiſe vermutheten, die That müſſe von den Lenape verübt ſeyn, ſo fielen ſie unerwartet über dieſe her, welches einen blutigen Krieg zwiſchen den beyden Nationen veranlaßte. Endlich wurde indeſſen die Verrätherey der Mengwe entdeckt, und nun beſchloſſen die Lenape eine auffallende Rache an ihnen zu üben, indem ſie wirklich mit nichts Geringerem umgingen, als dieſe betrügeriſche Menſchenbrut gänzlich auszurotten *). Man wußte überdieß von ihnen daß ſie Menſchenfleiſch äßen **) und Men-

*) Loskiel Th. 1. Kap. 10. S. 163.

**) Der Prediger C. Pyrläus, ein Zögling Conrad Weiſer's von welchem er die Sprache der Mohawk erlernte, in der Folge als Miſſionär an dem Mohawk-Fluß angeſtellt, macht in einem handſchriftlichen Werke, welches zwi-

Menſchen mordeten in der Abſicht ſie zu verzehren, weswegen auch die Lenape ſie nicht als ein reines Volk oder als vernünftige Weſen, ſondern vielmehr als ein Gemiſch von menſchlicher und thieriſcher Raſſe betrachteten.

Der

zwiſchen 1742 und 1748 geſchrieben worden, auf der 235ten Seite folgende Anmerkung, die ihm (dem Inhalte nach) von einem angeſehenen Oberhaupt jener Nation war mitgetheilt worden: "die FünfNationen aßen ehedem Menſchenfleiſch, ſie aßen einmal den ganzen Körper eines königl. franzöſiſchen Soldaten auf, ſie ſprechen: Eto niocht ochquari, d. h. Menſchenfleiſch ſchmeckt wie Bärenfleiſch. Sie ſagen gleichfalls: die Hände kann man nicht wohl eſſen, ſie ſind yozgarat, bitter".

Bejahrte Canadier aus dem franzöſiſchen Gebiet haben mir vor vielen Jahren, als ich zu Détroit war, erzählt, daß ſie häufig geſehen hätten, wie die Irokeſen, das Fleiſch der in der Schlacht Getödteten verzehrten, und daß dieß namentlich geſchehen ſey in dem Kriege zwiſchen den Franzoſen und Engländern, welcher gewöhnlich der Krieg von 1756 heißt.

Als am 5ten Jul. 1742 über einen Friedens-Vertrag im Hauſe des Eigenthumsherrn (Proprietor's house) zu Philadelphia unterhandelt wurde, erſchien keiner von der Seneca Nation; da nach der Urſache dieſes Ausbleibens gefragt wurde, erhielt man zur Antwort, eine Hungersnoth herrſchte in ihrem Gebiet, und ein Vater hätte ſich genöthigt geſehen, zwey ſeiner Kinder zu ſchlachten, um die übrige Familie beym Leben zu erhalten. "S. Colden's History of the Live Nations part. II. pag. 52. und die Acten jener Unterhandlung gedruckt zu Philadelphia von B. Franklin 1743. p. 7. in der Sammlung der Verträge mit den Indianern, welche ſich in der Bibliothek der Amerikaniſchen Societät der Wiſſenſchaften befindet.

Digitized by Google

Der nun öffentlich gegen die Mengwe erklärte Krieg, wurde mit Kraft fortgeführt, bis dieſe endlich einſahen, daß ſie es mit einem ſo mächtigen Feinde wie die Lenape, die in zahlreichen Verbindungen ſtänden, bereit ſich mit ihnen zu vereinigen ſobald es die Noth erforderte, nicht aufnehmen könnten, weshalb ſie auf den Plan verfielen, ein Bündniß unter ſich zu ſchließen wodurch alle verpflichtet wurden gemeinſchaftliche Sache zu machen, und dem gemeinſamen Feind mit vereinigter Macht entgegen zu gehen, nicht aber zu dulden, daß wie ſie damals erwarten mußten, von ihren Stämmen einer nach dem andern aufgerieben würde welches am Ende den Untergang ihrer Geſammtheit herbeyzuführen drohe. Bis zu dieſer Zeit nämlich hatte jeder Stamm der Mengwe unabhängig von den übrigen für ſich gehandelt, auch waren ſie nicht geneigt ſich einer allgemeinen Oberherrſchaft welche ihre ſchlechten Abſichten hintertreiben möchte, zu unterwerfen, denn bis dahin konnte jeder einzelne Stamm und ſelbſt konnten einzelne aus einem Stamm, durch muthwillig verübte Feindſeligkeiten die Friedlicheren unter ihnen in Krieg und Blutvergießen verwickeln wie das hauptſächlich von Seiten der Seneca als den unruhigſten unter Allen, geſchehen war, und wenn gleich die Lenape ihre Macht hauptſächlich gegen die Anſtifter der Feindſeligkeiten gerichtet hatten, ſo wurde dadurch doch die Maſſe des Volks geſchwächt, um ſo mehr ſahen ſie die Nothwendigkeit ein, beſſere Anordnungen und ein beſſeres Regiment zu Stande zu bringen *).

Dieſe

*) Loskiel Th. I. Cap. 1.

Digitized by Google

Dieſe Verbündung fällt in die Zeit des 15. und 16. Jahrhunderts *). Die allerblutigſten Kriege wurden nachher lange Zeit hindurch zwiſchen den verbündeten Irokeſen und den Delawaren nebſt ihrem Anhange geführt, und die Lenape behaupten daß ſie gemeiniglich die Oberhand behielten. Während dieſe Kriege immer noch mit Lebhaftigkeit fortgeführt wurden, landeten die Franzoſen in Canada, und es dauerte nicht lange ſo geriethen ſie mit den nun vereinigten Fünf Nationen oder Stämmen in Krieg, da letztere nicht geneigt waren den Franzoſen zu geſtatten ſich in ihrem Lande feſtzuſetzen. Am Ende erkannten die Irokeſen, daß ſie nun zwiſchen zwey Feuer gekommen wären, und wenig Ausſicht hätten, die Lenape durch Gewalt der Waffen zu überwinden, daß es nothwendig für ſie ſeyn würde ſich mit ihren Familien von den Ufern des Lorenzo in das Innere des Landes zurückzuziehen wo die Franzoſen ſie nicht ſo bald erreichen könnten, und erſannen daher eine Kriegsliſt, durch welche, wenn ſie glücken ſollte, ſie ſich ſchmeichelten, nicht nur den Frieden mit den Le=

*) Der Prediger C. Pyrläus ſagt in dem oben angeführten handſchriftl. Werke S. 234: die Allianz oder Verbündung der Fünf Nationen kam zu Stande, ſo weit man muthmaßen kann, ein Menſchenalter (oder ſo lange ein Menſchenleben dauert) ehe die weißen Leute (die Holländer) in das Land kamen. Thannawage war der Name der bejahrten Indianer, vom Stamme Mohawk, der zuerſt den Vorſchlag zu einem ſolchen Bündniſſe that. Die Namen der übrigen Oberhäupter, die damals zuſammentraten nennt das Manuſcript auch, und ſetzt hinzu, daß das Andenken an dieſe Namen für immer dadurch erhalten werden ſollte, daß in jeder der Nationen beſtändig eine Perſon mit derſelben benannt werden mußte.

Digitized by Google

Lenape ſondern auch mit den ihnen anhängenden übrigen Stämmen ſich verſichern zu können, ſo daß ſie dann nur noch gegen einen einzigen Feind (die Franzoſen) zu kämpfen haben würden.

Der Plan hierzu war recht argliſtig angelegt, und lief darauf hinaus die Lenape und ihre Bundesgenoſſen, nicht nur ihrer Macht, ſondern auch ihres kriegeriſchen Ruhms, durch welchen ſie vor allen übrigen Indianer-Nationen ausgezeichnet waren zu berauben. Sie ſollten nämlich beredet werden ſich des Gebrauchs der Waffen zu begeben, und das Amt der Vermittler und Schiedsrichter unter ihren kriegeriſchen Nachbarn zu übernehmen. Man wollte ſie nach der Sprache der Indianer zu Weibern machen *). Man muß hier bemerken, daß bey dieſen Völkerſchaften kein Krieg zu Ende gebracht wird ohne die Dazwiſchenkunft des ſchwächeren Geſchlechts. Wie ſehr auch die Männer des Kämpfens müde ſeyn mögen, ſo fürchten ſie doch für Feigherzige gehalten zu werden, wenn ſie einen Wunſch nach Frieden zu erkennen geben würden. Es ſchickt ſich, ſagen ſie, für einen Krieger nicht, mit der blutigen Waffe in der Hand, Worte des Friedens zum Feinde zu reden. Er muß bis ans Ende einen entſchloſſenen Muth und eben ſo viel Bereitwilligkeit zum Kampfe zeigen als zu Anfang des Streits. Es iſt auch nicht angemeſſen, ſagen ſie ferner, mit demſelben Othem zu drohen und zu flehen, den Friedensgürtel in der einen und den Tomahawk in der andern Hand zu halten. Was Männer reden und thun, ſollte aus einem Stücke ſeyn, entweder

alles

*) Loskiel 1. 10. S. 161.

alles gut oder alles böſe, denn dieß iſt bey ihnen ein unumſtößlicher Grundſatz auf welchen ſie bey allen Gelegenheiten zurückkommen, daß das Gute mit dem Böſen nicht zuſammen wohnen kann. Sie halten auch dafür, ein Vertrag durch Drohungen oder durch Gewalt zu Stande gebracht, können keine verbindende Kraft haben. Bey ſolch einer Denkungsart würde ein Krieg unter den Indianern nie eher aufgehört haben, als nach Vertilgung der einen oder der andern Partey, wenn nicht das zärtere und mitleidige Geſchlecht dazwiſchen getreten, und durch rührende Reden die entflammten Kämpfer bewogen hätte ihre Streitäxte zu begraben und Frieden mit einander zu ſchließen. Bey ſolchen Gelegenheiten waren ſie (die Weiber) äußerſt beredt, pflegten mit vielem Gefühl den auf beiden Seiten erlittenen Verluſt zu beklagen, da ſich vielleicht keiner von den Kriegern fände, der nicht einen Sohn, einen Bruder oder einen Freund verloren hätte. Sie machten dann eine Beſchreibung von dem Kummer der verwittweten Frauen, und beſonders der kinderloſen Mütter. Sie ſtellten vor: willig ja ſelbſt freudig hätten ſie erdulbet die Schmerzen der Geburtsſtunde, die ängſtlichen Sorgen während des Fortſchreitens der Söhne von dem Kindes bis zum Mannesalter, wie grauſam aber wäre es nun für ſie, nach allen dieſen Beſchwerden die hoffnungsvollen Jünglinge die ſie mit ſo großer Sorge erzogen hätten als Opfer der Kriegswuth und als Beute eines hartherzigen Feindes fallen ſehen zu müſſen; ſehen zu müſſen wie ſie auf dem Schlachtfelde erſchlagen, oder als Gefangne durch verlängerte Martern unter den fürchterlichſten Qualen zu Tode gebracht

wür-

würden. Die Vorſtellung von ſolchen Scenen mache daß ſie ihr Daſeyn verwünſchten, und vor dem Gedanken Kinder zu gebähren zurückſchauderten. Dann pflegten ſie die Krieger bey allem was ihnen theuer wäre zu beſchwören, Mitleiden zu haben mit dem Jammer ihrer Weiber und hülfloſen Kinder, ihr Geſicht noch ein mal nach ihrer Heimath nach ihren Familien und Freunden umzukehren, das Unrecht was ſie einer von den andern erlitten hätten zu verzeihen, die mordenden Waffen abzulegen und mit einander die Friedens- und Freundſchaftspfeife zu rauchen. Von beyden Seiten wären nun hinlängliche Beweiſe des Muths gegeben worden; die mit einander ſtreitenden Nationen wären an Edelmuth und Tapferkeit einander gleich, und ſie müßten nun diejenigen auch als Freunde umarmen, die ſie als Feinde achten gelernt hätten." — Reden dieſer Art blieben ſelten ohne die beabſichtigte Wirkung, und dieſer ehrenvolle Beruf, den Frieden zu ſtiften brachte die Frauen in eine Lage der es keinesweges an Würde fehlte. Sonach würde es denn keine Schande, es würde vielmehr für ein mächtiges Volk dem nicht der geringſte Mangel weder an Muth noch an Macht zugeſchrieben werden könnte, eine Ehre ſeyn, einen ſolchen Beruf zu übernehmen, und dadurch das Werkzeug ja das einzige Mittel zu werden, den allgemeinen Frieden zu erhalten, und das Indianiſche Volk vor gänzlicher Vertilgung zu ſichern.

Von dieſer Art waren die Gründe, welche die hinterliſtigen Mengwe den Lenape vorhielten um ſie in die Schlinge, die ſie ihnen bereitet hatten, zu ziehen. Sie hätten ſagten ſie ihre critiſche Lage gründ-

Digitized by Google

gründlich erwogen, und es bliebe ihnen keine andre Auskunft, als daß irgend ein edelmüthiges Volk die Rolle und den Stand des "Weibes" übernähme. Einem ſchwachen und verächtlichen Stamme könne ſolch ein Beruf nicht übertragen werden, ein ſolcher würde kein Gehör finden; die Lenape aber und ihre Bundesgenoſſen würden hinlänglichen Einfluß haben und Achtung gebieten. Als Männer wären ſie gefürchtet worden; als Weiber würden ſie geehrt und geachtet werden, Niemand würde ſo kühn oder ſo ſchlecht ſeyn ſie anzugreifen oder zu beleidigen; ſie würden als Weiber ein Recht haben ſich in alle Streitigkeiten andrer Nationen zu miſchen, und verhüten oder verhindern können daß kein Indianiſches Blut mehr vergoſſen würde. Sie erſuchten ſie deßhalb, dem Namen und der That nach "Weiber" zu werden, ihre Waffen und alle kriegeriſche Auszeichnungen abzulegen, ſich dem Ackerbau und andern friedlichen Geſchäfften zu widmen, und ſo die Erhaltung des Friedens und der Eintracht unter den Nationen zu vermittlen.

Die Lenape gaben zu ihrem Unglück der Stimme ihrer Feinde Gehör. Sie wußten, daß es nur zu wahr wäre, daß die Indianiſchen Nationen aufgereizt durch ihre eignen ungezügelten Leidenſchaften wie auch nicht wenig durch ihre Europäiſchen Nachbaren auf dem Wege wären eine die andre zu vertilgen: Sie glaubten, die Mengwe meynten es aufrichtig, und ihr Vorſchlag habe keinen andern Zweck als die Erhaltung des Indianer Volks. In einer unglücklichen Stunde willigten ſie ein, und übernahmen es "Weiber" zu werden. Dieſe Einwilligung wurde mit groſ-

ßer

ßer Freude aufgenommen. Es wurde ein Feſt veranſtaltet in der Abſicht dieſe neue Ordnung der Dinge bekannt zu machen und zu befeſtigen. Unter paſſenden Ceremonien, welche Loskiel ausführlich beſchrieben hat, wurden die Delawaren in ihr neues Amt eingeſetzt, beredte Vorträge wurden gehalten, und wie gewöhnlich mit Wampum Gürteln begleitet. Der große Gürtel des Friedens, und die Kette der Freundſchaft wurden (nach der bildlichen Sprache der Indianer) dem neuen Vermittler auf die Schultern gelegt, und das eine Ende derſelben ſollte von allen Indianer Völkern das andre aber von den Europäern feſtgehalten werden. Die Lenape ſagen, daß die Holländer bey dieſer Feyerlichkeit zugegen waren, und keinen unbedeutenden Antheil an der Intrigue nahmen *).

Die bejahrten und verſtändigen Mahikander deren Vorältern das Land an der Oſtſeite des nördlichen Fluſſes bewohnten, gaben vor vielen Jahren, den folgenden Bericht von der oben angeführten Unterhandlung. Sie ſagten: ihr Großvater (die Lenni Lenape) und die ihnen anhängenden Stämme, waren ſo genau unter einander verbunden, daß wenn irgend einer von dieſen, von irgend einer Völkerſchaft angegriffen wurde, dieß nicht anders war als ob ſie ſämmtlich wären angegriffen worden; denn alle pflegten in einem ſolchen Fall zuſammenzutreten und gemeinſchaftliche Sache zu machen; daß das lange Haus das Haus der Rathsverſammlung (council house) aller derer die von einem Blute ſtammten und zu dieſer Verbündung gehörten, ſich ausdehnte von dem Punct den die Fluth in einiger Entfernung von dem

Ort

*) Loskiel 1. Kap. 10. S. 162.

Ort wo nun Gaaſchtinich (Albany) ſteht, erreicht bis zu dem Punct wohin ſie ſich im Potomack erſtreckt. Daß an jeder Seite dieſes Hauſes eine Thür war zu welcher die Nationen hereingehen konnten. Daß die Mengwe in keiner Verbindung mit denen ſtanden die Zutritt zu dieſem Hauſe halten, ſondern als Fremde betrachtet wurden. Daß die Lenape mit den Mahikandern und allen ihnen anhängenden Stämmen im Begriff waren die Fünf Nationen zu vertilgen, als dieſe ſich an den Dutchemann (Holländer) der damals eine Niederlaſſung zu oder bey Gaaſchtinick anlegte, wandten, damit er ihnen helfen möge, einen Frieden mit den Lenape zu Stande zu bringen. Daß demzufolge die neuen Ankömmlinge, die Lenape und Mahikander zu einer großen Rathsverſammlung einluden, an einem Orte, der nicht weit von dem jetzigen Albany lag, und welcher nachher von den weißen Leuten Nordmannskill iſt genannt worden. Daß ſie, nachdem ſie am Ende durch vereinigtes Anhalten und ſchöne Reden, den Lenape die Streitaxt aus den Händen gewunden hatten; dieſe Waffe zu Gaaſchtinick begruben, und ſagten, ſie wollten eine Kirche über der Stelle erbauen, damit man nie wieder zu der Axt möge kommen können, wenn man nicht die ganze Kirche aufhöbe, und wer dieß zu thun wagen würde an dem würde der Dutchemann Rache nehmen. Daß darauf, nachdem es den Mengwe gelungen war, den Händen der Lenape die Streitaxt zu entwinden, jene Ceremonie ihnen "das Amt der Weiber" zu übertragen Statt fand, indem die Mengwe erklärten ſie würden die Lenape künftig ihre Vettern, die Mahikander aber ihre Enkel nennen. Die Mahikander

ſagen

Digitized by Google

ſagen ferner, daß es Furcht war wodurch der Dutchemann (die Holländer) bewogen wurde den Fünf Nationen zur Erlangung des Friedens behülflich zu ſeyn, weil in der Gegend wo ſie damals ihre Niederlaſſung anzulegen beſchäfftigt waren, zahlreiche Haufen von Kriegern hin und her zu ziehen pflegten, ſo daß ſie es nicht vermeiden konnten in ihrem Unternehmen geſtört und beſchwert wol gar zu Grunde gerichtet zu werden, weil damals ihr Kampf mit großer Wuth geführt und kein Quartier gegeben wurde. Daß die weißen Leute durch die Beförderung dieſes Friedens etwas zu Stande gebracht hätten, was keiner andern Nation würde möglich geweſen ſeyn, und daß hiedurch von ihnen der Grund zu der nachherigen Größe ihrer Freunde der Irokeſen wäre gelegt worden, inſofern auch die Engländer nachdem ſie zum Beſitz des Landes gelangt wären, dieſelbe Politik in Anſehung derſelben befolgt hätten. So weit die Tradition der Mahikander.

Nach möglichſt genauer Beſtimmung der Zeit in welcher die Fünf Nationen jenes Bündniß ſchloſſen, fährt der Prediger C. Pyrläus in ſeinen Anmerkungen auf folgende Weiſe fort: Zufolge meines Gewährsmannes Sganarady, eines bejahrten glaubwürdigen Indianers, war ſein Großvater einer von den Deputirten geweſen, die mit dem Auftrage das Bündniß mit den weißen Leuten zu ſchließen, waren abgeordnet worden; ſie verſammelten ſich an einem Ort, der in der Folge Nordman'skill iſt genannt worden; etwa 4 Meilen unterhalb der Stelle wo nachher Albany erbaut wurde; und hier wurde dieß Freundſchaftsbündniß zuerſt zu Stande gebracht und die

Mohawk ſpielten bey der Abſchließung deſſelben eine ſehr thätige Rolle.

Durch dieſe drey beſonderen Angaben der Lenape, der Mahikander, der Mohawks ſo wie ſie C. Pyrläus anführt, ſcheint bündig bewieſen zu werden, daß die Holländer ſchon in dieſem Lande waren, als die Lenape ſich überreden ließen die Rolle des Weibes zu übernehmen, und daß die Holländer an dieſer Unterhandlung Antheil hatten, und wo nicht die Urheber doch die Beförderer derſelben waren. Von den Holländern wurde die große Rathsverſammlung unweit Albany zuſammenberufen; der Tomahawk wurde damals tief unter die Erde begraben, und es wurde mit der Rache der Holländer gedroht, wenn jemand ihn je wieder hervorziehen würde. Der Freundſchaftsgürtel wurde den unglücklichen Delawaren auf die Schultern gelegt, und ſollte an dem einen Ende von den Fünf Nationen an dem andern von den Europäern feſtgehalten werden: dieß alles weiſt ſo ſehr auf Europäiſche Intrigue hin, daß es unmöglich iſt nicht den Schluß zu ziehen, daß die Europäer dieſes Mittel ergriffen um die Macht der Delawaren und ihrer Anhänger welche ſie fürchteten, unſchädlich zu machen, und den Einfluß der Irokeſen mit denen ſie im Bunde waren, zu verſtärken.

Die Irokeſen haben es geleugnet, daß dieſe argliſtigen Ränke jemals Statt fanden, und ſagen daß ſie die Delawaren in offner Feldſchlacht überwanden, und ſie mit Gewalt nöthigten "Weiber" zu werden d. i. ſich die größte Demüthigung welche einem muthigen und kriegeriſchen Volke jemals angethan werden kann, gefallen zu laſſen; eine Demüthigung nicht

etwa

Digitized by Google

etwa vorübergehend wie die welche die Römer erfuhren als ſie von den Sabinern gezwungen wurden unter den Caudiniſchen Gabeln durchzugehen, ſondern eine fortwährende Beſchimpfung welche ihnen, ſo lange ſie eine Nation waren, anhängen mußte. Wenn dieſe Behauptung gegründet wäre, ſo würden die Lenape und ihre Bundesgenoſſen, welche wie alle übrige Indianer, keinen Vertrag, der durch irgend eine Art von Zwang zu Stande gebracht wird, für bindend halten, dieß nicht länger erduldet haben, als bis ſie im Stande geweſen wären, ihre Streitkräfte zu ſammeln, und über ihre Feinde herzufallen; lange vor dem Jahr 1755 hätten ſie gethan, was ſie endlich um dieſe Zeit thaten, wo ſie ſich mit den Franzoſen in den Kriegen gegen die Irokeſen und die Engländer vereinigten, hätten aber nicht länger als ein Jahrhundert geduldig gewartet, ehe ſie wegen einer ſo entſetzlichen Beleidigung Rache nahmen. Ihre Zahl, in welcher ſie ihren Feinden unter den Indianern anerkannt überlegen waren, und die große Ausdehnung ihres Gebiets boten ihnen hinlängliche Mittel dar, Feindſeligkeiten anzufangen wenn ſie dieß für gut gehalten hätten, dagegen aber lebten ſie in Frieden mit den Irokeſen und den Europäiſchen Bundesgenoſſen derſelben, bis auf jenen entſcheidenden Krieg, wodurch die Franzoſen mit einem Male alle ihre weitläuftigen Beſitzungen auf dem feſten Lande von Amerika verloren.

Außer dieſen poſitiven Beweiſen könnte man für dieſe Sache noch die ſtärkſten negativen Zeugniſſe beybringen. Die Irokeſen ſagen freilich daß ſie die Delawaren und die Bundesgenoſſen derſelben überwan-

den, und ſie nöthigten Weiber zu werden; es gibt aber von den beſondern Umſtänden dieſer wichtigen Begebenheit keine Ueberlieferung bey ihnen. Weder Hr. Pyrläus noch Hr. Zeisberger welche beyde unter den Fünf Nationen lebten, und ihre Sprache wohl verſtanden, konnten irgend einen beſondern Umſtand über dieſe behauptete Unterjochung, von ihnen erfahren; ſie hätten doch aber müſſen ſagen können, wie es damit zuging; ob durch eine entſcheidende Schlacht, oder durch mehrere auf einander folgende Treffen; zu welcher Zeit, und an welchem Ort oder an welchen Oertern dieſe Treffen, wo wenigſtens der letzte Kampf Statt gefunden habe; was für Völkerſchaften im Kampf begriffen waren; wie die Anführer oder Oberhäupter hießen; wie viele an beyden Seiten blieben, und mehrere andre Thatſachen womit die Wahrheit ihrer Behauptung hätte bewieſen werden können. Der gänzliche Mangel aber an allen ſolchen Nachrichten ſcheint mir aufs ſtärkſte gegen ſie zu ſtreiten, und die Ausſagen ihrer Gegner zu bekräftigen.

Die Delawaren ſind der Meynung daß dieſer Entwurf der Fünf Nationen, wie argliſtig auch und wie ſehr auch auf ihren weſentlichen Nachtheil berechnet, ihnen dennoch nicht ſehr entgegen geweſen ſeyn, ſondern im Gegentheil ihr Intereſſe als Nation befördert haben würde, wenn die Europäer nicht nachher in ſo großer Anzahl ins Land gekommen wären, und ſo ſchnell an Menge zugenommen hätten als dieß wirklich der Fall war. Ihre Neutralität würde nämlich die Vermehrung ihrer Volksmenge ſehr begünſtigt haben, während die Zahl der übrigen Indianiſchen Völkerſchaften durch die beſtändigen Kriege unter ein-

ander

ander vermindert worden ſeyn würde. Zu ihrem Unglücke aber geſchah es daß die Europäer in dem Lande welches ſie inne hatten, und welches jetzt die Mittleren Staaten begreift immer weitere Fortſchritte machten, und ſo wie ſie vom Atlantiſchen Meere vordrangen die Lenape und ihre Bundesgenoſſen vor ſich her trieben und das Land derſelben in Beſitz nahmen; während indeſſen die Irokeſen, deren Gebiet ſich gerade in der Nachbarſchaft von Canada zwiſchen den Franzoſen und den Engländern die häufig mit einander Krieg führten, befand, zwar an der franzöſiſchen Nation einen Feind hatten, aber auch ſtarke Beſchützer in den Engländern fanden, welche ſie als einen Damm gegen ihre Feinde betrachteten, und auch in ſofern ſie das zahlreichſte (fremde) Volk waren, ihnen am erſten Schutz zu gewähren vermochten; ſo hatten dieſe Ruhe ſich zu vermehren und mächtig zu werden, während die Lenape, ohne ein befreundetes Volk in der Nähe (die Franzoſen waren damals zu weit entfernt) ganz von ihren Engliſchen Nachbaren abhängig wurden, welche indem ſie ſich in ihrem Lande ſchnell ausbreiteten, ſie nach und nach zerſtörten, und ſo unter Mitwirkung noch andrer Umſtände, zuletzt beynahe ihre gänzliche Vernichtung bewirkten. Unter dieſen Umſtänden darf das hinterliſtige Betragen der Fünf Nationen als der hauptſächlichſte angeſehen werden. Ehe dieſe außerordentliche Umwandlung Statt fand, daß eine große und mächtige Völkerſchaft, in einen Haufen wehrloſer Weiber umgeändert wurde; war es den Irokeſen nie erlaubt worden die Lenape zu beſuchen, auch wenn ſie im Frieden mit einander lebten. Ließ ſich ein Mengwe in ihrem Gebiete

Digitized by Google

biete ſehen, ſo wurde auf ihn wie auf ein Raubthier Jagd gemacht, und es war einem jeden erlaubt ihn zu tödten. Nun aber konnte der Weib gewordene Lenape in Uebereinſtimmung mit der ihm übertragenen Rolle und Verbindlichkeit, von dem Mordgewehr keinen Gebrauch machen, mußte ſich vielmehr aller Gewaltthätigkeit gegen menſchliche Weſen enthalten. So fanden alſo ſeine ehemaligen Feinde keine Schwierigkeit, unter allerley Vorwänden ſein und ſeiner Bundesgenoſſen Land zu durchziehen, und hie und da einige von den Ihrigen zurückzulaſſen um ſo lang es ihnen gefiel zu bleiben, in der Abſicht, wie ſie ſagten, das gute Einverſtändniß zu befördern und zur Erhaltung des allgemeinen Friedens behülflich zu ſeyn. Indem ſie aber die Lenape mit Schmeichelreden unterhielten, legten ſie es darauf an, ſie mit ihren Nachbaren in Weitläuftigkeiten zu verwickeln und dadurch ihre Ruhe zu ſtören. Ich will nur eins von mehreren Beyſpielen dieſes Betragens anführen. Sie ſchickten einſt ihre Leute in das Land der Cherokeſen, mit der Anweiſung heimlich einen aus dieſer Nation zu tödten, und neben dem Ermordeten einen Streitkolben liegen zu laſſen, der abſichtlich nach dem Muſter der unter den Delawaren üblichen war verfertigt worden. Das Zurücklaſſen eines Streitkolbens in irgend einem Gebiet der Indianer, wird von dieſen Völkerſchaften immer als eine förmliche Herausforderung oder als Kriegserklärung angeſehen. Die Cherokeſen, durch den Schein betrogen, und in der Meynung daß ihr Großvater, der Lenape Stamm, dieſen Mord begangen hätte, verſammelten einen zahlreichen Haufen, um in ihr

Land

Land zu gehen und Rache zu nehmen. Unterdeſſen ſchickten die Irokeſen einen Boten an die Lenape, um ihnen Nachricht von der Annäherung eines Feindes zu geben. Sie hätten, ließen ſie ſagen, von ihren Jagdleuten gehört, daß ein Feind gegen ihren Wohnort im Anzuge wäre, weßhalb ſie riethen unverzüglich eine Anzahl ihrer Krieger an einen gewiſſen Ort hinzuſchicken, wo ein anſehnlicher Haufen der Fünf Nationen ſie treffen, ſich an ihre Spitze ſtellen, die erſte Linie bilden und ihren Streit führen würde, ſo daß ſie wenig mehr dabey zu thun haben würden als zuzuſehen, und zu bemerken wie tapfer ihre Freunde für ſie föchten. Die Lenape, keinesweges vorbereitet einem mächtigen Feinde entgegen zu gehen, verſammelten in aller Eile einige Wenige ihrer Leute, welche ſich auf dem angezeigten Sammelplatz einfanden, ſich aber in der Erwartung hier ihre angeblichen Beſchützer anzutreffen getäuſcht ſahen. Der Feind war indeſſen ganz in der Nähe; die Lenape fochten mit großer Tapferkeit, wurden aber von der gewaltigen Mehrzahl des Feindes überwältigt und mit beträchtlichem Verluſt geſchlagen. Nun erſchienen die Irokeſen, aber anſtatt die Cherokeſen anzugreifen oder zu verfolgen, überhäuften ſie die Delawaren mit Vorwürfen, wegen ihrer Vermeſſenheit, wie ſie es nannten daß ſie, die "Weiber" wären, in dem Angriffe auf Männer die Erſten hätten ſeyn wollen. Da die Fünf Nationen ihnen vorgingen, ſagten ſie, ſo hätten ſie auf dieſe warten müſſen ehe ſie die Cherokeſen angriffen, alsdann würden ſie, ihre Beſchützer geſtritten und überwunden haben, da ſie nun aber gut gefunden hätten ei-

gen-

genmächtig zu Werke zu gehen, ſo hätten ſie für ihre Anmaßung die gebührende Züchtigung empfangen.

So belohnten die Fünf Nationen das Zutrauen welches die Delawaren in ſie geſetzt hatten. Ihre Falſchheit wurde indeſſen eine lange Zeit hindurch nicht gemuthmaßt, zuletzt aber kam ſie an den Tag, und es wurde ſogar entdeckt daß in dieſem letzten Gefecht eine Anzahl Irokeſen ſich mit ihren Feinden zum Kampfe wider ſie, vereinigt hätten. Die Lenape beſchloſſen darauf ihre Streitkräfte zu vereinigen, und durch eine große Anſtrengung jene treuloſe Nation gänzlich zu vernichten. Dieß, ſagen ſie, würden ſie leicht haben ausführen können, denn damals wären ſie noch ſo zahlreich geweſen, wie die Heuſchrecken zu gewiſſen Jahrszeiten, hätten auch ihren Feinden noch eben ſo viel Schaden thun können, wie jene Inſecten den Feldfrüchten thun; während, nach ihrer Beſchreibung die Mengwe nichts anders waren, als 4 quakende Fröſche in einem Teiche, welche, wenn alles ſtill iſt, ein großes Geräuſch machen, aber bey der erſten Annäherung von Gefahr, ja bey dem Rauſchen eines Blattes augenblicklich ins Waſſer tauchen und keinen Laut von ſich geben.

Ihre Aufmerkſamkeit wurde aber nunmehr durch anderweitige Vorfälle hievon abgelenkt. Die Weißen landeten ſchon wieder in großer Anzahl auf ihrer Küſte, im Oſten und im Süden, und dieſes Schauſpiel beſchäfftigte aufs neue alle ihre Geiſtesvermögen. Sie waren in Bewunderung über das was ſie ſahen verloren, und berathſchlagten was ſie zu thun hätten. Die Fünf Nationen welche ſo wohnten daß die Gefahr ſie nicht erreichen konnte, kamen dennoch auch; aber

Digitized by Google

aber ihr eigenes Intereſſe im Auge behaltend, ſuchten ſie ſich, indem ſie die andren Völkerſchaften anreizten über die Ankömmlinge herzufallen, und ſie von ihren Küſten zu vertreiben, wodurch ſie unnütze Feindſeligkeiten erregten, an welchen ſie keinen Antheil zu nehmen ſchienen, bey den mächtigen Fremdlingen einzuſchmeicheln. Sie bezeugten ihnen große Freundſchaft, und machten ſie glauben, daß ſie den übrigen Indianiſchen Nationen überlegen wären, über alle zu ſagen hätten, und diejenigen züchtigen wollten, die ſie beunruhigen würden.

Nun kam William Penn mit dem Gefolge ſeiner friedlichen Anhänger. Nie werden die Delawaren ihren ältern Bruder Mignon, wie ſie ihn voll Liebe und Achtung nennen, vergeſſen. Sobald er in ihrem Lande angekommen war, wurde gegenſeitig eine Freundſchaft geſchloſſen welche beſtehen ſollte ſo lange die Sonne ſcheinen und Waſſer in den Flüſſen zu finden ſeyn würde. Dieſe Freundſchaft würde auch ungezweifelt bis ans Ende der Zeit fortgedauert haben, wenn ihr guter Bruder beſtändig bey ihnen geblieben wäre, in ſeiner Abweſenheit aber, ſagen ſie, gelangten ſchlechte Leute zu Anſehen, die, nicht zufrieden mit dem Lande was ihnen war abgetreten worden, ſich alles was ſie nur begehrten zu verſchaffen wußten; und als die Lenape ſich nach den Freunden ihres Bruders Mignon umſahen, damit dieſe ihre gerechten Klagen hören, und ihr erlittenes Unrecht vergüten möchten, konnten ſie dieſelben nirgends entdecken, und waren ſo unglücklich, ihre größten Feinde die Mengwe gebraucht zu ſehen, um ihnen den

Mund

Mund zu ſtopfen und ſie zu zwingen ſich das ihnen zugefügte Unrecht gefallen zu laſſen.

Sie können nicht begreifen wie die Engländer ſich haben wegwenden können von dem Volke welches ſie ſo freundſchaftlich aufnahm und ihnen mit offenen Armen entgegen ging, welches ihnen verſtattete im Frieden und ohne Furcht beunruhigt zu werden ſich auf ihrem Lande niederzulaſſen; welches mit Freuden alle ihre Bedürfniſſe *) befriedigte und ſich glücklich ſchätzte die Friedenspfeife an einem und demſelbem Feuer mit ihnen zu rauchen; wie dieſes Volk es nicht nur anſehen konnte, daß eine ſchlechte und treu-

*) Herr Proud in ſeiner Geſchichte von Penſylvanien erzählt, daß die Indianer einige Zeit nach der Einführung der von W. Penn entworfenen Regierungsform die Familie eines John Chapman deſſen Nachkommen noch jetzt in Bucks County wohnen, mit aller Art von Lebensmitteln zu verſorgen pflegten, und führt einen rührenden Beweis von der Zuneigung der Indianer zu jener Familie an. Abraham und John Chapman, Zwillingsbrüder, und etwa 9 bis 10 Jahr alt, gingen eines Abends aus um ihr Vieh zu ſuchen. Sie trafen einen Indianer in dem Walde an, der ihnen ſagte ſie möchten umkehren ſonſt würden ſie verloren ſeyn. Sie hörten auf ſeinen Rath und kehrten um, es war aber Nacht ehe ſie zu Haus kamen, wo ſie den Indianer antrafen der aus Beſorgniß für ſie ſich dahin begeben hatte. Als die Aeltern dieſer Kinder ſich um dieſe Zeit alljährlich zu der Verſammlung nach Philadelphia begaben, und die unerwachſenen Kinder zu Hauſe ließen, ſo kamen die Indianer täglich um zu ſehen ob auch alles bey ihnen wohl ſtände. So freundlich (ſagt Hr. Proud) war die Behandlung welche die Engländer in vielen Fällen von den Ureinwohnern dieſes Landes erfuhren in der früheren Zeit ihrer erſten hieſigen Niederlaſſung.

Proud. Hist. I. 223. 224.

treuloſe Nation ſie erniedrigte, ſondern ſich ſelbſt mit dieſer vereinigte, um ſie noch tiefer herabzuſetzen. Denn dem Rückhalt welchen die Irokeſen an den Engländern fanden, iſt, wie ſie ſagen, das große Uebergewicht welches jene zuletzt erlangten einzig und allein zuzuſchreiben: ſie beklagen ſich daß die Engländer dieſe Feinde gegen ſie unterſtützten, daß ſie ſogar ihren Uebermuth beſtätigten, indem ſie ihnen auftrugen, ſich ihres Anſehens als Männer zu bedienen, um dieſe Weiber (die Lenape) zur Vernunft zu bringen. Daß man ſie ſelbſt beſchimpft und auf eine erniedrigende Weiſe behandelt hätte, in Verträgen an welchen die Engländer Theil genommen, insbeſondre aber in dem welcher zu Eaſton in Penſylvanien im July und November 1756 zu Stande kam, wo die Sechs Nationen öffentlich wären aufgerufen worden, die Delawaren zu zwingen, das Land abzuſtehen, welches ihnen nach und nach? "by the long day's walk" d. i. betrüglich abgenommen worden wären. Hätten dieſe wiederholten Beleidigungen nicht Statt gefunden, ſo würden ſie in dem denkwürdigen Kriege von 1755 die Partey der Franzoſen nicht genommen haben; ja vielleicht hätten ſie dieß dennoch nicht gethan, wenn ſie nicht durch die treuloſen Irokeſen zu dieſem Schritt wären verleitet worden. Beym Anfang des Krieges brachten dieſe nämlich den Delawaren den Kriegsgürtel mit einem Stück Tabak und ſagten zu ihnen: Erinnert euch daß die Engländer euch ungerechter Weiſe viel von eurem Lande abgenommen haben und zwar mit Gewalt. Ihr habt eine gerechte Sache (wider ſie); rauchet alſo von dieſem Tabak und machet euch auf; vereinigt euch mit unſerm Vater,

den

den Franzoſen, und rächet euch. Zwar ſeyd ihr Weiber, wir aber wollen eure Röcke kürzer machen, und wenn ihr euch auch, eurem Anzuge nach, wie Weiber ausnehmen ſolltet, ſo werdet ihr doch durch eure Reden und euer Verhalten eure Feinde überzeugen, daß ihr entſchloſſen ſeyd, die euch zugefügten Ungerechtigkeiten und Beleidigungen nicht geduldig hinzunehmen.

Die Delawaren gaben dieſen Zureden Gehör, und ergriffen ſammt ihren Anhängern die Waffen gegen die Engländer zu Gunſten der Franzoſen, begingen auch viele Feindſeligkeiten, an welchen die Irokeſen keinen Theil zu nehmen ſchienen. Sir William Johnſon erſuchte dieſe von ihrem Einfluß Gebrauch zu machen, und die feindlichen Indianer zu überreden, die Streitart niederzulegen, anſtatt deſſen aber, anſtatt die alte Sitte der Indianer zu befolgen, nämlich blos die Streitart von denen wieder in Empfang zu nehmen, denen ſie war gegeben worden, fielen ſie plötzlich über die nichts argwohnenden Lenape her, tödteten ihr Vieh, und zerſtörten ihre Stadt an der Susquehannah, machten auch eine Anzahl zu Gefangenen, welche ſie zu Sir W. Johnſon brachten, der ſie einſperren und feſſeln ließ. Dieſe grauſame Verrätherey ſagen die Delawaren, würden ſie niemals vergeben noch vergeſſen.

Auf dieſe Weiſe ſchlugen ſich die Lenape deren Haupt-Niederlaſſungen ſich an den Grenzen von Penſylvania befanden, zu den Franzoſen, und handelten feindſelig gegen die Engländer während des ganzen Krieges von 1755. Die Erbitterung welche durch gegenſeitige Feindſeligkeiten, zwiſchen ihnen und den

weißen

Digitized by Google

weißen Anbauern hervorgebracht wurde, wirkte, ohne Zweifel, unter andern Urſachen, mit zu der Ermordung der Coneſtogo Indianer, welche am Schluſſe des Krieges im Decbr. 1763 Statt fand und gefühlvoll erzählt wird von Loskiel Th. II. Kap. 14. 15. S. 477.

Der (Amerikaniſche) Revolutionskrieg machte der überhandnehmenden Macht der Irokeſen ein Ende. Sie wurden freilich immer noch von der Brittiſchen Regierung unterſtützt, aber die Amerikaner waren nun die ſtärkſten, und natürlicherweiſe ihnen entgegen. Sie bemüheten ſich die andern Indianiſchen Nationen zu überreden ſich mit ihnen zu vereinigen, wurden aber in ihren Erwartungen getäuſcht. Bey einer Verſammlung welche im Jahr 1775 zu Pittsburg gehalten wurde in der beſtimmten Abſicht, zu berathſchlagen was für eine Partey die Indianer, bey den zwiſchen dem König von GroßBritannien und ſeinen (NordAmerikaniſchen) Unterthanen entſtandenen Unruhen, würden zu nehmen haben, erklärte der Capitain White Eyes, ein verſtändiger und muthvoller Krieger aus der Lenape Nation, gegen eine auserleſene Abtheilung der Seneca, mit aller Freymüthigkeit, daß ſeine Indianer ſich nie mit irgend einer Nation oder Macht vereinigen würden, in der Abſicht ſolche Menſchen zu vernichten die mit ihnen auf demſelben Boden wären geboren worden; die Amerikaner wären ſeine Brüder und Freunde, und keine Nation ſolle ihm vorſchreiben, was für eine Rolle er in dem gegenwärtigen Kriege ſpielen müſſe. Indem er im Voraus die Maaßregel ergriff, welche der Congreß im folgenden Jahre nahm, erklärte er

ſich

Digitized by Google

ſich *) im Namen ſeiner Nation für frey und unabhängig von den Irokeſen; dieſe hätten behauptet, ſie hätten ihn überwunden hätten ein Weib aus ihm gemacht und ihn in Weibertracht gekleidet, aber nun wäre er wieder ein Mann, er ſtände hier vor ihnen als ein Mann, und mit den Waffen eines Mannes wollte er ſeine Anſprüche auf jenes ganze Land — hiebey wies er auf das Land an der Weſtſeite des Alleghenyfluſſes — behaupten, denn ihm gehöre es zu, und nicht den SechsNationen, die fälſchlich behaupteten daß ſie es durch Eroberung an ſich gebracht hätten. Im Jahr 1778 oder 1779 behaupteten die Lenape ihre Unabhängigkeit als Nation mit Muth, indem ſie ſich an die Truppen des Obriſt Brodhead in einer Expedition gegen die Seneca anſchloſſen. Wenn ſie in dieſem Kriege nicht ſo viel thaten als von ihnen hätte erwartet werden mögen, und ſich nur einigermaaßen rächeten, ſo iſt dieß dem Tode des Capitain White Eyes zuzuſchreiben, der zu Pittsburg an den Blattern ſtarb ich glaube im Jahr 1780. Er war in ſeinem Herzen ein Chriſt, lebte aber nicht lange genug um unſren Glauben öffentlich zu bekennen, wiewol es bekannt genug iſt, daß er manchen Indianer bewog, ihn anzunehmen **).

Wiewol die Lenape in dem Kriege von 1755 unabhängig für ſich handelten, und im Anfang des Revolutionskrieges ihre Unabhängigkeit förmlich erklär-

*) Die Indianiſchen Oberhäupter ſprechen in ihren öffentlichen Reden immer im Namen ihres Volks in der einfachen Zahl in der erſten Perſon, da ſie ſich gewiſſermaaßen als Stellvertreter des Volks betrachten.

**) Loskiel Th. II. K. 8. S. 352?

klärten, ſo beharrten dennoch die SechsNationen bey ihren Anmaaßungen, und ſtellten ſich ſo als ob ſie die Lenape noch immer als Weiber betrachteten. Als ſie indeſſen fanden, daß dieſer veraltete Anſpruch nicht länger anerkannt wurde, und daß es unnütz wäre noch weiter darauf zu beſtehen, ſo kamen ſie von ſelbſt zum Vorſchein, ungefähr zu der Zeit des Wayenſchen Vertrags, und erklärten förmlich, daß die Lenape und ihre Bundesgenoſſen nun nicht länger Weiber, ſondern Männer wären.

Die Delawaren und Mahikander ſtimmen in der Behauptung mit einander überein, daß das Betragen der Irokeſen, von dem Zeitpunct des unglücklichen Vertrags, durch welchen ſie darin willigten ſich den Weibern gleichzuſtellen, und in der That ſeit der Ankunft der Europäer in dieſem Lande immerfort im höchſten Grade treulos und verrätheriſch geweſen ſey; daß es ihr gewöhnliches Verfahren war heimlich über ihre Nachbaren herzufallen und allerley Räubereyen an ihnen zu begehen, in der Abſicht ſie mit einander in Krieg zu verwickeln. Daß ſie auch wol an den Anbauern auf der Grenze von Virginia bis New England, Mordthaten zu begehen, und den benachbarten Stämmen dieſe Verbrechen anzuſchuldigen pflegten, worauf ſie dann als Vermittler aufzutreten und einen Frieden zu Stande zu bringen ſuchten, immer auf Unkoſten der Nation der ſie die Schuld beymaßen. Sie haben wol das andern Nationen zugehörige Land den Engländern verkauft und das Geld dafür empfangen indem ſie vorgaben ein Oberherrſchaftsrecht über das ganze Gebiet zu beſitzen. Dieß ſagen die Lenape war ihre Weiſe, Nationen zu unterjochen.

An=

Digitized by Google

Anmerkungen. 1) Bis auf dieſen Tag weiß man im ganzen nördlichen Amerika, Mexiko ausgenommen, weder ein Gebäude noch eine aus behauenen oder mit Bildwerk verzierten Steinen aufgeführte Mauer zu nennen, wodurch Bekanntſchaft mit den Künſten, in früherer Zeit bewieſen würde. Alles beſchränkt ſich auf Erdhaufen oder tumulus, welche Kriegern zum Begräbniß dienten, und auf Verſchanzungslinien oder Bruſtwehren welche von einem bis dreyßig Morgen (arpens) Fläche einſchließen. Ich habe drey von dieſen Linien geſehen, eine zu Cincinnati, und zwey andre im Staate Kentucky auf dem Wege von genanntem Orte nach Lexington durch Georgetown. Es ſind dieß blos die Aufwürfe von Gräben (crêtes des fossées) welche höchſtens 4 bis 5 Fuß Höhe und 8 bis 10 Fuß Grundfläche haben. Die Figur welche dieſe Dämme beſchreiben iſt unregelmäßig, zuweilen iſt ſie oval, zuweilen rund u. ſ. w. bietet aber nichts dar was auf Kriegskunſt oder ſonſt auf Kunſt führte. Das größte dieſer Werke nämlich das am Muskingum hat freilich die viereckige Form und größere Dimenſionen, aus der Zeichnung und der Beſchreibung aber, welche Dr. Barton in ſeinen Observations d'Histoire naturelle, davon gegeben hat, ſieht man, daß es weder Baſtionen noch Thürme hat, wie es dieß, und weiter nichts hat ſeyn ſollen als eine Bruſtwehr zur Vertheidigung ſo wie ſie bey der Ankunft der Europäer, nach dem Zeugniß des Oldmixon und ſeiner Gewährsmänner, von den Wilden angelegt wurden als dieſe feſtere Wohnſitze hatten, und einander in Macht mehr die Wage hielten. Alle dieſe Verſchanzungen haben die nämliche Veranlaſſung gehabt, und alle haben mit Schaufeln und Körben zu Stande gebracht werden können. Was die Grabhügel (tumulus) betrifft, ſo habe ich den bey Cincinnati etwa 6 bis 700 Schritt von der Weſtſeite des Fort, geſehen. Dieß iſt ein

Digitized by Google

ein Erdhaufen in Zuckerhutform; der ſich bis auf 40 Fuß über den Boden erheben kann. Er iſt mit Bäumen bedeckt, welche von ſelbſt dort aufgewachſen ſind. Er hat mich an die Erddämme (buttes) der Wüſte in Syrien und an deſſen Grenzen erinnert, welche indeſſen unendlich viel ſtärker ſind da ſie die Errichtung von Thürmen zum Zweck hatten. Es ſcheint daß man in der Ruſſiſchen und Chineſiſchen Tatarey mehrere derſelben antrifft, deren Geſtaltung den Amerikaniſchen näher kommt. Man hat in einigen der letzteren Nachgrabungen angeſtellt, und nichts darin gefunden als Gebeine, Bogen, Pfeile und Streitäxte der wilden Krieger. Der General Sinclair hat an einem der größten auf der Spitze der Hügel aufgewachſenen Bäume, welche er hatte durchſägen laſſen, 432 Holzringe gezählt, und da ſich mit jedem Jahr ein ſolcher Holzring anzuſetzen ſcheint, ſo würde dieß den Zeitpunct der Anlage des Grabhügels bis in das Jahr 1300 oder 1350 zurückführen.

Volney tome II. p. 519 ff.

2) Eine ſolche Verſchanzung von aufgeworfener Erde fand Carver auch am Miſſiſſippi einige Meilen unterhalb des Sees Pepin, auf einer weiten Ebene. Sie war mit Gras bewachſen, und der Graben war nicht mehr ſichtbar, er hielt dieſe Anlage indeſſen für eine abſichtlich aufgeworfene Bruſtwehr, welche etwa 4 Fuß Höhe und einen Umfang von beynahe einer Engl. Meile hatte, und 5000 Mann Schutz würde haben gewähren können. Die Form der Verſchanzung war beynahe rund; und die Flanken dehnten ſich bis an den Fluß aus. Wiewol das Werk durch die Zeit ſehr verunſtaltet worden war, konnte doch jeder Winkel noch bemerkt werden, und ſchien ſo regelmäßig angelegt und mit ſo vieler militäriſcher Geſchicklichkeit ausgeführt worden zu ſeyn, als hätte Vauban ſelbſt den Plan dazu gemacht.

Carver S. 56. 57.

Digitized by Google

Zweytes Kapitel.

Erzählung der Indianer von der erſten Ankunft der Holländer auf der Inſel NewYork.

Die Lenni Lenape machen Anſpruch auf die Ehre die Europäer bey ihrer erſten Ankunft in dem Lande zwiſchen NewEngland und Virginia, empfangen und bewillkommt zu haben. Es iſt indeſſen wahrſcheinlich daß die Mahicanni oder die Mahikander, die damals die Ufer des Hudſon bewohnten, an dieſem gaſtfreundſchaftlichen Bezeigen gleichfalls Theil nahmen. Die Erzählung die ich hier liefern werde, iſt vor vielen Jahren aus dem Munde eines verſtändigen Delawaren aufgefaßt worden, und wird als eine zuverläſſige Angabe der unter dieſer Völkerſchaft fortgepflanzten Tradition von jener folgenreichen Begebenheit, angeſehen werden können. Ich gebe ſie, ſo viel möglich, in ihrer eignen Sprache.

"Vor vielen Jahren, als Menſchen mit weißer Haut noch nie in dieſem Lande waren geſehen worden, ſahen einige Indianer die an einer Stelle wo die offne See anfängt, auf den Fiſchfang ausgegangen waren, in einer großen Entfernung etwas ſehr

Gro=

Digitized by Google

Großes auf dem Waſſer ſchwimmen, etwas wie ſie es noch nie zuvor geſehen hatten. Dieſe Indianer kehrten ſogleich ans Land zurück, und benachrichtigten ihre Landsleute von dem was ſie bemerkt hatten, indem ſie zugleich in ſie drangen mit ihnen auszugehen um zu erfahren, was es ſeyn möchte. Sie eilten mit einander hinaus in die See, und der Anblick der Erſcheinung die ſie nun vor Augen hatten füllte ſie mit Erſtaunen, ſie konnten aber nicht einig darüber werden, was es ſeyn möchte; einige glaubten es müſſe ein außerordentlich großer Fiſch oder ſonſt ein Thier ſeyn, andre hielten es für ein geräumiges Haus, das auf dem Waſſer ſchwämme. Zuletzt erkannten die Zuſchauer, daß dieß wunderbare Ding ſich nach dem Lande zu bewegte, und ſchloſſen daß es ein Thier oder doch ein lebendiges Weſen ſeyn müſſe; weshalb es rathſam ſeyn würde alle Indianer auf den bewohnten Inſeln zu benachrichtigen damit ſie auf ihrer Hut ſeyn möchten. Demzufolge ſchickten ſie eine Anzahl Läufer und Strandbewohner (watermen) ab, dieſe Neuigkeit den hie und da wohnenden Oberhäuptern bekannt zu machen, damit dieſe die Krieger aus allen Gegenden zuſammenrufen, und ihnen anſagen laſſen möchten, daß ſie ſich unverzüglich einſtellen müßten. Zahlreich kamen nun dieſe an, und da ſie ſelbſt die ſeltſame Erſcheinung angeſchauet und bemerkt hatten, daß ſie ſich wirklich nach der Mündung des Fluſſes oder der Bay zu bewege, ſo hielten ſie dafür, es müſſe ein gewaltig großes Haus ſeyn, in welchem der Mannitto (das große oder höchſte Weſen) ſelbſt ſich befände, und daß er vermuthlich käme ihnen einen Beſuch zu machen. Jetzt waren auch die

 Ober-

Oberhäupter auf der York-Inſel verſammelt und beratſchlagten, auf welche Weiſe ſie ihren Mannitto bey ſeiner Ankunft empfangen ſollten. Es wurden die nöthigen Maaßregeln genommen, um hinlänglich mit Fleiſch zu einem Opfer verſehen zu ſeyn. Die Weiber forderte man auf, die beſten Lebensmittel zuzubereiten. Alle Idole oder Götzenbilder wurden nachgeſehen und aufgeputzt, und man glaubte ein großes Tanzfeſt würde dem großen Weſen nicht nur eine angenehme Unterhaltung gewähren, ſondern auch in Verbindung mit einem Opfer dazu beytragen, es zu beſänftigen, wenn es etwa böſe auf ſie ſeyn ſollte. Die Beſchwörer wurden gleichfalls in Thätigkeit geſetzt, damit ſie ausmachen ſollten, was dieſes Phänomen zu bedeuten hätte, und was es möglicherweiſe anrichten könnte. Die Blicke der Männer, Weiber und Kinder waren auf die Zauberer, die Oberhäupter und Weiſen unter den Nationen gerichtet um von ihnen Rath und Schutz zu erhalten. Zwiſchen Hoffnung und Furcht getheilt, wußten ſie nicht was ſie machen ſollten, doch ward ein Tanz in großer Verwirrung angefangen. Wie es ſo weit war, kommen aufs neue Läufer an, mit der Nachricht es wäre ein großes buntes Haus, ganz voll von lebendigen Geſchöpfen. Nun ſcheint es gewiß, daß es der große Mannitto iſt der ihnen irgend eine Art von Wild, was er ihnen zuvor noch nicht gegeben, mitbringe; doch folgen bald nachher andre Läufer und erklären daß es ganz gewiß ein Haus voll menſchlicher Weſen wäre, aber von ganz andrer Farbe als die Indianer, und auch ganz anders bekleidet; daß insbeſondre Einer von dieſen ganz roth gekleidet wäre, der wol der Man-

nitto

nitto ſelbſt ſeyn müſſe. Vom Schiffe ruft man ihnen zu in einer Sprache die ſie nicht verſtehen, doch erheben ſie darauf ein Jauchzen oder Gekreiſch als Antwort, nach der Sitte ihres Landes; manche haben Luſt in die Wälder fortzulaufen, aber andre dringen in ſie zu bleiben, um ihrem Gaſt nicht misfällig zu werden, der ſie entdecken und tödten möchte. Das Haus, einige ſagen, das große Canoe, ſteht am Ende ſtill, ein kleineres Canoe kommt ans Land mit dem rothen Manne und einigen andren, einige bleiben in dem Canoe um es zu bewachen. Die Oberhäupter und Weiſen zu einer Rathsverſammlung vereinigt, ſetzten ſich in einen großen Kreis dem ſich der Mann in rothen Kleidern mit zwey Andern nähert. Er grüßt ſie mit freundlichem Geſicht, und ſie erwiedern den Gruß nach ihrer Weiſe. Sie ſind in Bewundrung verloren, die Kleidung, das Benehmen, das ganze Vorkommen der unbekannten Fremdlinge iſt ihnen ein Gegenſtand der Bewundrung; doch vorzüglich ſetzt ſie der Mann in dem rothen ganz von goldnen Treſſen glänzenden Kleide, welches ſie ſich auf keine Weiſe erklären können, in Erſtaunen. Dieß muß gewißlich der große Mannitto ſeyn, doch warum ſollte er eine weiße Haut haben? Unterdeſſen bringt einer von ſeinen Bedienten eine große Hackhack *), und gießt aus derſelben eine unbekannte Flüſſigkeit in einen kleinen Becher oder in ein Glas, und überreicht es dem vermeynten Mannitto. Er trinkt, läßt das Glas aufs neue

*) Hackhack iſt eigentlich ein Kürbis, ſeitdem die Indianer aber gläſerne Flaſchen geſehen haben, geben ſie dieſen eben den Namen.

Digitized by Google

neue füllen und bietet es dem ihm zunächſt ſtehenden Oberhaupte. Das Oberhaupt nimmt es an, riecht aber nur hinein, und giebt es weiter an das nächſte Oberhaupt von welchem das Nämliche geſchieht. So geht das Glas oder der Becher in dem ganzen Kreiſe umher, ohne daß irgend einer das darin Enthaltene koſtet, und ſoll eben wieder an den roth gekleideten Mannitto zurückkommen, als einer von den Indianern ein braver Mann und tapfrer Krieger, plötzlich aufſpringt und die Verſammlung wegen der Unſchicklichkeit den Becher unausgeleert, wieder zurückzugeben, anredet. Es würde ſagt er, dieſer Becher ihnen von dem Mannitto dargeboten, damit ſie daraus trinken ſollen, wie er ſelbſt gethan hätte. Es würde ihm gefallen wenn man ſeinem Beyſpiel folgte; zurückzugeben aber, was er ihnen darreiche könnte ihn erzürnen und ihnen den Untergang zuziehen. Und da der Redner einmal glaube es wäre für die Wohlfahrt des Volks gut, daß der Becher ausgetrunken würde, und kein andrer es thun wolle, ſo werde er ihn ſelbſt ausleeren, die Folge möge ſeyn wie ſie immer wolle; es wäre beſſer daß ein Menſch ſtürbe, als daß eine ganze Nation zu Grunde ginge. Darauf nahm er den Becher, und nach einem feyerlichen Lebewohl an die Geſellſchaft, leerte er ihn völlig aus. Jedes Auge war auf den entſchloſſenen Anführer gerichtet, um zu ſehen was für eine Wirkung die unbekannte Flüſſigkeit haben würde. Er fing bald an hin und her zu wanken, und fiel zuletzt der Länge nach auf die Erde. Seine Gefährten fangen an ſein Schickſal zu beklagen, und da er in einen tiefen Schlaf fällt, ſo denken ſie, er wird nie wieder erwachen.

chen. Er erwacht aber, ſpringt auf und erklärt, daß er die aller angenehmſten Emſindungen gehabt, ſich in ſeinem Leben noch nie ſo glücklich gefühlt habe, als nachdem er den Becher ausgeleert. Er bittet um noch mehr von dem Getränk, ſein Wunſch wird gewährt; die ganze Verſammlung folgt darauf ſeinem Beyſpiel, und alle werden berauſcht.

Nachdem dieſer allgemeine Rauſch vorüber war, während ſeiner Dauer aber ſollen ſich die Weißen auf ihrem Schiffe gehalten haben, kehrte der Mann in rother Kleidung zurück und theilte Geſchenke unter ihnen aus, welche in Korallen, Beilen, Feldhacken und Strümpfen wie ſie die weißen Leute tragen, beſtanden. Man wurde bald ganz vertraulich gegen einander, und fing an durch Zeichen ſich zu unterreden. Die Holländer gaben ihnen zu verſtehen, daß ſie jetzt nicht bey ihnen bleiben, ſondern wieder nach Hauſe zurückkehren wollten, daß ſie ihnen aber im nächſten Jahr abermals einen Beſuch machen und dann mehre Geſchenke mitbringen und ein Weilchen bey ihnen bleiben würden; weil ſie aber nicht leben könnten ohne zu eſſen, ſo würden ſie ein wenig Land nöthig haben um Samen auszuſäen und Gemüſe und Kraut zu ziehen was ſie in ihre Suppe thun könnten. Sie reiſten demzufolge ab, und kamen das folgende Jahr wieder, wie ſie geſagt hatten, wo man ſich gegenſeitig freuete einander zu ſehen; die Weißen aber lachten über die Indianer da ſie ſahen daß ſie die Beile und Hacken welche ihnen das Jahr zuvor waren geſchenkt worden, nicht zu gebrauchen wußten; denn dieſe Dinge hatten ſie ſich als Zierrathen vor die Bruſt gehangen, und die

Strüm-

Strümpfe dienten ihnen zu Tabacksbeuteln. Nun machten ihnen die Weißen Stiele an die erſtgenannten Dinge, und hieben damit vor ihren Augen Bäume um, gruben damit das Land auf, und zogen ihnen die Strümpfe an. Jetzt ſagen ſie entſtand ein allgemeines Gelächter unter ihnen, daß ſie ſo ſchätzbare Werkzeuge nicht zu brauchen verſtanden, und ſolch ſchweres Metall ſo lange an ihrem Halſe getragen hätten. Sie hielten jeden weißen Mann den ſie ſahen für einen Mannito von geringerem Range im Dienſt des oberen Gottes der in dem rothen goldbeſetzten Kleide ſtrahlte. Da die Weißen von Tage zu Tage vertraulicher mit den Indianern wurden, ſo trugen ſie zuletzt darauf an, bey ihnen zu bleiben, und baten ſich nur ſo viel Land, zu einem Gartenfleckchen aus, als eine Ochſenhaut bedecken oder einſchließen würde, und breiteten zu gleicher Zeit die Ochſenhaut vor ihnen hin. Die Indianer bewilligten ſogleich dieß dem Anſchein nach ſo beſcheidene Geſuch; die Weißen nahmen aber hierauf ein Meſſer und fingen an, die Haut zu einem langen Riemen nicht dicker als der Finger eines Kindes, zu ſchneiden, ſo daß es einen großen Haufen ausmachte als alles zerſchnitten war, nun faßten ſie das Seil an dem einen Ende und zogen es vorſichtig damit es nicht riſſe, nach ſeiner ganzen Länge aus. Es wurde in einen Kreis zuſammengezogen, und als die beyden Enden zuſammenſtießen, ſchloß es einen beträchtlichen Raum ein. Die überlegene Schlauheit der Weißen *), ſetzte die Indianer in Erſtaunen,

ſie

*) Dieſe Holländer kannten vermuthlich die Erzählung von der Königinn Dido, und machten ſich ihre gelehrte Bekannt-

kannt-

ſie wollten aber mit ihnen nicht über ein wenig Land ſtreiten, da ſie doch noch genug für ſich hätten. Die weißen und rothen Leute lebten nun eine lange Zeit einträchtlich bey einander, doch forderten erſtere immer mehr Land welches ſie auch ohne Mühe erhielten, und ſo ſchritten ſie nach und nach weiterfort den Mahicanittuck hinauf, bis die Indianer anfingen zu glauben ſie würden nach und nach ihr ganzes Land haben wollen, welches am Ende auch der Fall war.

kanntſchaft mit der Geſchichte der alten Welt recht gut zu Nutze.

Drittes Kapitel.

Erzählung der Indianer von dem Betragen welches die Europäer gegen ſie beobachteten.

Weitläuftig und traurig ſind die Klagen, welche die Indianer über die Undankbarkeit und Ungerechtigkeit der Europäer führen. Sie wiederholen ſie gern, und thun dieß immer mit jener Beredſamkeit der Naturmenſchen; welche, von einer kräftigen und viel ſagenden Sprache unterſtützt, in unſern verfeinerten Idiomen nicht nachgeahmt werden kann. Oft habe ich dieſen Beſchreibungen ihrer ſchweren Drangſale zugehört, bis ich mich beſchämt fühlte ein weißer Mann zu ſeyn.

Sie ſind meiſtens ſehr umſtändlich in dieſen Erzählungen, und beobachten dabey einen hohen Grad von Ordnung und Regelmäßigkeit. Sie fangen mit den Virginiern an, welche ſie die langen Meſſer nennen, und welche die erſten Europäiſchen Anbauer in dieſem Theil des Amerikaniſchen Continents waren. Wir waren es, ſagen die Lenape, die Mahikander und die ihnen verwandten Stämme, die ſie ſo freundlich aufnahmen, als ſie zuerſt unſer Land betra-

betraten. Wir nahmen ſie bey der Hand und hießen ſie willkommen ſich an unſrer Seite niederzulaſſen und als Brüder mit uns zu leben, wie aber vergalten ſie unſre Gutherzigkeit? Sie ſprachen uns anfangs nur um ein wenig Land an, auf welchem ſie Brodt für ſich und die Ihrigen gewinnen und Weide für ihr Vieh haben konnten, und wir traten es ihnen bereitwillig ab. Bald verlangten ſie mehr, auch dieß gaben wir ihnen. Sie ſahen in den Wäldern das Wild welches der große Geiſt uns zu unſrer Nahrung gegeben hatte, und auch dieß wollten ſie haben. Sie drangen in die Wälder um Wild aufzuſuchen, ſie entdeckten Stücke Landes die ihnen gefielen; dieſe Ländereyen wollten ſie gleichfalls haben, und da wir nicht geneigt waren ſie fahren zu laſſen, weil wir ſahen daß ſie ſchon mehr hatten als für ſie nöthig war, ſo nahmen ſie uns dieſelben mit Gewalt, und trieben uns weit von unſrer vorigen Heimath weg.

In der Folge kam der Dutcheman *), zu Manahachtánikuk **) an, (hier erzählen ſie umſtändlich was in dem vorhergehenden Kapitel enthalten iſt). Der große Mann wünſchte anfangs nur ein klein, klein Stück Land, nicht größer als was eine Ochſenhaut bedecken würde, um Gartengewächſe für ſeine Suppe zu ziehen. Hieran hätten wir ihre trügeriſche Gemüthsart ſchon erkennen können. Die Ochſenhaut wurde in ſchmale Streifen zerſchnitten, und bedeckte nun freilich nicht, aber umſchloß ein großes

Stück

*) Die Holländer.
**) Manhattan oder die Inſel New York.

Stück Land, welches wir ihnen thörichter Weiſe abtraten. Sie hatten Gartengewächſe auf dieſem Lande ziehen wollen, ſtatt deſſen aber pflanzten ſie Kanonen darauf, nachher baueten ſie befeſtigte Häuſer und machten ſich zu Herren der Inſel, begaben ſich dann den Strom hinauf, zu unſren Feinden den Mengwe, ſchloſſen ein Bündniß mit ihnen, überredeten uns durch ihre boshaften Kunſtgriffe, unſre Waffen abzulegen, und trieben uns zuletzt ganz aus dem Lande. Hier wird denn die ganze Geſchichte die im erſten Kapitel enthalten iſt, der Länge nach erzählt. Dann fahren die Mahikander fort.

Als die Yengeeſe *) zu Machtitſchwanne **) ankamen, ſahen ſie ſich überall nach gutem Lande um, und wenn ſie gut gelegene Striche fanden, nahmen ſie dieſelben ſogleich und ohne Umſtände in Beſitz; es befremdete uns wohl, aber wir ließen ſie dennoch fortfahren, denn es ſchien uns nicht der Mühe werth um ein wenig Land Streit anzufangen. Als ſie aber am Ende auch unſre Lieblingsplätze die für unſre Fiſchereyen am beſten gelegen waren, angriffen, ſo entſtanden blutige Kämpfe: wir würden zufrieden damit geweſen ſeyn, daß die weißen Leute ruhig neben

*) Dieß iſt der von den Indianern corrumpirte Ausdruck für Engliſh (Engländer) woher vermuthlich der Spottname "Yankee" kommt.

**) Dieſer Name bedeutet "eine Inſelgruppe, wo überall zwiſchen den Inſeln Canäle ſind, in welchen man mit Booten fahren kann." Die Indianer glauben, daß die weißen Leute hieraus den Namen Maſſachuſetts gemacht haben. Die Benennung verdient als Beyſpiel, wie viel ſagend die Sprache der Indianer iſt, bemerkt zu wreden.

ben uns gewohnt hätten, ſie nahmen uns aber bald ſo viel ab, daß wir deutlich einſahen, wir würden alles verlieren, wenn wir uns ihnen nicht wiederſetzten. Die Fehden welche wir gegen einander führten dauerten lang und waren grauſam. Wir wurden wüthend, wenn wir ſahen daß die weißen Leute unſre Freunde und Verwandten die ſie zu Kriegsgefangnen gemacht hatten, auf ihre Schiffe brachten und mit in die See fortnahmen, wir wußten nicht ob um ſie zu erſäufen, oder um ſie in ihrem Vaterlande als Sklaven zu verkaufen, gewiß aber iſt, daß keiner von allen jemals wieder zurückkehrte, oder daß von irgend einem je wieder etwas gehört wurde. Zuletzt eigneten ſie ſich das ganze Land zu, was der große Geiſt uns gegeben hatte. Einer unſrer Stämme war genöthigt bis weit jenſeits Quebek auszuwandern, andre zerſtreueten ſich in kleineren Haufen und ſuchten Zufluchtsörter wo ſie ſie finden konnten; einige kamen nach Penſylvanien noch andre zogen weit nach Weſten hin, und vermiſchten ſich mit andern Stämmen.

Für manche von dieſen war Penſylvanien ein letzter und ein herrlicher Zufluchtsort. Aber auch hier beunruhigten ſie die Europäer, und zwangen ſie zum Auswandern, wiewohl ſie aufs freundlichſte und herbergſamſte waren empfangen worden. An welchem Ufer des Lenape wihittuck *) die weißen Leute auch landen mochten, immer wurden ſie von unſren Voraltern als Brüder empfangen, welche ihnen Land zum Bewohnen gaben, und ſelbſt für ſie auf die Jagd gingen, und ihnen Fleiſch aus den Wäldern zubrachten.

*) Der Fluß Delaware.

ten. So war unſer Betragen gegen die weißen Männer, die dieß Land bewohnten *), bis unſer älterer Bruder, der große und gute Miquon **) kam und uns Worte des Friedens und des Wohlwollens hören ließ. Wir traueten ſeinen Worten und ſein Andenken wird noch unter uns verehrt. Es dauerte aber nicht lange, ſo wurde unſre Freude in Traurigkeit verkehrt; unſer guter Bruder Miquon ſtarb, und diejenigen ſeiner treuen Räthgeber die ihm gleichgeſinnt waren, und wußten was zwiſchen ihm und unſern Voraltern Statt gefunden hatte, fanden nicht länger Gehör; die Fremden ***), welche ihre Stelle eingenommen hatten, redeten zu uns nicht mehr davon, daß wir als Brüder bey einander wohnen ſollten, ſie vergaßen die Freundſchaft welche der große Mann geſtiftet hatte und welche bis ans Ende der Zeit hatte dauern ſollen; ſie ſtrebten jetzt nur darnach uns alles Land durch Gewalt oder Betrug abzunehmen, und wenn wir ſie daran zu erinnern verſuchten, was unſer guter Bruder geſagt hatte, ſo wurden ſie böſe, und ſchickten zu unſern Feinden den Mengwe, ſie zu einer Rathsverſammlung zu entbieten, welche ſie mit uns zu Lachanwake †) halten wollten, wo ſie uns beym Schopfe nehmen, und tüchtig ſchütteln ſollten. Die Mengwe kamen, die Rathsverſammlung wurde gehalten, und in Gegenwart der Weißen, die ihnen nicht widerſprachen, ſagten ſie uns daß wir

Wei-

*) Die Schweden und Holländer.

**) William Penn.

***) Landhändler und Glücksritter.

†) Easton.

Weiber wären, und daß ſie uns dazu gemacht hätten; daß wir kein Recht an irgend einem Theil des Landes hätten, weil es ſämmtlich ihnen zugehörte; daß wir weichen müßten; und daß ſie als eine beſondre Gunſt uns erlaubten, uns tiefer landwärts ein niederzulaſſen, an dem Ort den ſie ſelbſt uns anwieſen zu Wyoming *).

So erzählten dieſe gutmüthigen Indianer, mit einer Art von ſchwermüthigem Vergnügen die lange Geſchichte ihrer Leiden. Wenn ſie alle dieſe kummervollen Umſtände durch erzählt haben, pflegen ſie ſich gewöhnlich bittren aber nur zu gerechten Bemerkungen über die Leute aus Europa zu überlaſſen. "Wir und die uns verwandten Stämme, ſagen ſie, lebten in Friede und Eintracht mit einander, ehe die weißen Leute in dieſes Land kamen. Unſer Verſammlungshaus (council house) **) erſtreckte ſich weit nach Süden und nach Norden. In der Mitte deſſelben pflegten wir von allen Seiten herzukommen die Friedenspfeife mit einander zu rauchen. Als die weißen Leute im Süden anlandeten, empfingen wir ſie als Freunde, wir *thaten* das nämliche als ſie im Oſten ankamen. Wir waren es, unſre Voraltern waren es, die ſie willkommen hießen, und ihnen vergönnten ſich neben ihnen zu ſetzen. Das Land wo ſie ſich anbaueten, war unſer Eigenthum. Wir meynten der große Geiſt möchte ſie uns in irgend einer guten Abſicht zugeſchickt haben, und ſie müßten deßhalb gute Leute

ſeyn.

*) Dieß geſchah wirklich bey der Unterhandlung welche im July und November 1756 zu Eaſton gehalten wurde.

**) Dieß bedeutet hier: Bezirk verbundner Stämme. (Volksverein).

Digitized by Google

ſeyn. Wir irrten uns aber, denn ſo bald ſie nur feſten Fuß in unſrem Lande bekommen hatten, fingen ſie an unſer Verſammlungshaus niederzureißen *) — erſt an einem, darauf an dem andern Ende, und zuletzt, als die Zerſtörer einander im Mittelpunct begegneten, wo das Feuer unſres Vereins noch hell brannte, thaten ſie es weg **), und löſchten es aus mit unſrem eignen Blute — mit dem Blute derer die ſie mit uns ***) aufgenommen! die ſie willkommen in unſrem Lande geheißen hatten! Das Blut dieſer rann in Strömen in unſer Feuer und löſchte es ſo völlig aus, daß auch nicht ein Funke übrig blieb, ein neues Feuer anzuzünden; wir wurden genöthigt davon zu gehen und uns jenſeits des großen Moraſts †) zu begeben, und zu unſrem guten Oheim ††) Delamattenos zu flüchten, der uns einen Strich Landes zum Bewohnen wohlwollend überließ. Wie lang es uns wird vergönnet werden an dieſem Zufluchtsorte zu verbleiben, weiß allein der große Geiſt. Die Weißen werden ſich nicht zufrieden geben bis ſie den letzten Mann von uns ausgerottet, und uns ganz von dem Erdboden werden vertilgt haben.

Ich

*) D. h. den Volksverein aufheben, das gemeinſame Verkehr durch ihre Dazwiſchenkunft verhindern oder ſtören.

**) D. h. die zu friedlichen Zwecken verſammelten und verbündeten Leute umbringen.

***) Dieß bezieht ſich auf die Ermordung der Coneſtogo Indianer, welche, wiewol von einem andren Stamme, doch mit ihnen, die weißen Leute an ihren Küſten willkommen geheißen haben.

†) Die Waldgründe (glades) am Alleghany Gebirge.

††) Die Huronen oder Wyandots welche eine Mundart der Irokeſenſprache reden.

Ich habe hier nur eine kleine Probe von den Beſchuldigungen welche ſie gegen die weißen Leute vorbringen, angeführt. Es gibt Einzelne unter ihnen, die alles was ſich zwiſchen den Weißen und den Indianern ſeitdem erſtere in dieſem Lande ankamen, zugetragen hat, auswendig wiſſen, und das Ganze dieſer Geſchichte mit einer unnachahmlichen Leichtigkeit und Beredſamkeit erzählen. Auf den Tafeln ihres Gedächtniſſes bewahren ſie dieſe Denkwürdigkeiten für die Nachwelt. Einſt, im April 1781 mußte ich erſtaunen, als ich einen ihrer Redner, einen angeſehenen Befehlshaber aus der Nation der Delawaren, dieß ganze Feld durchwandern und die ausgezeichnetſten Vorgänge welche früher Statt gefunden hatten, aufzählen und dann mit dieſen Worten ſchließen hörte: "Ich gebe zu daß es unter den Weißen gute Leute giebt, ſie ſtehen aber mit den ſchlechten in keinem Verhältniß; die ſchlechten müſſen die ſtärkeren ſeyn, denn ſie regieren. Sie thun was ihnen gefällt. Sie machen diejenigen die eine andre Farbe haben als ſie ſelbſt zu Sklaven, wiewol ſie von eben dem großen Geiſt wie ſie ſelbſt ſind erſchaffen worden. Sie möchten auch uns zu Sklaven machen, wenn ſie könnten, da ſie es aber nicht können, ſo bringen ſie uns um! Auf ihre Worte kann man ſich nicht verlaſſen. Sie ſind nicht wie die Indianer, die nur ſo lange, als der Krieg dauert, Feinde, im Frieden aber Freunde ſind. Sie können zu einem Indianer ſagen: mein Freund, mein Bruder! können ſeine Hand ergreifen, und in demſelben Augenblicke ihn vernichten. Und ſo werdet auch ihr (er wandte ſich zu den chriſtlichen Indianern) in kurzem von ihnen

behandelt werden. Erinnert euch, daß ich euch heute gewarnt habe, gegen ſolche Freunde als ſie ſind, auf eurer Hut zu ſeyn. Ich kenne die langen Meſſer, man kann ihnen nicht trauen.“

Eilf Monate nachdem der Befehlshaber dieſe prophetiſche Rede gehalten hatte, wurden 96 von eben dieſen chriſtl. Indianern und unter dieſen etwa 60 Weiber und Kinder, an derſelben Stelle wo dieſe Worte waren ausgeſprochen worden, durch dieſelben Menſchen auf welche er angeſpielt und auf dieſelbe Weiſe wie er ſie beſchrieben hatte, ermordet. S. Loskiels Geſchichte 3. Theil. Kap. 10. S. 719 ff.

Anmerkungen. Die Handelsleute pflegten Verbrecher (convicts) zu erkaufen und Leute von der verworfenſten Art zu miethen, um ihre Waaren fortzuſchaffen und unter die Indianer zu bringen; manche von dieſen liefen ihren Herren weg und begaben ſich zu den Wilden. Das ſchlechte Betragen dieſer Leute ſchadete den Engländern weſentlich in der Meynung der Indianer, und flößte ihnen einen Haß ein der nicht leicht zu vertilgen ſeyn wird.

Long. S. 33.

3. Von dieſer am Ende des Kapitels erwähnten Ermordung, erzählt Loskiel hauptſächlich folgendes: die Regierung in Pittsburg hatte für billig erachtet die von den Amerikanern im Jahr 1781 gefangen nach Pittsburg geführten gläubigen Indianer ſammt ihrem Lehrer (Schebosch) wieder in Freiheit zu ſetzen. Dieß menſchliche Betragen verdroß diejenigen Amerikaner, welche Amerika für das gelobte Land, und die Indianer für Kananiter hielten, die ſchlechterdings ausgerottet werden müßten. Es verbanden ſich alſo etwa 160 von ihnen (aus der Gegend

Digitized by Google

gend des Monongchella) die gläubigen Indianer zu überfallen und die 3 von den Evangeliſchen Brüdern angelegten Gemeinorte (Gnadenhütten, Salem und Schönbrunn am Muskingum) zu zerſtören, und dann nach Sandusky zu marſchiren um auch dem noch übrigen Theil der Indianer Gemeine das Garaus zu machen. Die Indianer wurden nun zwar vom Obriſten Gibſon, dem Commandanten in Pittsburg, ſobald dieſer das Vorhaben jener Rotte erfuhr, gewarnt, hielten ſich aber dießmal für vollkommen ſicher. Am 6. März 1782 kamen die mordſüchtigen Amerikaner zuerſt zu Gnadenhütten an, ſtellten ſich freundlich, als ob ſie die Indianer (gegen die mit den Engländern verbündeten Wilden) in Schutz nehmen wollten und wurden auch zu Gnadenhütten wie zu Salem als Freunde empfangen und bewirthet. Kaum aber hatten ſich die Indianer von ihnen überreden laſſen, ihnen auch ihre Waffen abzuliefern als welche ſie ihnen aufzuheben und in Pittsburg wiederzugeben verſprachen, ſo wurden die Wehrloſen gebunden und in zwey Häuſer eingeſperrt, in das eine wurden die Brüder, in das andre die Schweſtern und die Kinder wie Schlachtſchafe hingeworfen. Am 8. März ward das Blutbad angerichtet. Zwey Häuſer wurden zu der Hinrichtung ausgeſucht, in dem einen wurden die Brüder je zwey und zwey, und in dem andern auf gleiche Weiſe die Schweſtern und Kinder, geſcalpt und ſo ermordet, zuſammen 62 Erwachſne und 34 größere und kleinere Kinder. Nur zwey Jünglinge entrannen faſt wunderbarer Weiſe den Händen der Mörder. Der eine von dieſen war ſchon geſcalpt worden und unter den Todten liegen geblieben, er erholte ſich aber und entkam in der Nacht, traf mit dem andern der ſich in einem Keller verſteckt gehalten hatte, im Buſche zuſammen und erreichte mit ihm Sandusky. Sie bemerkten ehe ſie den Mordſchauplatz verließen,

ließen, daß die Mörder zuletzt die 2 Bluthäuſer voll Leichname in Brand ſteckten. Die Einwohner von Schönbrunn hatten ſich geflüchtet als die Mörder ankamen, deswegen wurden hier blos, wie auch an den beyden andern Orten geſchehen, die Gebäude in Brand geſteckt, Niemand aber kam ums Leben. Die Mörder marſchirten nach Pittsburg von wo aus ſie noch verſchiedene Indianer, die ſich an der Nordſeite des Ohio aufhielten ums Leben brachten.

Loskiel Th. III. Abſch. 10. S. 710 ff.

Viertes

Viertes Kapitel.

Weiteres Schickſal der Lenape und der ihnen verwandten Stämme.

Nach der Ermordung der Coneſtogo Indianer, hielten es die Lenni Lenape um ihrer Sicherheit willen für gut, ſich von den Niederlaſſungen der Weißen im Innern des Landes gänzlich zurückzuziehen und in die Wildniſſe an der Susquehannah zu begeben. Die Regierung fühlte es wol daß ſie außer Stande wäre, irgend einer Anzahl von Indianern ſie möchten Chriſten ſeyn oder nicht, in dem angebauten Theile der Provinz Schutz zu gewähren, und rieth deswegen den chriſtlichen Indianern, welche während der letzten Unruhen nur mit Mühe gegen ein ähnliches Schickſal wie die Coneſtogo waren geſichert worden, ſich in das entlegene Land zurückzuziehen. Dieß thaten ſie auch, und baueten ſich zu Wyaluſing an, welches damals die den weißen Einwohnern am nächſten liegende Niederlaſſung der Indianer wurde — nämlich 150 Meilen nördlich von Philadelphia und etwa 100 Meilen von den letzten Niederlaſſungen der Weißen jenſeits der blauen Berge, entfernt. Alle übrige zu dieſem Stamm gehörige Indianer nebſt den Nanticokes wohnten damals

mals höher an der Susquehannah hinauf. Ungefähr 5 Jahre lang genoſſen die Indianer an dieſem Fluſſe des Friedens, und die chriſtlichen Indianer lebten hier, und in einer 30 Meilen weiter aufwärts angelegten Niederlaſſung, in Ruhe, erbaueten ſich gute Häuſer und eine geräumige Kirche, pflanzten Obſtbäume, und nahmen ausgedehnte Landſtriche in Cultur. Als ſie ſich aber mit den ſchönſten Hoffnungen auf die Zukunft ſchmeichelten, wurden ſie benachrichtigt daß die Sechs Nationen das ganze Land, auch das was ſie bewohnten mit eingeſchloſſen, den Engländern verkauft hätten. Sie ſahen bald, worauf es bey dieſer heimlichen Verhandlung, wovon ihnen nicht die geringſte Nachricht war gegeben worden, angelegt wäre, und was für Nachbaren ſie haben würden wenn ſie blieben wo ſie jetzt wohnten, weßhalb ſie beſchloſſen ſämmtlich nach dem Ohio zu ziehen, an welchem ſich niederzulaſſen ſie ſchon von der großen Rathsverſammlung ihrer Nation waren eingeladen worden. Zwey hundert und ein und vierzig begaben ſich demzufolge ſogleich nach dem Muskingumfluß, wo ihnen ein geräumiger Landſtrich überlaſſen wurde, nämlich ein Theil des Gebiets welches vormals von den Wyandots, ihrem Volk war zugewieſen und verſichert worden. Die übrigen zu ihnen gehörigen Indianer an der Susquehannah folgten bald nach von denen ſich einige hier, andre dort anbaueten; die Monſeys aber vereinigten ſich wieder mit ihrem eignen Stamme, der lange zuvor ſchon ausgewandert war, und ſich an den Quellgewäſſern des Alleghenyfluſſes niedergelaſſen hatten. Auf dieſe Weiſe wurde die ganze Gegend öſtlich von dem Allegheny-

Ge-

Gebirge von ihren urſprünglichen Bewohnern völlig geräumt.

Die Delawaren wurden hiedurch auf einmal von ihren unruhigen Nachbaren den Irokeſen befreyt, welche darauf gerechnet hatten, daß ſie ſich in ihrer Nähe, in einer Gegend die ſie ſchon beſtimmt hatten niederlaſſen würden. Sie fanden ſich aber betrogen, denn mit allen ihren ſchönen Reden, konnten ſie die Lenape hiezu nicht überreden, ſondern dieſe gaben ihnen zu verſtehen, daß ſie nicht länger Luſt hätten einem Volke Gehör zu geben, von welchem ſie ſo lange und ſo oft wären hintergangen worden.

Dieß geſchah im Jahr 1772, wenige Jahre vor dem Anfang des (Amerikaniſchen) Revolutionskrieges. Während dieſes kurzen ruhigen Zeitraums nahm die Zahl der chriſtl. Indianer am Ohio ſchnell zu und man hatte noch nie zuvor eine ſo günſtige Ausſicht gehabt, daß Wohlſtand und Civiliſation auf die Dauer bey ihnen würden gegründet werden. Die Revolution aber machte dieſen Hoffnungen ein Ende, und dieſe günſtige Gelegenheit ging verloren, vielleicht ohne je wieder zu kehren. Es war nicht die Schuld der Amerikaniſchen Regierung, denn dieſe wünſchte aufrichtig daß die Indianer ſich neutral halten möchten, und gab ihnen wiederholt den Rath ſich nicht in den Streit der Colonien mit dem Mutterlande zu miſchen; glücklich wäre es geweſen, hätte die Brittiſche Regierung auf gleiche Weiſe gehandelt, dieſe befolgte aber einen anderweitigen Plan. Die armen betrogenen Indianer wurden mit in einen Krieg gezogen an welchem ſie durchaus kein Intereſſe hatten, wodurch nicht nur ihre Volksmenge nach und

nach

Digitized by Google

nach vermindert wurde, ſondern durch welchen ſie auch das Verlangen ein civiliſirtes Volk zu werden verloren. Denn die Amerikaner, welche am Ende aufs äuſſerſte gegen ſie erbittert wurden und alle Indianer als ihre Feinde betrachteten, ſchickten von Zeit zu Zeit Mannſchaft gegen ſie aus, um ſie auszurotten. Die Ermordung der chriſtlichen Indianer am Muskingum im Jahr 1782 vollendete ihre Entfremdung. Diejenigen welche noch blieben, wurden zur Verzweiflung gebracht, am Ende zerſtreueten ſie ſich.

Es iſt mir nicht möglich die Zahl der jetzt noch übrigen Lenni Lenape oder Delawaren mit Sicherheit anzugeben. So viel ich erfahren habe, ſind ſie ſehr zerſtreut, eine Anzahl, hauptſächlich vom Stamme der Monſey, wohnt in Ober=Canada, andre befinden ſich in der Provinz Ohio, und noch andre an den Gewäſſern der Wabaſh im Gebiet der Indiana. Eine beträchtliche Anzahl iſt über den Miſſiſſippi gezogen, zwiſchen den Jahren 1780 und 1790 fingen ſchon dieſe Auswanderungen an. Wie groß die Zahl der Delawaren möge geweſen ſeyn, als die Europäer zuerſt in dieſes Land kamen, iſt nicht leicht anzugeben; alles was ich anführen kann iſt dieß, daß ſchon im Jahr 1760 die älteſten Leute unter ihnen zu ſagen pflegten, es wären anjetzt nicht ſo viele Hunderte als ehedem Tauſende. Seit jenem Zeitpunct haben ſie ſich beträchtlich vermindert. Ich ſah ſie ſelbſt in dem Zeitraum von 1754 = 1760 zu hunderten auf einmal, und Loskiel erzählt daß mehr als 800 in einem Jahr zu Bethlehem geſpeiſt wurden. Im Jahr 1762, wo ich zu Tuscorawas am Muskingum

wohn=

wohnte, hatten ſie ſich an dieſem Fluſſe und an den Armen deſſelben angebaut, auch wohnten ſie am Cayahoga Fluß, welcher ſich in den See Erie ergießt wo ſie ſeitdem eine kleine chriſtliche Niederlaſſung hatten welche Pilgerruh hieß *).

Die Shawanos oder Sawanos **). Die Geſchichte dieſer Völkerſchaft wird hier angegeben hauptſächlich nach den Erzählungen alter Indianer vom Stamme der Mahikander, welche ſagen, daß ſie ehedem das Land in Süden, Savannah in Georgien und die beyden Florida bewohnten. Sie waren ein unruhiges Volk welches Luſt zu Kriegen hatte, und beſtändig mit irgend einem der benachbarten Stämme im Kriege lebte. Zuletzt ſchloſſen ihre Nachbaren, der beſtändigen Beunruhigung müde, ein Bündniß mit einander um ſie auszurotten. Hiedurch kamen die Shawanos in eine gefährliche Lage, und baten deshalb um Erlaubniß das Land verlaſſen zu dürfen; dieß wurde zugeſtanden und ſie flüchteten ſogleich nach dem Ohio. Hier bauete ſich die Hauptmaſſe an, und ſandte Abgeordnete an die Mahikander, ihren älteren Bruder, mit dem Geſuch, ſich bey den Lenni Lenape, ihrem Großvater zu verwenden, daß er ſie in ſeinen Schutz nehmen wolle. Dieß thaten die Mahikander mit Bereitwilligkeit, und ſchickten ſelbſt eine An-

*) Loskiel III. K. 12. S. 756.

**) General J. Gibſon glaubt Sawano ſey ihr rechter Name; ſie werden von den übrigen Indianern ſo benannt weil ſie ſüdliches Volk ſind. Schawanen bedeutet in der Lenape Sprache der Süden; Schawanachau der Südwind. Gewöhnlich heißen ſie (im Engliſchen) Shawaneſe (bey Loskiel: Schawanoſen).

Digitized by Google

Anzahl ihrer eignen Leute, welche ihren "jüngeren Bruder" in das Land der Delawaren einführen ſollte. Da ſich die Shawanos unter dem Schutz ihres Groß-vaters in Sicherheit befanden, hatten manche von ihnen keine Luſt weiter oſtwärts zu ziehen, ſondern viele von ihnen blieben am Ohio, von denen einige ſich ſelbſt ſo hoch am Fluſſe hinauf anbaueten, als wo Longisland (die lange Inſel) liegt, oberhalb welcher nachher die Franzoſen Fort Duquesne jetzt Pittsburg erbauet haben. Diejenigen welche weiter zogen, wurden von ihrem Oberhaupte mit Namen Gachgawatſchiqua begleitet und baueten ſich vorzüglich an und in der Nähe der Gabeln (der Nebenflüſſe?) des Delaware an, einige wenige zwiſchen dieſen und dem Zuſammenfluß des Delaware und des Schuylkill und einige ſelbſt an der Stelle wo nun Philadelphia ſteht; andre wurden von den Mahikandern in ihr eignes Land geführt, wo ſie durch Zwiſchenheirathen ein Volk mit ihnen wurden. Als ſich die an dem Delaware vermehrt hatten, kehrten ſie nach Wyoming an der Suſquehannah zurück, wo ſie eine beträchtliche Anzahl von Jahren wohnen blieben.

Indeſſen vermehrte ſich die Zahl derer die am Ohio zurückgeblieben waren, und fing mit der Zeit wiederum an, den Nachbaren läſtig zu werden. Zuletzt zogen ſie über das Allegheny Gebirge, fielen über die Lagerplätze der Lenape am Juniatafluſſe her, verübten mehrere Mordthaten, und gingen mit der Beute davon. Es wurde bald entdeckt von wem der Anfall herrührte, aber die Lenape hatten damals die Stelle "des Weibes" übernommen, und durften ſich auf keinen Krieg einlaſſen. Sie konnten nichts weiter

ne thun, als die FünfNationen um Schutz erſuchen, welches ſie auch thaten, in der Erwartung daß ſie die Beleidiger ſogleich verfolgen, und eine exemplariſche Strafe über ſie verhängen würden, allein die FünfNationen fanden Mittel für das Mal ihrer Forderung auszuweichen. Sie ſagten zu den Delawaren, es wäre zu ſpät im Jahre um noch Krieg anzufangen; es würde beſſer ſeyn die Unternehmung die ſie vorhätten bis zum nächſten Frühjahr auszuſetzen; in der Zwiſchenzeit ſollten ſich beyde Nationen rüſten, und ihre Zurüſtungen geheim halten, ſobald dann die mildere Jahrszeit eingetreten ſeyn würde, ſollten ſie jede Nation für ſich aufbrechen, an einem beſtimmten Punct am Allegheny zuſammentreffen, und dann vereinigt auf die Städte der Shawanos unterhalb des Zuſammenfluſſes des Allegheny und der Monongahela, losgehen wo man die Friedensſtöhrer unerwartet würde überfallen und züchtigen können. Die Irokeſen verſprachen wie gewöhnlich, ſich in die erſte Linie des Treffens zu ſtellen, ſo daß die Delawaren nichts anders zu thun haben würden, als nur zuzuſehen wie tapfer ihre Beſchützer für ſie fechten würden, und ſollten ſie damit nicht zufrieden ſeyn, ſo könnten ſie ſelbſt dann auch ihre Rache nehmen.

Dieſem Plane gemäß, blieben die Lenape ruhig bis zum Frühjahr, und begaben ſich nun mit ihrer tapferſten Mannſchaft nach dem feſtgeſetzten Punct, wie groß aber war ihr Erſtaunen als ihre angeblichen Beſthützer ſich nicht ſehen ließen? Sie argwöhnten Verrath, und hatten ganz Recht — denn da ſie nun ſogleich, auf die Städte der Shawanos losgegangen waren, voll Eifer eine exemplariſche Rache zu

üben,

üben, ſo hatten ſie bey ihrer Ankunft wider alles Erwarten den Verdruß zu ſehen, daß die Feinde ſo ſchnell ſie nur konnten in ihren Canoes den Ohio hinabfuhren. Einige flüchteten zu Lande; weil ſie vermuthlich nicht Boote genug hatten, ſie ſämmtlich aufzunehmen und fortzuführen, dieſe verfolgten ſie nun, griffen ſie an, ſchlugen ſie tüchtig, und machten mehrere zu Gefangnen. Hier gaben ihnen die Mengwe einen ſtarken Beweis ihrer Verrätherey, denn ſie hatten den Shawanos ihre Annäherung warnend angezeigt.

Einige Zeit nachher, fingen die Shawanos welche am nördlichen Arm der Susquehannah wohnten an, ſich nach und nach weg zu begeben, erſt nach dem weſtlichen Arm dieſes Fluſſes und der Juniata hin und darauf nach dem Ohio; ſo daß zum Anfange des franzöſiſchen Krieges im Jahr 1755, alle, bis auf wenige Familien bey welchen ihr Oberhaupt Paxnos ſich aufhielt, nach dem Ohio hingezogen waren, wo ſie ſich mit ihren Landsleuten in dem Kriege gegen die Engländer vereinigten.

Im Jahr 1763 wurde zwiſchen Großbrittannien und Frankreich Frieden geſchloſſen, der unruhige Geiſt der Shawanos aber ließ ihnen nicht zu, ſtill zu bleiben; ſie fingen gegen ihre ſüdlichen Nachbaren die Cherokeſen Krieg an, welche indem ſie ihre Feinde verfolgten, aus Irrthum zuweilen über die mit den Shawanos in demſelben Lande wohnenden Lenape herfielen, die auch durch die Shawanos in einen Krieg mit jener Nation verwickelt wurden, der einige Zeit fortdauerte. Da die Mengwe um dieſe Zeit auch mit den Cherokeſen Krieg führten, und öfters mit ihren Gefangnen und ihren Scalps durch ihr der

Sha=

Shawanoſen Land zurückkehrten, ſo wurde unter ihnen allen ein kriegeriſcher Geiſt unterhalten, bis endlich im Jahr 1768 die Cherokeſen um eine Erneuerung der ehemaligen Freundſchaft zwiſchen ihnen und den Lenape ihrem Großvater, nachſuchten — und da dieß zu Stande kam, ſo bewirkten letztere durch ihre Vermittelung einen Frieden auch zwiſchen den Cherokeſen und den FünfNationen.

Da die Shawanos keine Luſt hatten den Krieg mit den Cherokeſen allein fortzuſetzen, auch von ihrem Großvater wegen der Anſtiftung dieſer Unruhen einen Verweis bekommen hatten, ſo unterwarfen ſie ſich willig den Vorſchriften der Lenape und blieben von dieſer Zeit an mit allen Nationen in Frieden, bis zum Jahr 1774, wo ſie in einen Krieg mit dem Volke von Virginien verwickelt wurden, wozu die an einigen zu der Familie Logan gehörigen Perſonen ſo wie auch an einigen Andern, durch weiße Leute verübten Mordthaten, die Veranlaſſung gaben. In dieſem Falle, glaube ich, kann man nicht ſagen daß ſie der angreifende Theil waren, aber ihr Durſt nach Rache war ſo groß, und die beleidigten Mengwe neben ihnen ſchrien ſo laut um Wiedervergeltung, daß ſie mit großer Entſchloſſenheit den Krieg mit den Virginiern anfingen — welcher jedoch nur von kurzer Dauer war, da man ihnen einen gleichen Grad von Muth und Entſchloſſenheit entgegenſetzte, weßhalb die Shawanos nach einem heftigen Treffen zwiſchen den entgegengeſetzten Parteyen an der Mündung der großen Kanhawa oder nahe dabey, und nachdem mehrere ihrer Städte von den Virginiern waren verwüſtet worden, abermals genöthigt wurden Frieden zu ſchließen.

Digitized by Google

ßen. Dieſer dauerte nicht lange, da ſie ſich kurz nach dem Anfang der Revolution mit den Britten gegen die Amerikaner vereinigten, und ſeitdem immer unſre Feinde blieben, ohne je einen dauerhaften Frieden zu ſchließen bis zu der denkwürdigen Uebereinkunft welche im Jahr 1795 nach der entſcheidenden Niederlage der Nationen durch den verſtorbenen General Wayne geſchloſſen wurde.

Die Shawanos verloren einen großen Theil ihrer Mannſchaft während dieſer Streitigkeiten, dieſer ward aber gewiſſermaaßen erſetzt durch einzelne Leute von andern Nationen die ſich mit ihnen vereinigten. So gingen während des Revolutionskrieges, etwa 100 unruhige Cherokeſen welche durch ihr eignes Volk nicht dahin gebracht werden konnten, mit den Amerikanern Frieden zu halten, und eben deswegen aus dem Lande verjagt wurden, zu den Shawanos über, ſo wie auch andre von den FünfNationen ſich zu ihnen ſchlugen oder ihre Nachbaren wurden.

Man hält die Shawanos für gute Krieger und Jäger. Sie ſind voll Muth, hohes Sinnes und männlich, und weit ſorgſamer einen Vorrath von Vertheidigungsmitteln auf einen unvorhergeſehenen Fall in Bereitſchaft zu halten als irgend eine andre Nation von der ich gehört habe. Ihre Sprache läßt ſich weit leichter lernen als die der Lenape, und kommt der Sprache der Mohicans, Chippeway und andren verwandten ſehr nahe. Sie ſetzen gewöhnlich den Accent auf die letzte Sylbe.

Die Nanticokes. Die Delawaren ſagen, daß die Völkerſchaft aus demſelben Stamme mit ihnen entſprungen ſey, und dieſe Thatſache wurde von White,

einem

Digitized by Google

einem ihrer Oberhäupter mit dem ich persönlich bekannt gewesen bin als gegründet anerkannt. Sie nennen die Delawaren ihren Großvater und ich werde die Geschichte der Nanticokes erzählen, so wie ich sie aus dem Munde des genannten White *) selbst gehört habe.

Da jeder Indianer Freiheit hat, sich eine Beschäftigung zu erwählen, wie es ihm gefällt, so zogen es die Voraltern des White, nachdem die Lenape in ihr Land gekommen waren vor, ihren Unterhalt durch Fischfang und Fallenstellen an den Ufern der Flüsse und Bayen als durch Verfolgung des Wildes in den Wäldern zu gewinnen. Sie theilten sich also in kleine Haufen, und suchten die für ihren Zweck gelegensten Plätze auf. In der Folge wurden sie sehr zahlreich, theils durch gewöhnliche Vermehrung, theils durch Vereinigung einer Anzahl von den Lenape mit ihnen, und verbreiteten sich über einen ausgedehnten Landstrich. Auf diese Weise entstanden aus ihnen abgesonderte Volkshaufen, die verschiedene Namen führten. Die Canai, sagen sie, stammten von ihnen ab, und baueten sich in der Entfernung an den Ufern des Potomack und der Susquehannah an, wo sie auch ihre Wohnsitze hatten, als die weißen Leute zuerst in Virginien ankamen, sie begaben sich aber um dieser willen weiter weg, und baueten sich höher hinauf an der Susquehannah an, nicht weit von der Stelle wo nachher John Harris eine Fähre anlegte. Der Hauptzweig oder die eigentlichen Nanticokes, wohnten damals

*) S. in Loskiels Geschichte Th. II. Kap. 10. die Nachricht von einem Besuche dieses Oberhaupts bey der christl. Indianer Gemeine zu Bethlehem.

mals auf der öſtlichen Küſte von Maryland wie es jetzt heißt. Zuletzt nahmen die hereindringenden weißen Leute ſo zu, daß ſie einen andern Aufenthalt zu ſuchen genöthigt waren, und da ihr Großvater ſelbſt, zufolge des gewaltigen Hereinſtrömens der Weißen ſich zurückzog, ſo folgten ſie dem Rath der Mengwe und wandten ſich ſogleich nach den weiten Ebenen bey Wyoming, wo ſie ſich abgeſondert anbaueten im Angeſicht der Städte der Shawanos — während andre den Fluß weiter hinauf gingen, und ſich in der Gegend von Chemenk *) (Shenango) und Shummunk niederließen, wohin ſie ſämmtlich beym Anfange des Franzöſiſchen Krieges auswanderten. Der Stamm des White wohnte hier bis zum Ausbruch des Revolutionskrieges, worauf er ſich nach einer Gegend begab, welche dem Brittiſchen Gebiete näher lag, da er die Parten der Engländer ergriffen und ſich zu den Fahnen derſelben verſammelt hatte; White ſelbſt hatte ſich einige Jahre vor dem Kriege mit den chriſtlichen Indianern zu Schechſchequon vereinigt, und blieb bey ihnen. — Nie iſt die Abnahme ſeines Stammes das geweſen, ſagte White, was ſie ſeit der Ankunft der weißen Leute im Lande war. Das Volk ging zu Grunde theils durch Krankheiten welche jene mitbrachten durch die Blattern, durch die veneriſche Krankheit, theils durch den unmäßigen Genuß hitziger Getränke, wodurch viele hingerafft wurden.

Die Auswanderung der Nanticokes von Maryland war den Mitgliedern der Brüdergemeine nicht unbekannt. Als dieſe Völkerſchaft anfing ſich bey den Gabeln des Delaware anzubauen, ſchrieb der Prediger

*) Zeningi nach Loskiel.

ger C. Pyrläus in ſeinem Tagebuch nieder: daß am 21. May 1748 eine Anzahl Nanticokes von Maryland in 10 Booten Shamokin vorbeyfuhren auf ihrem Wege nach Wyoming.“ Andre die zu Lande reiſten kamen häufig durch Bethlehem, und gingen dann durch Water Gap nach Neſcopeck oder Susquehannah, und während ſie zu Wyoming wohnten, wurden ſie, nebſt den Shawanos die Abgeſandten der Fünf-Nationen, und verſuchten es nachher in Verbindung mit dieſen, die chriſtlichen Indianer zu Gnadenhütten in dem Diſtrict Northampton, nach Wyoming überzuführen; wobey ihre geheime Abſicht war zur Ermordung der weißen Einwohner, in dem Kriege der, wie ſie wol wußten, bald zwiſchen den Franzoſen und Engländern ausbrechen würde, völlig freye Hand zu haben.

Dieſe Nanticokes hatten die ſeltſame Gewohnheit; die Gebeine ihrer verſtorbenen Verwandte von dem Begräbnißorte nach einem Aufbewahrungsplatze in dem Lande ihres Aufenthalts zu bringen. Man weiß daß ſie in früheren Zeiten von Wyoming und Chemenk nach dem öſtl. Ufer von Maryland gingen um von hier die Gebeine ihrer Todten abzuholen — ſelbſt die Leichen nachmen ſie, wenn ſie auch noch nicht völlig verweſet waren und das Gebein erſt abgekratzt werden mußte ehe ſie es fortführen konnten. Ich erinnere mich daß ich ſie in den Jahren zwiſchen 1750 und 1760 mit ſolchen Gebeinen beladen geſehen habe, und daß es einen widrigen Geruch verbreitete wenn ſie damit durch Bethlehem zogen.

Man ſagt auch von ihnen daß ſie eine giftige Miſchung ſollen erfunden haben, wodurch ſie die Be-

wohner einer ganzen Niederlaſſung umbringen könnten, und man beſchuldigt ſie in Zauberkünſten ſehr geſchickt zu ſeyn. Es iſt gewiß daß man ſie aus dieſem Grunde ſehr fürchtet. Ich habe Indianer gekannt die feſtiglich glaubten, daß es Leute unter ihnen gäbe, die, wenn ſie wollten, eine große Armee vernichten könnten, blos dadurch daß ſie dieſelbe anhauchten. Diejenigen unter den Lenape und andren Stämmen, die auf Zauberkräfte Anſpruch machen ſagen daß ſie ihre Wiſſenſchaft von den Nanticokes erlernt hätten. Es iſt ihnen nicht zuwider im Rufe der Hexemeiſter zu ſtehen; denn dieß macht ſie bey den Nachbaren gefürchtet.

Ihr Volksname iſt nach der Ausſage ihres Oberhauptes White, eigentlich Nentego. Die Delawaren nennen ſie Unéchtego und die Irokeſen Sganiateratich=rohne. Die Namen haben einerley Bedeutung, und bezeichnen Waſſermänner (Water people) oder Küſtenbewohner (Sea shore settlers). Sie führen außer andern Namen auch Beynamen, welche ihnen in Beziehung auf ihre Beſchäfftigung ſind beygelegt worden. Die Mohicans z. B. nennen ſie Otayáchgo und die Delawaren Tayachquáno, welche beide Wörter in der Sprache welcher ſie angehören, eine Brücke, oder einen trocknen Weg über einen Fluß bedeuten, welches darauf anſpielt daß ſie ſich dadurch auszeichnen häufig Bäume abzuhauen und über die Flüſſe zu legen, um ihre Fallen darauf zu befeſtigen. Sie heißen auch oft die Fallenſteller (the trappers).

Im Jahr 1785 war dieſer Stamm ſo zuſammengeſchmolzen, daß die ganze Maſſe deſſelben, welche ſich verſammelte um ihr bejahrtes Oberhaupt White der

Digitized by Google

der damals bey den chriſtl. Indianern am Huronfluſſe, nördlich von Détroit wohnte, zu beſuchen, keine 50 Mann betrug. Sie begaben ſich damals durch Canada nach dem Miami Gebiet, um ſich neben den Shawanos, in Folge einer von dieſen erhaltenen Einladung anzubauen.

Die Mahicanni oder Mahikander. Dieſe einſt große und berühmte Völkerſchaft iſt auch ſammt den zahlreichen aus ihr entſprungenen Stämmen, beynahe gänzlich verſchwunden; ſie ſind durch den Krieg, die Blattern und andre Krankheiten aufgerieben worden, und eine große Anzahl hat durch die Einführung hitziger Getränke ihr Leben eingebüßt. Der Ueberreſt hat ſich geflüchtet oder in abgeſonderten Haufen nach verſchiedenen Gegenden hin begeben, wo ſie anjetzt zerſtreut wohnen oder ſich unter andern Völkerſchaften verloren haben. Schon im Jahr 1762 war eine Anzahl von ihnen nach dem Ohio ausgewandert, wo ich mit dem Oberhaupte derſelben, von den Weißen "Mohican John" (Johannes der Mahikander) genannt, bekannt wurde. Andre haben ſich nach den Ufern des St. Lawrence (Lorenzo) geflüchtet, wo eine Menge derſelben den Irokeſen iſt einverleibt worden deren Abkömlinge dort jetzt noch wohnen als eine gemiſchte Raſſe, die man unter dem Namen der Cochnewago Indianer kennt. Mehr als hundert von ihnen, welche in den Colonien Connecticut und New York wohnten, ſind, nachdem ſie durch die Bemühungen der Brüder das Chriſtenthum angenommen haben, zwiſchen 1742 und 1760, nach Penſylvanien ausgewandert, wo ſie in der Folge den Delawaren einverleibt wurden. Eine beträchtliche Anzahl wanderte

um das Jahr 1734 vom Hudſonsfluſſe aus, und bauete ſich zu Stockbridge in Maſſachuſets an; zwiſchen 1785 und 1787 begaben ſie ſich nach Oneida in dem Lande der Sechs Nationen und nannten ihre Niederlaſſung New Stockbridge. Ehe ſie hierhin zogen hatte ſich ihre Anzahl nach und nach vermindert. Im Jahr 1791 betrug ſie nicht mehr als 191 Perſonen. Ehemals waren ſie in Connecticut ſehr zahlreich, und im Jahr 1799 fanden ſich noch 84 Individuen von ihnen in dem Bezirk New London als ein Ueberreſt von einer ehemals großen und blühenden Niederlaſſung. Es iſt wahrſcheinlich daß ſie jetzt größtentheils wo nicht gänzlich untergegangen ſind.

Man glaubt daß die Mahicanni dieſelbe Nation ſind, welche in der Geſchichte von New England unter dem Namen Pequods oder Pequots *) ſo berüchtigt geworden ſind. Der Prediger Jonathan Edwards, vormaliger Präſident des Union College (eines akademiſchen Inſtituts) zu Schenectady im Staate New York, gab im Jahr 1788 in einer Flugſchrift einige Bemerkungen über ihre Sprache heraus welche im Jahr 1801 zu New York aufs neue ſind gedruckt worden. Dieſe kleine Abhandlung ſowol, als auch die Ueberſetzung der Bibel in die Natick-Sprache von dem ehrwürdigen Eliott und eben deſſelben Grammatik dieſer Sprache, ſetzen es außer allen Zweifel, daß die Sprache der Mohicans und die der übrigen Indianer in New England, mit jener der Lenni Lenape aus einer Quelle entſprungen ſind.

Anmer-

*) Coll. Mass. Hist. Soc. Vol. IX. p. 77. Trumbulls History of Connecticut. Vol. I. p. 28.

Digitized by Google

Anmerkungen. 4. a) Ueber die Ermordung der Caneſtogo Indianer berichtet Loskiel folgendes: Eine Anzahl friedlicher Indianer die von langen Zeiten her mitten unter den weißen Leuten (in Penſylvanien) in Ruhe gewohnt hatten, wurden am 14. December 1763 in ihrem Dörflein bey Caneſtoga unweit Lancaſter von 57 Mann ſogenannten Chriſten aus Paxton mit Tagesanbruch überfallen und ihrer 14 Perſonen in ihren Hütten ermordet. Die übrigen flohen nach Lankaſter wo ſie vom Magiſtrat aufgenommen und in das Arbeitshaus, ein ſtarkes feſtes Gebäude, einquartirt wurden. Die Mörder aber kamen ihnen nach, zogen am hellen Mittage in Lancaſter hinein, erbrachen das Arbeitshaus mit Gewalt, und obgleich die armen Indianer auf den Knien um ihr Leben baten, ſo ermordeten dieſe Barbaren ſie dennoch aufs grauſamſte, warfen ihre zerhackten Leiber auf die Straße, zogen mit einem gräßlichen Siegesgeſchrey davon und droheten daß es nun den Indianern auf Provinz Island im Delaware (wohin die ganze chriſtliche Indianer Gemeine von Nain, Nazareth und Wechetank mit ihren Lehrern der Sicherheit wegen von der Regierung war verſetzt worden) eben ſo ergehen ſolle. Das Engliſche Gouvernement war damals nicht im Stande ſolche Gräuel mit Erfolg zu verhindern, wenn gleich das ſchärfſte Verbot dagegen erging auch für diejenigen 200 Pfund Sterl. ausgelobt wurden die zwey von den Mördern zur Haft bringen würden.

Loskiel II. 15. S. 477.

4. b) Der Graf Volney berechnet die Zahl der noch übrigen Uhreinwohner von Nordamerika auf folgende Weiſe: die Creeks, Chactas, Chicaſas welche 8000 Krieger haben zu 24,000 Seelen, die Wilden an den Wabaſh und dem See Michigan höchſtens auf 15,000, die ganze Maſſe der übrigen Wilden auf dem ganzen Continent bis an

das

Digitized by Google

das Eismeer und das Meer von Nutka Sund auf 600,000, letztere Zahl ſagt er, dürfte jedoch um die Hälfte zu groß ſeyn. Carver der im Jahr 1766 bis 67 unter den Nadoweſſiern lebte, verſichert daß die 8 Stämme dieſer Völkerſchaft etwa (mehr als) 2000 Krieger ins Feld ſtellen könnten (Carver S. 80) nach welcher Angabe die ganze Volksmenge die Zahl von 6000 nicht überſteigen würde. Angenommen daß der Landſtrich welchen jene 8 Stämme bewohnen viermal größer iſt als Penſylvanien, ſo kommt auf jede 3 Quadratmeilen (trois lieues quarrées) ein Kopf; ſo wie denn auch alle Reiſenden verſichern daß jenſeits des 45 Grades die Wilden nur ſehr dünn geſäet ſind. Das Land iſt unfruchtbar und man darf daher keine ſtärkere Bevölkerung als bey den Nadoweſſiern annehmen.

Die Weißen, ſagte Petite Tortue zu dem Graf Volney, vermehren ſich auf eine unbegreifliche Weiſe, ſie dehnen ſich aus wie Oel auf einer Decke, wir aber, wir ſchmelzen wie der Schnee vor der Frühlingsſonne: wenn wir ſo fortfahren, ſo iſt es unmöglich daß ſich das Geſchlecht der rothen Menſchen (hommes rouges) erhalte.

Volney. II. 472. 465.

Fünftes

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Die Irokeſen.

Die verſtändigſten und glaubwürdigſten Indianer vom Stamme der Lenape, die Mahikander mit eingeſchloſſen, hatten immer behauptet daß in dem ganzen Landſtriche, der im Norden von dem Lorenzofluß und den großen Seen (mit Inbegriff deſſen was nun Nova Scotia und New Brunſwick heißt) im Weſten von dem Miſſiſſippi, im Oſten von dem großen Salzwaſſer-See *) und im Süden von dem Gebiet der Creeks, Cherokeſen und andrer Indianer von Florida, begrenzt wird, nur zwey Völkerſchaften anweſend waren, nämlich die Mengwe und ſie ſelbſt. Letztere (die Lenape) war bey weitem die zahlreichſte und ausgebreitetſte Völkerſchaft, denn ihre Stämme wohnten ſelbſt bis über den Miſſiſſippi hinaus. Die Algonquins, die Killiſtenos oder Kniſteneaux und andre Stämme, auf dem linken Ufer des Lorenzo, da ſie Mundarten der Lenape-Sprache reden, zeigen ſich auch als Abkömmlinge eben dieſes Stammvolkes. Die Mengwe dahingegen waren verhältnißmäßig gering in Anzahl und hatten einen weit beſchränkteren Landſtrich inne, indem ſie ſich nicht über die Nachbarſchaft der großen Seen ausdehnten. Nur wenige Stäm-

*) Dem Atlantiſchen Ocean.

Digitized by Google

Stämme ſind, ſoviel man weiß, durch Abſtammung und Aehnlichkeit der Sprache mit ihnen verbunden, die vorzüglichſten unter dieſen ſind die Wyandots; auch Huronen genannt und die Nadoweſſier (Naudoweſſies) faſt jede andre Völkerſchaft innerhalb der bezeichneten Grenzen gehört zu der Familie der Lenape.

Jede von dieſen beyden großen Völkerſchaften, ſagen die Delawaren hatte einen alten National-Namen und eine Tradition von ihrem Urſprung, ihnen von den Voraltern überliefert, und unter allen verwandten Stämmen verbreitet. Wie auch dieſe Stämme benannt werden, und wie ſehr ſie ſich vervielfältigen mochten, immer betrachteten ſie ſich ſelbſt, und wurden von andern betrachtet als Abkömmlinge eines und deſſelben Stammvolks. Alle Stämme welche von den Lenape herkamen, nannten dieſen Mutterſtamm, Großvater, und wurden von ihm dagegen Großkinder genannt. Sie waren ſämmtlich durch die genaueſten Bande der Freundſchaft und Bundgenoſſenſchaft mit einander verbunden — ſie waren nach ihrer ausdrucksvollen Sprache, ein Haus, ein Feuer, ein Kanoe — d. i. ſie bildeten ein Volk, eine Familie. Eben dieſes fand Statt in Anſehung der Mengwe und der von ihnen herkommenden Stämme. Zwiſchen ihnen und den Lenape aber, fand keine Verwandtſchaft Statt, ungeachtet ſie zu gleicher Zeit über den Miſſiſſippi herüberkamen. Sie betrachteten einander als zwey völlig von einander verſchiedene Völkerſchaften.

Die Mengwe oder die Irokeſen wurden immer von den Lenape als eine einzige aus mehreren verbündeten Stämmen beſtehende Völkerſchaft angeſehen.

Der

Der Name der Fünf-und nachher der Sechs Nationen, wurde ihnen in der Folge von den Engländern beygelegt, deren Bundesgenoſſen ſie waren — vermuthlich um ſie wichtiger zu machen und die Vorſtellung von ihrer Macht zu erhöhen; die Indianer ſelbſt aber ſchmeichelten ihnen nie mit jener hochtönenden Benennung, und betrachteten ſie blos als verbündete Stämme.

Der ſel. Prediger C. Pyrläus hat hierüber in einem ſtarken Bande handſchriftl. Bemerkungen, welche er zwiſchen 1740 und 1750 (alſo vor mehr als 70 Jahren aufſetzte, die Nachrichten der Irokeſen ſelbſt, ſo wie er ſie aus dem Munde eines verſtändigen und glaubwürdigen Oberhauptes der Mohawks vernahm *), niedergeſchrieben. Er führt zuerſt die beſondren Umſtände über den Urſprung ihrer Verbindung, die Zeit um welche ſie Statt fand, die Namen der Abgeordneten von jedem der verbündeten Stämme an, und fährt dann alſo fort: ſie legten ſich darauf den Namen Aquanoshioni bey, welches ein Haus, eine Familie bedeutet, und hierunter waren begriffen die Mohawks, Oneidas, Onondagoes, Cayugas und Senecas. Da dieß Bündniß zuerſt durch ein Oberhaupt der Mohawks in Vorſchlag war gebracht worden, ſo haben die Mohawks in dem Bunde den Rang des älteſten Bruders, und die Oneidas den des älteſten Sohns. Die Senecas welche damals zuletzt in den Bund willigten, hießen: der jüngſte Sohn. Dieſen Namen aber nahmen nachher die Tuscaroras an, welche dem Bunde

*) Dieſe Handſchrift befindet ſich in der Bücherſammlung der Brüdergemeine zu Bethlehem.

Digitized by Google

Bunde vielleicht 100 Jahre ſpäter beytraten, und die Senecas erhielten daher den Rang vor dieſen, als der nächſt jüngſte Sohn, oder wie wir ſagen würden, auf einen nach der jüngſte.

Der Prediger D. Zeisberger ſagt gleichfalls, daß die Irokeſen ſich Aquanoſhioni d. h. vereinigtes Volk nennen, denn ſie haben ſich zu dem Zweck vereinigt, damit einer den andern immer daran erinnre, daß ihre Sicherheit und ihre Macht auf der gegenſeitigen und genauen Anhänglichkeit an ihrem Bunde beruhe *). Er ſetzt hinzu, daß Onondago die Hauptſtadt der Irokeſen iſt.

In den verſchiedenen Ueberſetzungen der Benennung welche dieſe Völkerſchaften ſich beylegten, findet ſich alſo nichts was den Begriff Nationen ausdrückte — ſie ſagt weiter nichts als Familie, vereinigtes Volk, Familienbund. Die beſondren Abtheilungen dieſer Familie, haben in derſelben einen eignen Rang — die Onondagoes ſtehen oben an, die übrigen ſind Brüder und Söhne; welches alles zum deutlichen Beweiſe dient, daß ſie urſprünglich nur Stämme, abgeſonderte Haufen eines Volks waren, welche da ſie genau vereinigt worden waren, eine vollkommne Familie ausmachten und auf den Namen einer Nation Anſpruch erhielten.

Es zeigt ſich auch daß Selbſterhaltung der Grund ihrer Vereinigung war, und daß ſie durch die Noth zu dieſem Schritte bewogen wurden, von welchem ihre Fortdauer abhing. Und wiewol man berechtigt iſt zu vermuthen, daß der Stamm, der beſtändig in der Regierung einer Indianiſchen Völkerſchaft das Ruder führt, nämlich der Schildkröten-

*) Loskiel Th. II. Kap. 9.

Digitized by Google

Stamm, (the turtle tribe) unter ihnen vorhanden war — ſo erhellet gleichwol daß das Anſehen deſſelben damals entweder gänzlich vernachläſſigt wurde, oder daß er nicht Macht genug beſaß ſeinen Maaßregeln Nachdruck zu geben.

Wenn wir demnach die Nachrichten ſowol von Pyrläus als von Zeisberger als zuverläſſig annehmen, ſo werden wir uns völlig davon verſichert halten müſſen, daß der Irokeſen-Bund nicht aus fünf oder ſechs Nationen beſtand, ſondern aus ſo viel Stämmen oder Abtheilungen eines und deſſelben Volks, welche zuſammen eine Nation ausmachen. Jene beyden Miſſionäre aber waren Männer von ſtrengſter Wahrhaftigkeit, beyde beſaßen auch möchte ich ſagen, eine critiſche Bekanntſchaft mit der eigenthümlichen Sprache der Mengwe *), und ſie erhielten ihre Nachrichten von den angeſehenſten und verſtändigſten Leuten in der Nation, jener von ſolchen die zum Stamme der Mohawk, dieſer von ſolchen die zum Stamme der Onondaga gehörten. Man hat alſo keine Urſache, die Wahrheit ihrer Angaben in Zweifel zu ziehen.

Die Lenape und ihre Stamm-Verwandten haben die Irokeſen niemals die Fünf oder Sechs Nationen genannt. Im gemeinen Leben nennen ſie dieſelben Mengwe, und bedienen ſich nie eines andern als die-

*) Hr. Zeisberger ſchrieb ein vollſtändiges Wörterbuch der Irokeſen-Sprache in 3 Quartbänden. Es iſt Deutſch und Irokeſiſch — und fängt mit dem Deutſchen an. Das Werk, deſſen erſter Theil verloren zu ſeyn ſchien, iſt jetzt vollſtändig aufgefunden, beſteht aus ſieben nett gebundenen Quartbänden, und wird ein Denkmahl des Reichthums und der Bedeutungsfülle der Indianer-Sprache bleiben.

dieſes allgemeinen Namen wenn ſie von ihnen reden. In ihrer Rathsverſammlung bezeichnen ſie dieſelben jedoch zuweilen durch die Benennung Palenach end chiesktajeet. Dieſe beyden Wörter buchſtäblich überſetzt, bedeuten ſo viel als: "die fünf Abtheilungen" die fünf Sectionen oder Theile zuſammengenommen, ſchließen aber den Begriff "Nationen" keinesweges in ſich, ſollte es "die fünf Narionen" heißen, ſo würden die Worte lauten müſſen: Palenach ekhokewit, diejenigen aber deren ſie ſich wirklich bedienen zeigen ausdrücklich Unterabtheilungen (sectional divisions) an, und laſſen über ihren Sinn keinen Zweifel übrig.

Die Irokeſen hatten, wie wir ſchon geſehen haben, den Namen Aquanoshioni angenommen, der aber blos ihre enge Verbindung andeutet. Wie ſie indeſſen erfuhren was der Name den die Engländer ihnen gegeben hatten anzeige, waren ſie damit zufrieden, ihn als den richtigen gelten zu laſſen. Die Indianer lieben die hochtönenden Namen ſehr; ich habe ſelbſt Oberhäupter gekannt, denen es große Freude machte, Könige genannt zu werden, ſeitdem ſie von uns gelernt hatten, daß die hohen Beherrſcher der engliſchen und franzöſiſchen Nation jenen Namen führten.

Der eigenthümliche Name jener ſechs vereinigten Stämme iſt alſo in ihrer Sprache Aquanoshioni. Von andern Völkerſchaften werden ſie Mengwe, Måquas, Mingoes und Iroquois (Irokeſen) genannt. Die Lenape geben ihnen den erſten, die Mahikander und Holländer den zweyten, die Engländer und Amerikaner den dritten, und die Franzoſen den vierten. Ich bediene mich im Verfolge dieſes Werks willkührlich bald dieſes bald jenes dieſer Namen. Als

Als abgeſonderte Haufen oder Stämme geben ihnen die Lenape folgende Namen:

1. Sankhicani, die Mohawk, von Sankhican, eine Flinte, weil dieſe Leute die erſten waren, welche von den Europäern mit Muſketen verſehen wurden. Die Schlöſſer derſelben, o wie deren Wirkung Feuer zu ſchlagen, waren für ſie Gegenſtände großer Verwunderung, und man nannte ſie daher ſo zu ſagen: das feuerſchlagende Volk.
2. W'Jäſſone, die Oneidas. Dieſer Name bedeutet die Steinpfeifen-Verfertiger, und wurde ihnen in Folge ihrer Geſchicklichkeit Tabackspfeifen aus Stein zu verfertigen beygelegt.
3. Onondágoes, die Ohondagoes. Dieſer Name bedeutet in ihrer Sprache ſo viel als: "auf dem Gipfel des Hügels, weil ihre Stadt dieſe Lage hat.
4. Queúgue, die Cayugas, ſo benannt nach einem gleichnamigen See.
5. Maechachtinni, die Senecas. Dieſer Name bedeutet Bergbewohner (mountaineers) und wurde ihnen beygelegt weil ſie den gebirgichten Theil des Landes bewohnen.
6. Die Tuscaroras, der ſechſte und letzte Stamm in dem Bunde welchen die Lenape eben ſo nennen, doch habe ich dieſe niemals von 6 Stämmen oder Abtheilungen reden hören, ſondern wenn ſie dieſelben auf dieſe Weiſe bezeichnen, geſchieht es immer vermittelſt der Zahl fünfe.

Sechs-

Sechstes Kapitel.

Allgemeiner Character der Indianer.

Der Indianer betrachtet ſich ſelbſt als ein Weſen, welches von einem allmächtigen, weiſen und gütigen Mannitto (Geiſt oder Weſen) erſchaffen worden; alles was er beſitzt, alles was er genießt, ſieht er an, als ihm durch den großen Geiſt, der ihm das Leben gab: zum Gebrauch verliehen. Er hält es daher für ſeine Pflicht, ſeinen Schöpfer und Wohlthäter zu verehren und anzubeten, die bisherigen Wohlthaten deſſelben mit Dank zu erkennen, für die gegenwärtigen Segnungen dankbar zu ſeyn, und die Fortdauer ſeines Wohlwollens ſich zu erflehen *).

Als Weſen die allen Thieren und lebendigen Geſchöpfen überlegen ſind fühlen ſie ihre Wichtigkeit; ehe ſie weiße Leute oder Menſchen von andrer Farbe als die ihrige iſt, ſahen, betrachteten ſie ſich als Gottes Lieblinge, und glaubten, wenn der große Mannito auf

*) Ein bejahrter Indianer erzählte mir vor etwa 50 Jahren daß er in ſeiner Jugend die Weiſe ſeines Vaters und ſeiner Vorfahren befolgte, und auf einen hohen Berg oder eine Felſenſpitze ſtieg, um dem großen Geiſt für alle bisher verliehenen Wohlthaten zu danken und um deſſen fernere Gunſt zu bitten; ſie hielten ſich davon verſichert daß ihre Gebete erhört würden, und dem großen Geiſte wohlgefielen, wiewol Er ſelbſt ihnen nicht erſchiene.

auf Erden wohnen könnte, ſo würde er ſich zu ihnen geſellen und ihr Oberbefehlshaber (great Chief) ſeyn.

Der Indianer glaubt auch, daß er von ſeinem Schöpfer hochbegünſtigt worden ſey, nicht nur in ſofern er eine andre Geſtalt, auch andre geiſtige und körperliche Vermögen als die Thiere erhalten hat, ſondern auch in ſofern er im Stande iſt ſie alle zu überwältigen und zu regieren, ſelbſt die von ungeheurer Größe von der wildeſten Gattung; und wenn er daher ſeinen Schöpfer auf ſeine Weiſe verehrt, ſo vergißt er nicht in ſeinen Gebeten auch darum zu flehen, daß er mit Muth möge ausgerüſtet werden ſeine Feinde zu bekämpfen und zu beſiegen, unter welche er auch alle wilde Thiere rechnet; und wenn er irgend eine Heldenthat vollbracht hat, ſo pflegt er nicht zu vergeſſen dieſelbe als einen Beweis der göttlichen Gunſt anzuerkennen, indem er dem großen und guten *Mannitto* ein Opfer bringt, oder indem er öffentlich bekennt, daß der glückliche Erfolg allein dem Muth zuzuſchreiben ſey, welcher ihn von dem allmächtigen Geiſt verliehen worden. Durchgängige Verehrung des großen erſten Urhebers aller Dinge, und lebhaftes Gefühl der Dankbarkeit für die von ihm verliehenen Wohlthaten, machen alſo einen von den hervorſtechenden Zügen aus, welche das ſich ſelbſt überlaſſene Gemüth des Indianers auszeichnen.

Die Indianer begnügen ſich nicht damit, dieſe erſten Pflichten gegen den Herrn über Alles ſo gut ſie können zu beobachten, ſondern ſie bemühen ſich auch den Abſichten zu entſprechen, welche er, wie ſie meynen, bey der Schöpfung der Welt hatte. Sie glauben daß er die Erde und alles was darin iſt für

das

das allgemeine Wohl des menſchlichen Geſchlechts hervorbrachte; als er das Land welches er ihnen zutheilte mit Ueberfluß von Wild verſah, ſo geſchah dieß nicht zum Beſten einiger Weniger ſondern zum Beſten Aller. Alles wurde den Menſchenkindern zu gemeinſchaftlichem Gebrauch gegeben. Was auf der Erde lebt, was auf der Erde hervorwächſt, alles was ſich in den Flüſſen und Gewäſſern der Erde findet, iſt allen zuſammen gegeben worden und jeder hat Anſpruch auf ſeinen Antheil. Aus dieſem Grundſatze fließt Gaſtfreundſchaft wie aus ihrer Quelle. Sie iſt auch bey den Indianern keine Tugend, ſondern eine unerläßliche Pflicht. Sie ſuchen alſo keine Entſchuldigungen hervor um dem Geben zu entgehen, ſondern helfen dem Mangel ihrer Nachbaren bereitwillig ab, von dem was ſie zu eignem Gebrauch in Vorrath haben. Sie geben und ſind gaſtfreundſchaftlich gegen Alle ohne Ausnahme, und theilen beſtändig einander und ſelbſt dem Fremden mit, auch bis auf den letzten Biſſen. Sie würden ſich ſelbſt lieber mit leerem Magen niederlegen, als ſich nachſagen laſſen, daß ſie ihre Pflicht verſäumt und dem Mangel des Fremdlings, des Kranken oder des Dürftigen nicht abgeholfen hätten. Der Fremdling hat Anſpruch auf ihre Gaſtfreundſchaft, theils weil er von ſeiner Familie und ſeinen Freunden entfernt iſt, theils weil er ſie mit ſeinem Beſuche beehrt hat, und mit einem guten Eindruck auf ſein Gemüth wieder von ihnen gehen ſollte; der Kranke und Arme, weil es ihm zukommt aus dem allgemeinen Vorrath unterſtützt zu werden. Denn war das Fleiſch welches man ihm reichte, aus dem Walde gekommen, ſo gehörte es allen gemein-

ſchaft-

Digitized by Google

ſchaftlich zu ehe der Jäger es zu ſich nahm; war es Getraide oder Gemüſe was man ihm gab, ſo wuchs es aus dem gemeinſchaftlichen Boden auf, doch nicht durch menſchliche Macht, ſondern durch die des großen Geiſtes. Ueberdieß betrachten ſie ſich alleſammt, aus dem Grunde daß ſie alle von einem Vater abſtammen, als eine große Familie, deren Mitglieder zu aller Zeit und bey allen Gelegenheiten dienſtfertig und gütig gegeneinander zu ſeyn, verbunden wären und ſich ſo dem allgemeinen Familienhaupte, dem großen und guten Mannitto wohlgefällig machen müßten. Es ſey mir erlaubt dieß durch ein Beyſpiel zu erläutern.

Im Jahr 1777 führten einige reiſende Indianer ihre Pferde auf meine kleine Wieſe, die ich zu Gnadenhütten am Muskingum beſaß, um während der Nacht darauf zu graſen. Am Morgen redete ich ſie an, und fragte warum ſie das gethan hätten? und ſuchte ihnen begreiflich zu machen, wie viel Schaden ſie mir verurſacht hätten, zumal da ich willens geweſen wäre die Wieſe in ein Paar Tagen abzumähen. Als ich meine Beſchwerde vorgetragen hatte, antwortete einer von ihnen: mein Freund, du ſcheinſt Anſpruch auf das Gras welches meine Pferde gefreſſen haben zu machen, weil du es eingezäunt hatteſt, nun ſag mir aber einmal, wer hat das Gras wachſen laſſen? Kannſt du das Gras wachſen laſſen? Ich glaube nicht, und niemand kann es außer dem großen Mannitto; er läßt es für deine und für meine Pferde wachſen! Siehe, Freund! das Gras welches auf der Erde wächſt gehört Allen zu, das Wild in den Wäldern gehört Allen zu! Sage, haſt

du niemals Wildpret oder Bärenfleiſch gegeſſen? — "Ja wohl, oftmals!" Nun, haſt du denn jemals gehört, daß ich oder irgend ein andrer Indianer ſich darüber beſchwerte? "Nein!" ſo laß es dich denn nicht bekümmern, daß meine Pferde nur ein einziges Mal von dem Graſe, welches du dein nenneſt, gegeſſen haben, da doch das Gras welches meine Pferde aßen, eben ſo wol wie das Fleiſch welches du aßeſt, den Indianern von dem großen Geiſt iſt gegeben worden. Ueberdieß, wenn du nur darauf merken willſt, wirſt du finden daß meine Pferde nicht alle dein Gras gegeſſen haben; aber doch will ich, der Freundſchaft wegen, meine Pferde nie wieder in deine Wieſe führen.

Die Indianer ſind nicht nur gerecht, ſie ſind auch in mancher Rückſicht ein großmüthiges Volk, und können die Kranken und Bejahrten, wegen Mangel an Kleidung nicht leiden ſehen. Sie geben ſolchen wol eine Bettdecke, ein Hemd, ein Paar Mockſens u. ſ. w. Sonſt ſchenken ſie nicht als mit der Abſicht eben ſo viel wieder zu bekommen, und laſſen es den Empfänger merken, was es ſeyn müſſe. Wenn ſie Geſchenke an fremde machen, ſo ſind ſie mit einer Kleinigkeit zum Andenken zufrieden; wenn ſie aber an einen Handelsmann etwas ſchenken, ſo erwarten ſie dafür den doppelten Werth, denn ſie ſagen, der könne es wohl thun, da er ſie ſo oft betrogen habe.

Sie behandeln einander mit Höflichkeit, und zeigen viel Gefühl, wenn ſie nach einer Abweſenheit wieder zuſammentreffen. Wenn ſie einander des Vormittags begegnen, ſo pflegen ſie einander damit zu grüßen, daß ſie ſagen: guten Morgen! (a good morning

ning

ning to you) und des Nachmittags guten Abend! Bey dem Händedruck beobachten ſie genau die unterſcheidenden Benennungen der Verwandſchaft und ſprechen ſie zu gleicher Zeit aus z. B. guten Morgen Vater, Großvater, Onkel, Tante, Vetter, und ſo fort bis auf den kleinſten Enkel herab. Sie haben auch die Gewohnheit, bejahrte Perſonen mit denen ſie nicht verwandt ſind, mit dem Namen Großvater und Großmutter zu begrüßen, nicht in dem Ton der Herablaſſung oder der verſtellten Geringſchätzung, ſondern als ein aufrichtiges Merkmal der Achtung die ſie für das Alter haben. Die gewöhnliche Art der Begrüßung ſolcher die keine Verwandten ſind, geſchieht durch das Wort: Freund! wenn indeſſen junge Leute zuſammenkommen ſo bedienen ſie ſich ſolcher Benennungen welche ihren Jahren oder ihrem Stande angemeſſen ſind: ſie ſagen z. B. guten Morgen Kamrad, Günſtling, Geliebter ꝛc. Selbſt die Kinder grüßen einander mit Zärtlichkeit. "Ich freue mich dich zu ſehen, iſt die gewöhnliche Art wie die Indianer einander anreden nach einer kürzeren Abweſenheit, nach einer längeren Abweſenheit aber, bey der Rückkehr eines Abgeſandten oder eines Kriegers von einer bedenklichen oder gefährlichen Unternehmung haben ſie mehr zu ſagen; erſterer wird auf die herzlichſte Weiſe gegrüßt, etwa mit folgendem Ausdruck: Ich danke dem großen Geiſt, daß er uns das Leben bis auf dieſen Tag unſers glücklichen Wiederſehens erhalten hat! Ich freue mich wirklich recht ſehr, dich zu ſehen", Worauf der Ankommende zu erwiedern pflegt: du redeſt die Wahrheit, durch die Gnade des großen und guten Geiſtes wird es uns vergönnet einander wieder zu ſehen. Ich

H 2 freue

freue mich eben ſo ſehr dich zu ſehen. Zu einem Krieger würde man ſagen: ich freue mich, daß der große Geiſt dein Leben erhalten, und dir eine glückliche Rückkehr zu den Deinigen verliehen hat. Sie ſind nicht zänkiſch, und nehmen ſich beſtändig in Acht einander nicht zu beleidigen. Wenn einer ſich durch ein Wort, welches einem andern unverſehens entfallen iſt, beleidigt oder beſchwert findet, ſo pflegt er zu ſagen: Freund, du haſt gemacht daß ich argwöhniſch auf dich geworden bin — (was ſo viel anzeigt als daß er anfängt an der Aufrichtigkeit ſeiner Freundſchaft zu zweifeln) wenn dann der andre ſich erklärt und verſichert keine böſe Abſicht gehabt zu haben, ſo iſt wieder alles gut. Schlägereyen finden unter ihnen nicht Statt; ſo etwas ſagen ſie ſchickt ſich nur für Hunde und für Thiere. Doch ſind ſie Freunde vom Spiel, und Scherzreden, aber immer ſorgſam nicht zu beleidigen.

Sie ſind ſinnreich ſatiriſche Bemerkungen vorzubringen, welche freilich Lachen erregen, aber doch ſelten oder nie beleidigen. Wenn ſie z. B. einen ſchlechten Schützen mit ſeiner Flinte in den Wald gehen ſehen, pflegen ſie ihn wol zu fragen, ob er ausginge um Fleiſch zu holen, oder gegen andre zu äußern: nun werden wir Fleiſch bekommen, denn der und der iſt auf die Jagd gegangen (meynen dieß aber nicht!) Wenn ſie ſehen daß ein feigherziger ſich an einen zum Kriege abgehenden Haufen anſchließt, fragen ſie ihn wol ironiſch — wann er wieder zurückkehren würde? (ſie meynen daß er wol zurückkehren werde ehe er noch den Feind geſehen) oder ſagen

auch

Digitized by Google

auch wol zu einander: wird er mit ſeinen Scalps dieſes Weges zurückkommen?

Aechter Witz, den man kaum bey einem wilden Volke erwarten ſollte, findet ſich bey ihnen nicht ſelten. Ich habe z. B. gehört, daß ſie die Engländer und Amerikaner mit einer Scheere vergleichen, einem Werkzeuge, welches aus zwey völlig gleichen ſcharfſchneidigen Meſſern beſteht deren jedes gegen das andre zu gleichem Zwecke nämlich zum zerſchneiden anwirkt. Nach der Einrichtung dieſes Inſtruments, könnte es, ſagten ſie, ſcheinen, als ob dieſe zwey Meſſer, wenn die Scheere zugemacht würde, mit ihren Schärfen aufeinander treffen und ſich abſtumpfen müßten, aber nicht doch! ſie zerſchneiden nur was zwiſchen ſie kommt. Eben ſo machen es die Engländer und Amerikaner wenn ſie gegen einander Krieg führen, nicht ſie ſelbſt, ſondern wir armen Indianer die zwiſchen ihnen ſind, gehen dabey zu Grunde. Auf dieſe Weiſe bekommen ſie unſer Land, und wenn ſie das haben, wird die Scheere zugemacht und bis auf weiteren Gebrauch weggelegt.

Sie zeichnen ſich aus, durch ihre Achtung gegen das Alter. Bey allen ihren Zuſammenkünften, ſo wol den öffentlichen als den beſondern, beweiſen ſie die größte Aufmerkſamkeit auf die Bemerkungen und den Rath der Alten; keiner wird es unternehmen ihnen zu widerſprechen oder ſich auf irgend eine Weiſe zu widerſetzen oder nur zu reden, wenn er nicht beſonders dazu aufgerufen wird. Die Alten ſagen ſie, haben während der ganzen Zeit unſrer Lebensdauer und ſelbſt lange vor unſrer Geburt gelebt, ſie haben alſo nicht nur alle die Kenntniſſe die wir beſitzen,

ſon=

ſondern noch ein gut Theil mehr. Wir müſſen daher unſre unvollkommneren Anſichten ihrer Erfahrung unterordnen. Auf den Reiſen wird immer einer von den Aelteſten vorangehen, wenn nicht irgend Jemand beſonders hiezu iſt beſtimmt worden. Wenn ein Solcher ſich der Jagd wegen irgendwo verweilt, oder wenn alle um ſich auf einige Zeit zu lagern oder irgendwo zu bleiben, Halt machen — ſo ſind auch alle mit dem Orte zufrieden und bezeugen daß er wohl gewählt ſey. Ueber dieſe bemerkenswerthe Seite des Charakters der Indianer, werde ich mich im Verfolg dieſes Werks noch weitläuftiger auslaſſen.

Sie haben ein lebhaftes angebornes Gefühl von Gerechtigkeit, wodurch ſie zuweilen zu Handlungen bewogen werden können, die von einigen heroiſch, von andern romantiſch, und von nicht wenigen vielleicht barbariſch genannt werden dürften. Der letzte iſt indeſſen ein vieldeutiger unbeſtimmter Ausdruck, welcher wenn es überhaupt einen Sinn hat, vielleicht ſo erklärt werden möchte, daß damit etwas was bey uns anders iſt, angezeigt würde. Wie dem auch ſeyn möge, jenes Gefühl findet ſich zuverläſſig bey den Indianern, und da ich es nicht beſſer als durch die Wirkungen die es hervorbringt beſchreiben kann, ſo will ich mich damit begnügen, über dieſen Gegenſtand eine Geſchichte anzuführen, welche ſich im Jahr 1793 in einem Indianer Dorfe, 9 Meilen von Montreal genannt La Chine, zutrug, und mir in dem nämlichen Jahr von Hr. La Remée, einem Franzöſiſchen Kanadier und Einwohner des genannten Orts, den ich für einen äußerſt wahrheitsliebenden Mann halte, iſt erzählt worden. Ich befand

mich

mich damals auf meiner Rückreiſe von Détroit, in Geſellſchaft von General Lincoln und einigen andern Herren, die bey der Erzählung gegenwärtig waren und ihr vollkommen Glauben ſchenkten. Ich hielt ſie damals für ſo anziehend, daß ich ſie in meinem Tagebuche niederſchrieb; aus welchem ich ſie nunmehr entlehne.

Es fanden ſich in dem genannten Dorfe La Chine zwey ausgezeichnete Indianer, der eine durch ſeine Größe — er maaß 6 Fuß 4 Zoll — der andre durch ſeine Stärke und Rüſtigkeit. Als dieſe einſtmals einander auf der Straße begegneten, und zwar in Gegenwart eines dritten, ſo redete der erſte den andern auf eine ſtolze Weiſe in ſo beleidigenden Ausdrücken an, daß der zweyte dieß nicht ſo hinnehmen konnte: er nannte ihn einen Feigherzigen, ſagte, daß er in allen Stücken tief unter ihm ſtände, und reitzte ſeinen Zorn ſo ſehr, daß letzterer, unfähig ſich länger zu bezwingen, auf der Stelle erwiederte: du haſt mich gröblich beſchimpft aber ich will es dir wol wehren ſo etwas je wieder zu thun und in demſelben Augenblick ſtach er ihn mit ſeinem Meſſer durch den Leib, ſo daß er todt neben ihn hinfiel. Das ganze Dorf kam hiedurch ſogleich in Bewegung und ein zahlreicher Haufe von Indianern verſammelte ſich, während der Mörder, der ſich neben der Leiche hingeſetzt hatte, ſein Schickſal kaltblütig erwartete, welches kein andres, als augenblickliche Ermordung ſeyn zu können ſchien, zumal da der ganze Haufe ſchrie, ſchlagt ihn todt, ſchlagt ihn todt! Obgleich er nun auch ſeinem Leibe und ſeinem Kopfe eine Haltung gab, ganz wie einer der ſich anſchickt den Streich des Tomahawk

zu empfangen, ſo trat doch keiner hervor um die Hand an ihn zu legen, ſondern nachdem man den todten Körper weggeſchafft hatte, ließ man ihn allein. Als er nun hier den erwarteten Todesſtreich nicht empfing, begab er ſich nach einer mehr beſuchten Stelle des Dorfs und legte ſich da auf die Erde hin, in der Hoffnung daß man hier um ſo eher ein Ende mit ihm machen würde; die Zuſchauer aber, nachdem ſie ihn angeſchauet hatten, entfernten ſich ſämmtlich wieder. In dem Gefühl daß er ſein Leben verwirkt habe, und voll Verlangen aus dem Zuſtande der Ungewißheit erlöſet zu werden, entſchloß er ſich zu der Mutter des Verſtorbenen einer bejahrten Wittwe, zu gehen, und dieſe redete er mit folgenden Worten an: Frau, ich habe deinen Sohn erſchlagen; er hatte mich freilich beſchimpft, aber es war doch dein Sohn, und ſein Leben war dir theuer. Ich übergebe mich daher anjetzt deinem Willen. Beſtimme wie du es gehalten haben willſt, und erlöſe mich bald aus meinem Elende. Die Frau erwiederte hierauf: du haſt freilich meinen Sohn, der mir theuer, und die einzige Stütze meines Alters war, erſchlagen. Ein Leben iſt alſo dahin, aber um deßwillen auch das deinige zu nehmen, kann mir nichts nützen, noch meine Lage verbeſſern. Du aber haſt einen Sohn, willſt du mir den ſtatt des Erſchlagenen geben, ſo ſoll alles ausgetilgt ſeyn. Der Mörder verſetzte; Mutter, mein Sohn iſt nur noch ein Kind von 10 Jahren und kann dir von keinem Nutzen ſeyn, ſondern wird dir vielmehr Laſt und Mühe verurſachen, aber hier bin ich, wirklich im Stande dich zu ernähren und zu unterſtützen, wenn du mich als deinen Sohn anneh=

nehmen willſt, ſo ſoll von meiner Seite nichts fehlen, dir dein Leben angenehm zu machen, ſo lange es dauert. Die Frau ging den Vorſchlag ein, nahm ihn ſogleich als ihren Sohn an, und verſetzte die ganze Familie in ihr Haus.

Wir müſſen nun aber auch die andre Seite des Gemähldes ſehen! Man kann nicht anders als zugeben, daß die Indianer überhaupt genommen, rachſüchtig und grauſam gegen ihre Feinde ſind; daß ſie ſelbſt wenn die Schlacht geendigt iſt, eine kaltblütige Rache an ihren wehrloſen Gefangnen üben; daß es ihnen in ihren Kriegen gleich gilt, welcher Mittel ſie ſich bedienen, um ihren Widerſachern zu ſchaden und ſie zu vernichten, daß Kriegsliſt und Ueberraſchung eben ſo oft von ihnen angewandt werden, als offenbare Gewalt. Dieß iſt alles wahr. Des Lichts der einzig wahren chriſtlichen Religion beraubt, nicht zurückgehalten durch die Gebote und nicht geleitet durch das Beyſpiel des Gottes des Friedens, geben ſie zu Zeiten der Heftigkeit ihrer Leidenſchaften zu ſehr nach, und begehen Thaten, welche dem Auge des Menſchenfreundes Thränen auspreſſen. Alles erwogen aber, ſind wir beſſer als ſie! Dieſe Frage verſpare ich für ein eigenes Kapitel.

Anmerkungen. 5) Der Character der Indianer iſt wie der, andrer unciviliſirter Völker, ein Gemiſch von Wildheit und Sanftheit. Sie werden an der einen Seite von Begierden und Leidenſchaften geleitet, welche ſie mit den wildeſten Thieren in ihren Wäldern gemein haben, und ſie beſitzen an der andren Seite Tugenden, welche der menſchlichen Natur zur Ehre gereichen .... Es giebt in den verſchiedenen Landſtrichen des weiten Conti-

Continents den Indianer bewohnen, Völkerſchaften von verſchiedener Gemüthsart und von mancherley Character. — Meine Bemerkungen beziehen ſich hauptſächlich auf die in den weſtlichen Gegenden wie z. B. die Nadoweſſier, Ottogami, Chippewäer, Winneböger und Saukies. . . . Ich leugne nicht, daß die Indianer von einer grauſamen, rachſüchtigen harten Gemüthsart ſind . . . . man kann ſie aber auch, ich rede von ſolchen Stämmen die wenig Verkehr mit Europäern haben, mäßig in Eſſen und Trinken nennen, ſie widerſtehen mit beyſpielloſer Geduld den Anfällen des Hungers und dem Ungeſtüm der Witterung und betrachten die Befriedigung ihrer Begierden nur als eine untergeordnete Angelegenheit. — Sie ſind auch geſellig und freundlich gegen diejenigen, die ſie für ihre Freunde halten, und ſelbſt gegen die von ihnen adoptirten Feinde, ſie theilen mit ihnen den letzten Biſſen und wagen ihr Leben zu ihrer Vertheidigung. . . . Da ſie von Jugend auf unzählige Beſchwerden zu ertragen gewohnt ſind, ſo erheben ſie ſich bald über das Gefühl der Furcht vor Gefahren oder vor dem Tode, und ihre Standhaftigkeit, ihnen durch die Natur eingepflanzt, und durch Beyſpiele, Vorſchriften und Umſtände verſtärkt bleibt ſich immer gleich. Wiewol ſie träge und unthätig ſind, ſo lange ihr Vorrath von Lebensmitteln noch nicht erſchöpft iſt, und ihre Feinde ſich in der Entfernung befinden, ſo ſind ſie doch unermüdlich und beharrlich in der Verfolgung des Wildes oder in dem Angriffe auf ihre Feinde.

Sind ſie ſchlau und hinterliſtig, bereit jeden Vortheil zu benutzen, ſind ſie ruhig und beſonnen in ihren Rathsverſammlungen, und im höchſten Grade vorſichtig ihre Geſinnungen nicht zu verrathen oder ein Geheimniß zu offenbaren, ſo können ſie ſich zu gleicher Zeit auch rühmen, mehr unternehmende Eigenſchaften zu beſitzen. . .

In Beziehung auf das Ganze der Geſellſchaft, der ſie angehören, beſitzen ſie eine Anhänglichkeit an die Mitglieder ihrer Geſammtheit von der Art, wie in andern Ländern nicht bekannt iſt — ſie vereinigen ſich, als ob nur ein Geiſt ſie regierte, gegen die Feinde ihrer Nation, und verbannen jede hiemit ſtreitende Betrachtung aus ihrem Gemüth. Sie berathſchlagen ohne unnöthige Oppoſition und laſſen ſich von den Anreizungen zum Neide oder zum Ehrgeize bey den Maaßregeln die man zu nehmen nöthig findet um die Feinde zu vertilgen, nicht hinreißen. Keine ſelbſtſüchtige Rückſichten haben jemals auf den Rath den ſie geben Einfluß oder ſtehen ihren Berathungen im Wege, Beſtechungen oder Drohungen vermögen auch nicht, die Liebe zu ihrem Vaterlande bey ihnen zu verringern. Die Ehre ihres Stammes, und die Wohlfahrt ihrer Nation ſetzen ihr Gemüth hauptſächlich in Bewegung, und aus dieſen Regungen entſpringen größtentheils alle ihre Tugenden ſo wie alle ihre Fehler ...

Carver S. 408 ff.

6) Der Anblick der Wilden (zu Poſt Vincenes wo ſich etwa 4 bis 500 von mehreren Stämmen aus der Gegend der obern Wabaſh des Handels wegen eingefunden hatten) war für mich ein neues und befremdendes Schauſpiel. Man denke ſich beynahe nackte Körper, durch die Sonne und die freye Luft bronzirt, von Fett und Rauch glänzend, den Kopf entblößt, grobes ſchwarzes ſchlichtes und herabhängendes Haar, das Geſicht mit ſchwarzer blauer und rother Farbe in runden, viereckigen und andern Figuren bemalt; die Naſenwand durchbort um einen dicken Ring von Kupfer oder Silber zu tragen; Ohrgehänge die in 3 Abſätzen von den Ohren auf die Schulter herabreichen, und in Ohrlöchern hängen durch welche man den Finger ſtecken kann; vorn und hinten eine

eine kleine viereckige an einem Gürtel von Band oder Strick befeſtigte Schürze; die Schenkel und die Beine bald nackt, bald mit einer langen aus Tuch verfertigten Kamaſche (legging im Engl.) bedeckt; Schuhwerk aus einer geräucherten Haut an den Füßen; in gewiſſen Fällen ein Hemd mit weiten und kurzen Aermeln, mit blauen und weißen Bändern beſetzt, und um die Schenkel flatternd: über dem Hemde ein wollnes Deckkleid, oder ein viereckigtes Stück Tuch über die eine Schulter geworfen, und unter der andern oder unter dem Kinne zuſammengeknüpft. — Iſt es darauf angelegt ſich zu einem Feſte oder zum Kriege zu ſchmücken, ſo werden die Haare geflochten, und die Flechten mit Federn, Kräutern, Blumen ſelbſt mit Knöchelchen verziert: die Krieger tragen am Vorderarm breite kupferne oder ſilberne Ringe, welche den Halsbändern unſrer Hunde ähnlich ſind, und um den Kopf Binden (diadêmes) welche aus ſilbernen Schnallen und Glaswerk verfertigt ſind: in der Hand die Pfeife oder das Meſſer, oder den Streitkolben (le casse tête) und den kleinen Toilettſpiegel, deſſen jeder Wilde ſich um ſo viel Reize zu bewundern, mit größerer Coquetterie bedient als die eitelſte Zierpuppe von Paris. Die Frauen deren Schenkel etwas mehr bedeckt ſind, unterſcheiden ſich noch von den Männern dadurch, daß ſie faſt beſtändig ein oder zwey Kinder auf dem Rücken tragen in einer Art von Sack deſſen Enden vor der Stirne zugeſchürzt werden. Wer Männer oder Frauen aus Böhmen geſehen hat, der kann ſich von dieſem Aufzuge eine ziemliche Vorſtellung machen.

Einige Schriftſteller haben behauptet, daß die Wilden einander ſo ähnlich ſehen, daß man Mühe hätte ſie von einander zu unterſcheiden . . . mir ſagte Petite Tortue (die kleine Schildkröte oder Michikinakoua bey den Seinigen, ein Chef der Miâmis) von Nation zu Nation erkennen

kennen wir einander auf den erſten Blick: das Geſicht, die Farbe, die Geſtalt, die Knie, die Beine, die Füße ſind für uns ſichre Merkmale; die Fährte unterſcheidet nicht nur Männer, Weiber und Kinder ſondern auch die Völkerſchaften, — wir ſetzen unſre Füße nicht auswärts wie ihr Europäer, ſondern gerade aus, um in dem Geſträuch weniger gehindert zu werden, einige Völkerſchaften ſetzen aber die Füße etwas mehr einwärts, haben breitere oder kürzere Füße, treten mehr auf die Hacken oder auf die Zähen u. ſ. w. Man rühmt mit Recht die Geſtalt (la taille) der Wilden, ſie ſind überhaupt genommen ſchlank und gut gewachſen, der Körper iſt größer und ſtärker bey denen, die einen wohlbewäſſerten fruchtbaren Boden bewohnen, wie die von dem Wabaſh, ſchmächtiger und kürzer bey denen die einen ſchlechtern Boden haben, wie alle welche jenſeits des 45ten Grades wohnen. . . . Man hat auch die feſte Geſundheit der Wilden gerühmt . . . allerdings wird ſie durch ihre Lebensart ſehr abgehärtet — aber eben dieſe Lebensart hat auch unvermeidlich nachtheiligen Einfluß auf die Geſundheit . . . und es iſt eine bekannte Thatſache daß jeder Europäer der ſich an die Lebensart der Wilden gewöhnt hat, dadurch ſtärker geworden iſt und alle die Extreme derſelben beſſer ertragen hat, als die Wilden ſelbſt. Dr. Ruſh ſagt der Puls ſchlage langſamer bey den Wilden, mir hat indeſſen der Puls von Petite Tortue dem meinigen ganz ähnlich geſchienen. Iſt der Geſchlechtstrieb bey ihnen ſchwächer, ſo liegt in der Nothwendigkeit für ſeine Erhaltung zu ſorgen der Grund warum der Wilde enthaltſam und beynahe keuſch iſt — er darf ſich durch Ausſchweifung nicht ſchwächen ohne Gefahr zu laufen ſogleich in dem Angriffe der Menſchen oder der Natur zu erliegen. . . .

Das Reſultat alſo iſt, daß die Tugenden der Wilden ſich auf einen unerſchrocknen Muth in Gefahren, auf eine

ne unerſchütterliche Feſtigkeit unter Martern, auf die Verachtung des Schmerzes und des Todes, und auf Geduld unter allen Beſorgniſſen und Verlegenheiten des Lebens zurückführen laſſen. Dieß ſind ohne Zweifel ſehr nützliche Eigenſchaften, ſie ſind aber ganz auf das Individuum beſchränkt, ſind durchaus egoiſtiſch und ohne Nutzen für die Geſellſchaft, und überdieß ſind ſie die Beweiſe von einer wahrhaft elenden Exiſtenz, und von einem ſo entarteten oder ſo nichts bedeutenden geſellſchaftlichen Zuſtande, daß der Menſch keine Hülfe, keinen Beyſtand in demſelben findend, genöthigt iſt, ſich in den Mantel der Verzweiflung zu hüllen, und darnach zu ſtreben, ſich gegen die Schläge des unvermeidlichen Schickſals zu verhärten.

Volney II. 423 etc.

7) Was den religiöſen Sinn der Indianer betrifft, ſo iſt Carvers Erzählung von dem Betragen eines jungen angeſehenen Winnebogers bey dem Anblick des großen Waſſerfalls im Miſſiſſippi bekannt genug (ſ. Carver S. 67) derſelbe Verfaſſer erzählt, daß er den Chief der Ottawa-Völkerſchaft, nachdem Carver ſich von ihm verabſchiedet hatte, mit lauter Stimme beten hörte: daß der große Geiſt ihm (dem abreiſenden Fremden) eine glückliche Reiſe verleihen und ihm ſchenken wolle, "bey Tage einen unbewölkten Himmel und ein ruhiges Gewäſſer, bey Nacht daß er auf einer Biberdecke ruhen ungeſtörten Schlaf und angenehme Träume haben, und beſtändig ſicher ſeyn möge unter der großen Friedenspfeife".

Carver S. 24.

Herr Long ſagt: der Indianer leitet Alles was ihm Gutes begegnet von dem Herrn des Lebens, (Kitchee Mannittoo) ab, und wendet ſich auch an Ihn, ſelbſt in Allem was er zu ſeiner täglichen Erhaltung nöthig hat.

Ihm

Digitized by Google

Ihm ſchreibt er ſeine Siege und jeden glücklichen Erfolg zu, und wenn er beſiegte und an den Marterpfahl gebunden iſt, dankt er ihm dafür, daß er ihm Muth verliehen habe ſeine Adern zu öffnen (S. 139). Dieſe Art zu denken und zu empfinden ſcheint ſich auch in mehreren Reden auszudrücken, welche Long in der Urſprache aus dem Munde der Wilden anführt (S. 57. 110. 145.). Wenn hierin nun nicht leicht ein Irrthum Statt finden kann, wie wird es denn mit der Behauptung ſtehen: (Volney II. 511.) "die Indianer richten ihre Gebete vorzugsweiſe und faſt ausſchließlich an die böſen Geiſter, (les Génies méchans) ihre Sühnopfer und alles was ſich von religiöſem Cultus bey ihnen findet, bezieht ſich auf dieſe". Daß die Indianer eine Art von Religion und gottesdienſtliche Gebräuche haben, ſagt Loskiel (S. 45) iſt nicht zu leugnen: nur iſt ihr Religionsweſen voll Widerſpruch und ohne Zuſammenhang. Etwas räthſelhaft iſt was Long (S. 139) von einer Völkerſchaft mit Namen Matlaugweſſamauks anführt, von der geſagt werde, daß ſie kein höchſtes Weſen verehre, übrigens aber wie alle andre Wilden ſehr abergläubig ſey. In Beziehung auf dieſen Aberglauben ſcheint jedoch auch Carver zu behaupten daß die Indianer Gebete an den böſen Geiſt richten (S. 382) und daß die Furcht größeren Antheil an ihrer Religiöſität habe als die Dankbarkeit (S. 388).

Siebentes

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Regierung.

Ungeachtet die Indianer kein Geſetzbuch haben, nach welchem ihre Regierung ſich richtet, ſo finden doch ihre Oberhäupter wenig oder keine Schwierigkeit ſie zu regieren. Ihnen zur Seite ſtehen geſchickte und erfahrne Rathsmänner, Leute die auf das Wohl ihrer Nation ſinnen, und denen eben ſo ſehr wie den Oberhäuptern an der Wohlfahrt derſelben gelegen iſt. Das Volks verläßt ſich ganz auf ſie, und glaubt daß alles was ſie thun oder beſchließen recht und dem Ganzen zuträglich ſeyn möchte.

Stolz darauf daß ſie ſo fähige Männer zur Beſorgung ihrer National-Angelegenheiten beſitzen, bekümmern ſich die Indianer wenig um das was jene vornehmen, denn ſie wiſſen daß das Reſultat ihrer Berathungen zu gehöriger Zeit werde bekannt gemacht werden, und halten ſich verſichert daß es ihren Beyfall erhalten werde. Dieß Reſultat wird dem Volke im Namen des Oberhaupts durch den Sprecher bekannt gemacht; das Volk wird zu dem Ende zuſammenberufen und verſammelt ſich in dem Rathhauſe (council house), wird alsdann nöthig gefunden einen Beytrag an Wampum zu fordern, um die

Ent-

Digitized by Google

Entſcheidung der Oberhäupter zur Ausführung zu bringen, ſo giebt die ganze Verſammlung den nöthigen Beytrag mit Freuden.

Die Oberhäupter tragen fleißig Sorge, alle wichtige Berathſchlagungen und Verträge welche ſie zu irgend einer Zeit mit andern Völkerſchaften geſchloſſen haben zu ihrer eignen Nachricht und für die folgenden Geſchlechter aufzubewahren. So konnten ſie in den Jahren zwiſchen 1770 und 1780 genau anführen, was mit William Penn und ihren Voraltern bey der erſten Zuſammenkunft und nachher, verhandelt worden, wie auch die Verhandlungen welche mit den Oberbefehlshabern die ihm nachfolgten Statt fanden. In der Abſicht ihr Gedächtniß gleichſam zu erfriſchen, und um einen oder mehrere von ihren fähigſten jungen Leuten in dieſen Angelegenheiten zu unterrichten, verſammeln ſie ſich ein- oder zweymal im Jahr. Bey dieſen Gelegenheiten kommen ſie immer an einem auserwählten Platze in den Wäldern, nicht weit von der Stadt zuſammen, wo ein Feuer angezündet wird und ihnen zu gehöriger Zeit Lebensmittel hinausgebracht werden. Da werden denn auf einem großen Stück Baumrinde oder auf einer Decke, alle Urkunden in einer ſolchen Ordnung niedergelegt, daß ſie ſogleich jede einzelne Rede unterſcheiden können, gerade wie wir den Inhalt eines ſchriftlichen Aufſatzes aus der Aufſchrift die er führt erkennen. Wenn irgend eine Schrift auf Papier oder Pergament mit den Wampum-Gürteln oder Schnüren zuſammengeheftet iſt, ſo erſuchen ſie einen Vertrauten aus den weißen Leuten, wenn ſie einen ſolchen haben können, ihnen den Inhalt vorzuleſen. Ihr Sprecher,

der immer unter ſolchen die mit vorzüglichen Fähigkeiten begabt ſind ausgewählt wird, und der auch zu dem Geſchäfte ſchon iſt angeleitet worden, ſteht alsdann auf, und ſagt mit vernehmlicher Stimme, und mit dem Ernſt welchen der Gegenſtand erfordert, den Inhalt her, einen Satz nach dem andern bis er alles was zu der Sache gehört vorgetragen hat. Von der Weiſe, auf welche die Wampum-Gürtel oder Schnüre von dem Sprecher in der Hand gehalten werden, hängt viel ab. Das Umkehren des Gürtels, welches Statt findet, wenn er ſeine Rede zur Hälfte geendigt hat, iſt ein weſentlicher Punct *), obgleich dieß nicht bey allen Reden nach Gürteln vorkommt; wenn dieß aber der Fall iſt, und auf eine gehörige Weiſe geſchieht, ſo kann man daraus eben ſo gut wiſſen, wie weit der Redner in ſeiner Rede gekommen iſt, als bey uns durch einen Blick auf die Seitenzahl eines Buchs oder einer Flugſchrift, während des Leſens, — ja ein guter Redner wird im Stande ſeyn, auf einem Gürtel die Stelle beſtimmt anzugeben, welche jeden einzelnen Satz enthält, gerade wie wir eine Stelle in einem Buche angeben. Die Gürtel

*) Als der berüchtigte Anführer Pontiac in den Jahren zwiſchen 1760 und 1768 einen Plan verabredet hatte, die Stadt und Beſatzung von Détroit zu überfallen und abzuſchneiden, zu eben der Zeit wo er eine eindringliche Friedens-Rede, an den damahligen Commandanten Maior Gladwyn hielt; ſollte das Umkehren des Gürtels das Signal zum Angriff für ſeine Leute ſeyn, welche alle ihre zuvor bis zur Länge großer Piſtolen abgekürzte Flinten, unter ihren Deckkleidern, verſteckt hatten. Dieß iſt mir von einigen der achtungswürdigſten Einwohner von Détroit und von den Indianern ſelbſt erzählt worden. (Vergl. Carver p. 160).

tel und Schnüre werden, wenn der Sprecher mit ihnen fertig iſt, wieder an das Oberhaupt abgeliefert, von welchem ſie ſorgfältig in einer dazu beſtimmten ledernen Taſche oder einem Beutel (spech-bag) aufbewahrt werden.

Eine Botſchaft von Wichtigkeit wird gewöhnlich durch einen untergeordneten Befehlshaber, durch einen Rathsmann, oder durch den Sprecher an den Ort ihrer Beſtimmung abgeſandt, zumal wenn eine Antwort ſogleich erwartet wird. In andern Fällen, wo z. B. eine Antwort auf eine Rede nachgeſchickt werden ſoll, werden zwey geſchickte junge Leute dazu erwählt, einer um die Botſchaft oder Antwort abzuliefern, der andre um Acht zu geben, daß während ſein Gefährte redet, nichts vergeſſen oder ausgelaſſen werde. Iſt es eine geheime Botſchaft, ſo macht man ihnen zur Pflicht, ſie unter die Erde zu nehmen oder zu ziehen, d. h. überall keinem Menſchen bekannt zu machen auſſer dem, an welchen ſie gerichtet iſt. Wenn man zu ihnen ſagt, ſie ſollten mit der Botſchaft oder Rede in die Erde hinabſteigen, und an dem Orte wo dieſelbe vorzutragen iſt, wieder hervorkommen, ſo heißt dieß ſo viel als von ihnen fordern, ſich zu hüten auf dem Wege von niemand geſehen zu werden, und zu dem Ende alle gebahnte Wege zu meiden und durch die Waldungen zu reiſen.

Kein Oberhaupt nimmt Rückſicht auf Gerüchte, wenn ſie auch die Zeichen der Wahrheit an ſich tragen ſollten. Bis daß er amtlich und in gehöriger Form von einer Sache iſt unterrichtet worden, wird ein Chief immer wenn man ihn über den Gegenſtand be-

befragt, zur Antwort geben: er habe es nicht gehört. Das Gerücht wird bis dahin von ihm angeſehen wie der Geſang eines Vogels der vorbeygeflogen iſt; ſobald er aber amtlich durch eine Wanpum-Schnur von irgend einem entfernten Befehlshaber, oder ſonſt einem Mann von Einfluß deſſen Poſten ihm Anſpruch auf Glaubwürdigkeit giebt von der Sache iſt benachrichtigt worden, wird er ſagen: Ich habe es gehört, und wird ſein Verhalten darnach einrichten.

Die Indianer überhaupt, und insbeſondre ihre Oberhäupter bedienen ſich mancher bildlicher Redensarten, welche zu verſtehen mehrere Belehrung erfordert. Wenn eine Völkerſchaft, durch Botſchafter oder ſonſt, zu einer andren auf dieſe Weiſe redet, ſo wird dieß wohl verſtanden, wenn ſie aber zu weißen Leuten die an eine ſolche Sprache nicht gewöhnt ſind, auf dieſe Weiſe reden, ſo ſind Erklärungen nöthig.

Ihre Wampum-Gürtel ſind von verſchiedener Größe ſowol in Rückſicht auf die Länge als auf die Breite. Weiße und ſchwarze Wampum ſind bey ihnen im Gebrauch. Die erſtere Art bedeutet aber was gut iſt, wie Frieden, Freundſchaft, Wohlwollen u. ſ. w. Die letztere Art deutet das Gegentheil an; zuweilen, wenn man die weißen nicht anſchaffen kann, dienen jedoch auch die ſchwarzen zu Friedensbotſchaften; ehe man ſie indeſſen hiezu gebraucht müſſen die Schnüre mit Kalk, weißem Thon oder irgend etwas weißfärbenden ganz beſtrichen werden. Die Friedenspfeife, welche entweder aus rothem oder ſchwarzem Stein gemacht iſt muß auch weißgefärbt werden, ehe ſie

Digitized by Google

ſie bey ſolchen Gelegenheiten hervorgezogen und gebraucht werden darf.

Landſtraßen von einer befreundeten Völkerſchaft zur andern, werden gewöhnlich auf dem Gürtel durch eine oder durch zwey Reihen von weißem Wampum welche durch die ſchwarzen und zwar in der Mitte von einem Ende bis zum andern herlaufen, bezeichnet. Es zeigt an, daß ſie in gutem Vernehmen mit einander ſtehen, und freundſchaftlichen Verkehr mit einander unterhalten.

Ein ſchwarzer Gürtel, mit dem in rother Farbe auf demſelben angebrachten Zeichen einer Axt, iſt ein Kriegs-Gürtel, (war belt) welcher, wenn er einer Völkerſchaft mit einem Ende oder einer Rolle Taback zugeſchickt wird, eine Aufforderung iſt, ſich in einem Kriege mitanzuſchließen. Wenn eine ſo aufgeforderte Völkerſchaft von dem Taback raucht, und ſagt: er raucht ſich gut, ſo hat ſie ihre Einwilligung gegeben und gehört von dem Augenblicke an zu den Verbündeten. Weigert ſie ſich aber zu rauchen, ſo würde alle weitere Ueberredung ohne Wirkung bleiben; es hat ſich doch aber zuweilen zugetragen, daß Kriegsbotſchafter es verſuchten, eine Völkerſchaft zu überreden und zu nöthigen den Gürtel anzunehmen, indem ſie ihn auf die Schultern oder über die Schenkel des Anführers legten, dann aber warf ihn dieſer, nachdem er ihn ohne ihn mit der Hand zu berühren abgeſchüttelt hatte, mit einem Stocke hinter ihnen her, gerade als ob er eine Kröte oder eine Schlange aus dem Wege ſchleuderte.

Wiewol ſie ſich, bey ihren Rathsverſammlungen nicht nach der Sitte der weißen Leute niederſetzen, ſo

kann

Digitized by Google

kann man doch die Haltung die ſie annehmen nicht unanſtändig nennen. Dem Auftrage den ſie zu erfüllen haben getreu, vernachläßigen ſie das Aeußre, da dieſes dem Volke keinen Vortheil bringen kann. Sie ſetzen ſich ohne beſtimmte Ordnung um das Raths=Feuer, der eine lehnt ſich ſo der andre anders über, ſo daß ein Fremder bey dem Anblick der Verſammlung denken möchte ſie achteten nicht auf das was vorgetragen wird, oder wären des Bleibens müde. Dieß iſt jedoch nicht der Fall, auch ſo wie ſie da ſitzen haben ſie Gelegenheit auf das Geſagte zu merken, und den Gegenſtand der Berathung zu erwägen. Da iſt nichts zu ſehen was ihre Aufmerkſamkeit zerſtreuen könnte. Sie ſind ganz Ohr, wenn ſie gleich die Sprecher nicht ſtarr anſehen. In der That, nichts kann ſie von dem Gegenſtande über den berathſchlagt wird abziehen, es ſey denn daß das Haus in welchem ſie verſammelt ſind Feuer faßte, oder ein Feind ſie angriffe.

Um die Richtigkeit dieſer Bemerkung zu beweiſen, will ich die folgende Thatſache anführen welche in dem Winter von 1785 bis 86 zu Détroit Statt fand.

Zwey äußerſt verwegene Mörder von der Nation der Chippeway, hatten mehrere Monate lang die Stadt und die Gegend durch ihre Drohungen und ihre kühnen in dem Settlement (der Europäer Stadt) verübten Mordthaten in Furcht geſetzt. Sie wurden ergriffen und nachdem zuvor ihre eignen Oberhäupter gerufen und in dem Rathhauſe waren verſammelt worden, wurden ſie vor den Commandanten geführt, wo wir ihn die Worte ausſprechen hörten: „daß ſie nach

nach den Geſetzen ihres Vaters (der Engländer) mit dem Tode beſtraft werden ſollten. Hierauf ſprang der jüngere von den beyden Gefangenen welcher der Sohn des älteren war, von ſeinem Sitze auf, brach mit Gewalt durch die Thür hindurch, und verſuchte mit einem Meſſer oder Dolch den er unter ſeinem Deckkleide verborgen gehalten, ſich durch die Wache welche man um ihr Entweichen zu verhüten vor der Thür und auf der Straße aufgeſtellt hatte, einen Weg zu bahnen. Bey dieſem Verſuch wurde er indeſſen erſtochen und fiel nieder — wodurch denn viel Bewegung draußen, und nicht geringe Unruhe unter den Zuſchauern und den Beamten der Regierung im Hauſe verurſacht wurde. Keiner aber von den Indianer Chiefs deren mehrere gegenwärtig waren, rührte ſich auf ſeinem Sitze, oder ſah nur umher oder nur einer auf den andern, ſondern alle blieben in ihrer vorigen Stellung ſitzen und rauchten ihre Pfeife, als ob nichts vorgefallen wäre.

Wiewol es zu Zeiten Einzelne in einer Völkerſchaft giebt, welche den Rath und die Anweiſung der Oberhäupter nicht achten, ſo finden ſolche doch nicht Unterſtützung genug, daß ſie ſich den Maaßregeln der Regierung ſollten widerſetzen. Gewöhnlich werden ſie als entartete Geſchöpfe betrachtet, die es nicht wagen dürfen ſich zu den Andern zu geſellen, und deswegen einzeln umherlauern und allerley kleinen Schaden zu ſtiften ſuchen, wie etwa Kleinigkeiten oder Lebensmittel wegzuſtehlen. Sobald ſie aber weiter gehen, und berüchtigte Diebe oder Mörder werden, betrachtet man ſie als eine Schande für die Nation, und da ſie gewiſſermaaßen von ihr ausgeſtoßen werden,

haben

haben ſie auch keine Anſprüche mehr auf den Schutz derſelben.

Im Jahr 1785 ermordete ein Indianer dieſer Art einen Herrn Evans zu Pittsburg, und als ihm nach einer Gefangenſchaft von mehreren Monaten das Urtheil geſprochen werden ſollte, ſo wurden die Oberhäupter ſeiner Nation (der Delawaren) eingeladen bey dieſer Verhandlung gegenwärtig zu ſeyn. dem Urtheilsſpruche beyzuwohnen, auch, wenn ſie wollten zur Vertheidigung des Beklagten zu reden. Dieſe Oberhäupter aber, anſtatt zu erſcheinen wie gewünſcht worden war, ſandten den Civilbeamten jenes Orts folgende canoniſche Antwort: "Brüder ihr habt uns benachrichtigt daß N. N. der einen von euren Leuten zu Pittsburg ermordete, in kurzem nach den Geſetzen eures Landes gerichtet werden ſoll, und ihr begehrt daß einige von uns bey dieſem Urtheilsſpruche gegenwärtig ſeyn möchten. Brüder! da wir wiſſen daß N. N. immer ein ſehr ſchlechter Menſch geweſen iſt, ſo wünſchen wir nicht ihn zu ſehen. Wir rathen euch deswegen ihn nach den Geſetzen eures Landes zu richten, und ihn aufzuhängen, ſo daß er nie wieder zu uns zurückkehren möge!

Ich will dieſe Materie mit noch einer Anekdote beſchließen. Als die Indianer-Nationen in dem Winter 1788 bis 89 bey dem Fort Harmer, an der Mündung des Muskingum verſammelt waren, wo eine Uebereinkunft geſchloſſen werden ſollte, ſo wurde an einem Morgen, ein Indianer von der Seneca Nation, am Ufer des Fluſſes todt gefunden. Cornplanter, damaliges Oberhaupt der genannten Nation, welcher einige Unruhe unter den Beamten und Einwoh-

wohnern des Orts bemerkte, und beſorgt war daß die Mordthat zu dieſer Zeit und an dieſem Ort viel Störung verurſachen möchte, machte am Morgen ſeine Aufwartung bey dem Gouverneur, und erſuchte ihn wegen des Umſtands der in der vorigen Nacht Statt gefunden hätte unbekümmert zu ſeyn, denn der Ermordete wäre ein Menſch geweſen an dem nichts läge. Dieß ſollte mit andern Worten ſo viel anzeigen, daß ihn ſeine Nation wegen ſeines ſchlechten Betragens nicht anerkennen wollte, und daß ſein Tod kein Verluſt für ſie ſeyn würde.

Anmerkungen. 8) Bey den Indianern iſt keine äußerlich beſtimmte Regierungsform eingeführt. Den Unterſchied zwiſchen Obrigkeit und Unterthanen dulden ſie nicht, und jeder ſcheint eine Unabhängigkeit zu genießen die durch nichts beſchränkt werden kann. Der Zweck der Regierung ſcheint mehr auf die äußeren Verhältniſſe als auf das Innere gerichtet zu ſeyn, denn die Aufmerkſamkeit der Oberhäupter ſcheint mehr damit beſchäftigt zu ſeyn, eine ſolche Einigkeit unter den Mitgliedern des Stammes zu erhalten, wodurch ſie in den Stand geſetzt werden auf die Bewegungen ihrer Feinde ein wachſames Auge zu haben, und einträchtig und kräftig gegen ſie zu agiren, als durch irgend einige öffentliche Verfügungen die innere Ordnung zu erhalten. Wenn eine Sache, die der Geſammtheit nützlich ſeyn zu können ſcheint, von dem Chief im Vorſchlag gebracht wird, ſo ſteht es jedem frey zu wählen, ob er an der Ausführung derſelben Theil nehmen will oder nicht, denn ſie haben keine Zwangsgeſetze durch welche ſie in irgend etwas beſchränkt würden. Iſt eine Gewaltthätigkeit verübt, oder Blut vergoſſen worden, ſo wird das Recht die Uebertretung zu rächen, der Familie des Beleidigten überlaſſen, die Chiefs maaßen

ſich

Digitized by Google

ſich keine Gewalt an, die Strafe zu verhängen oder zu mildern.

Carver S. 258. 259.

Die Perſonen welche an der Spitze eines Stammes oder einer verbündeten Nation ſtehen, die Oberhäupter oder Häuptlinge alſo, heißen durchgängig Chiefs. Die Anführer im Kriege, heißen auch Capitains, auch kommt die Benennung "Chief-warior" Kriegsoberſter vor. Carver ſagt: das eigentliche erbliche Oberhaupt des Stammes, welches Sachem (Fürſt?) heiſſen ſolle, werde gewöhnlich König (King) genannt, ſo wie er auch einer Frau, welche unter den Winnebagoern, ſtatt eines Sachem, die höchſte Auctorität ausübte, den Namen Königinn (Queen) beylegt, und nicht minder den Sohn eines ihrer Chiefs Prinz (prince) nennt.

Carver S. 33. vergl. 66 und 257.

9) Die Indianer Nationen, und namentlich die Delawaren und Irokeſen haben keine eigentliche bürgerliche Verfaſſung. Sie ſind ohne Obrigkeit, ohne Geſetze, ohne Zwang, das nennen ſie Freiheit, und nichts in der Welt iſt ihnen wichtiger. . . Jede Nation macht denn doch eine geſchloſſene Geſellſchaft aus, und hat als ſolche eine Art von Regiment unter ſich. Alle Indianer Nationen haben ihre Oberhäupter, die von Europäern manchmal mit Unrecht für Könige ſind ausgegeben worden. Ein ſolches Oberhaupt oder Chief aber, iſt weiter nichts als der erſte Mann unter ſeines Gleichen. Jeder Chief hat wieder ſeine Räthe, die theils verſuchte Kriegsmänner, theils andre alte und erfahrne Hausväter ſind. Sie machen mit ihm die Rathsverſammlung aus, die für die Wohlfahrt ihres Stammes zu ſorgen hat. In Angelegenheiten die alle 3 Stämme (der Delawaren) angehen, treten die 3 Chiefs und ihre Räthe durch Abgeordnete zuſammen.

Bey

Bey den Delawaren muß ein Chief allemal ein Mitglied des Stammes ſeyn, dem er vorſtehen ſoll, wird aber nicht von dem Stamme ſelbſt erwählt, ſondern von den Chiefs der andern 2 Stämme ... dieß geſchieht feierlich... unter Anreden und Ueberreichung von Wampum-Gürteln. Hat er Verſtand und Geſchick ſich bey dem Volke und den Capitains beliebt zu machen, ſo unterſtützen ihn dieſe bey dem Volk und geben ihm mit Rath und That an die Hand ... Wohlhabende Indianer ſind gleichfalls als Stützen der Chiefs anzuſehen, indem ſie ihnen ſo oft es nöthig iſt mit Wampum aushelfen. Bey außerordentlichen Fällen aber, werden vom ganzen Volke freywillig Wampum geſteuert. . .

Ein Chief iſt allerdings berechtigt und verpflichtet unter dem Beyſtande ſeiner Rathsmänner bey ſeinem Stamme über Ordnung zu halten und Händel und Uneinigkeiten zu ſchlichten, nur darf er ſich nicht einfallen laſſen zu befehlen, oder Schärfe, Zwang und Strafen zu gebrauchen. In dem Fall würde er ſich ſogleich von Allen verlaſſen ſehen ... Blos durch gründliche Vorſtellungen und freundliches Zureden muß der Chief ſein Volk zu regieren ſuchen . . . . oft muß er auch Liſt brauchen . . . Für ſeinen Unterhalt muß er ſelbſt ſorgen, denn niemand iſt verpflichtet ihm etwas zu geben, weil aber in ſeinem Hauſe viele Gäſte bewirthet werden, und großer Aufwand iſt, ſo helfen ihm ſeine Freunde und andre Indianer freiwillig mit Wildpret aus, und die Freundinnen ſeiner Frau gehen ihr mit Pflanzen an die Hand.

Die Söhne eines Chief können ihm in ſeiner Würde nicht nachfolgen, weil ſie ihrer Mutter wegen als Fremde angeſehen werden (der Schweſter Sohn wird dem eignen Sohn oft vorgezogen, und iſt keine Schweſter vorhanden ſo folgt die nächſte Verwandtinn in der Würde des Chief (Carver S. 259)) aber beym Enkel, Urenkel und Nef-

Neffen fällt dieſer Grund weg. Der Nachfolger eines Chief iſt gemeiniglich eine Perſon die bey deſſen Lebzeiten immer um ihn war, und daher mit Amtsſachen bekannt iſt, und bey den Delawaren muß es ſo ſeyn.

Loskiel I. Abſch. 10. S. 167 ff.

10) Herr Wels (Heckewelder ſchreibt William Wells Kap. 34. Volney gewöhnlich M. Ouelſe) ein Amerikaner von Geburt der bis in ſein 13. Jahr eine gute Erziehung genoſſen hatte, darauf von den Wilden gefangen genommen und adoptirt wurde, nach dem Frieden aber in die vereinigten Staaten zurückkehrte und im Jahr 1795 als Dollmetſcher beym General Wayne in Dienſten ſtand, beſtätigte alles was ich von dem regierungsloſen unruhigen Leben der (indianiſchen) Völkerſchaften, ſo wol der umherziehenden als der ſeßhaften, zu Poſt Vincennes und in Kentucky gehört hatte. Er ſagte mir, daß die verſammelten Alten keine beſchränkende Macht über die jungen Leute hätten, daß der erſte beſte zum Aufruhr oder Aberglauben geneigte junge Krieger in einem Morgen eine, weil ſie unbeſchäfftigt iſt, ſtets unruhige Jugend zum Auflauf bewegen und einen Krieg veranlaſſen könne, wodurch die ganze Völkerſchaft in Ungelegenheit geriethe; daß ſolche Vorfälle nicht blos veranlaßt würden durch Trunkenheit, und folglich durch Umgang mit Weißen, ſondern durch die abergläubigen Begriffe welche ſich bey allen Wilden finden, durch eine gewiſſe Unruhe des Geiſtes und des Körpers, durch einen eigenthümlichen Durſt nach Blut, nach Art der Tiger und der reißenden Thiere. Er theilte mir ſeltſame Beſonderheiten mit, über alle die kleinen friedeſtörenden Neckereyen zwiſchen Dörfern und Nachbaren, über die daraus entſtehenden Feindſchaften, wie auch über den unverſöhnlichen Haß wegen der geringſten Beleidigung, endlich über die Vergeltungsrache (vindette ou vengean-

geances de talion) für jede Mordthat oder Verſtümmelung . . . Zur Beſtätigung hievon wird das Beyſpiel eines Chief, Blue Jockey genannt, angeführt, der 22 Jahr lang Haß gegen einen Andern im Herzen getragen hatte, bis er ihn endlich erſchlug, dadurch aber die ganze Familie des Ermordeten gegen ſich und die Seinigen in die Waffen brachte, worauf er unter dem Geſtändniß "der ſtarke Trank habe ihn toll gemacht" den Capitain Marſhal im Fort Miâmi bat, die Sache beyzulegen und zu verhüten daß nicht ſein Sohn getödtet würde, da dieß, wie er ſagte, ungerecht ſeyn würde, ihn ſelbſt aber würden die Beleidigten zu geſetzter Zeit und am beſtimmten Orte finden und möchten ihn todt ſchlagen . . .

Der Amerikaniſche Wilde, dem es (nach ſeiner Lebensart) als Jäger und Schlächter (boucher) tägliches Bedürfniß geworden iſt zu erwürgen, zu tödten — hat (im Gegenſatz gegen die Beduinen in Arabien) einen umherſchweifenden, verſchwenderiſchen und blutdürſtigen Charakter — er hat ſich in Rotten und Haufen vereinigt, aber nicht zu einem organiſirten geſellſchaftlichen Körper . . . nach außen befindet er ſich in einem Stande des Krieges, der Erbitterung der Grauſamkeit, während im Innern die übertriebene Unabhängigkeit jedes Mitgliedes, und das Wegfallen jedes geſelligen Bandes, durch die Abweſenheit aller Untergebenheit und aller Auctorität, eine ſo unruhige und ſo terroriſtiſche Democratie begründet haben, welche man wohl eine wahre und furchtbare Anarchie nennen könnte.

Volney II. 458 ff. und 480.

11) Daß es den Chiefs nicht ganz an einem gewiſſen obrigkeitlichen oder königlichen Anſehen fehlen könne, erhellet doch auch wol daraus daß die Reiſenden ſich immer an die Chiefs wenden, wenn ſie irgend etwas begehren oder vorzutragen haben. Vergl. Carver S. 81.

Long

Long S. 67. S. 88. auch Heckewelder Kap. 18. Insbeſondre ſcheinen ſich die Chiefs ein Eigenthumsrecht auf das Land ihres Stammes zuzuſchreiben, ſ. Heckew. Kap. 42. auch erzählt Long (S. 88 u. f.) daß Sir William Johnſon einmal in einer Rathsverſammlung von einem Indianer Chief angeredet wurde der ihm ſagte, ihm habe geträumt, Sir William habe ihm einen reich beſetzten Rock, dem welchen er gerade trüge ganz ähnlich, zum Geſchenk gemacht. Sir William antwortete, wenn dem Chief dieß wirklich geträumt hätte, ſo müſſe er auch den Rock haben, worauf er ihn auszog und dem Chief verehrte. In der nächſtfolgenden Rathsverſammlung erzählte dagegen Sir William Johnſon, eben dieſem Chief, es habe ihm geträumt, der Chief habe ihm ein Stück Land etwa 9 Meilen lang am Mohawkfluſſe geſchenkt — der Chief lächelte, machte einige Bemerkungen in Beziehung auf ſeinen neulichen Traum, aber Sir William bekam das Land, und nahm es in Beſitz, zufolge einer von den Indianer Chiefs unterzeichneten Urkunde. (Sir William Johnſon befand ſich im Jahr 1768 als General in Engl. Dienſten in Nordamerika).

12) Von dem Rathsverſammlungshauſe (council house) erwähnen Loskiel (I. 10. S. 173) und Long (S. 173) etwa folgendes: das Rathhaus iſt entweder das Haus des Chief, welches gemeiniglich groß und geräumig iſt, oder ein eignes dazu aufgeführtes Gebäude. Die Rathsmänner werden durch einen Diener zuſammengerufen, bringen ihre Pfeifen und Tabak mit, und ſetzen ſich um ein großes Feuer. Weibsleute haben zu den Rathsverſammlungen keinen Zutritt, nur etliche werden beſtellt das Eſſen aufzutragen und das Feuer zu unterhalten, welches für eine nicht geringe Ehre angeſehen wird. Speiſe muß immer im Ueberfluß im Rathhauſe ſeyn, denn Berathſchla-

gungen

gungen und Eſſen (jetzt vielleicht auch Trinken ſ. Loskiel S. 356) wechſeln mit einander ab. — Das Rathsverſammlungshaus nahe bey Fort Pitt iſt lang, mit zwey Feuerſtellen in demſelben in gehöriger Entfernung von einander, doch ohne Rauchfang und Abtheilung. Man geht in das Haus durch 2 Thüren, deren eine an jedem Ende iſt. Ueber der Thür war die Geſtalt einer Schildkröte abgezeichnet, ſagt Long am angef. O. welches das Abzeichen des beſondern Stammes iſt. An jedem Thürpfoſten war das Geſicht eines bejahrten Mannes ausgeſchnitten, als Sinnbild des Ernſtes und der Weisheit womit jedes Rathsmitglied begabt ſeyn ſollte (?) An jeder Seite des Hauſes befand ſich der ganzen Länge nach, ein erhöheter Sitz oder eine Pritſche (platform or bed) 5 Fuß breit und anderthalb Fuß über dem Boden erhöhet, welche aus breiten Stücken geſpaltenen Holzes verfertigt war, und ſowol zum Schlafen als zum Sitzen diente. Es war dieſer Sitz mit einer hübſchen Matte von Binſen bedeckt, und an dem obern Theil des Gebäudes ſaß der König oder erſte Chirf (great Chief). —

13) Die Benennung belt und string oder fathom of wampum iſt engliſch indianiſch. Wampum iſt ein irokeſiſches Wort, und heißt Seemuſchelſchale. (ſ. Heckewelder Brief Nr. 19.) String of wampum iſt alſo eine Schnur oder ein Faden woran Muſchelſchalen gereihet ſind. Iſt dieſe Schnur eine Klafter lang und man will im Ausdruck recht genau ſeyn, ſo ſpricht man nicht: string of wampum, ſondern braucht das Engliſche Wort fathom d. i. eine Klafter. Gewöhnlich ſagt man string of wampum die Schnur mag kurz oder lang ſeyn. Ein belt of wampum entſteht wenn mehrere Wampumſchnüre an einander geſetzt werden, iſt alſo ein aus Seemuſchelſchalen verfertigter Gürtel. Ehe Nordamerika von den Europäern entdeckt ward, machten

die

die Indianer ihre Belte und Stringe mehrentheils aus kleinen gleichgeſchnittnen Stückchen Holz, die ſie ſchwarz oder weiß färbten. Nur ſelten verfertigten ſie dergleichen aus Muſchelſchalen, denen ſie einen überaus hohen Werth beylegten, weil ſie aus Mangel an Werkzeug, ſehr viel Zeit brauchten, um ein Wampum zu bereiten, und dennoch hatte ihre Arbeit ein ungeſchicktes rohes Anſehen. (Die Muſchel befindet ſich an den Küſten von New England und Virginia und wird in Korallen (beads) von länglicher Geſtalt und etwa 1/4 Zoll lang und rund wie andre Korallen geſägt, wenn ſie zu Wampum dienen ſoll. Carver S. 362). Die Engländer fingen bald nach ihrer Ankunft in Amerika an, die Wampum aus Muſchelſchalen nett, ſauber und in Menge zu verfertigen, vertauſchten ſie an die Indianer gegen andre Waaren und trieben damit einen ſehr einträglichen Handel. Nun ließen die Indianer ihre hölzerne Belte und Stringe fahren und brauchten lauter muſchelſchalige, die nun zwar im Werth immer mehr fielen, ihnen aber doch jeder Zeit ungemein ſchätzbar blieben und es noch jetzt ſind. . . . Die Indianerinnen verſtehen die Kunſt, die Belte aus dem Wampum gleichſam zuſammen zu wirken, und mit allerhand Figuren zu zieren, nachdem es ihre Beſtimmung erfordert. Denn auch die Figuren müſſen mit dem Inhalt des dabey gehaltenen Vortrags übereinſtimmend ſeyn. So wie ſie aber in einem ſchwarzen Belte, weiße Figuren anbringen, ſo machen ſie auch dergleichen mit dunkelfarbigem Wampum in die weißen. In einem Friedensbelt wiſſen ſie die Wampum ſo geſchickt aufzureichen, daß z. B. die ſchwarzen zwey in einander geſchlagene Hände vorſtellen. Uebrigens iſt ein Friedensbelt ganz weiß, eine Klafter lang und eine gute Hand breit. Um die Belte von einander unterſcheiden zu können, bringen ſie in jedem eine bedeutende Figur an.

Loskiel I. 2. 34 ff.

Achtes Kapitel.

Erziehung.

Es kann mit Recht Verwunderung erregen, wie ein Volk ohne ein geſchriebenes Geſetzbuch oder ein Syſtem der Rechtswiſſenſchaft, ohne eine beſtimmte Form oder ein Grundgeſetz der Regierung, und ſelbſt ohne eine einzige durch Wahl oder Erbfolge eingeſetzte Gerichtsperſon, in Friede und Eintracht und Ausübung der ſittlichen Tugenden leben; wie ein Volk ohne irgend eine äußere Auctorität wohl und mit Nachdruck regiert werden kann, blos durch die Gewalt der Ueberlegenheit, welche Männer von höheren Geiſtesgaben über die von gewöhnlicherem Schlage ausüben, blos durch eine ſtillſchweigende aber doch allgemeine Unterwerfung unter die Herrſchaft der Erfahrung des Talents und der Rechtſchaffenheit. Dieß iſt indeſſen das Schauſpiel welches eine Indianer Nation dem Auge des Fremden darſtellt! Ich bin während einer langen Reihe von Jahren Zeuge davon geweſen, und nach vielen Beobachtungen und öfterem Nachdenken um die Urſache dieſes Phänomens zu entdecken, glaube ich mich davon verſichert halten zu können, daß ſie hauptſächlich in der Mühe zu ſuchen iſt, welche ſich die Indianer geben, dem Gemüthe

ihrer Kinder frühzeitig würdige und tugendhafte Grundſätze einzuflößen, ſo wie auch in der Methode die ſie bey der Erziehung der Kinder befolgen. Dieſe Methode will ich nicht ein Syſtem nennen, denn Syſteme ſind dieſen Söhnen der Natur nicht bekannt, welche eben dadurch daß ſie allein den einfachen Anweiſungen der Natur folgten, auf einmal entdeckt haben, und nun ohne Anſtrengung betreten den ungekünſtelten nahe liegenden Pfad, welcher von den Weiſen in Europa ſo lange Zeit iſt geſucht worden.

Der erſte Schritt den die Aeltern in der Erziehung ihrer Kinder thun, iſt darauf gerichtet ſie für künftige Glückſeligkeit dadurch vorzubereiten daß ſie den zarten Gemüthern derſelben einprägen: wie ſie ihr Daſeyn einem großen, gütigen und wohlwollenden Geiſt zu danken hätten, der ihnen nicht nur das Leben gegeben, ſondern ſie auch für gewiſſe wichtige Endzwecke beſtimmt habe; wie dieſer ihnen ein fruchtbares geräumiges Land, mit Wildpret aller Art zu ihrem Unterhalt reichlich verſehen, zugetheilt, ihnen auch durch einen ſeiner geringeren Geiſter von obenherab Korn, Kürbiſſe, Melonen, Bohnen und andre Gemüſearten zu ihrer Nahrung herabgeſendet habe, und daß ihre Voraͤltern alle dieſe Wohlthaten mehrere Jahrhunderte lang genoſſen hätten. Daß dieſer große Geiſt auf die Indianer herabblickte um zu ſehen ob ſie ihm dankbar ſind und ihm die mancherley verliehenen Wohlthaten gehörig vergelten, und daß es deßhalb ihre Pflicht ſey ihm ihre Dankbarkeit durch Verehrung deſſelben und durch die Ausübung deſſen was ihm wohlgefällig iſt, zu beweiſen.

Dieß

Digitized by Google

Dieß iſt der Hauptinhalt des erſten Unterrichts den die Indianer ihren Kindern geben, und ihnen von Zeit zu Zeit wiederholen, welches ſie natürlich dahin leitet zu erkennen und immer mehr zu verſtehen daß ein Weſen welches ſo viel für ſie gethan hat, alles in der Abſicht ihr Wohl zu befördern, in der That gut ſeyn müſſe, und daß es ohne Zweifel ihre Schuldigkeit ſey, etwas zu thun was ihm gefallen könne. Man ſagt ihnen dann, daß ihre Vorfahren, die dieß Alles aus den Händen des großen Geiſtes empfingen und im Genuſſe deſſelben lebten, gewußt haben müßten, was jenem guten Weſen am wohlgefälligſten ſey, und auf welche Weiſe die Gunſt deſſelben am ſicherſten erlangt werden könne, und man weiſt ſie an, bey denen die dieß Alles wiſſen Belehrung zu ſuchen, von ihnen anzunehmen, und ſie wegen der Weisheit und Kenntniſſe welche ſie beſitzen zu ehren. Dieß erweckt bey den Kindern ein lebhaftes Gefühl von Achtung für die Bejahrten, und ein ernſtliches Verlangen ihrem Rath und Beyſpiel zu folgen. Ihr jugendlicher Ehrgeiz wird ferner gereizt indem man ihnen ſagt, daß ſie mehr wären als alle übrigen Geſchöpfe und Gewalt über ſie haben ſollten, man giebt ſich viele Mühe ihnen dieß Gefühl recht frühzeitig einzupflanzen, und es wird auch in der That das leitende Princip ihres folgenden Lebens, denn man ſpart keine Mühe, ihnen einzuprägen, daß ſie durch die Befolgung des Rathes des am meiſten bewunderten und geprieſenen Jägers, Fallenſtellers oder Kriegers, in der Folge eben den Grad des Ruhms der dieſem zu Theil geworden, auch erreichen würden; daß wenn ſie ſich nach den Rathſchlägen der Bejahr-

ten, der Oberhäupter der vorzüglichſten Weiſen richteten, ſie künftig auch einmal zur Ehre gelangen, und zu den weiſen Männern gerechnet werden könnten, welches ein ehrenvoller Titel iſt, der keinen Indianer gleichgültig läßt. Man ſagt ihnen endlich daß, wenn ſie die Schwachen und Bejahrten ehren, gütig und dienſtfertig gegen ſie ſind, ſie einſt auch auf gleiche Weiſe werden behandelt werden, wenn die Reihe an ſie kommen werde, die Schwäche des Alters zu fühlen.

Wenn man glaubt, daß dieſe erſte und wichtigſte Lection, den Gemüthern der Kinder hinlänglich eingeprägt worden ſey, ſo gehen die Aeltern weiter, ihnen ein Gefühl von dem Unterſchied zwiſchen gut und böſe beyzubringen. Sie ſagen ihnen, es gäbe gute und böſe Handlungen und es ſtände bey ihnen ſo wol jene als dieſe auszuüben oder vorzunehmen; daß gute Handlungen dem guten Geiſte der ihnen das Leben gab, wohlgefallen, daß hingegen alles was böſe iſt von dem böſen Geiſte herkomme, der ihnen gar nichts gegeben habe und ihnen auch nichts Gutes geben könne, weil nichts der Art bey ihm ſich finde, und der ihnen deswegen das Gute was ſie von dem guten Geiſte empfangen hätten, beneide, und weit unter dieſem ſtehe.

Dieſe vorbereitende Lection, wenn man es ſo nennen darf, erregt nun ganz natürlich den Wunſch zu erfahren: was gut und was böſe ſey. Dieß lehrt der Vater dem Kinde nach ſeiner eignen Weiſe, nämlich nach der Weiſe, auf welche er ſelbſt von ſeinen Aeltern belehrt wurde. Es iſt keine Lection für eine Stunde oder einen Tag, ſondern vielmehr eine

Digitized by Google

eine lange Folgereihe von mehr practiſchen als theo- retiſchen Belehrungen, eine Lection welche nicht zu beſtimmten Zeiten des Jahrs wiederholt, ſondern welche dem Kinde gezeigt, vorgehalten und begreiflich gemacht wird, nicht nur von denen die unmittelbar die Aufſicht über daſſelbe führen, ſondern von der ganzen Gemeine, welche insgeſammt und gleichmäßig an der Leitung welche das aufwachſende Geſchlecht bekommt, Antheil nimmt.

Wenn dieſer Unterricht in der Form beſtimmter Vorſchriften ertheilt wird, ſo muß man nicht denken, daß dieß in einem gebieteriſchen abſchreckenden Tone geſchähe, im Gegentheil geſchieht es auf die ſanfteſte und einnehmendſte Weiſe: auch wird das väterliche Anſehen niemals durch harte Zwangsmittel gehand- habt; keine Peitſchen, keine Züchtigungen noch ſelbſt Drohungen dienen jemals um einem Befehl Nachdruck zu geben, oder Gehorſam zu erzwingen. Der Stolz des Kindes, iſt das Gefühl an welches man ſich hält, und welches auch beynahe in jedem Fall das Beabſichtigte bewirkt. Ein Vater braucht nur in Ge- genwart ſeiner Kinder zu ſagen: "Ich wünſche dieß ausgerichtet zu haben." Ich wünſche daß eins von meinen Kindern in dieſer Angelegenheit für mich aus- ginge. "Laß doch ſehen, welches das gute Kind iſt, das es thun will!" Das Wörtchen gut wirkt ſo zu ſagen mit Zauberkraft, und die Kinder wetteifern ſo- gleich mit einander, um den Wünſchen ihres Vaters zu entſprechen.

Wenn ein Vater einen alten abgelebten Mann, oder eine Frau der Art, von einem Kinde geführt, vorbeygehen ſieht, ſo pflegt er die Aufmerkſamkeit ſei- ner

ner eignen Kinder darauf hinzurichten, indem er ſagt: was für ein gutes Kind muß das ſeyn, welches dem Alter ſo große Aufmerkſamkeit beweiſt! Das Kind da denkt wirklich an die Zeit wo es auch zu den Alten gehören wird! oder er ſagt auch: möge der große Geiſt, der dieß ſieht, dieſem guten Kinde ein langes Leben ſchenken!"

Bey dieſer Art der Erziehung werden, wie ich ſchon geſagt habe, die Aeltern von der ganzen Gemeine unterſtützt. Wenn ein Kind von ſeines Vaters Hauſe ausgeſchickt wird um einer bejahrten Perſon eine Schüſſel Eſſen zu bringen, ſo werden alle im Hauſe daſſelbe einſtimmig ein gutes Kind nennen. Sie werden fragen: wem gehört dieß Kind, und wenn ſie es vernehmen, ausrufen: Ey, hat der Tortoiſe oder der kleine Bär (wie denn des Vaters Name ſeyn möge) ein ſo gutes Kind. Sieht man ein Kind, welches eine alte abgelebte Perſon führt, durch die Straße gehen, ſo werden alle Dorfbewohner ſo daß es von ihm gehört werden kann und um die andern etwa gegenwärtigen Kinder zu ermuntern ein Exempel hieran zu nehmen, einer dem andern zu rufen, hin zu ſehen und zu bemerken was für ein gutes Kind dieß ſeyn müſſe. Und ſo befolgt man meiſt in allen Fällen dieſe Weiſe, um die Kinder über das, was für ſie gut, anſtändig und ehrenvoll iſt, zu belehren; da hingegen wenn ein Kind etwas böſes begangen hat, der Vater zu ihm ſagen wird: "Ach wie ſchmerzt es mich daß mein Kind dieſe böſe That begangen hat. Ich hoffe es wird nie wieder geſchehen! Dieß wirkt gewöhnlich, zumal wenn es in Gegenwart andrer geſagt wird.

Die ganze Anlage der Erziehung bey den Indianern iſt mehr darauf gerichtet, den Geiſt zu erheben, als ihn niederzudrücken, und auf ſolche Weiſe entſchloſſene Jäger und furchtloſe Krieger zu bilden.

Wenn daher ein Burſche ſein erſtes Stück Wild erlegt hat, etwa einen Hirſch oder einen Bären, ſo werden Aeltern die erwachſene Söhne haben, nicht ermangeln in Gegenwart ihrer Kinder, zu irgend Jemand zu ſagen: der Burſche muß den älteren Jägern recht aufmerkſam zugehört haben, denn, wiewol er noch jung iſt, hat er doch ſchon einen Beweis gegeben, daß er ſelbſt einmal ein guter Jäger werden wird. Wenn aber auf der andern Seite, ein junger Menſch keinen ſolchen Beweis giebt ſo wird man ihm ſagen: er hat auf die Geſpräche der Aeltern nicht gemerkt.

Auf dieſe indirecte Weiſe wird den jungen Leuten über alle Gegenſtände Unterricht ertheilt. Sie müſſen die Kunſt des Jagens, Fallenſtellens, und Kriegführens, dadurch erlernen, daß ſie den Bejahrten zu horchen, wenn dieſe über jene Gegenſtände ſich unterreden, indem ein jeder der Reihe nach erzählt, wie er zu Werke gieng; und man verſchafft ihnen auch die hiezu erforderlichen Gelegenheiten. Durch dieſe Art des Unterrichts wird ihre Ehrfurcht für das Alter lebendig erhalten, und noch durch die Betrachtung erhöhet, daß in Zukunft eben die Ehrfurcht auch ihnen bewieſen werden wird, wo junge Leute auch auf ihre Erzählungen aufmerkſam hören werden.

Dieſe Art Unterricht zu ertheilen iſt, wie ich glaube, bey allen Indianer-Nationen üblich; ſie iſt es wenigſtens

Digitized by Google

nigſtens bey allen denen mit welchen ich bekannt ge=worden bin, und legt den Grund zu der freywilligen Unterwerfung unter den Willen ihrer Oberhäupter, wodurch ſie ſich ſo ſehr auszeichnen. So hat ſich denn Jahrhunderte hindurch, ohne Erſchütterungen und ohne bürgerliche Uneinigkeiten dieſe hergebrachte (traditional) Regierung erhalten, wovon ſich vielleicht kein ähnliches Beyſpiel in der Welt findet; eine Regierungsverfaſſung in welcher es keine poſitive Geſetze giebt, ſondern blos ſeit langer Zeit eingeführte Sitten und Gewohnheiten; keinen Codex der Rechtswiſſenſchaft, ſondern nur die Erfahrung früherer Zeiten, keine Gerichtsperſonen, ſondern nur Rathgeber, denen indeſſen das Volk unbedingten und willigen Gehorſam beweiſt — wo das Alter Rang giebt, Weisheit Einfluß verſchafft, und ſittliche Güte, Anſprüche auf allgemeine Achtung zuſichert. Dieß Alles ſcheint durch das einfache Mittel einer vortrefflichen Erziehungs=Methode bewirkt zu werden, durch welche eine ſtarke Anhänglichkeit an alte Gewohnheiten, Ehrfurcht für das Alter, und Liebe zur Tugend dem Gemüthe der Jugend unauslöſchlich eingeprägt werden — ſo daß dieſe Eindrücke immer mehr Stärke bekommen, in dem Verlaufe der Zeit und bey ihrem Fortgange durch die aufeinander folgenden Generationen.

Anmerkungen. 14) Nichts kann gewiſſer ſeyn als die Zärtlichkeit welche ſie (die Indianer) gegen ihre Kinder beweiſen, und man kann ſich ihrer Gunſt nicht beſſer empfehlen als durch einige Aufmerkſamkeit gegen die jüngeren Mitglieder der Familie. Ich leite die gute Aufnahme die ich bey den Nadoweſſiern fand mit aus dieſem

Digitized by Google

ſem Grunde hat, daß ich den Kindern der Chiefs jener Völkerſchaft einige Geſchenke machte.

Carver. S. 378 u. 379.

15) Ich glaube man wird die Behauptung nicht beſtreiten, daß die Indianerinnen ihre Kinder eben ſo zärtlich lieben als nur Aeltern in den geſittetſten Staaten ſich rühmen können ... Eine Mutter ſäugt ihr Kind bis es 4, u. zuweilen 6 bis 7 Jahr alt iſt. Von ihrer unmündigen Kindheit an ſind ſie bemüht, einen Geiſt der Unabhängigkeit bey den Kindern zu befördern; man weiß nicht daß ſie die Kinder jemals ſchlagen oder ausſchelten, damit nicht die kriegeriſche Neigung welche ihr künftiges Leben und ihren Charakter zieren ſoll, geſchwächt werden möge. Bey jeder Gelegenheit vermeiden ſie alles was zwingend iſt, damit die Freyheit die ſie ihnen im Denken und Handeln wünſchen, nicht eingeſchränkt werden möge. Wenn Kinder ſterben ſo beweinen ſie den Tod derſelben mit ungeheuchelten Thränen nnd werden noch Monate lang auf den Gräbern ihrer abgeſchiedenen Kinder weinen. Die Völkerſchaft welche Biscantonges und bey den Franzoſen les Pleureurs (die Weinenden) heißen, ſollen bey der Geburt eines Kindes heftiger weinen als bey ſeinem Tode, denn ſie betrachten das Sterben als eine Reiſe, von welcher es zurückkehren wird (?), die Geburt aber betrachten ſie als den Eintritt in ein Leben voll Gefahren und Unglücksfälle.

Sobald ein Kind geboren iſt, geht die Mutter, in der Sommerzeit, an's Waſſer und taucht ihr Kind ein, darauf wird es in eine kleine wollene Decke gewickelt und auf ein mit trocknem Moos bedecktes Brett gebunden, welches oben am Kopfende einen Reif hat ſo daß der Kopf des Kindes nicht verletzt werden kann. Im Winter wird das Kind in Häute und Decken zugleich eingewickelt; in heißer Sommerzeit wird Gaze über den jungen

Digitized by Google

jungen Wilden gedeckt um die in den Wäldern ſehr läſtigen Muskito abzuhalten. Das Brett auf welchem das Kind liegt, wird vermittelſt eines breiten gewirkten Tragsgürtels an der Stirn der Mutter befeſtigt, und ruht auf ihrem Rücken.

Unter den einigermaaßen geſitteten Wilden füttern die Frauen ihre Kinder mit Brey aus Welſchkorn und Milch, wenn ſie es haben können, in den nördlichen von den Europäern entfernten Gegenden nehmen ſie ſtatt deſſen wilden Reis und Hafer, welche man von den Hülſen reinigt, zwiſchen Steinen zermalmt und mit Zucker und Waſſer kocht.

Long S. 60, 61. Vergl. Carver 235.

16) Die ehemals übliche Art, kleine Kinder auf ein Brett aufrecht zu ſtellen an welchem die Füße derſelben mit einer Schnur befeſtigt waren, und das Brett an einem Tragbande auf den Rücken zu hängen, iſt faſt überall abgekommen. Die Beyſpiele vieler dadurch verunglückten Kinder, haben einen Abſcheu gegen dieſe Art der Wartung erregt. Die Kinder werden in allen Fällen, als der Mutter gehörig, angeſehen. Bey vorkommender Eheſcheidung fallen ſie ihr alle zu, nur den erwachſenen ſteht es frey beym Vater zu bleiben. — Eigentliche Kinderzucht hat bey ihnen nicht Statt. Die Kinder haben ihren freyen Willen und werden nie zu etwas gezwungen. Die Aeltern hüten ſich, ſie zu ſchlagen oder ſie auf eine andre Weiſe zu züchtigen, aus Furcht die Kinder möchten es ihnen einmal gedenken und ſich an ihnen rächen. Gleichwol findet man unter ihnen oftmals recht artige Kinder, die ſich den Aeltern gefällig und gegen jedermann dienſtwillig bezeigen, welches die natürliche Folge iſt, eines vernünftigen Betragens der Aeltern gegen ſie ....

Digitized by Google

Auf den Anzug und Putz ihrer Kinder wenden ſie wenig; bis ins 6te Jahr und länger geht der Knabe nackt, die erſte Kleidung die er hernach bekommt beſteht in einem ſchmalen Streifen von blauem Tuch, der zwiſchen den Beinen locker durchgeht, und mit einem Riemen gebunden wird. Den Mädchen hingegen wird, ſobald ſie gehen lernen ein Röckchen umgebunden.

Gewöhnlich giebt der Vater ſeinem Kinde im 5ten oder 6ten Jahre einen Namen, der nach ſeinem Vorgeben ihm durch einen Traum bekannt gemacht worden. Dieſes geſchieht bey einem Opfer, auf eine feyerliche Weiſe durch Geſang. Das nennen ſie über das Kind beten! Eben ſo feyerlich gehen ſie zu Werke wenn ſie einem Erwachſenen der ſchon einen Namen hat, um ihn zu ehren, einen dazu geben. Wenn aber die Mutter dem Kinde einen Namen giebt, ſo macht ſie nicht ſo viel Umſtände, und nennt es etwa nach einer Eigenſchaft die ihr an demſelben beſonders gefällt, als: das ſchöne Kind, das Großauge u. d. gl. Einem Kinde das ſie nicht lieb haben, geben ſie auch wol einen garſtigen Namen.

Wenn die Mädchen heranwachſen, ſo ſuchen die Mütter ſie nach und nach zur Arbeit zu gewöhnen, laſſen ſie daher gelegentlich ihnen zur Hand gehen, und ſind überhaupt darauf bedacht, daß ſie die weiblichen Geſchäfte in Zeiten lernen. Die Knaben aber werden zu keiner Arbeit angehalten, gehen alſo ihren Einfällen nach, nehmen vor was ihnen beliebt, und niemand wehrt ihnen. Thun ſie Andern Schaden, werden ſie nur mit guten Worten darüber erinnert und die Aeltern bezahlen den Schaden lieber doppelt und dreyfach, als daß ſie ihre Kinder darüber beſtrafen ſollten.

Die Knaben üben ſich im Gebrauch des Bogens, und ſchießen nach einem Ziel — nach Tauben, Eichhörnchen

chen u. d. gl. Wächſt der Knabe noch mehr heran ſo bekommt er eine Flinte oder gezogene Büchſe. Der erſte Hirſch den er ſchießt veranlaßt allemal eine Feyerlichkeit — iſt es ein Bock, ſo wird er ſogleich mit Haut und Haar einem alten Manne geſchenkt, der damit alle alte Männer im Dorfe tractirt. Iſt aber ſein erſtes Wild eine Hirſchkuh, ſo wird ſie einer alten Frau geſchenkt, welche dabey eben ſo verfährt wie der alte Mann bey dem Hirſchbock.

Loskiel I. 5. 79. 80.

17) Ich ſetze hinzu, ſagt Volney (II. 496) nachdem er obige Stelle aus Long, daß die Mütter den Kindern allen Willen laſſen angeführt hatte, daß auch hier wie in dem ganzen Weſen der Wilden, die Triebfeder der Selbſterhaltung wirkſam iſt. Denn um ſich deſto unerſchrockenere Vertheidiger zu geben, verziehen die Mütter auf ſolche Weiſe ihre Kinder, welche ſie einſt, nach der allgemeinen Praxis dieſer Völker, verachten, ſich unterthänig machen, ja ſelbſt ſchlagen werden. — Zuweilen bringen ſie die Abendſtunden damit zu, den Kindern die Züge des Muths, die Großthaten ihrer Väter, der Helden des Stammes zu erzählen, wie ſie während ihres Lebens ſo und ſo viel Feinde tödteten, ſcalpten, verbrannten; oder wie ſie, wenn ſie das Unglück hatten gefangen genommen zu werden, mit erhabenem Muthe die fürchterlichſten Martern erduldeten. Zuweilen unterhalten ſie die Kinder mit den innern Zwiſtigkeiten des Stammes, mit den Beſchwerden über dieſe oder jene Nachbaren, mit behutſam zunehmenden Maaßregeln um ſich zu gelegener Zeit dafür rächen zu können. Auf ſolche Weiſe geben ſie (die Mütter) ihnen (den Kindern) Unterricht in der Verſtellung, der Grauſamkeit, dem Haſſe, der Behutſamkeit, in der Rache und dem Blutdurſt. Sie ermangeln nicht die erſte ſich darbietende Gelegenheit zu be-

Digitized by Google

benutzen, ihre Kinder bey der Hinrichtung eines Gefangenen behülflich ſeyn zu laſſen, ſie zu der Kunſt zu martern anzuleiten, und ihnen an dem Kanibalenfeſt womit ſich jene Scenen endigen Antheil zu verſchaffen. Man fühlt was für einen Eindruck ſolche Lehren auf die jungen Köpfe machen müſſen! Auch iſt die ſtete Wirkung derſelben keine andre als die, den jungen Wilden einen ungelehrigen, herriſchen widerſpänſtigen Charakter zu geben, der ſie zu Feinden alles Widerſpruchs und jedes Zwanges macht, und ſie dabey doch verſtellt, argliſtig und ſelbſt fein ſeyn läßt, denn die Wilden haben zugeſchnittne Formen von Feinheit welche eben ſo zuſammengeſetzt ſind, wie die eines diplomatiſchen Corps; mit einem Worte ſie bringen es dahin, daß ihre Kinder alle die Eigenſchaften in ſich vereinigen welche zur Erreichung des Zwecks ihrer herrſchenden Leidenſchaft nämlich der Rache und der Mordſucht, erfordert werden. . .

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

Sprachen.

In dem ganzen Nord=Amerikaniſchen Gebiet welches gegen Norden und Oſten durch den Atlantiſchen Ocean, und gegen Süden und Weſten durch den Miſſiſſippi und die Beſitzungen der Engliſchen Hudſons Bay Compagnie begrenzt wird, ſcheinen nicht mehr als vier Hauptſprachen einheimiſch zu ſeyn. Dieſe theilen ſich freylich in mehrere Mundarten, welche alle aber von einer oder der andern der vier Grundſprachen abgeleitet werden können. Einige von dieſen trifft man auch noch jenſeits des Miſſiſſippi an, und vielleicht bis nach den Felſen=Gebirgen (Rocky Mountains) hin.

Die vier Hauptſprachen ſind:

1) Die Karalit=Sprache.

Dieſe Sprache wird von den Grönländern und auf dem feſten Lande von den Eskimo auf der Küſte Labrador geredet. Die Formen und Grundregeln derſelben ſind durch die Grammatik und das Wörterbuch des ehrwürdigen Egede *) bekannt genug, wie auch

*) Grammatica Groenlandico-Danico-Latina, edita a P. Egede. Hafniae 1760. 8. Dictionarium groenl. danico-lat. adornatum a P. Egede. Hafniae 1750. 8.

auch durch die Schriften eines Bartholinus, Woelsdike, Thorhalleſen, Cranz und Andrer. Sie iſt von den Miſſionären der Brüder-Kirche fleißig ſtudirt worden, und man darf erwarten daß die Grundregeln derſelben durch dieſe noch mehr werden erläutert werden. In Grönland fangen die vielbefaſſenden Wortformen an, welche die Sprachen auf dem weiten Continent von Amerika, ſo weit ſie bekannt ſind, eigenthümlich auszeichnen ſollen, und ſie zeigen ſich um ſo merkwürdiger in ihrem Contraſt mit der Einfachheit der Wörterbildung in den Idiomen welche auf den entgegengeſetzten Europäiſchen Küſten, auf Island, in Norwegen, Schweden und andren Ländern geſprochen werden. Aus dieſem Umſtande ſcheint zu erhellen, daß Amerika urſprünglich nicht von Europa aus bevölkert wurde.

2) Die Irokeſen-Sprache (the Iroquois).

Dieſe Sprache reden die Mengwe oder Sechs Nationen, die Wyandots oder Huronen, die Nadoweſſier, die Aſſinipoetuk, von den Franzoſen Aſſiniboils, Aſſinipoils oder Sioux genannt, nebſt andren Stämmen vorzüglich jenſeits des Lorenzo, in mancherley Mundarten. La Hontan begreift dieſe Mundarten unter dem Namen der Huronen-Sprache, vermuthlich weil dieſe Völkerſchaft den Franzoſen die im Bunde mit ihnen ſtanden, beſſer bekannt war, als die Irokeſen welche ſich mit den Engländern verbündet hatten *). Alle dieſe Sprachen, wie ſie im Allge-

*) Die Huronen zerfielen vor ſehr langer Zeit, vielleicht vor Jahrhunderten mit den Irokeſen; ſie führten öftere Kriege mit einander, und erſtere zogen darauf in entfernte

Digitized by Google

gemeinen mögen genannt werden, ſind Mundarten einer und derſelben Grundſprache, und genau mit einander verwandt. Herr Carver irrt ſich, wenn er die Sprache der Nadoweſſier vorſtellt als ob ſie zu einer von dem Irokeſiſchen verſchiedenen Claſſe von Sprachen gehörte *). Man darf nur die Wörterbücher welche wir von dieſen beyden Idiomen beſitzen mit einander vergleichen, um die große Aehnlichkeit die ſie mit einander haben, zu bemerken. Unglücklicherweiſe haben wir von keiner dieſer Mundarten eine Grammatik, wir haben in der That auſſer dem ſchon erwähnten Wörterbuche von Zeisberger, nebſt einigen ſchätzbaren kürzlich wieder aufgefundnen grammatiſchen Aufſätzen von ebendemſelben nichts als ein weitläuftiges Verzeichniß von Wörtern aus der Huronen-Sprache, von dem Vater Sagard **), einem guten frommen franzöſiſchen Miſſionär, aber von beſchränkten Fähigkeiten, der auch zu kurze Zeit unter jener Nation ſich aufhielt, als daß er eine zuverläſſige Nach-

fernte Gegenden wo ſie ſich anbaueten und von den franzöſiſchen Miſſionären und Handelsleuten angetroffen wurden.

*) Carver ſagt es gäbe in Nord-Amerika vier verſchiedene Sprachen, die der Irokeſen in Oſten, die der Chippeway oder Algonkin in Nordweſten, die der Nadoweſſier in Weſten, die der Cherokeſen ꝛc. im Süden. S. Reiſen Kap. 17. Capitain Carver der überhaupt genommen ein genauer Beobachter geweſen zu ſeyn ſcheint, hielt ſich zu kurze Zeit unter den Indianern auf, um eine richtige Kenntniß ihrer Sprachen zu erlangen.

**) Le Grand Voyage du pais des Hurons par Samuel Sagard. Paris 1632. Welchem ein Wörterbuch der Huronen-Sprache nebſt einer Vorrede beygefügt iſt.

Digitized by Google

Nachricht von ihrer Sprache hätte geben können. Er beſchreibt ſie in ſeiner Vorrede, als arm, unvollkommen, unregelmäßig und untauglich zu einem klaren Ausdruck der Gedanken, worin ihm aber Andre widerſprechen, von denen wir Urſache haben zu glauben, daß ſie beſſer unterrichtet waren. Zeisberger betrachtet das Irokeſiſche (wovon das Huroniſche eine Mundart iſt) als eine reiche und vollſinnige Sprache. Sir William Johnſon *) rühmt das Kraftvolle dieſer Sprache; Coldon **), wiewol er ſie nicht ſelbſt kannte, ſpricht nach dem Urtheil Andrer auf gleiche Weiſe von ihr. In der That, Vater Sagard's Wörterbuch ſelbſt, wenn es von einem der mit den Wortformen der Indianer Sprachen bekannt iſt, aufmerkſam geleſen wird, giebt hinlängliche innre Beweiſe von den falſchen Anſichten des guten Sagard, ſeines Verfaſſers.

3) Die Lenape Sprache.

Dieß iſt die am weiteſten verbreitete Sprache unter allen die diesſeits des Miſſiſſippi geſprochen werden. Sie iſt die herrſchende in den weitläuftigen Landſtrichen von Canada, von der Küſte Labrador bis an die Mündung des Albanyfluſſes, welcher ſich in die Hudſons Bay, an der ſüdlichſten Grenze derſelben, ergießt, und von hier bis an den Waldſee (the Lake of the wood) welche die nordweſtliche Grenze der vereinigten Staaten bildet. Sie ſcheint die Sprache aller Indianer in jenem ausgedehnten Umkreiſe zu ſeyn, ausgenommen derer von Irokeſiſcher Abkunft, die aber bey

*) Philos. Trans. Abr. Vol. LXIII. p. 142.

**) History of the Five Nations. p. 14.

bey weitem am wenigſten zahlreich ſind. Weiter nordweſtlich in dem Gebiet der Hudſons Bay Compagnie, ſind andre Indianer-Völkerſchaften entdeckt worden, wie die Schwarzfuß-Indianer (Bleckfoot Indians) die Suſſee — die Schlangen-Indianer und Andre, deren Sprachen von dem Irokeſiſchen und dem Lenapeſchen verſchieden ſeyn ſollen, man iſt aber nicht im Stande nach den dürftigen Wörterbüchern, welche Mackenzie, Umfreville und andre Reiſende gegeben haben, mit Zuverläſſigkeit über jene Idiome zu urtheilen. Wir müſſen auf weitere Belehrungen hierüber warten, ehe wir entſcheiden.

Jenſeits der Grenzen von Canada finden ſich wenig Irokeſen, außer den Ueberreſten von denen, die ehemals in der Nachbarſchaft der großen Seen, in den nördlichen Diſtricten des jetzigen Staates New-York anſäßig waren. In der Nähe von Détroit finden ſich noch einige Wyandots. Alle übrige Indianer, welche anjetzt dieß Land bis an den Miſſiſſippi hin bewohnen, ſind von dem Stamme der Lenape und reden Mundarten der Sprache deſſelben. Es iſt gewiß, daß ſie zur Zeit der Ankunft der Europäer, die ganze Küſte von dem nördlichſten Punct in Nova Scotia (Neu Schottland) bis zum Roanoke in Beſitz hatten. Daher hießen ſie Wapanachki oder Abenakis, "Männer des Aufgangs". La Hontan giebt ein Verzeichniß der Indianer Nationen im alten Acadia, welche ſämmtlich Mundarten der Abenaki Sprache, oder wie er es nennt der Algonquin Sprache redeten. Es waren die Abenakis, Micmacs, Canibas, Mahingans (Mohicans), Openangos, Soccokis und Etchemins, nach welchen ganz Neu Schottland, mit Aus-

nahme

nahme der Halb-Inſel, nebſt einem Theil des jetzigen Maine-Diſtricts, von den Franzoſen ehedem das Land der Etchemins genannt wurde. Er ſagt nichts von den Souriquois, von welchen man weiß daß ſie auch in Acadia wohnten, und gleichfalls einen Dialect der Lenape Sprache redeten.

Im Innern des Landes finden ſich überall die Lenape und die mit ihnen verwandten Stämme. Die Miamis oder Twightwees, die Polowatomies, die Meſſiſſangees, die Kickapoos, alle die Indianer welche ehedem das Innre unſres Landes dieſſeits des Miſſiſſippi und der großen Seen bewohnten, und deren Ueberreſte es noch gegenwärtig bewohnen, ſind nach den Mundarten die ſie reden, ohne Zweifel von Lenapiſchem Urſprung. Die Shawanos wohnten, wie man ſagt, ehedem an dem Fluſſe Savannah in Georgien, und ein Theil von ihnen der im Lande blieb und ſich mit den Creeks vereinigte, hat noch bis jetzt ihre Sprache beybehalten *). So weit es möglich iſt, nach den unvollſtändigen Nachrichten zu urtheilen, welche uns über die Sprachen der Indianer die ehemals Maryland, Virginia und Nord-Carolina bewohnten, überliefert worden ſind, ſcheinen ſie alle von einem und demſelben Stammvolke herzukommen, wie denn von den Nanticokes iſt erwieſen worden, daß ſie aufs genaueſte mit den Lenape verbunden waren und zu denen gehörten welche ſie Großvater nannten. Zwey ziemlich vollſtändige Verzeichniſſe von Wörtern ihrer (der Nanticoken) Sprache, welche ſich im Beſitz der

*) **Barton New Views. Ed. 1798. Prelim Disc. p. 32.**

der Committee für die hiſtoriſche Claſſe der Amerika= niſchen gelehrten Geſellſchaft befinden, und deren ei= nes ihr von dem Herrn Jefferſon, das andre von mir ſelbſt überreicht worden, beweiſen es unwiderſprech= lich, daß ſie eine Mundart der Lenape Sprache war *). Die Kanai oder Kanhawas, die ihren Namen einem Fluſſe der ſich in den Ohio ergießt gegeben ha= ben, kennt man auch als zu jenem Stamm gehörig. Die Indianiſchen Benennungen der Flüſſe, Gebirge und Städte, in dem ganzen weitläuftigen Landſtriche, zeigen ſich durchgängig als von der Lenape Sprache abgeleitet.

Der Baron de la Hontan iſt einer von den erſten Schrift= ſtellern, glaube ich, der die Allgemeinheit dieſer Sprache erwähnt; es iſt aber zum Erſtaunen, daß er mit kei= nem Worte der Lenni Lenape dieſes großen und mäch= tigen Volks gedenkt. Er nennt dieſe Sprache die der Algonquin, wiewol er dieſe Völkerſchaft beſchreibt **) als eine Art umherziehender Wilden, die wie die Ara= ber keine feſte Wohnſitze hätten, und zugiebt daß zu der Zeit als er ſchrieb ihre Zahl nicht über 200 ſtieg. Was er aber über dieſen Gegenſtand ſagt, paßt ſo ſehr zu meinem Zweck, daß es mir wie ich hoffe er= laubt

*) Der ſel. Dr. Barton ſcheint in dem oben angeführten Werke (Anhang p. 5) dieſen Satz zu bezweifeln und ſtützt ſich auf eine Reihe von Zahlwörtern die ich ihm einmal mittheilte und unter den Papieren des ſel. Pr. Pyrläus fand. Es iſt indeſſen keinesweges gewiß, daß jene Zahl= Wörter der Nanticoken Sprache angehörten — und die oben erwähnten Wörterbücher laſſen über den Urſprung jenes Dialekts keinen Zweifel.

**) S. Brief V.

Digitized by Google

laubt ſeyn wird, einen kurzen Auszug daraus zu machen.

"Es giebt, ſagt der Baron, nur zwey Urſprachen in dem ganzen Umfang von Canada als deſſen Grenze ich den Miſſiſſippi annehme — nämlich die Huronen- und Algonquin-Sprache. Die erſte wird von den Irokeſen verſtanden, denn der Unterſchied zwiſchen den beyden Sprachen iſt nicht größer als zwiſchen der Sprache in der Normandie und der Franzöſiſchen. Die andere, nämlich die Algonquin-Sprache wird unter den Wilden eben ſo geachtet wie Latein und Griechiſch in Europa; wiewol es ſcheinen könnte als ob die Aboriginer von denen ſie urſprünglich herkommt ſie dadurch in Geringſchätzung bringen müßten daß die Zahl ihres Volks ſo äußerſt unbedeutend iſt, denn ſie beläuft ſich im Ganzen kaum auf 200 *)".

Was der Baron hier über die Sprache ſagt iſt vollkommen richtig; warum aber nennt er ſie die Algonquin-Sprache, und ſchreibt ihren Urſprung dieſem elenden umherziehenden Stamme zu? Die Abenakis waren ihm nicht fremd, welche er an einer andern Stelle an die Spitze der in NeuSchottland wohnenden Stämme ſtellt, und von welchen er ſagt daß ſie immer noch den allgemeinen Namen der ganzen Nation Wapanachke beybehielten, ein Name den die Franzoſen, der Analogie ihrer eignen Sprache gemäß, in das mildere Abenaki verändert haben und welchen auch die verſchiedenen Stämme vom Lenape Volk noch bis auf dieſen Tag als ihnen gemeinſchaftlich anerkennen. Es iſt wahrſcheinlich daß er ihre (der Algon-

*) S. Brief XXV.

Digitized by Google

gonquin) Sprache nicht genug verſtand *) um ſich viel mit ihnen unterhalten zu können, ſonſt würden ſie ihm geſagt haben, daß ſie ihren Urſprung von einer großen und mächtigen im Innern des Landes wohnenden Völkerſchaft ableiteten, welche ſie auch als ihren Großvater ehrten, vor deſſen Thür das große Raths-Feuer ihrer Nation beſtändig brennte, deſſen Abzeichen die Schildkröte (Turtle) **) wäre, und deſſen Vorrang von allen verwandten Stämmen anerkannt würde.

Vater Charlevoix der auch von der Allgemeinheit der Lenape Sprache redet, begeht denſelben Fehler daß er ihren Urſprung von den Algonquins ableitet. "An der ſüdlichen Küſte der Hudſons Bay, ſagt er, wird einiger Handel getrieben mit den Mataſſins, den Monſonies, den Chriſtineaux (Kniſteneaux) und den Aſſinipoils, wovon die drey erſten die Algonquin Sprache reden ***)". In einer ſpätern Schrift (ich glaube von einem Herrn Winterbotham) in welche ich vor einigen Jahren auf meinen Reiſen nur eben einen

*) Er ſagt die Sprache ſey nicht reich, und nur geſchickt für die nothwendigſten Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten des Lebens. Dieß ſind die Vorſtellungen welche ſich Fremdlinge und Philoſophen von den Indianer Sprachen indem ſie gleichſam a priori urtheilen, zu machen pflegen; diejenigen aber die genauer mit denſelben bekannt ſind denken anders. — Auch ſagt der Herr Baron ſelbſt: "die Algonquin-Sprache iſt die gebildetſte und am weiteſten verbreitete auf dem Continent".

**) Das Wort Turtle ſcheint nun einmal überall, ſowol in England als in dieſem Lande, die Stelle des richtigeren tortoise eingenommen zu haben.

***) S. Brief XI. p. 276.

Digitized by Google

nen Blick zu thun Gelegenheit hatte, bemerkte ich an einigen Wörtern aus der Sprache jener Völkerſchaften die daſelbſt angeführt waren, daß ſie Minſi oder Monſeys ſind, welche einen Zweig von dem mit dem Namen Wolf bezeichneten Stamm der Lenape ausmachen. Dieß ſcheint auch einer der angeführten Namen, der Monſonies, ſogleich anzuzeigen. Die Benennung Mataſſins bedeutet in ihrer Sprache eine Tabackspfeife, und dieſe Bedeutung hat es auch noch jetzt in der Monſey Sprache. Beyde Charlevoix und La Hontan aber ſagen, ſie reden alle die Algonquin Sprache, welche auf tauſend Meilen umher allgemein bekannt iſt. Der zuletzt genannte Schriftſteller fügt ein Wörter-Verzeichniß aus der von ihm Algonquin genannten Sprache hinzu, nach welchem ſich eine größere Verwandtſchaft dieſer Sprache mit der der Unamis oder dem Stamme "Schildkröte" als mit der der Monſey oder dem Stamme "Wolf" der Lenape Nation zeigt. Ich finde manche Wörter in der Algonquin Sprache, wie ſie La Hontan angiebt, welche ganz die nämlichen ſind wie in der Unami Sprache, andre jedoch kommen mehr mit der Mundart der Chippeway überein welche auch zu der Lenape Sprache gehört und von einem Stamme geredet wird der mit den Delawaren in Verbindung ſteht und dieſe Großvater nennt.

Es kann alſo wol kein Zweifel ſeyn daß jene Univerſal-Sprache von den Indianiſchen Völkerſchaften ſo ſehr bewundert und ſo allgemein geſprochen, die Sprache der Lenni Lenape iſt, uud mit Unrecht die Chippeway Sprache von Carver und die Algonquin von La Hontan genannt wird. Der berühmte Profeſſor

Digitized by Google

feſſor Vater nennt die aus dieſer Quelle abſtammenden Sprachen, in ſeiner vortrefflichen Fortſetzung des Adelungiſchen Werks Mithridates, "den Chippewaeiſch-Delawariſchen oder Algonkiſch-Moheganiſchen Stamm" *). Für philologiſche Zwecke iſt es vielleicht einerley, ob eine Sprache die Delawariſche oder die Chippewäiſche, die Algonkiſche oder die Mohicaniſche heißt, aber ein jeder muß doch einſehen, wie unbequem jene langen zuſammengeſetzten Namen ſind, die keinen völlig beſtimmten oder genau bezeichneten Begriff geben. Für den Zweck einer allgemeinen Beſchreibung ſcheint es beſſer die Sprachen jener verbundenen Stämme mit dem Namen ihres gemeinſchaftlichen Großvaters Lenni Lenape oder auch durch die das ganze Volk umfaſſende Benennung Wapanachki oder Abenaki zu bezeichnen. Ich habe jedoch die erſte vorgezogen, als einen Beweis der Achtung gegen eine alte und einſt mächtige Nation, und in der Hoffnung daß der Name derſelben, wenigſtens in den Schriften über philologiſche Wiſſenſchaft werde erhalten werden.

Dieſe ſchöne Sprache, ſammt den von ihr abgeleiteten Mundarten, wenn gleich mehr darüber iſt geſchrieben worden, als über irgend eine andre in dieſem Theil des Nordamerikaniſchen Continents, iſt bis jetzt doch nur wenig bekannt. Die Grammatik des Natick-Dialekts welche Eliott zu Cambridge in Maſſachuſetts im Jahr 1666 herausgegeben hat, iſt längſt vergriffen und man trifft ſie nur in ſehr wenigen Büchersammlungen der vereinigten Staaten an, des Hr. Dr. Edwards kleine Abhandlung über die Sprache der

*) Mithrid. Th. III. Bd. III. p. 337.

der Mahikander wiewol ſie zweymal aufgelegt worden, ſcheint doch nicht ſehr in Umlauf gekommen zu ſeyn, und iſt auch für ſich nicht hinreichend von den Formen und der Wortfügung jener Indianiſchen Dialekte einen Begriff zu geben. Zeisberger's Delawariſches Buchſtabir Büchlein iſt eine bloße Sammlung von Wörtern ohne irgend eine grammatiſche Erläuterung. Der gelehrte Vater hat ſich unbegreifliche Mühe gegeben, mit den dürftigen Hülfsmitteln die ihm zu Gebote ſtanden, die Grundregeln und Grundformen jener Idiome zu entdecken, und was er über dieſen Gegenſtand geſchrieben hat, iſt ein Beweis was Fleiß und Talent mit geringen Hülfsmitteln zu leiſten vermögen. Dennoch iſt die Sache noch immer nicht hinlänglich ergründet. In der Bibliothek der Brüder Gemeine dieſer Stadt befindet ſich eine vortreffliche handſchriftliche Grammatik der Lenni Lenape Sprache, von Zeisberger deutſch verfaßt. Ich höre daß die Committee der hiſtoriſchen Claſſe der Amerikaniſchen gelehrten Geſellſchaft eine Engliſche Ueberſetzung dieſer ſchätzbaren Handſchrift zum Druck befördern wird, und ich freue mich auf dieſe zu hoffende Bekanntmachung, welche eine klare und befriedigende Darſtellung des eigentlichen Genius und Charakters der Indianer Sprache gewähren wird. Auf Anſuchen derſelben Committee, habe ich es verſucht die Grundſätze welche jene Grammatik enthält noch etwas weiter zu entwickeln, nämlich in einer Reihe von Briefen an den Secretair der Committee und dieſe ſollen auch, wie ich vernehme, gedruckt werden. Ich hoffe das Reſultat dieſer Bekanntmachungen wird ſeyn, die Welt zu überzeugen, daß die Sprachen der Indianer

nicht

Digitized by Google

nicht ſo arm, ſo entblößt von Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, ſo ungeſchickt zur Mittheilung ſelbſt abgezogener Begriffe oder mit einem Worte ſo barbariſch ſind, wie man ſich gewöhnlich vorgeſtellt hat.

4) Die Florida-Sprache.

Unter dieſem Gattungsnamen begreife ich die Sprachen der Indianiſchen Völkerſchaften welche die ſüdlichen Grenzen der vereinigten Staaten und die Spaniſche Provinz Florida bewohnen. Es ſind die Creeks oder Muskohgees, die Chickesaws, Choctaws, Paſcagoulas, Cherokees oder Cheerakees und verſchiedene andre. Man ſagt daß ſich unter ihnen ehedem eine mächtige Nation mit Namen Natchez befand, deren Sprache die Urſprache aller dieſer ſüdlichen Dialekte war. Man erzählt auch von einer Völkerſchaft mit Namen Apelaches, welche in dem weſtl. Theil von Louiſiana gewohnt haben ſoll, und eine Abtheilung der großen Apelachiſchen Nation ausmachte, die in den gleichnamigen Gebirgen wohnte, und deren Zweige, unter verſchiedenen Benennungen, in dem ausgedehnten Landſtriche zwiſchen Louiſiana, Canada und New England anſäſſig waren *). Unter dieſer großen Apalachiſchen Nation können wir aber nicht umhin unſre Freunde die Lenape oder Wapanachki wieder zu erkennen, deren Namen die Franzoſen im Süden eben ſo leicht in Apalaches umgeſtaltet haben wie im Norden in den Namen Abenakis. Sie waren es die den ehemaligen Apalachiſchen Gebirgen ihren Namen gaben, die aber ſeitdem ihre frühere Benennung Alligewi oder Allegheny (Gebirge) wieder erhalten

*) Vater, Mithrid. 3ter Th. 3ter Bd. S. 283.

ten haben. Herr Vater glaubt daß die Ueberreſte jener Apalachier noch jetzt anzutreffen wären in den Catawbas *), welche zuweilen Chaktawas **) genannt werden und wahrſcheinlich dieſelben ſind die jetzt den zuſammengezogenen Namen Choktaws führen.

Andre Schriftſteller reden von den Mobilians ***) als von der Nation von der die benachbarten Stämme ihren Urſprung ableiteten, und deren Sprache ihre Urſprache war. Die Sache iſt die, daß wir ſehr wenig von dieſen ſüdlichen Indianern wiſſen, und was ihre Sprachen betrifft ſo haben wir nichts was unſre Nachforſchungen leiten könnte, als einige wenige Wörter welche Adair anführt, und einige andre welche aus verſchiedenen Quellen von dem verſtorbenen Dr. Barton zuſammen geſammelt worden ſind. Es fehlt uns jedoch nicht ganz an Mitteln über dieſen intereſſanten Gegenſtand vollſtändige und genaue Belehrungen zu erlangen, und ich hoffe daß es der Committee der hiſtoriſchen Claſſe mit den Maaßregeln welche ſie im Begriff iſt zu nehmen um ſich dieſelben zu verſchaffen gelingen werde. Herr Meigs, der Agent der vereinigten Staaten bey den Cherokees, Herr Mitchell, Agent bey den Creeks und der Prediger Gambold, der lange als Miſſionair der Brüder Gemeine unter den erſtgenannten, den Cherokeſen, gelebt hat, ſind gewiß im Stande den Nachfragen der Committee zu genügen, und ich zweifle nicht daß es ihnen Freude ſeyn wird zur Beförderung der Literatur ihres Landes durch ihre Hülfe beyzutragen.

Es

*) Mithrid. ibid.

**) Loskiel Th. 1. K. 1.

***) Duvallon Vue de la Colonie Espagnole du Mississippi. angeführt von Vater, Mithrid. S. 297.

Es iſt eine bemerkenswerthe und ſehr zu bekla⸗gende Thatſache, daß die Franzoſen und Engländer, die ſo lange im Beſitz des unermeßlichen Landſtrichs von Labrador bis an den Miſſiſſippi geweſen ſind, über die Indianer Sprachen in dieſem Theil des Ame⸗rikaniſchen Continents ſo äußerſt wenig geſchrieben haben. Unter den Engländern iſt es allein Eliott, und unter den Franzoſen Vater Sagard, von denen man ſagen kann daß ſie hierüber etwas bekannt ge⸗macht haben was bemerkt zu werden verdient. Zeis⸗berger war ein Deutſcher und Hr. Edwards ein Ame⸗rikaner. Die Spanier hingegen haben eine große Menge Sprachlehren und Wörterbücher der Indianer Sprachen welche innerhalb ihrer Beſitzungen geſpro⸗chen werden durch den Druck bekannt gemacht *), und verdienen dieſer ihrer Bemühungen wegen gerühmt zu werden. Es iſt noch immer nicht zu ſpät für die unabhängigen Amerikaner, die Vernachläſſigung ihrer Voraltern wieder gut zu machen: man ſollte aber keine Zeit verlieren weil die Indianiſchen Völkerſchaften, immer mehr von der Oberfläche unſres Landes verſchwinden, und unſre Nachkommen es in der Folge zu bereuen haben möch⸗ten, daß man nicht mehr Mühe anwandte, das An⸗denken ihrer Sagen, Gewohnheiten, Sitten und Sprachen zu erhalten.

*) In der Bibliotheca Americana findet man 45 Sprach⸗lehren und 25 Wörterbücher über die allein in Mexiko üblichen Sprachen angeführt; überdieß 85 Schriften von verſchiedenen Verfaſſern über Gegenſtände der Religion und Moral welche als Originale oder Ueberſetzungen in irgend einer von jenen Sprachen ſind verfaßt worden.

Aus⸗

Digitized by Google

Auszug aus einem Bericht des Herrn Peter S. Duponceau correſpondirenden Secretairs der Committee (der hiſtoriſchen Claſſe der Amerikaniſchen gelehrten Geſellſchaft) über den Fortgang der ihm aufgetragenen Nachforſchung den allgemeinen Character und die Formen der Amerikaniſchen Indianer Sprachen betreffend. Vorgeleſen den 12. Jan. 1819.

Zuförderſt ſey es mir erlaubt zu verſichern, daß ich, bey dem Eingehen auf die gegenwärtige Unterſuchung, keine Lieblingshypotheſe oder Theorie zu begründen hatte. Ob die Indianiſche Bevölkerung dieſes Landes von den Tataren oder von irgend einer andren Menſchenraſſe abſtammt; ob Amerika aus irgend einem Gebiet der alten Hemiſphäre, oder ob dieſe von Amerika aus bevölkert wurde, ſind Fragen auf welche ich noch nie meine Gedanken beſonders richtete. Ich habe mich abſichtlich uneingenommen zu erhalten geſucht, damit ich aus einem abſtracten mit jenen wichtigeren Gegenſtänden ganz unvermiſchten und nicht verketteten Geſichtspunct meine philologiſchen Forſchungen verfolgen möchte, deren Reſultate wenn ſie völlig ins Reine gebracht ſeyn werden, vielleicht auch über jene Gegenſtände am Ende Licht verbreiten dürften. Mein einziger Zweck iſt geweſen, vermittelſt des Studiums der Indianer Sprachen, einige Thatſachen zu ſammeln, welche der philoſophi-

ſche

Digitized by Google

ſche Forſcher möchte benutzen können, die Grenzen unſrer beſchränkten Kenntniß der ſo überaus wichtigen Geſchichte der Menſchen zu erweitern.

Ich wünſchte vor allen Dingen zu wiſſen, ob die Idiome der Amerikaner ſo weſentlich von einander verſchieden wären, als die welche die Völker auf dem alten Continente reden. Daß ſie in Anſehung der Grund- oder Wurzelwörter (etymology) eben ſo von einander abweichen, iſt eine ſo vollkommen erwieſene Thatſache, daß darüber kein Zweifel mehr Statt finden kann; es blieb mir alſo nur dieß zu unterſuchen übrig, in wiefern der Bau derſelben überhaupt (general construction) oder ihre grammatiſchen Formen einander ähnlich oder von einander verſchieden ſeyn möchten. Darauf folgte dann natürlich ihre Vergleichung mit den Idiomen der Transatlantiſchen Halbkugel, auf dieſe Puncte heftete ich mein Nachdenken, und machte ſie zu den Hauptgegenſtänden meiner Forſchungen.

Hiebey ging ich mit größter Sorgfalt und Critik zu Werke, und hielt mich nur an ſolche Proben der verſchiedenen Sprachen, in welchen ihr grammatiſcher Bau hinlänglich zu erkennen war.

Nicht wenig Beyhülfe hat mir geleiſtet das vortreffliche Werk, mit ſo viel Sachkenntniß angefangen von dem ſel. Prof. Adelung *) und mit nicht weniger Sachkenntniß und Geſchick fortgeſetzt von unſrem gelehrten Mitarbeiter Profeſſor Vater und einem andern Ade-

*) Der Verfaſſer des großen deutſchen Wörterbuchs und andrer berühmter Werke.

Adelung *) der ſeinem Vorgänger nicht nachſteht, nämlich der Mithridates **) — welches Werk ich ohne Bedenken die erſtaunenswürdigſte philologiſche Sammlung nenne die je in der Welt erſchienen iſt. — Zwey Bände dieſes umfaſſenden Werks ſind den Sprachen der Indianer in Nord- und Südamerika ausſchließlich gewidmet, und geben eine gedrängte Ueberſicht aller der Belehrungen welche die bisher gedruckten Werke über dieſen Gegenſtand enthalten.

Außerdem ſind mir noch mehrere reiche Hülfsquellen eröffnet worden, wohin ich insbeſondre rechne die von chriſtl. Miſſionären in dieſem Lande zum Gebrauch ihrer jüngeren Mitbrüder nach und nach aufgeſetzten Bemerkungen über die Sprache und ihre Regeln, ſo wie auch die Correſpondenz mit mehreren dieſer Miſſionäre verſchiedener Confeſſionen in verſchiedenen Gegenden des Landes.

Drey Hauptreſultate haben ſich mir in Folge der angeſtellten Unterſuchungen lebhaft aufgedrungen, und dieſe ſey mir erlaubt der Committe anjetzt vorzulegen, welches nicht anders als mit größter Schüchternheit und blos in der Abſicht ſie den Gelehrten zu weiteren Forſchungen zu empfehlen, von mir geſchieht.

1. Die Amerikaniſchen Sprachen überhaupt genommen, ſind reich an Wörtern und grammatiſchen Formen, und es herrſchen in ihrer vielfachen Zuſammen-

*) Friedr. Adelung zu St. Petersburg, Staatsrath und Mitglied der kaiſerl. Ruſſ. Akademie und unſrer Geſellſchaft. Er der Neffe und würdige Nachfolger des großen Adelung.

**) Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde ꝛc. Berlin 1806 — 1817.

Digitized by Google

menſetzung die größte Ordnung, Methode und Regelmäßigkeit.

2. Dieſe vielfachen Formen, welche ich polyſynthetiſche nenne, finden erweislich Statt in allen Sprachen welche von Grönland bis Cap Horn geredet werden.

3. Dieſe Formen ſcheinen von denen der alten und der neuern Sprachen auf der alten Halbkugel weſentlich verſchieden zu ſeyn.

Was den erſten dieſer Sätze, oder vielmehr die erſten dieſer Fragen betrifft — ſo erhellet aus den hinlänglich bekannten Werken über das Karalit, oder die Sprache der Grönländer und Eskimo, der Delawaren und der Irokeſen, daß der Bau derſelben ganz polyſynthetiſcher Art iſt. In Mittelamerika zeigt ſich die Sprache in der Provinz Guatimala oder das Poconchi, nach Thomas Gage in ſeiner Reiſe nach Neu-Spanien, als polyſynthetiſch. Auch gehört das eigentliche Mexikaniſche und der Taraskaniſche Dialect, nach den darin vorkommenden vielbefaſſenden (complex) Formen, (in den reflectirenden, tranſitiven, compulſiven, applicativen, meditativen, communicativen, reverentiellen und frequentativen) Zeitwörtern hierher, wie die über jene Sprachen, von Tapia Zenteno, F. Antonio de Rincon, und F. Diego Baſalenque, vorhandenen und in der Bibliothek unſrer Geſellſchaft befindlichen Sprachlehren ausweiſen.

Was Südamerika betrifft ſo halte ich es für hinlänglich der Karibbeiſchen und der Araukaniſchen Sprache an den beyden entgegengeſetzten Enden jenes Continents zu erwähnen. Von den erſteren beſitzen wir eine ſehr gute Grammatik und ein Wörterbuch

von

von Vater Breton, und der grammatiſche Charakter der letzteren iſt gut ins Licht geſetzt durch den Abt Molina in ſeiner vortrefflichen Geſchichte von Chili. Ich glaube es wird hinreichen auf dieſe Werke zu verweiſen um zu zeigen daß dieſe zwey Sprachen im höchſten Grade polyſynthetiſch ſind, und daß zwiſchen ihnen und den Idiomen der nördlichen Länder dieſes Continents, die größte Analogie in den Formen Statt findet. So führt z. B. Molina unter mehreren zuſammengeſetzten Zeitwörtern der Araukaniſchen Sprache an, das Zeitwort "iduancloclavin" Ich wünſche nicht mit ihm zu eſſen. Ich fragte einſt Herrn Heckewelder ob es ein ähnliches Verbum in der Delawariſchen Sprache gäbe, und er nannte mir ſogleich: "n'schingiwipoma" Ich mag nicht mit ihm eſſen. Ein auffallendes Beyſpiel von der Aehnlichkeit zwiſchen den Sprachen ſo unermeßlich weit von einander entfernter Völker, in Anſehung des grammatiſchen Baues (grammatical construction) kann man glaub ich nicht verlangen.

Wenn ich es nun hiedurch wo nicht erwieſen doch wahrſcheinlich genug gemacht habe, daß polyſynthetiſche Formen das Charakteriſche der Amerikaniſchen Indianer Sprachen ſind, ſo brauche ich mich nur auf die Briefe des Hr. Heckewelder *) zu beziehen und darzuthun daß

*) [Aus Hr. Heckewelders Brief an den Hr. Duponceau N. XV.

Bethlehem den 24. Jul. 1816.

"Laſſen Sie mich jetzt verſuchen Ihnen einige, wenn auch nur ſchwache Vorſtellung zu geben, von den verſchiedenen Arten welche die Indianer haben, Begriffe,

daß dieſe Formen, nach den Beyſpielen davon welche aus der Delawariſchen Sprache von ihm angeführt wer-

Schattirungen derſelben und Zuſammenſetzungen von Begriffen auszudrücken: n' mizi ich eſſe, n' mamizi ich bin eſſend, oder im Eſſen begriffen, n' mizihump ich habe gegeſſen, metschi n' gischi mizi ich habe aufgehört zu eſſen (J am come from eating) n' dappi mizi ich bin vom Eſſen zurückgekehrt (j am returned from eating). Die erſten beyden Ausdrücke n' mizi und n' mamizi zeigen beyde an, ich eſſe, das eine aber in einem beſtimmten, das andre in einem unbeſtimmten Sinn, und ein guter Redner wird nie den einen ſtatt des andern gebrauchen. Die drey letzten Ausdrücke ſind ſämmtlich die Perfecta des Zeitworts "ich eſſe" und zeigen alle an "ich habe gegeſſen." Einer der ſo eben vom Tiſche aufſteht wird indeſſen nicht ſagen: n' dappi mizi; dieſer Ausdruck kann blos gebraucht werden, wenn er den Ort wo er aß, ſchon verlaſſen hat, als Antwort auf die Frage: wo kommſt du her? n' dappi ſteht in Verbindung mit dem Worte apatschin zurückkehren. Iſt der Ort von welchem Jemand herkommt nahe ſo ſagt er n' dappi, iſt er entfernt n' dappa ſo z. B. n' dappi pihm, ich bin vom Schwitzen (oder vom Schwitzofen) gekommen, n' dappi hacki heen ich bin vom Pflanzen gekommen, n' dappi wickheen ich bin vom Bauen eines Hauſes gekommen, n' dappi manchasqueen ich bin vom Grasmähen gekommen, n' dappi notamaesin ich bin vom Fiſchſtechen gekommen, n' dappallauwin ich bin vom Jagen gekommen (zurückgekehrt), n' dappachtopalin ich bin vom Kriegführen gekommen (zurückgekehrt). Aehnliche Unterſchiede könnte ich auch im Futuro angeben, es würde mich aber zu weit führen.

Vater

Digitized by Google

werden, wirklich von der Art ſind, wie ich ſie beſchrieben habe, nämlich reich, vielbefaſſend, ausdrucksvoll,

Vater Sagard ſagt: "die Indianer Sprachen haben keine Wurzelwörter, und in der Bildung ihrer Wörter findet ſich keine Regelmäßigkeit." Es iſt freilich gewiß, daß die Weiſe wie die Indianer gewöhnlich ihre Wörter bilden, ſich von der Europäiſchen unterſcheidet; ich kann Ihnen indeſſen leicht beweiſen daß ſie es verſtehen dieſelben aus dem Wurzelwort zu bilden. Ich nehme das Wort wulit, gut, paſſend, recht, davon ſind abgeleitet: wulik das Gute (the good) wulaha beſſer, wulisso hübich, niedlich, wulamoewagan Wahrheit, wulatenamuwi glücklich, wulatenamoagan Glückſeeligkeit, wulapensowagan Segen, wulapan ſchöner Morgen, wuliechen es iſt gut oder wohlgethan, wulittol ſie ſind gut, wuliken es wächſt gut, gedeihet, wuliechsin gut reden, wulelendam ſich freuen, wulamallsin wohl, glücklich ſeyn, wulandeu und wuligischgu ein ſchöner Tag, wulapeyu gerecht, aufrichtig, wuliwatam guten Verſtand haben, wuliachpin an einem guten Ort ſeyn, wulilissin ſich wohl befinden, wulilissu er iſt gut, wulilissick betragt euch gut, wulinaxin wohl ausſehen, wulamoeyu es iſt wahr, wulantowagan Gnade, wulaptonachgat ein gutes Wort, wulatopnamik gute Bothſchaft, wulatonamin glücklich ſeyn, wulissowagan Niedlichkeit, hübſches Vorkommen, wulihilleu es iſt gut, wulineichquot es iſt gut anzuſehen, wulelemileu es iſt wunderbar, wulitehasu wohl geſchnitten oder gehauen, wuliwiechinen wohl ruhen, welsit Mannitto der gute Geiſt. So auch von machtit, ſchlecht, machtitsu garſtig, machtesinsu häßlich, machtschi oder matschi Mannitto oder machtando der böſe Geiſt, der Teufel u. ſ. w.

Digitized by Google

voll, und vorzüglich daß die größte Ordnung Methode und Analogie in denſelben herrſchen. In der That,

Die Wörter von der Wurzel wulit abgeleitet, enthalten den allgemeinen Begriff des guten, ſchönen, paſſenden, ſchicklichen, gerechten, gehörigen, und gehen dann weiter fort zu dem allgemeinen Begriff: Glückſeeligkeit und den davon abgeleiteten Begriffen, weil Glückſeeligkeit als ein gutes angenehmes Gefühl oder als ein ſolcher Gemüthszuſtand betrachtet wird und Einer der glücklich iſt, als ein ſolcher dem wohl iſt. Dieß macht die Sprache nicht, wie Sie vermuthen möchten unbeſtimmt oder doppelſinnig, denn die Indianer reden mit großer Präciſion und verſtehen einander vollkommen.]

[Auszug aus einem andren Brief von Ebendemſelben an Denſelben. Nr. XVIII.

Bethlehem den 12. Aug. 1816.

"Da ſie wünſchen mit der Art wie die Indianer ihre Wörter zuſammenſetzen bekannt zu werden, ſo will ich mich beſtreben Ihnen hierin ſo viel ich vermag zu genügen. Das Verfahren iſt ziemlich daſſelbe als dasjenige welches Egede in Beziehung auf die Sprache der Grönländer beſchrieben hat. In der Delawariſchen und in den andern Indianer Sprachen die ich kenne werden Theile oder Stücke verſchiedener Wörter, zuweilen ein einzelner Laut oder Buchſtab künſtlich zuſammengeſetzt, ſo daß man das Zuſammenſtoßen harter oder widriger Töne vermeidet uud macht daß das Wort angenehm ins Ohr fällt. Sie erkennen leicht, daß Wörter auf ſolche Weiſe zuſammengeſetzt und vervielfältigt werden können bis ins Unendliche, und daher eben kommt der Reichthum der Amerikaniſchen Sprachen. Hievon kann ich ihnen zahl-

That, es dürfte nach der Anſicht von der Lenni Le-nape Sprache, welche er giebt eher ſcheinen daß die-
ſes

zahlreiche Beyſpiele anführen. Zuerſt das Wort nad-holineen. Es iſt ein einfaches kurzes Wort; hat aber eine umfaſſende Bedeutung. Die Begriffe welche durch daſſelbe angedeutet werden ſind dieſe: "kommt mit dem Kanoe und ſetzt uns über den Fluß oder Strom." Die Beſtandtheile deſſelben ſind folgende: die erſte Sylbe "nad" iſt abgeleitet von dem Zeitwort "naten" holen; die zweyte "hol" von amschol ein Kanoe oder Boot; ineen iſt die Endigung des zum Zeitwort gehörigen Für-worts: uns, wie in "milineen" gieb uns. Buchſtäblich alſo ſagte jens Wort: hol Kanoe uns (fetch canoe us) in ſeiner gewöhnlichen und angenommenen Bedeutung aber zeigt es an: komm und bring uns über den Fluß mit einem Kanoe (come and fetch us across the river with a canoe). Ich brauche nicht hinzuzuſetzen daß dieß Zeitwort (nadholineen) durch alle Modos nnd Tempora conjugirt wird. Nadholawall iſt die dritte Perſon der einfachen Zahl des Indicativs der gegenwärtigen Zeit und bedeutet: er wird über den Fluß geſetzt mit einem Kanoe, oder kurz er wir über den Fluß geſetzt (he is fetched over the river). —

Von wunipach ein Blatt, nach eine Hand und quim eine Nuß nämlich eine Baumnuß (da es ein eignes Wort für dieſe zum Unterſchied von Nüſſen andrer Art giebt). wird durch Zuſammenſetzung gebildet: wunachquim eine Eichel, und die Begriffe welche dieſes Wort andeuten ſoll ſind folgende: die Nuß eines Baums deſſen Blätter einer Hand ähnlich ſind, oder die Handform haben. Die Blätter der Eichen haben Aehnlichkeit mit einer geöffneten Hand. — Nach eben der Analogie ſind gebildet m'sim
Hickery.

Digitized by Google

ſes Idiom von Gelehrten in ihren Studirzimmern, als von Wilden in den Wäldern wäre gebildet worden.

Hickerynuß, ptucquim Wallnuß, wapim Kaſtanie, (chesnut) Schauwemin Buchnuß und mehrere andre. Den Baum welchen wir die ſpaniſche Eiche (spanisch oak) nennen, deſſen Blätter ſich durch ihre Größe auszeichnen heißen ſie: amanganaschquimhschi der Baum welcher die größten handförmigen Blätter hat. Wollten wir dieſe Zuſammenſetzung im Engliſchen nachahmen, ſo würden wir ſagen: large handleaf nuttree (Breithandblattnußbaum) und um die Töne nach Indianer Art ſanfter und wohllautender zu machen würde etwa larjandliſſentree oder larjandlennuttree (Breithandelbaum) oder etwas ähnliches daraus entſtehen. Die letzte Sylbe des angeführten Worts iſt nicht von dem gewöhnlichen Namen eines Baums abgeleitet, denn dieſer iſt hittuck, ſondern von achpansi *) welches den Stamm eines Baums bezeichnet. Die letzte Sylbe dieſes Worts "Si" iſt in dem daraus zuſammengeſetzten Worte in Schi verändert, vermuthlich des Wohlklangs wegen worüber in dieſem Fall ein Indianiſches Ohr am beſten urtheilen kann. — Nanayunges heißt im Delawariſchen ein Pferd. Dieß Wort iſt gebildet von awesis ein Thier (a beast) wovon die letzte Sylbe es (is?) genommen iſt, und von nayundam eine Laſt auf dem Rücken oder den Schultern tragen (denn für das Tragen in der Hand oder in den Armen iſt das rechte Wort: gelenummen) das obige Wort für Pferd zeigt alſo nach den Buchſtaben an: das Thier

*) Nach dem Verzeichniß der Druckfehler ſoll "achpanschi" geleſen werden.

Ueb.

den. Fragt man, wie dieß möge zugegangen ſeyn, ſo kann ich nur dieß antworten: es iſt mir aufgetra-
gen

Thier welches auf ſeinen Rücken trägt, alſo ein Laſtthier. Wären Eſel und Kameele den Indianern bekannt, ſo würden ſie leicht unterſcheidende Benennungen für dieſelben bilden.

Jetzt noch etwas über den Ausdruck ſolcher Begriffe welche ſich auf das Sittliche beziehen. Wulik oder wulit wie wir vorhin ſahen bedeutet gut im Allgemeinen und alles was dahin gerechnet werden kann. Nun ſagt der Indianer, um anzuzeigen daß ihm das Geſagte gefällt oder daß er damit zufrieden iſt: Du haſt gute Worte geredet, er ſagt alſo: "Kolamoe". Dieß Wort iſt eigentlich eine von den Formen der vergangnen Zeit (praeteritum) eines Zeitworts welches anzeigt: die Wahrheit reden, und bedeutet genau überſetzt: du haſt die Wahrheit geredet oder du haſt gute Worte geredet. Denn k von ki zeigt die zweyte Perſon an (du) ola iſt abgeleitet von wulit gut moe aber bedeutet den Act des Sprechens. Wulamoe, in der dritten Perſon, bedeutet: er hat die Wahrheit geredet, woraus das Subſtantivum wulamoewagan, die Wahrheit, gebildet iſt; wagan oder woagan (wie unſre deutſchen Miſſionäre zuweilen ſchreiben um den Laut des Engliſchen w auszudrücken) iſt eine Endigung welche der Engliſchen in ness und der Deutſchen in "heit oder keit" entſpricht. — Dieſelbe Ideenreihe wird nun weiter fortgeſetzt, und ſo entſteht: "wulistamoewagan oder wulamhittamoewagan, Glaube oder Fürwahrhalten" (faith or belief) denn glistam iſt ein Zeitwort welches hören, horchen, aufmerken bedeutet, davon wulista glaube es (believe
it)

gen worden Thatſachen zu ſammeln und ins Reine zu bringen, nicht aber Theorien aufzuſtellen.

Wie

it) *) wulistam er glaubt (he believes) wulisto glaubet ihr (believe ye). Der Indianer ſagt: klistawi höre mich, nolsittammen ich glaube es; ammen oder tammen (abgekürzt von hittammen) wenn ſie als Endigungen vorkommen zeigen an: thun, verrichten, annehmen (adopt) — (alſo das obige wulamhittamoewagan eigentlich die geſprochnen guten Worte, d. i. die Wahrheit annehmen d. i. Glauben). — Sehen Sie nun welch eine Anzahl von Begriffen werden hier in einem einzelnen Worte mit einander verbunden, und mit welcher Regelmäßigkeit ſie zuſammengeſetzt ſind mit beſtimmten Endungen zur Bezeichnung des Redetheils, der Form, des Modus, des Tempus, des Numerus und der Perſon, wohin ein jeder Beſtandtheil des zuſammengeſetzten Worts gehört! Die verſchiedenen Schattirungen des Gedankens, welche dieſe Sprecharten andeuten, ſind beynahe unzählig, z. B. wulistammen heißt ſchlechtweg glauben (to believe) wulamsittammen heißt: mit Ueberzeugung glauben, wulamoinaquot glaubwürdig (zuweilen als ein verbum impersonale gebraucht: es iſt glaubwürdig verdient geglaubt zu werden), welsittawot einer der glaubt (a believer), welsittank ein Gläubiger (a believer in the religious sense) etc.

Die Sylbe pal oder pel einigen Wörtern vorgeſetzt, zeigt eine Verneinung an, auch häufig, was nicht recht iſt, im böſen Sinn. So heißt palsittamoewagan Unglaube, palsittammen nicht glauben, ungläubig ſeyn

(to

*) (Vielleicht eigentlich höre es und dann verbunden mit wulamoewagan höre die Wahrheit d. i. glaube).

U e b.

Digitized by Google

Wie die Sprache der Delawaren in den Andeutungen welche Heckewelder giebt, ſich darſtellt, ſo haben ſich auch die übrigen nach dem Modell gebildeten Sprachen, mir gezeigt. Sie haben alle das eigen=

thüm=

(to disbelieve), pelsittank ein Ungläubiger, pelsittangik Ungläubige. Ferner: palliwi ſonſt auch palliton verderben, etwas unrecht machen, palhiken fehlſchießen, einen ſchlechten Schuß thun, palhitechen einen Streich führen und nicht treffen, palla hammen auf ein Stück Wild fehlſchießen, pallilissin etwas unrecht oder verkehrt machen.

Herr von Volney hat in Anſehung der Miamiſprache welche ein Dialekt der Lenape iſt, richtig bemerkt daß m im Anfang der Wörter gewöhnlich den Begriff ſchlecht oder häßlich andeutet. Dieß iſt allerdings im Delawariſchen der Fall, doch nicht ohne Ausnahmen, z. B. mannitto ein Geiſt, womit Gott ſelbſt, der große und gute Geiſt, bezeichnet wird. Die Wörter machit ſchlecht und medhick böſe, haben jedoch mehrere davon abgeleitete Wörter hervorgebracht, welche mit den Sylben med, mach, mat, mui, me, mas etc. anfangen, und ſämmtlich etwas Böſes anzeigen oder in einem böſen Sinn genommen werden, z. B. mekih und melih Verderbniß, Fäulniß (corruption), machtando der Teufel, machtageen fechten, tödten, machtapan ein böſer, unangenehmer Morgen, machtapeek ſchlechte Zeit, Kriegszeit, machtonquam einen böſen Traum haben. Ich führe dieß nur an, um dem Scharfſinn des Herrn von Volney Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, deſſen wenige Bemerkungen über die Indianer Veranlaſſung geben zu bedauern daß er nicht in einer Lage war, mehrere machen zu können.

Ich bin u. ſ. w.

Digitized by Google

thümliche Gepräge der Fülle, des Kraftvollen, und des Umfaſſenden im Ausdruck, und zwar in der Maaße daß dieſe Eigenſchaften als mit durch die Benennung polyſynthetiſch angedeutet, betrachtet werden müſſen. Auch kann dieſe Claſſe von Sprachen nicht einmal in der Idee, als von der Ordnung, Methode und Regelmäßigkeit welche in ihr herrſchen entblößt, gedacht werden. Denn es iſt einleuchtend daß ohne dieſe Vorzüge jene vielfach zuſammengeſetzten Formen gar nicht beſtehen könnten, und daß die dann unvermeidliche Verwirrung ſie ungeſchickt zur Mittheilung auch nur der einfachſten Begriffe machen würde.

Sagt man, daß Wilde die nur wenig Begriffe haben, auch nur wenig Wörter nöthig haben können, und daß ihre Sprachen eben deswegen nothwendig arm ſeyn müſſen, ſo kann ich darauf nur erwiedern, wenn gleich nur wenig Begriffe ſich bey ihnen finden, ſo haben ſie doch viele Wörter ſich auszudrücken. Ich möchte ſagen ſie haben eine unzählige Menge von Wörtern, denn wie Colden richtig bemerkt, "ſie haben das Vermögen und die Mittel ſie bis ins unendliche zuſammenzuſetzen".

Ich wünſche auf alle Weiſe ein langweiliges Eingehen ins Einzelne zu vermeiden, es ſey mir indeſſen erlaubt ein Weniges aus den glücklich wieder aufgefundenen, und durch Freygebigkeit der ehrwürdigen Brüder-Gemeine zu Bethlehem unſrer Bibliothek einverleibten ſprachkundigen Werke der Herren Pyrläus und Zeisberger über die Irokeſen-Sprache hier anzuführen. — Im erſten Theil des Zeisbergerſchen Wörterbuchs findet ſich unter dem Buchſtaben B und dem

dem deutſchen Worte Bankerott;

er hat Bankerott gemacht — im Irokeſiſchen: ohne hawa heje, ohne jachsten nahore hoje.

Im dritten Bande unter dem Buchſtaben J. und dem deutſchen Worte inwendig.

inwendig, im Irokeſiſchen: nacu, gajatacu.

inwendige Hitze, im Irokeſiſchen: otariche gajatacu.

inwendige Ruhe, ein ruhiges Gewiſſen: im Irokeſiſchen: jonigochrio; Scaeno agonochtonnie gajacatu.

was inwendig verborgen iſt, im Irokeſiſchen: nonahote nacu ne wachsechta.

Ich geſtehe daß ich mich in Erſtaunen verliere über den Reichthum und den bewundernswürdigen Bau dieſer Sprachen, welche wie man ſieht, ſich nicht einzig und allein beſchränken auf den Ausdruck der Dinge die ſich auf die gewöhnlichen Beſchäftigungen und die phyſiſche Exiſtenz der Wilden beziehen, und ich kann hiefür keinen andern Grund angeben als indem ich hinaufblicke zu der großen Grund-Urſache aller Dinge.

In Anſehung der zweyten Frage, oder der Aehnlichkeit der Indianiſchen Sprachen unter einander in Betreff der grammatiſchen Formen, habe ich ſchon zu zeigen geſucht, daß die Formen welche ich polyſynthetiſch nenne, in den Sprachen verſchiedener unermeßlich weit von einander entfernter Nationen in dem nördlichen mittleren und ſüdlichen Theil dieſes Continents, ſich vorfinden. Ich muß alſo jetzt noch ferner unterſuchen ob dieſe Formen in allen Sprachen der Amerikaniſchen Indianer angetroffen werden. Daß hierin indeſſen für jetzt noch nicht das Aeußerſte gelei-

Digitized by Google

geleiſtet werden kann, ſondern unſre Unterſuchungen ſich auf die vorhandnen Mittel die Sprachen der Amerikaner kennen zu lernen werden beſchränken müſſen, bedarf kaum einer Erinnerung.

Unter einer polyſynthetiſchen oder ſyntactiſchen Sprachbildung (conſtruction of language) verſtehe ich eine ſolche, wo die größte Anzahl von Begriffen in der kleinſten Anzahl von Wörtern zuſammengefaßt wird. Dieß geſchieht hauptſächlich auf zwiefache Weiſe. 1) Durch eine ſolche Weiſe Ausdrücke zuſammenzuſetzen, wobey man ſich nicht darauf beſchränkt zwey Wörter mit einander zu verbinden wie im Griechiſchen, oder die Biegung oder die Endigung eines Wurzelworts zu verändern, wie in den meiſten Europäiſchen Sprachen, ſondern wo man die am meiſten bezeichnenden Töne oder Sylben jedes einfachen Worts ſo mit einander verwebt, daß daraus ein zuſammengeſetztes entſteht, welches alle die Vorſtellungen, die durch die einzelnen Wörter von welchen jene Sylben oder Töne hergenommen ſind, ausgedrückt werden, auf einmal in dem Gemüthe erweckt *).

2)

*) Beyſpiele von dieſer Art der Zuſammenſetzung enthält obiger Brief von Herrn Heckewelder an Herrn Duponceau Nr. XVIII. Auch ſcheinen hieher zugehören die im Briefe Nr. XXVI. angeführten Beyſpiele, wo durch die Verbindung der Endungen ink und unk, welche den Begriff der Oertlichkeit anzeigen, mit Subſtantiven folgende Formen entſtehen:
utenink oder otaenink (von otaeney eine Stadt) in der Stadt.
untenink n'da, ich gehe zur Stadt oder in die Stadt.
utenink noom, ich komme aus der Stadt (from within the town).

sipunk

Digitized by Google

2) Durch eine ſprachähnliche Verbindung (analogous combination) der verſchiedenen Redetheile, hauptſächlich vermittelſt des Zeitworts, ſo daß deſſen verſchiedene Formen und Biegungen nicht nur die Haupthandlung anzeigen, ſondern auch die möglichſt größte Anzahl ſittlicher Begriffe (moral ideas) und phyſiſcher Gegenſtände welche mit derſelben in Verbindung ſtehen, und ſich zugleich in der größten Ausdehnung die Begriffe aneignen welche durch andre Redetheile angedeutet werden, und in andren Sprachen durch abgeſonderte einzelne Wörter ausgedrückt werden müſſen *). Dieß halte ich für den allgemeinen Charakter der Indianiſchen Sprachen.

Daß

sipunk (von sipo) nach oder in dem Fluß.
m'bink (von m'bi) in dem oder das Waſſer (in the water).
hakink (von hacki) in oder auf der Erde.
awossagamewunk (von awossageme) im Himmel.
wachtschunk n'da, ich gehe den Hügel hinauf.
wachtschunk noom, ich komme von dem Hügel.
hitgunk, auf oder zu dem Baume.
ochunk, in ſeines Vaters Hauſe (at his father's).

*) Beyſpiele der zweyten Art der Zuſammenſetzung enthält auch der Brief von Herrn Heckewelder an Herrn Duponceau Nr. XXI.

elumiangellatschik, diejenigen die im Begriff ſind zu ſterben (morituri). Der erſte Theil dieſes Worts elumi iſt abgeleitet von dem Zeitwort n'dallemi welches anzeigt: ich habe etwas vor, fange etwas an (I am going about something) wie z. B. n'dallemi mikemosi, ich habe vor zu arbeiten (bin darüber aus), n'dallemi angelu heißt alſo, ich habe vor, bin im Begriff zu ſterben (I am going to die). Das zweyte Glied des obigen Worts angel kommt her von angelu, ſterben. angloagau, Tod. angellopannik, ſie ſind alle todt. — Das Uebrige iſt grammati-

Daß die Amerikaniſchen Sprachen ſämmtlich nach dieſem Modell ſind gebildet worden, beweiſe ich

matiſche Form, atsch zeigt das Futurum an, ik, die letzte Sylbe enthält den Begriff des perſönlichen Fürworts, ſie (they); eluniagellatschik drückt alſo das Lateiniſche morituri oder das Deutſche, "diejenigen welche am Sterben ſind" aus.

ahoaltin, einander lieben (to love each other), wird im Präſens in zwey Formen conjugirt.

Bejahende Form (positive form).

n'dahoaltineen, wir lieben einander.

k'dahoaltihhimo, ihr liebt einander (you love one another).

a-hoaltowak, ſie lieben einander.

Verneinende Form (negative form).

matta n'dahoaltiwuneen, wir lieben einander nicht (we do not love one another).

matta kdahoaltiwihhimo, ihr liebt einander nicht.

matta ahoaltiwiwak, ſie lieben einander nicht.

In eben dieſem Briefe heißt es von den perſönlichen Fürwörtern, ſie ſind zweyerley, trennbare und nicht trennbare.

Die trennbaren (separable) Fürwörter ſind: ni ich, ki du, neka oder nekama er oder ſie, kiluna wir, kiluwa ihr, nekamawa ſie (they).

Es giebt noch andre perſönliche Fürwörter, von denen ich glaube daß ſie den Indianiſchen Sprachen eigenthümlich ſind, als z. B. nepe ich auch, kepe du auch, nepena oder kepena wir auch, kepewo ihr auch, kapoak ſie auch (they also).

Die nicht trennbaren Fürwörter ſind n für die erſte Perſon, k für die zweyte, und w oder o für die dritte, ſowol im Singular als im Plural. Sie werden mit Subſtantiven in den poſſeſſiven Formen verbunden, wie in nooch mein Vater, kooch dein Vater; die dritte Perſon wird zuweilen durch die Endung wall angezeigt, wie ochwall ſein oder ihr Vater, und ſonſt auch durch w, wie

Digitized by Google

ich zunächſt durch die Darſtellung des grammatiſchen Charakters von 34 Amerikaniſchen Sprachen, und durch die Sprachproben von 69 verſchiedenen Idiomen oder Dialekten der Wilden in dieſem Continent, welche ſich in dem unſchätzbaren Werk: Mithridates befinden. Dank ſey den Deutſchen und den Ruſſen, unſren Lehrmeiſtern, deren trefflichen und unermüdchen Anſtrengungen, die allgemeine Sprachkunde für die Fortſchritte, welche ſie ſeit Kurzem gemacht hat, ſo vorzüglich viel ſchuldig iſt.

Unter den Sprachen, von deren grammatiſchen Formen Profeſſor Vater nicht im Stande war eine hinlängliche Darſtellung zu geben, iſt das Irokeſiſche oder die Sprachen der fünf verbündeten Nationen.

Die

wie in wtamochol ſein oder ihr Kanoe. Im Plural nochena unſer Vater, koohuwa euer Vater, ochussawall ihr Vater (their father). Ooch iſt das eigentliche Wort für Vater im abſtracten oder allgemeinen Sinne des Worts, wetoochwink und wetochemuxit bedeuten beyde der Vater in einem beſtimmteren Sinn, wetochemelenk wird in der Bedeutung des Vocativ gebraucht, und bedeutet: du unſer Vater.

Brief. Nr. XIX.

Daher im Gebet des Herrn:

Ki du, wetóchemelenk unſer Vater, talli dort, épian wohnend, awosságame jenſeits der Wolken, machelendásutsch verherrlicht oder geprieſen werde, Ktellewunsowágan dein Name, ksakimowagan dein Königreich, peyewiketsch komme her, ktelitehewágan deine Gedanken, Wille, Abſicht, Sinn, léketsch komme zu Stande, yun hier, achquidhackamike auf der Erde, auf Erden überall, elgiqui gleich wie, leek als es iſt, talli dort, awosságame im Himmel oder jenſeits der Wolken u. ſ. w.

S. Loskiel S. 28. Brief. Nr. XXIV.

Digitized by Google

Die Sprachlehren und Wörterbücher welche wir der Güte der Evangeliſchen Brüder-Gemeine verdanken, haben bewieſen daß jene Sprache auch polyſynthetiſch iſt. — Die Beſchreibung welche Profeſſor Vater von der Sprache der Aruwaken giebt, zeigt daß auch dieſe denſelben Charakter hat, und dieß iſt nun überdieß noch beſtätigt worden durch eine vortreffliche Grammatik und ein Wörterbuch dieſer Sprache, von dem Prediger Theodor Schultz von Schoeneck bey Nazareth in dieſem Staate, welcher ſich lange unter ihnen aufhielt. Die Sprache der Chippewäer von welcher Prof. Vater einmal glaubte, daß ſie aller grammatiſchen Formen beynahe gänzlich ermangle *), zeigt ſich nach den Mittheilungen des Prediger Dencke als mit der Delawariſchen auf gleiche Weiſe gebildet. Sie iſt eine Mundart der Delawariſchen Sprache und gehört mit dieſer zu den reichſten auf unſern Continent. — Durch die gefälligen Mittheilungen des Presbyteriſchen Predigers Hr. Daniel S. Butrick, welcher ſich unter den Cherokeſen **) aufhält, bin ich davon überzeugt daß auch die Sprache dieſer Völkerſchaft im höchſten Grade polyſynthetiſch iſt. Unter andern ſagt Herr Butrick, daß die Fürwörter und die Zeitwörter 3 verſchiedene Formen für die mehrfache Zahl (Pluralis) haben, (the general plural, the particular plural (für eine beſtimmte Geſellſchaft oder Claſſe von Menſchen) and the dual). — In Anſehung

*) Unterſuchung über Amerika's Bevölkerung.

**) Nicht Cheerakes wie Adair, Barton und Andere ſie ſeltſamer Weiſe genannt haben. Sie ſelbſt nennen ſich Chelokees (Tſchelokihs) da ihre Sprache kein r hat, die zweyte Sylbe iſt lang und hat den Ton.

hung der Chickaſaw, und auch der Choctaw Sprache habe ich durch zwey Dollmetſcher aus jenen ſüdlich wohnenden Völkerſchaften erfahren, daß auch ſie polyſynthetiſch ſind. Ueber die Huronen oder Wyandot Sprache, welcher Lord Monboddo und Andre einen ſo ſeltſamen Charakter zuſchreiben, und von welcher Sagard durch deſſen unvollkommnes Wörterbuch man ſie bisher allein kannte, ſelbſt behauptet: "C'eſt une langue presque ſans regles", habe ich mir durch zwey ſehr fähige Dollmetſcher hinlängliche Aufſchlüſſe verſchafft. Sie ſcheint mir wohlklingend und ſanft zu ſeyn, hat denſelben Bau den auch die übrigen Amerikaniſchen Sprachen haben, auch gleichen Reichthum und gleiche Fülle, und ebenfalls 3 Plurales. In ſo fern es als ausgemacht angenommen werden darf, daß Sprachen deren Etymologie ſie auf einerley Quelle zurückführt, auch an den Formen und dem eigenthümlichen Bau der Mutterſprache Antheil haben müſſen, ſo kann auch nunmehr die Sprache der Waſhaſh Indianer, gewöhnlich Oſages genannt, wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Sprache der Nadoweſſier und Huronen als ein von der Irokeſiſchen Grundſprache abgeleiteter Dialekt angeſehen werden. Vermittelſt des Wörterbuchs von Dr. Murray aus Louisville, welches im Beſitz der Committee iſt, ſind wir über die weite Verbreitung der Völkerſchaften von Irokeſiſcher Abkunft belehrt worden, da wir vor kurzem noch glaubten, daß ſie nur in der Nähe der großen Seen gewohnt hätten, jetzt aber bis an die Ufer des Miſſuri hin Spuren von ihnen finden. So dient ein Zweig des Wiſſens zur Beförderung des andren, und indem wir uns mit dem Studium der

Sprachen der Indianer beſchäftigen, können wir vielleicht auf die Entdeckung ihrer Abkunft geleitet werden.

Die dritte Frage bezieht ſich auf das Verhältniß der Amerikaniſchen Sprachen zu denen der alten Welt. Hierbey drängt es ſich nun ſogleich ſehr lebhaft auf, daß uns jene Sprachen unter die Aboriginer einer neuen Welt verſetzen. Wir finden eine neue Art Wörter aus verſchiedenen Wurzelwörtern ſo zuſammenzuſetzen, daß ſie dem Gemüthe auf einmal eine ganze Maſſe von Begriffen darſtellen; finden eine neue Art die Caſus der Subſtantive durch Biegungen des Zeitworts von welchem ſie regiert werden auszudrücken; einen neuen Numerus (den beſondren Pluralis) in der Declination der Haupt- und der Conjugation der Zeitwörter; eine neue Verſchmelzung (concordance) der Conjunction mit dem Verbum in dem Tempus; wir ſehen nicht blos Fürwörter wie im Hebräiſchen und einigen andren Sprachen, ſondern Adjective, Conjunctionen, und Adverbien mit dem Haupt-Redetheil verbunden, und dadurch eine unermeßliche Mannigfaltigkeit von Wortformen hervorgebracht. Hier entſteht nun natürlich die Frage: finden ſich eben ſo gebildete Sprachen noch ſonſt irgendwo auf der Erde?

Unſtreitig findet man im Hebräiſchen und in einigen andern Sprachen der alten Welt, einige von den Formen welche die Amerikaniſchen Sprachen eigenthümlich unterſcheiden, es kommt indeſſen hier auf eine ſolche Aehnlichkeit (analogy) in Anſehung des Baues und der Formen an, wodurch einer Sprache eine

Digitized by Google

eine Stelle in derſelben Claſſe mit den Indianer Sprachen gebühren wird.

Profeſſor Vater, dieſer ausgezeichnete Sprachforſcher, ſagt uns, daß er unter allen Sprachen die er mit denen der Amerikaniſchen Indianer zu vergleichen ſich die Mühe nahm, nur drey Sprachen finden konnte, welchen in Anſehung der Combinationen des Zeitworts eine Aehnlichkeit mit denſelben zugeſchrieben werden könnte, nämlich in Europa die Sprache der Basquen *) (in Biscaya), in Aſien die der Tſchuktſchi **), und in Afrika das Idiom von Congo ***).

Es ſey mir erlaubt über jede dieſer Sprachen ein paar Worte zu ſagen. Die Sprache der Biſcayer (Vasconum lingua) hat, nach den gelehrten Unterſuchungen des Profeſſor Vater und des Baron Wilhelm von Humboldt, in der ganzen übrigen Welt ihres Gleichen nicht — auch kommen die Wortformen in jener Sprache zum Theil mit den Amerikaniſchen überein, dennoch findet ein gewaltiger Unterſchied zwiſchen jener und dieſen Statt. Zum Beweiſe führe ich dieß eine an, daß in allen mir bekannten Amerikaniſchen Sprachen, die Hülfswörter haben und ſeyn †) durchaus fehlen, dahingegen in der Baskiſchen

*) S. Unterſuchungen über Amerika's Bevölkerung S. 210.

**) Mithridates Th. I. S. 563.

***) Unterſuchungen ꝛc. S. 211.

†) Dieſen Mangel beſtätigt auch Zenteno in Anſehung der Mexikaniſchen Sprache, und führt an, daß es durchaus unmöglich ſey in dieſer Sprache den Gedanken auszudrücken: Ich werde ſeyn der ich ſeyn werde (im Engl. I am

Digitized by Google

ſchen Sprache, alles gleichſam von ihnen abhängt, und ſie gerade die mannichfaltigſten Formen annehmen wodurch ſie die mit dem Zeitwort verbundenen Begriffe andeuten. Auſſerdem giebt es noch mehrere weſentliche Verſchiedenheiten in dem Bau der Baskiſchen und Amerikaniſchen Sprachen.

Die Tſchuktſchen theilen ſich in umherziehende und ſeßhafte. Letztere ſprechen einen Dialekt des Karalit, oder der Eskimoſprache, und ſowol wegen dieſes Umſtandes wie auch ihrer Sitten und Gewohnheiten wegen, hat man Grund zu vermuthen, daß ſie eine Amerikaniſche Colonie ſind *). Ihre nomadiſchen Nachbaren hingegen, oder die Rennthier Tſchuktſchen ſcheinen ein Zweig der Koriakiſchen Tataren zu ſeyn, die auf der Südſeite des Anadir wohnen, und eine Mundart der Tatarenſprache reden. Die Sprachen der Siberiſchen Tataren und der Samojeden haben weder in der Etymologie noch in ihren grammatiſchen Formen einige Verwandtſchaft mit den Amerikaniſchen. Die Idiome in den nordweſtlichen Ländern von Europa unterſcheiden ſich noch viel mehr von ihnen, und gehören zu der Claſſe derer die ich die analytiſchen Sprachen genannt habe **). Merkwürdig aber

I am that I am. Exod. III. 14.). Vergebens habe ich mich bemühet eine Ueberſetzung jenes Gedankens in das Delawariſche durch Hrn. Heckewelder zu erhalten, und glaube daß er in keine Amerikaniſche Sprache buchſtäblich wird übertragen werden können.

*) Mithridates Th. III. Abſch. III. S. 462.

**) Herr Duponceau möchte alle bekannte Sprachen in 5 Claſſen theilen. Die Sprachen der erſten Claſſe in welchen

aber iſt es daß es einen Stamm oder ein Volk in Gruſinien (Georgien) am Caukaſus giebt, deſſen Sprache nach dem was Hr. Friedr. Adelung in ſeinen Zuſätzen zu dem Mithridates über dieſelbe anführt, in einigen Formen des Zeitworts eine auffallende Uebereinkunft mit denen in den Amerikaniſchen Sprachen hat *). Dieß iſt um ſo merkwürdiger da jener Theil von Aſien als die Wiege des menſchlichen Geſchlechts betrachtet wird.

In Anſehung der Sprachen in Congo befinden wir uns noch ziemlich im dunklen. Prof. Vater hat im erſten Abſchnitt des dritten Theils ſeines Mithridates die Hauptzüge des grammatiſchen Charakters dieſer Sprachen beſchrieben. Daß die Congo Sprache in einem hohen Grade ſynthetiſch iſt, und daß ihre Formen in einiger Hinſicht denen der Amerikaniſchen ähnlich ſind, läßt ſich nicht läugnen. Es iſt aber eben ſo wahr, daß ſich weſentliche Verſchiedenheiten fin-

chen keine vollſtändige Verbindung der Wörter Statt findet wie das Chineſiſche — heißen ihm aſyntactiſche. Die Sprachen der zweyten Claſſe wo jeder Begriff beynahe ein eignes Wort hat und einzeln ausgeſprochen wird, heißen ihm analytiſche — wie die Isländiſche, Däniſche, Schwediſche, Engliſche und Deutſche Sprache. Zu der dritten Claſſe rechnet er diejenigen welche mehrere Begriffe in einem einzigen Worte ausdrücken können, wie z. B. die Lateiniſche (ibo ich werde gehen) die Griechiſche, die Slavoniſche und andre, und nennt dieſe ſynthetiſche. Die vierte Claſſe enthält die gemiſchten Sprachen, wie Franzöſiſch, Spaniſch, Portugieſiſch, und die fünfte würde ſeyn die Claſſe der polyſynthetiſchen oder im Gegenſatz der aſyntaktiſchen, die ſyntaktiſchen.

*) Mithridates Th. IV. S. 130.

ſinden. So werden z. B. in der Congo Sprache, die Caſus des Subſtantivs durch Biegungen des Artikels ausgedrückt, dahingegen die Indianiſchen Sprachen gar keine Artikel haben — andrer Verſchiedenheiten nicht zu gedenken. Dennoch iſt es zuverläſſig ein höchſt auffallender und völlig ungegründeter Widerſpruch der in einem neueren Werke *) gegen die Behauptungen des Prof. Vater und des franzöſiſchen Geographen Malte Brun, die zuſammengeſetzten Formen der Congo Sprache betreffend, erhoben wird. Dieſer Widerſpruch kommt indeſſen weder auf Rechnung des Capitain Tuckey noch des Profeſſor Smith, ſondern allein auf Rechnung des unbekannten Herausgebers des genannten Werks, der wol in dieſer Sache zu urtheilen nicht competent war.

Man hat Urſache zu glauben daß unter den Afrikaniſchen Sprachen ſich noch mehrere ſinden welche zuſammengeſetzte Formen haben. Oldendorp hat in ſeiner Geſchichte der Miſſionen, eine Sentenz in 18 verſchiedenen Afrikaniſchen Sprachen gegeben welche der Bemerkung des Prof. Vater entgangen zu ſeyn ſcheint, und welche beweiſt, daß wenigſtens die Zeitwörter in jenen Sprachen die tranſitiven Formen der Indianer Sprachen haben.

Nach dieſem allen dürfte es denn wol als eine nicht unwahrſcheinliche Vermuthung angenommen wer-

*) Narrative of an expedition to the river Zaire usually called the Congo in South Africa, in 1816 under the direction of Capitain J. K. Tuckey to which is added the journal of Professor Smith etc. (reprinted) Newyork 1818.

Digitized by Google

werden, daß die Haupt-Eigenthümlichkeiten welche die Sprachen der Aboriginer dieſes Continents ſo allgemein auszeichnen, ſich in keiner andren Sprache auf Erden in gleicher Ausdehnung vorfinden. Es wird indeſſen noch viel Arbeit erfordern ehe dieſe Thatſache vollkommen erwieſen oder die Frage darüber zur Genüge aufgelöſt ſeyn wird. Ich hoffe indeſſen daß die hiebey unvermeidlichen Schwierigkeiten von dem fortgeſetzten Studium eines ſo intereſſanten Zweiges des menſchlichen Wiſſens, nicht abſchrecken ſondern vielmehr dazu ermuntern werden.

Digitized by Google

Zehntes Kapitel.

Zeichen und Bilderſchrift.

Von mehreren iſt behauptet worden, daß die Sprachen der Indianer Mangel an Wörtern haben, und daß ſie daher, um ſich verſtändlich zu machen, zu Bewegungen und Zeichen mit den Händen ihre Zuflucht nehmen müſſen. Dieß iſt durchaus falſch. Ich kenne keine Nation von welcher Fremde nicht eben daſſelbe ſagen. Die Sache iſt die, daß in jedem Lande, Zeichen und Bewegungen mit den Händen den Vortrag mehr oder weniger begleiten, vorzüglich wenn mit einem gewiſſen Grade von Ernſt oder Wärme geredet wird. Fremde, denen eine Sprache nicht ſehr geläufig iſt, geben gewöhnlich eben ſo ſehr und oft noch mehr Acht auf die Bewegungen als auf die Worte des Redenden um das was er ſagt, deſto beſſer zu verſtehen. Daher beſchuldigt faſt jede Nation die andern daß ſie beym Reden zu viel geſticuliren. Aus einem ähnlichen Grunde glaubt man auch gewöhnlich eine fremde Sprache werde ſchneller geſprochen als unſre eigne, da im Grunde doch nicht die Stimme welche die Wörter hervorbringt zu ſchnell, ſondern nur unſer Ohr zu langſam iſt die Töne zu unterſcheiden.

Die Indianer geſticuliren beym Sprechen nicht mehr als andre Nationen. In ihren öffentlichen Reden werden ſie freilich, wie unſre Prediger und Rechtsgelehrte, das was ſie ſagen, durch Bewegungen des Körpers und der Hände eindringlicher zu machen, ihren Bemerkungen mehr Gewicht zu geben, oder den Gegenſtand auf eine lebendigere Art darzuſtellen ſuchen als durch Worte allein geſchehen kann. In den gewöhnlichen Unterredungen aber machen ſie wenige ſolcher Bewegungen und ich glaube, nicht mehr als wir. Selbſt den Weibern, die überall mehr reden als die Männer, fehlt es nie an Worten um ſich auszudrücken, ſie ſcheinen vielmehr zu viele zu haben, und ſie bedienen ſich der Gebärden, als Hülfsmittel der Mittheilung nicht häufiger als die Lebhaftigkeit ihres Geſchlechts dieß überall veranlaßt.

Es iſt wahr daß die Indianer eine Zeichenſprache haben, wodurch ſie ſich mit einander verſtändigen, wenn das Reden klüglich oder ſchicklich nicht geſchehen kann, wie wenn ſie z. B. im Begriff ſind einem Feinde entgegen zu gehen, wo ſie durchs Reden Gefahr laufen würden entdeckt zu werden. Durch dieſe Mittel machen ſie ſich auch ſolchen Völkerſchaften verſtändlich, deren Sprache ihnen unbekannt iſt, denn alle Indianiſche Völkerſchaften können ſich auf dieſe Weiſe mit einander verſtändigen. Zeichen werden auch in einzelnen Fällen gebraucht um Worte zu ſparen, worauf die Indianer viel halten, indem ſie glauben daß zu vieles Reden einen Mann herabwürdige. Wenn ſie daher eine Sache in wenig Worten erzählen wollen, ſo bedienen ſie ſich zugleich der Mittheilungszeichen, was für diejenigen die ihnen aufmerkſam zu-

ſehen

Digitized by Google

ſehen und zuhorchen, und ſowol mit der Sprache als mit den Zeichen bekannt ſind, ſehr unterhaltend iſt, da es der Erklärung eines vor ihnen aufgeſtellten Gemäldes ungefähr gleich kommt. Nie aber bedienen ſie ſich der Zeichen, um irgend einen Mangel der Sprache zu erſetzen, da ſie Wörter und Redensarten genug haben um Alles auszudrücken.

Ich habe mehrmals Indianer welche in unſern Schulen waren gebildet worden, und ſowol Engliſch als Deutſch verſtehen, leſen und ſchreiben gelernt hatten, gefragt, ob ſie ihre Gedanken in irgend einer von den beyden Sprachen beſſer ausdrücken könnten, als in ihrer eignen, und ſie haben immer und gleichmäßig geantwortet, daß ſie ſich bey weitem leichter in ihrem eigenthümlichen Indianiſchen ausdrücken könnten, und daß ſie nie in Verlegenheit kämen für irgend einen Gedanken der ihnen aufſtieße, Wörter oder Redensarten zu finden, ohne je in irgend einem Fall genöthigt zu ſeyn zu geſticuliren oder Bewegungen mit den Händen oder dergleichen zu machen. Nach der Bekanntſchaft, die ich mit ihrer Sprache erlangt habe, darf ich mit Grunde glauben daß es ſich ſo verhält. Wirklich, wie kann dieß bezweifelt werden, da wir die ganze Bibel und das Neue Teſtament in einen ihrer Dialekte überſetzt beſitzen, und da wir finden daß unſre Prediger, wenn ſie einmal mit der Sprache der Nation unter welcher ſie ſich aufhalten vertraut geworden ſind, ihnen ohne die geringſte Schwierigkeit die tiefſten Lehren des Chriſtenthums predigen? Es iſt wahr daß die Begriffe in jenen Sprachen nicht immer in denſelben Worten oder in denſelben grammatiſchen Formen wie in unſrer eignen Sprache ausge-

ge-

gedrückt werden; wo wir den einen Redetheil gebrauchen würden, müſſen wir (im Indianiſchen) einen andern nehmen; und ein einziges Wort wird da vielleicht für dasjenige hinreichen, wofür wir mehrere Wörter nöthig haben; dennoch aber werden die Vorſtellungen mitgetheilt und gehen mit Klarheit und Beſtimmtheit von einem Gemüth zum andern über. So wird der Zweck mündlicher Rede vollkommen erreicht, und mehr, denke ich, kann nicht verlangt werden.

Die Indianer beſitzen unſre Art zu ſchreiben nicht, ſie haben keine Buchſtaben, noch irgend ein Mittel dem Auge die Töne die man ausſpricht darzuſtellen, ſie haben jedoch gewiſſe hieroglyphiſche Charaktere, (Bilderſchrift) vermittelſt welcher ſie Thatſachen auf eine ſo einfache Weiſe angeben, daß diejenigen denen jene Zeichen geläufig ſind, ſie mit größter Leichtigkeit verſtehen, eben ſo leicht in der That als wir einen ſchriftlichen Aufſatz verſtehen. Auf einem Stück Baumrinde z. B. oder auf einem dicken Baume von welchem zu dem Ende die Rinde abgenommen worden, und der am Wege ſteht, können ſie einem Jeden der dieſes Weges kommt, jede nöthige Anweiſung geben, und geben ſie wirklich. Sie werden auf ſolche Weiſe (den Vorbeygehenden) bekannt machen, daß ſie (die Hiergeweſenen) eine Partey Krieger waren, von ſo viel Mann, von ſolch einem Orte, von ſolch einer Völkerſchaft, und ſolch einem Stamme; wie viel von jedem Stamme in dem Haufen waren; welchem Stamme der Anführer oder Befehlshaber angehörte; in welcher Richtung ſie dem Feinde entgegengingen;

Digitized by Google

wie viel Tage ſie von Haus und wie viel ſie auf dem Rückwege waren; wie viel Feinde ſie erſchlagen wie viel Gefangne ſie eingebracht; wie viel Scalps ſie erbeutet hätten; ob ſie von ihrer Partey einige und wie viel verloren, was für Feinde ſie angetroffen, wie ſtark die Anzahl derſelben war, zu welchem Volk oder welchem Stamme ihr Befehlshaber gehörte u. ſ. w. welches alles bey dem erſten Blick vollkommen von ihnen verſtanden wird. Auf gleiche Weiſe beſchreiben ſie eine Jagd: dieß können alle Indianer wiewol nicht alle dieſelben Zeichen haben. Ich habe indeſſen Delawaren geſehen welche die Zeichnungen der Chippewäer, Mingoer, Schawanos und Wyandots über dergleichen Gegenſtände mit Leichtigkeit laſen.

Wenn Indianer auf der Reiſe nach dem Ort ihrer Beſtimmung, es ſey nun nach ihren entfernten Jagdrevieren oder zu einer kriegeriſchen Unternehmung, begriffen ſind, ſo werden einige junge Leute ausgeſchickt um neben dem Wege zu jagen, welche, wenn ſie einen Hirſch, einen Bär oder ein andres Stück Wild erlegt haben, es an den Weg bringen ſo daß die Vorüberziehenden, (öfters mit Pferden verſehen) es gleich mit nach dem Lagerplatze nehmen können, wo ſie bey Nacht alle zuſammentreffen. Wenn nun die jungen Leute das Wild an dem Wege aufgefangen haben, ſo machen ſie eine Art von Sonnenzeiger, um diejenigen die des Weges kommen müſſen, von der Tageszeit um welche ſie ankamen und wieder weiter gingen zu benachrichtigen. Sie ſuchen zu dem Ende eine reine Stelle auf dem Wege, oder machen eine ſolche neben demſelben, und nachdem

dem ſie einen Kreis in dem Sand oder der Erde gezogen haben, befeſtigen ſie einen Stock von etwa 2 oder 3 Fuß Länge in dem Mittelpunkt, und biegen das obere Ende deſſelben nach der Gegend des Horizonts hin, wo die Sonne bey ihrer Ankunft oder bey ihrem Weggehen ſtand. Wollen ſie beydes bemerklich machen, ſo ſtecken ſie zwey beſondre Stäbchen ein, gewöhnlich aber iſt eins genug um nämlich den Zeitpunkt des Weitergehens zu bezeichnen.

Jäger haben beſondre Zeichen welche ſie an Bäumen machen, da wo ſie ſich von dem Wege abwärts nach ihren Jagdrevieren oder ihrem Lagerplatze, oftmals auf eine Entfernung von vielen Meilen, begeben. Die Frauen aber welche von ihren Städten (Dörfern) kommen um das Wild von den Lagerplätzen zu holen finden ſie eben ſo ſicher als ob ſie nach der Stelle hin wären geführt worden.

Ich will dieß Kapitel mit einer Anekdote beſchließen, welche ſogleich zeigen wird wie ausdrucksvoll und kräftig dieſe Bilderſchrift der Indianer iſt. Im Gebiet der Indianer ſah ein Weißer einen Shawanoſen der ein Pferd ritt welches jener für das ſeinige erkannte und von dem Indianer als ſein Eigenthum zurückforderte. Der Indianer antwortete ruhig: "Freund, nach einer kleinen Weile will ich zu dir in dein Haus kommen, dann wollen wir über dieſe Sache reden!" Nach einigen Stunden kam der Indianer vor das Haus des Weißen, und da dieſer darauf beſtand ſein Pferd zurückhaben zu wollen, ſo ſagte ihm darauf der Indianer: "Freund, das Pferd worauf du Anſpruch machſt, gehörte meinem Onkel

der

der vor kurzem geſtorben iſt; nach Indianer-Sitte bin ich der Erbe ſeines ganzen Eigenthums geworden". Da der Weiße hiedurch nicht befriedigt wurde und ſeine Forderung erneuerte, ſo nahm der Indianer ſogleich eine Kohle von dem Feuerheerde, und zeichnete zwey treffende Figuren an die Hausthür, wovon die eine den weißen Mann vorſtellte im Begriff das Pferd wegzunehmen, und die andre, ihn ſelbſt, im Begriff den Weißen zu ſcalpen; worauf er den zitternden Forderer kaltblütig fragte: "ob er dieſe Indianiſche Schrift wol leſen könne?" Die Sache war hiemit auf einmal abgemacht und der Indianer ritt weiter.

Digitized by Google

Elftes Kapitel.

Redekunſt.

Die Beredſamkeit der Indianer iſt einfach und natürlich; ſie ſagen was ihnen ihr Gefühl eingiebt ohne Kunſt und ohne Regel; ihre Reden ſind kräftig und eindringend, ihre Gründe kurz und treffend, und wenn es ihre Abſicht iſt eben ſo wol zu überreden als zu überzeugen, ſo wählen ſie den kürzeſten Weg zum Herzen. Ich weiß daß ihre Fähigkeiten als Redner heftig ſind beſtritten worden; und dieß iſt nicht zu verwundern wenn man auf die Vorurtheile Rückſicht nimmt welche in Anſehung ihrer Sprachen Statt finden die man durchgängig für arm, und für nicht geſchickt hält etwas mehr als die gemeinſten Ideen auszudrücken. Alle Proben ihres Rednertalents welche man bekannt gemacht hat, ſind daher mit einem argwöhniſchen Auge betrachtet worden. Logan's berühmte Rede, wiewol die Aechtheit derſelben durch das achtbare Anſehen des Obriſten John Gibſon bezeugt wird, iſt doch ſelbſt in dieſem Lande nicht allgemein für unverfälſcht anerkannt worden. Was mich betrifft, ſo bin ich überzeugt daß ſie genau ſo gehalten wurde wie ſie uns iſt mitgetheilt worden, nur mit dieſem einzigen Unterſchiede, daß ſie in der Indianiſchen

Sprache

Digitized by Google

Sprache eine Kraft und einen Ausdruck hatte, welche wir in die unſrige unmöglich mit übertragen können.

Ich hoffe daß die Bemühungen der Hiſtoriſchen Claſſe (der Amerik. gelehrten Geſellſchaft) den Genius und das Eigenthümliche der Indianiſchen Sprachen beſſer als bisher der Fall war ins Licht ſetzen werden. Dann wird man auch im Stande ſeyn, beſſer wie bisher über ihren Umfang und ihre Kraft zu urtheilen und zu entſcheiden ob ſie für die Zwecke der Redekunſt brauchbar ſind *). Inzwiſchen will ich mich damit begnügen noch eine Probe Indianiſcher Redekunſt vorzulegen, und zwar eine die ich von andern mir nicht habe geben laſſen, ſondern bey deren Ablegung ich in Perſon gegenwärtig war. Die Ueberſetzung welche ich davon liefre, wird nur eine ſchwache Vorſtellung von der Kraft und dem Geiſte des Originals geben, ich bürge indeſſen dafür daß ſie ſo genau iſt, als es mir nur möglich war ſie zu verfertigen. Dieſe Rede wurde zu Détroit auf der Grenze von Canada am 9. November 1801 gehalten, von dem Capitain Pipe, einem Oberhaupt der Delawaren, und war an den commandirenden Officier jenes Poſtens, der ſich damals im Brittiſchen Beſitz befand, gerichtet. Die Delawaren, wird man ſich erinnern, waren in dem Kriege von 1756 unerſchütterliche

*) Die Indianer haben natürlicher Weiſe nur Ausdrücke für die Dinge wovon ſie einen Begriff haben, und deren ſind wenige. . . Am merklichſten fehlt es ihnen in geiſtlichen Dingen, wovon ſie ſonſt nichts wußten, an Ausdrücken. Doch haben die Sprachen der Delawaren und Irokeſen, ſeitdem das Wort Gottes unter ihnen geprediget worden in dem Theil merklich gewonnen.

Loskiel S. 27.

terliche Freunde der Franzoſen geweſen. Der Friede welcher im Jahr 1763 zwiſchen den beyden großen Nationen die damals um die Oberherrſchaft in dieſem Welttheil ſtritten, geſchloſſen wurde, ward von den Indianern während mehrerer Jahre nicht geachtet, und ſie ſetzten ihre Feindſeligkeiten gegen die Unterthanen und die Regierung Großbritanniens fort. Sie waren indeſſen genöthigt ſich der überlegenen Macht zu unterwerfen, nicht ohne Hoffnung daß ihr Vater, der König von Frankreich, bald eine ſtarke Armee herüberſchicken würde um Canada wieder zu nehmen. In dieſer Lage befanden ſie ſich als der Amerikaniſche Revolutionskrieg ausbrach. Es iſt hinlänglich bekannt, daß es mit in dem Plan der Brittiſchen Behörde lag, die Wilden zur Unterjochung derer zu gebrauchen die ſie aufrühreriſche Unterthanen nannten. Die Delawaren, welche, wie ich vorhin erzählt habe, vergebens verſuchten neutral zu bleiben, nahmen größtentheils die Partie der Amerikaner. Capitain Pipe aber, mit einem Theile des Stammes "Wolf" vereinigte ſich zu Anfang des Krieges mit den Engländern, was ihn bald nachher gereute. Es war aber zu ſpät. Er war nun gezwungen wider Willen mit den Leuten unter ſeinem Befehl gegen die Amerikaner auszuziehen. Bey ſeiner Rückkehr von einer ſolchen Expedition, verfügte er ſich zu dem Brittiſchen Commandanten zu Détroit um Bericht zu erſtatten *), und wurde von dieſem auf dem Rathhauſe in Gegenwart einer großen Anzahl Indianer, Brittiſcher Officiere

*) S. Loskiel Th. III. Kap. 9. S. 704 deutſche Ausgabe.

ciere und Andrer mit Feyerlichkeit empfangen. Es waren auch mehrere Miſſionäre gegenwärtig unter welchen auch ich mich befand. Der Befehlshaber bekam ſeinen Sitz vor der Reihe ſeiner Indianer dem Commandanten gegenüber. In ſeiner linken Hand hielt er den Scalp eines Menſchen an einem kurzen Stabe befeſtigt. Nach einer Pauſe von einigen Minuten, ſtand er auf, und indem er ſich zu dem Oberbefehlshaber wandte, hielt er folgende Rede:

"Vater!" (Hier hielt der Redner inne, und nachdem er ſich mit einem vielſagenden Geſicht und mit einem ſchneidenden Blick, welchen zu beſchreiben ich vergebens verſuchen würde zu den Zuhörern gewandt hatte, fuhr er in einem etwas leiſeren Tone fort als ob er ſeine Worte an ſie richtete): Ich habe geſagt Vater, doch in der That ich weiß nicht warum ich Ihn ſo nenne da ich nie einen andren Vater gekannt habe als die Franzoſen und die Engländer immer nur als Brüder betrachtete. Da indeſſen auch dieſe Benennung uns iſt auferlegt worden, ſo will ich mich derſelben bedienen und ſagen: (hier heftete er ſeine Augen auf den Oberbefehlshaber). —

Vater! Vor einiger Zeit haſt du mir eine Streitart in die Hand gegeben, indem du ſprachſt: nimm dieſe Waffe und verſuche ſie an den Häuptern meiner Feinde den langen Meſſern und berichte mir darnach ob ſie ſcharf und gut war. Vater! Zu der Zeit da du mir dieſe Waffe gabſt, hatte ich weder Urſache noch Neigung ein Volk zu bekriegen welches mir nichts zu Leide gethan hatte *), doch aus Gehorſam gegen

*) Man wird bemerken daß er hierdurchweg für ſich ſelbſt und

gegen dich, der du ſprichſt ich bin dein Vater, und mich dein Kind nenneſt, nahm ich deine Streitart an; wohlwiſſend daß, wenn ich nicht gehorchte, du mir die nothwendigen Lebensbedürfniſſe vorenthalten würdeſt, ohne welche ich nicht beſtehen konnte, und welche nirgend anderswo zu bekommen ſind als im Hauſe meines Vaters. Vater! Du hältſt mich vielleicht für einen Thoren, daß ich mein Leben wagte auf dein Geheiß und auch in einer Sache welche mir keine Ausſicht auf einigen Vortheil darbietet, denn es iſt *Deine* Sache und nicht die meinige. Deine Angelegenheit iſt es die *langen Meſſer* zu bekämpfen, *ihr* habt unter euch einen Streit angefangen, und *ihr* ſolltet ihn ausfechten. Ihr ſolltet eure Kinder die Indianer nicht nöthigen, ſich Gefahren auszuſetzen um *euretwillen*.

Vater, manches Leben iſt ſchon dahin gerafft worden für Eure Sache! Völker haben gelitten und ſind geſchwächt worden. Kinder haben Aeltern, Brüder und Verwandte verloren, Weiber haben Männer verloren! Keiner weiß wie viele noch umkommen werden ehe *euer* Krieg zu Ende ſeyn wird.

Vater! Ich habe geſagt, du möchteſt mich vielleicht für einen Thoren halten weil ich mich ſo gedankenlos auf *eure* Feinde ſtürze! Halte mich aber nicht dafür Vater! Denke nicht daß es mir an Verſtande fehlt um einzuſehen, daß, wiewol ihr *jetzt* vorgebt, eine immerwährende Feindſchaft gegen die

lan-

und ſein Volk oder ſeinen Stamm redet, wiewol immer in der erſten Perſon des Singularis, welches die Weiſe der Indianer iſt.

langen Meſſer halten zu wollen, ihr vielleicht in Kurzem einen Frieden mit ihnen ſchließen dürftet. Vater! Du ſagſt, daß du deine Kinder, die Indianer lieb habeſt. Du haſt es ihnen oft geſagt und es iſt auch dein Vortheil ihnen dieß zu ſagen, damit ſie dir zu Dienſte ſtehen mögen. Aber, Vater, wer von uns kann glauben, daß du ein Volk von einer andren Farbe als die Deinige, lieber haben könnteſt als diejenigen die, wie du ſelbſt, eine weiße Haut haben? Vater! merke auf das was ich ſagen werde. Indem du mich, Vater, gegen deinen Feind anhetzeſt, beynahe eben ſo wie ein Jäger ſeine Hunde auf das Wild anhetzet; indem ich darüber aus bin mit der zerſtörenden Waffe die du mir gabſt auf deinen Feind loszuſtürzen, möchte es ſich etwa zutragen daß ich zurückblickte nach dem Orte von welchem du mich aufjagteſt, und was werde ich ſehen? Vielleicht ſähe ich meinen Vater wie er den langen Meſſern die Hand giebt und drückt, ja, eben dieſen Menſchen die er jetzt ſeine Feinde nennt — vielleicht ſähe ich dann über meine Thorheit, ſeinem Befehle gehorcht zu haben lachen, und doch wage ich jetzt mein Leben auf ſein Geheiß! Vater! behalte was ich geſagt habe im Gedächtniß!

Nun Vater! ſiehe was mit der Streitaxt die du mir gabſt, iſt ausgerichtet worden (er hob den Stab mit dem Scalp). Ich habe mit der Streitaxt gethan, was du mir zu thun geboteſt, und fand ſie ſcharf. Dennoch that ich nicht alles was ich hätte thun können. Nein, ich that es nicht. Mein Herz in mir entfiel mir! Ich fühlte Mitleiden mit deinem Feinde.

Digitized by Google

Feinde. Die Unſchuld *) hatte keinen Theil an euern Streitigkeiten, ich machte daher einen Unterſchied, ich verſchonte. — Ich erbeutete einiges lebendige Fleiſch **), welches ich auf dem Wege es zu dir zu bringen, in eins von euren großen Kanoe welches ich erblickte, gelegt habe. In ein Paar Tagen wirſt du dieß Fleiſch bekommen und finden daß die Haut die nämliche Farbe hat wie die Deinige. Vater! Ich hoffe du wirſt nicht zernichten, was ***) ich verſchont habe. Du, Vater, haſt die Mittel das, was bey mir vor Mangel umkommen würde, zu erhalten. Der Krieger iſt arm, und ſeine Hütte iſt beſtändig leer, dein Haus aber Vater, iſt beſtändig voll!"

Hier ſehen wir Kühnheit, Freymüthigkeit, Würde und Menſchlichkeit, glücklich gemiſcht und beredt entfaltet. Ich müßte mich ſehr irren, wenn die einzelnen Theile dieſer Rede nicht ziemlich nach den Regeln der Redekunſt welche man in unſern Schulen lehrt, zuſammengeſtellt wären, deren keine doch dieſem Wilden bekannt war.

Die Fürbitte am Schluß iſt kurz aber in der That ergreifend und ich möchte beynahe ſagen, erhaben! und nun die bewundernswürdige Weiſe wie darauf vorbereitet worden! Ich wünſche ich könnte dem Gemüth des Leſers nur etwas von dem Eindrucke mittheilen, welchen dieſe Rede auf mich und alle die dabey gegenwärtig waren machte, als ſie gehalten wurde.

Es

*) Er meynt Weiber und Kinder.

**) Gefangne.

***) Er ſagt was, damit es mit dem Ausdruck: lebendiges Fleiſch übereinſtimme.

Es iſt nicht mehr als billig hier zu erwähnen, daß Capitain Pipe mit dem edlen und großmüthigen Charakter des Brittiſchen Officiers an welchen er dieſe Rede hielt, wohl bekannt war. Er lebt noch in ſeinem Vaterlande als eine Zierde des Brittiſchen Namens. Er gehorchte dem Befehl ſeines Obern, indem er die Indianer gebrauchte gegen uns zu ſtreiten, er that es aber mit innerem Widerſtreben, und milderte ſo viel es in ſeinen Kräften war, die Gräuel jenes abſcheulichen Krieges. Er achtete den Cap. Pipe und war wohl zufrieden, wie ich nicht zweifle, mit dem menſchlichen Betragen dieſes Indianiſchen Befehlshabers, deſſen Scharfblick in dieſem Fall nicht weniger als ſeine Beredſamkeit Lob verdient. Auf ſolche Weiſe verſtehen große Seelen einander, und finden ſelbſt in den ſchwierigſten und prüfendſten Umſtänden Mittel der Sache der Menſchlichkeit den Sieg zu verſchaffen.

Anmerkungen. Die Indianer haben auch Heldenlieder, die von den Thaten ihrer braven Männer handlen. Die werden fleißig von ihnen geſungen, aber blos im Gedächtniß aufbewahrt. Einer lernt ſie vom andern, und wer eine Gabe zum Dichten hat macht neue dazu, daher es ihnen an Geſängen nicht fehlt."

Loskiel, Th. 1. Abſch. 2. S. 39.

18) Bey dieſen Gelegenheiten (wenn ſie in ihren Rathsverſammlungen reden) iſt ihre Sprache kräftig und die Art ihres Ausdrucks emphatiſch. Ihre Rede iſt mit Bildern, Vergleichungen und ſtarken Metaphern verziert, und kommt in Anſehung des allegoriſchen Ausdrucks jedem Volke des Morgenlandes gleich. In allen ihren feierlichen Reden drücken ſie ſich mit vieler Heftigkeit aus, in gewöhnlichen Geſprächen aber nach unſrer gewöhnlichen Art zu reden.

Carver S. 261.

Zwölftes

Digitized by Google

Zwölftes Kapitel.

Metaphoriſche Ausdrücke.

Die Indianer lieben die Metaphern. Sie ſind für ihre Geſpräche was Federn und Korallen für ihren Leib ſind, eine prunkende aber geſchmackloſe Verzierung. Wir müſſen ſie jedoch deswegen nicht zu ſtreng beurtheilen. Es giebt Nationen, außer den Amerikaniſchen Indianern die dieſe Art des Ausdrucks bewundern. Selbſt in dem aufgeklärten Europa ſind noch nicht viele Jahrhunderte vergangen, ſeit dem die beſten und berühmteſten Schriftſteller jene redneriſche Figur auf eine verſchwenderiſche Weiſe gebrauchten und ſie für eine große Zierde ihrer poetiſchen und proſaiſchen Aufſätze hielten, ſelbſt der unſterbliche Shakespear verſchmähte ſie nicht.

Die folgenden Beyſpiele werden hinreichend ſeyn von der metaphoriſchen Sprache der Indianer einen Begriff zu geben:

1. Der Himmel iſt mit dunklen ſtürmenden Wolken bedeckt = wir werden unruhige Zeiten erleben; es wird Krieg entſtehen.

Digitized by Google

2. Dort iſt eine ſchwarze Wolke aufgeſtiegen = von dorther oder von jener Nation drohet ein Krieg.

5. Zwey ſchwarze Wolken ziehen gegeneinander = zwey mächtige Feinde ſind gegen einander im Anmarſch.

4. Der Weg iſt ſchon zugemacht = Feindſeligkeiten haben angefangen — der Krieg hat ſeinen Anfang gehabt.

3. Die Flüſſe führen Blut! = der Krieg wüthet im Lande.

6. Die Streitaxt begraben = Frieden machen oder ſchließen.

7. Die Streitaxt niederlegen, oder: die Streitaxt unter die Bettſtelle ſchieben = eine Zeitlang mit dem Kampfe aufhören, während eines Waffenſtillſtandes, oder: die Streitaxt bey der Hand halten, ſo daß ſie bey dem erſten Aufruf ergriffen werden könne.

8. Die Streitaxt die du mir gabſt deine Feinde niederzuſtrecken, fand ſich ſehr ſtumpf, oder nicht ſcharf — es half nicht viel daß ich meinen Arm ermüdete = du verſaheſt mich ſo ärmlich mit den Sachen die ich nöthig hatte, daß es mir an Kraft fehlte deine Befehle auszurichten. Die Geſchenke die du mir gabſt, waren nicht hinlänglich für das Werk das du mir auftrugſt, darum richtete ich wenig aus.

9. Die Streitaxt die du mir gabſt, war ſehr ſcharf = da du mich befriedigt haſt habe ich

auch

Digitized by Google

auch dich zu befriedigen geſucht; ich habe manche deiner Feinde erſchlagen.

10. Du haſt mich nicht ſtark gemacht = du gabſt mir nichts — oder nur wenig.

11. Mache mich recht ſtark = gieb mir viel, bezahle mich gut.

12. Je ſtärker du mich machſt, deſtomehr wirſt du ſehen = je mehr du mir giebſt, deſtomehr werde ich für dich thun.

13. Ich habe gethan was du mir hießeſt, aber ſehe nichts = ich habe das Meinige gethan, du aber haſt mich nicht belohnt — oder; ich that das Meinige für dich, du aber haſt dein Wort nicht gehalten.

14. Du haſt nur mit deinen Lippen geſprochen, nicht aus deinem Herzen = du ſuchſt mich zu hintergehen, du haſt nicht die Abſicht, das was du ſagſt zu thun.

15. Nun ſprichſt du aus deinem Herzen = jetzt meynſt du was du ſagſt.

16. Du läſſeſt mich im Dunklen = du wünſcheſt mich zu täuſchen; du verbirgſt deine Abſichten vor mir; du läſſeſt mich in der Unwiſſenheit.

17. Du verſtopfteſt meine Ohren = du hielteſt die Sache vor mir geheim — du wollteſt mich das nicht wiſſen laſſen.

18. Jetzt glaube ich dir = abgethan! zugeſtanden! ſo ſoll es ſeyn!

19. Deine Worte ſind in mein Herz gedrungen = ich willige ein — bin zufrieden mit dem was du ſagſt.

Digitized by Google

20. Du haſt gute Worte geredet = ich habe Wohlgefallen, Freude an dem was du geſagt haſt.

21. Du haſt die Wahrheit geredet = ich habe gegen das was du ſagſt nichts einzuwenden.

22. Singende Vögel = Gerücht-Verbreiter, Märchen-Erzähler, Lügner.

23. Horche nicht auf das Singen vorbeyfliegender Vögel = glaube nicht was Landſtreicher dir erzählen.

24. Was für ein Vogel war es der dieß Lied ſang? = Wer hat das Mährchen, die Lüge, erzählt?

25. (An ein Oberhaupt). Haſt du die Neuigkeit gehört? = Haſt du amtlichen Bericht erhalten?

26. Ich habe gar nichts gehört = ich habe keine amtliche Nachricht.

27. Ein Rathsfeuer an ſo oder ſo einem Orte anzünden = einen Ort beſtimmen, wo die National-Angelegenheiten beſorgt werden ſollen; den Sitz der Regierung dort aufſchlagen.

28. Das Rathsfeuer nach einen andern Ort hin verlegen = einen andern Ort zum Sitz der Regierung beſtimmen.

29. Das Rathsfeuer iſt ausgelöſcht worden = an dem Sitz der Regierung iſt durch einen Feind Blut vergoſſen worden welches das Feuer ausgelöſcht hat = der Ort iſt entweihet worden!

30. Siehe nicht nach jener Seite = neige dich nicht nach jener Seite, vereinige dich mit jenen nicht.

31.

31. Sieh hieher = vereinige dich mit uns, nimm unſre Partey.

32. Ich habe keinen Raum mein Deckkleid auszubreiten = es iſt zu voll um mich her.

33. Nicht Raum genug für einen Lagerplatz haben = in einem engen Bezirk zu beſchränkt seyn; nicht Raum genug zur Weide für das Vieh oder zur Jagd haben.

34. Ich will dich unter meine Flügel (die Achſeln) ſtellen = ich will dich in allen Gefahren beſchirmen — ſollſt vollkommen ſicher ſeyn, niemand ſoll dich beunruhigen.

35. Kein Gras auf der Kriegsſtraße wachſen laſſen = den Krieg mit Lebhaftigkeit fortſetzen.

36. Nie Gras wachſen laſſen auf dieſer Kriegsſtraße = in beſtändigem Kriege mit der Völkerſchaft leben zu welcher dieſe Straße führt, nie einen Frieden mit derſelben ſchließen.

37. Eine Straße von einem Volke zum andern eröffnen, durch Wegräumung der Blöcke, Büſche und Dornen = die Nation zu welcher die Straße führt zu einem freundſchaftlichen Verkehr einladen; den Weg bahnen zu einem freundſchaftlichen Einverſtändniſſe mit derſelben.

38. Die Straße zu jener Nation iſt wider offen = wir ſtehen wieder in freundſchaftlichen Verhältniſſen, man kann die Straße wieder mit Sicherheit reiſen.

39. Ich höre Seufzen und Schluchzen in jener Richtung = ich glaube daß das Oberhaupt einer benachbarten Völkerſchaft geſtorben iſt.

Digitized by Google

40. Ich ziehe die Dornen aus deinen Füßen und Schenkeln, ſchmiere deine ſteifgewordnen Glieder mit Oel, und wiſche dir den Schweiß vom Leibe = ich ſorge für deine Bequemlichkeit nach deiner ermüdenden Reiſe, damit dir wohl ſey während du bey uns biſt.

41. Ich wiſche die Thränen von deinen Augen, mache deine Ohren rein, und bringe dein bekümmertes Herz, welches dich nach einer Seite hinüber beugt, in ſeine gehörige Lage = ich traure mit dir! verſcheuche alle Kümmerniſſe! ſchicke dich an zur Thätigkeit. (NB. Dieß wird geſagt wenn man über den Todt eines Oberhaupts mit einer Nation trauert).

42. Ich habe die Urſache eurer Trauer entdeckt = ich habe das Grab geſehen (wo der Anführer begraben worden).

43. Ich habe jene Stelle mit friſcher Erde zugedeckt, ich habe Blätter darüber geharkt und Bäume darauf gepflanzt = eigentlich: Ich habe das Grab deinem Blicke verhüllt, und figürlich: du mußt nun wieder heiter ſeyn.

44. Ich nehme dich von dieſem Orte auf, und ſetze dich an meinem Wohnorte nieder = ich lade dich ein von hier aufzuſtehen und dahin zu kommen und zu wohnen wo ich wohne.

45. Ich bin viel zu ſchwer als daß ich jetzt aufſtehen könnte = meine Habe (Korn, Gemüſe) iſt groß —

46. Ich will noch eine Nacht an dieſem Orte zubrin-

bringen = ich will an dieſem Orte noch ein Jahr bleiben.

47. Wir haben einen Frieden geſchloſſen, der ſo lange dauern ſoll als die Sonne ſcheinen und Waſſer in den Flüſſen flieſſen wird = der Friede den wir geſchloſſen haben ſoll ſo lange dauern als die Welt ſteht, auf immer.

48. Die Streitart unter den Wurzeln eines Baums vergraben = ſie gänzlich dem Geſicht entziehen.

49. Tief in die Erde vergraben (eine zugefügte Beleidigung) = ſie der Vergeſſenheit übergeben.

Digitized by Google

Dreyzehntes Kapitel.

Indianiſche Namen.

Die Eigennamen welche die Indianer führen, werden ihnen gewöhnlich gegeben nach Thieren verſchiedener Art und ſelbſt nach Fiſchen und Amphibien. So heißen einige: Biber, Otter, Sonnenfiſch, Dintenfiſch, Klapperſchlange, ſchwarze Schlange u. ſ. w. Sie führen auch andre bedeutende Namen, welche in ihren perſönlichen Eigenſchaften oder in ihrem Aeußern, und zum Theil auch in Laune und irgend einem Einfall ihren Grund haben; einige von dieſen werden ihnen aber von den Weißen beygelegt wie z. B. Pipe (Pfeife), Whiteeyes (Weiß-Auge) Killbuck (Hirſchtödter) welches keine eigentlich Indianiſche Namen ſind. Sie behalten nicht immer den ihnen zuerſt gegebenen Namen bey, ſondern nehmen oftmals einen neuen an, nachdem ſie in den Stand der Männer getreten ſind.

Indianer die ſich vorzüglich ausgezeichnet haben, durch ihr Betragen, oder durch irgend eine verdienſtliche Handlung, oder denen etwas Merkwürdiges begegnet iſt, bekommen Namen, welche auf dieſe Umſtände anſpielen. So habe ich einen Mann gekannt, deſſen Name in unſrer Sprache bedeuten würde: der geliebte Liebhaber (the beloved lover) und einen an-

dren

Digitized by Google

dren welcher hieß: dem Liebe begegnet (met by love). Ein andrer, ein berühmter Krieger, der mit Ungeduld auf den Anbruch des Tages gewartet hatte um den Feind anzugreifen, wurde nachher genannt: Laß es Tag werden (Cause ormake daylight appear). So wurde einer der eine ſchwere Laſt Welſcherhähne auf ſeinem Rücken zu Hauſe gebracht hatte, der Welſchhahnträger (Carrier of Turkies) genannt, und ein andrer deſſen Schuhe gewöhnlich zerriſſen oder geflickt waren, hieß Lodderſchuh (Badshoes). Alle ſolche Namen werden gewöhnlich in einem einzigen Worte ausgedrückt, in deren Zuſammenſetzung die Indianer viel Scharfſinn zeigen. So iſt der Name womit die Indianer den Platz bezeichneten wo jetzt Philadelphia ſteht, und welchen ſie beybehalten haben ungeachtet der großen Veränderungen welche erfolgt ſind, Küequenáku *) welches bedeutet: der Hain der langen Tannen.

Man hat Eigennamen nicht nur für alle Städte, Dörfer, Gebirge, Thäler, Flüſſe und Ströme, ſondern für alle merkwürdige Stellen wie z. B. ſolche welche vorzüglich von Mücken oder Muskitos heimgeſucht werden, wo Schlangen ihre Löcher haben u. ſ. w. Dieſe Namen enthalten immer eine Anſpielung auf jene beſondren Umſtände, ſo daß Fremde, ſelbſt wenn ſie auch mit der Sprache bekannt ſind, oftmals nicht gleich wiſſen werden wie ſie ihre Geſpräche verſtehen ſollen.

Aus-

*) Nach der Ausſprache der Engl. Buchſtaben ſollte dieß Wort im Engliſchen geſchrieben werden: koo-ek-wen-aw-koo — (alſo im Deutſchen Kuequenaku).

Ausländern z. B. weißen Leuten werden ſie Namen beylegen welche von einer beſondern an der Perſon von ihnen bemerkten Eigenſchaft oder von ſonſt einem Umſtande der ihnen vorzüglich auffällt, hergenommen ſind. Als ihnen die Bedeutung des Namens William Penn (Feder) geſagt wurde überſetzten ſie denſelben in ihre eigne Sprache durch Miquon, was eine Feder oder Federſpule bedeutet. Die Irokeſen nannten ihn Onas, welches in ihrer Sprache daſſelbe anzeigt *).

Der erſte Name welcher den Europäern, welche in Virginia landeten von den Indianern gegeben wurde, war Wapſid Lenape (weiße Leute) als dieſe aber in der Folge anfingen Mordthaten an den rothen Leuten auszuüben, welche ſie mit Degen durchſtachen, ſo nannten ſie die Virginier Mecanſchikan (Lange Meſſer) um ſie von Andern derſelben Farbe zu unterſcheiden. In New England verſuchten ſie es zuerſt, den Laut des National Namen der Engländer (English) nachzuahmen, welches ſie Yengees ausſprachen. Sie nannten ſie auch Chauquaquock (Meſſer Männer) weil ſie dieſe Werkzeuge (Meſſer) ins Land brachten und als Geſchenke an die Eingebornen austheilten **). Sie hielten ſie für beſſere Leute als die Virginier, als ſie aber nachher grauſam von ihnen behandelt wurden, und man ihre Landsleute zur See

*) Herr Long erhielt bey ſeiner Aufnahme unter die Krieger der Chippewäer den Namen "Amik" d. i. Biber, und wurde in der Folge immer mit dieſem Namen angeredet. Long S. 49.

**) S. Rogers's key into the languages of the Indians of New England. Kap. 17.

Digitized by Google

See wegführte, ſo nannten ſie die Mohicans jener Gegend Tſchachgoos; und als demnächſt die Bewohner der mittleren Colonieen anfingen ſie zu ermorden, und die Irokeſen aufforderten ſie zu beſchimpfen und behülflich zu ſeyn daß ihnen ihr Land geraubt würde, ſo ließen ſie jenen Namen fahren, und nannten die Weißen ſpottweiſe Schwannack welches salzige oder bittre Weſen anzeigt, denn in ihrer Sprache wird die Benennung ſchwan durchgängig ſolchen Dingen beygelegt die einen ſalzigen, ſcharfen, bittern oder ſauern Geſchmack haben. Die Abſicht dieſer Benennung, wie auch derjenigen welche die Mahikander den Leuten im Oſten gaben, war die, ſowol Haß oder Widerwillen als auch Verachtung ausdrücken, und die weißen Bewohner des Landes vorzuſtellen als haſſenswürdige und verächtliche Weſen. Ich habe indeſſen in manchen Fällen bemerkt, daß die Indianer ſorgfältig ſind dieſen Schimpfnamen keiner weißen Perſon beyzulegen, von welcher ſie wiſſen daß ſie freundſchaftlich gegen ſie geſinnt iſt, und welche ſie für gut, rechtſchaffen und wohlmeynend halten. Ich habe gehört daß ſie ihren Kindern zur Pflicht machten, dieſen oder jenen weißen Mann nicht Schwannack ſondern Freund zu nennen. Letztere Benennung wurde zuerſt um 1730 eingeführt. Sie legen dieſelbe niemals den Quäckern (ausſchließlich) bey, welche ſie ſeit der Ankunft von William Penn in dem Lande recht ſehr lieben und ehren. Sie nennen dieſe Quäckels, weil ſie in ihrer Sprache den Laut welchen unſer Buchſtab r ausdrückt, nicht haben. Sie ſagen daß ſie dieſe Leute allezeit als gute, rechtſchaffne, freundliche und friedliche Menſchen erfunden

 und

und nie Urſache gehabt haben ſich über ſie zu beklagen.

Dieß waren die Benennungen welche die Indianer den Weißen gaben, bis in die Mitte des Revolutionskrieges, wo ſie auf folgende drey beſchränkt wurden:

1. Mechanſchican oder Chanſchican (lange Meſſer). Dieſe Benennung legten ſie nun nicht mehr den Virginiern ausſchließlich bey, ſondern auch den Einwohnern in den Mittleren Staaten, welche ſie als feindſelig gegen ſie geſinnt betrachteten, zumal diejenigen welche Degen, Hirſchfänger oder Meſſer an der Seite trugen.

2. Yengees. Dieſen Namen gaben ſie nun den Bewohnern von New England ausſchließlich, welche denſelben in der That auch angenommen zu haben ſchienen, da ſie, im Lande durchgängig, wie auch noch jetzt der Fall iſt, Yankees genannt wurden — offenbar derſelbe Name nur mit einer geringen Veränderung. Sie ſagen die Yengees kennten ſie wohl und könnten ſie an ihrer Kleidung und ihrem perſönlichen Aeußern unterſcheiden, und daß man ſie für weniger grauſam hielte als die Virginier oder langen Meſſer. Die eigentlichen Engländer nennen die Chippewäer und einige andre Völkerſchaften Saggenaſh.

3. Quaekels. Sie legen dieſen Namen jetzt nicht mehr ausſchließlich den Mitgliedern der Geſellſchaft der Freunde (Quäker) bey, ſondern allen weißen Leuten die ſie lieben und ehren, und von denen ſie glauben, daß ſie gut gegen ſie geſinnet ſind.

Nicht

Nicht nur die Delawaren, ſondern alle Völkerſchaften um ſie her, bedienen ſich dieſer Namen und wenden ſie auf gleiche Weiſe auf die verſchiedenen (Ausländer) an. Ich habe ſelbſt im Jahr 1782 als ich zu Détroit war, Chippewäer bemerkt, welche als ſie einem Amerikaniſchen Gefangnen begegneten, ausriefen: Meſſamoch-Kemaan (langes Meſſer) wiewol er weder Meſſer, Degen oder Hirſchfänger an der Seite hatte. Ich würde einmal, um dieſelbe Zeit, als ich am Fluſſe hinaufging, auf gleiche Weiſe angerufen, und da ich beſorgte ich möchte als ein entlaufener Gefangner feſtgehalten werden, antwortete ich ſogleich: Kau! Saggenash! (Nein, ein Engländer) und ſie gingen ihres Weges! Ich konnte dieſe Antwort mit gutem Gewiſſen geben, da ich in England geboren bin.

Im Jahr 1808, als ich mit einer Anzahl Herren durch Greentown (einer Indianer-Stadt, im Staate Ohio) ritt, hörte ich einen Indianer, der uns durch eine Ritze in ſeinem Hauſe vorbey reiten ſah, in ſeiner Sprache zu den Seinigen ſagen: Sehet, was für ein Haufen Menſchen kommt daher! Ey und unter dieſen allen kein lang Meſſer! alle Yengees! und als er darauf vermuthlich mich bemerkte, ſagte er, ſich ſelbſt verbeſſernd, nein, ein Quäckel!

Von dieſer Art ſind die Bemerkungen welche die Indianer über die weißen Leute machen, und die Namen die ſie ihnen geben. Sie mögen zuweilen Unrecht haben, aber da ſie ſich ganz beſonders darauf legen mit den Handlungen, den Bewegungen, der Haltung und der Kleidung der verſchiedenen Nationen bekannt zu werden, ſo irren ſie ſich ſelten, und

geben im Ganzen genommen ihre verſchiedenen Namen genau denen, die ſie damit haben bezeichnen oder beſchreiben wollen.

Anmerkung. Der große (erſte) Krieger bey den Nadoweſſiern hieß Ottahtongoom lisheah d. i. der große Vater der Schlangen (ottah- Vater tongoom- groß lisheah- Schlange.) Ein andrer Chief hieß Honahpawjatin d. i. ein ſchneller Läufer über die Berge. Als ich unter ihnen als ein Chief aufgenommen wurde, nannten ſie mich Shebaygo welches ſo viel als Schreiber bedeutet oder eine Perſon die ſich gern mit Bilderſchrift (hieroglyphics) abgiebt, weil ſie mich oft ſchreiben ſahen.

Carver 380.

Vier=

Digitized by Google

Vierzehntes Kapitel.

Geſelliger Umgang.

Es iſt eine auffallende Thatſache, daß die Indianer in ihrem ungebildeten Zuſtande, ſich ſo gegen einander betragen, als ob ſie ein civiliſirtes Volk wären. Ich bin in vielen Fällen Zeuge geweſen von ihren Zuſammenkünften, von Stundenlangen Verhandlungen und Unterredungen die ſie mit einander hatten, von ihren gemeinſchaftlichen Arbeiten, von ihrem Jagen und Fiſchen in Geſellſchaften oder Haufen; Ich habe geſehen wie ſie ihr erlegtes Wild, ihr Wild- und Bärenfleiſch, ihre gefangnen Fiſche unter ſich theilten, auch wenn ſie manche Theile machen mußten, aber ich kann mich keines Falls erinnern wo ſie in Streit geriethen oder die Art der Vertheilung misbilligten. Im Gegentheil empfangen ſie ſelbſt bey ſolchen Gelegenheiten ihren Antheil mit Dankbarkeit, ſie ſagen: "anischi" Ich bin dankbar, als ob es ein Geſchenk wäre, was ihnen gegeben würde.

Sie zeigen zuverläſſig (ich rede hier von den Männern) Achtung für einander, welches bey allen Gelegenheiten ſichtbar wird; ſie kommen öfters in der Abſicht zuſammen, ſich mit einander zu unterreden, und ihre Geſelligkeit ſcheint eine Erholung für ſie

Digitized by Google

ſie zu ſeyn und die gute Kameradſchaft zu erneuern. Ihr allgemeiner Grundſatz, daß Gutes und Böſes in einem Herzen nicht mit einander vereinigt ſeyn oder zuſammen wohnen könne und deßhalb in keine Berührung mit einander kommen dürfe, ſcheint ihnen bey allen Gelegenheiten zur Richtſchnur zu dienen. So ſind ſie auch, wenn ſie reiſen es ſey in kleinerer oder größerer Geſellſchaft heiter und laſſen ſich die Unfälle die ihnen begegnen möchten nicht kümmern; nie ſind ſie ungeduldig, zänkiſch und beſchuldigen auch nie irgend einen oder einer den andern daß er den Unfall durch ſein Verſehen oder ſonſt veranlaßt habe, ſelbſt wenn Einer ſeine ganze Habe durch die Nachläſſigkeit oder Sorgloſigkeit des Andern verlieren ſollte, werden ſie nicht in Hitze gerathen, ſondern den Verluſt geduldig ertragen, weil ſie bey ſich ſelbſt denken, daß jener ſich ſelbſt ſchon genug darüber kränkt, und daß es daher unbillig ſeyn würde, ſeinen Schmerz noch zu vermehren. Sie urtheilen bey allen Gelegenheiten mit Ruhe, und machen einen beſtimmten Unterſchied, wenigſtens iſt dieß ihr Beſtreben, zwiſchen einem zufälligen Verſehen und einer abſichtlichen Handlung; erſteres ſagen ſie, kann von einem jeden begangen werden, man ſollte es daher nicht hoch aufnehmen oder beſtrafen, die letztern hingegen, da ſie freywillig mit Vorbedacht und in böſer Abſicht verübt wurde, ſollte die gehörige Beſtrafung empfangen.

Um dieß zu erläutern werde ich einige hiehergehörige Fälle, die mir bekannt geworden ſind anführen. An einem Morgen früh kam ein Indianer in das Haus eines andren der noch im Bett lag, und wünſchte

wünſchte ſeine Flinte zu einer Morgenjagd zu leihen weil die ſeinige nicht im Stande wäre; der Eigenthümer gab ſogleich ſeine Einwilligung und ſagte: "da mein Gewehr nicht geladen iſt, ſo wirſt du ein Paar Kugeln aus jenem Beutel mitnehmen müſſen!" Indem nun jener das Gewehr herabnahm, ging es durch irgend einen Umſtand los, und der ganze Schuß traf den Kopf des Eigenthümers der noch auf dem Bette lag und nun den Geiſt aufgab. Das Gewehr war alſo, wie ſich zeigte, ohne Wiſſen des Eigenthümers geladen, und das Schloß war ſo gelaſſen worden, daß es bey einer bloßen Berührung losgehen mußte. Ein Geſchrey wurde von allen Seiten im Hauſe gehört: O, das Unglück! — als unglücklicher Zufall aber wurde die Sache immerfort betrachtet und auch behandelt.

Ein Jäger ging aus um einen Bär zu ſchießen, da ſich einge dieſer Thiere in der Nähe hatten ſehen laſſen. In einem dunklen Theil des Waldes, ſah er in der Entfernung etwas Schwarzes ſich bewegen, welches er für den Bär hielt, da er das ganze Thier nicht ſehen konnte; er feuerte los, und fand daß er ein ſchwarzes Pferd todt geſchoſſen hatte. Sobald er den Irrthum gewahr wurde, gab er dem Eigenthümer Nachricht von dem Vorgefallnen, indem er zugleich ſein Bedauern bezeugte daß er nicht ein einziges Pferd beſäße womit er ihm das getödtete erſetzen könnte. Was, ſagte der Indianer, deſſen Pferd erſchoſſen worden war, denkſt du daß ich ein Pferd von dir annehmen würde, wenn du mir auch eins geben könnteſt, da du mich hinlänglich überzeugt haſt, daß du das meinige, durch einen unglücklichen Zufall todtſchoſſeſt?

Nein,

Nein, das nicht! denn eben ein ſolches Unglück könnte auch mir begegnen!

Ein bejahrter Indianer war ausgegangen um einen Welſchenhahn *) zu ſchießen, er hielt aber ein ſchwarzes Schwein in dem Gebüſch dafür, und ſchoß es todt; durch Nachfrage entdeckte er den Eigenthümer deſſelben, und zeigte ihm den Fall an, indem er ſich erbot das Schwein zu bezahlen. Dieß wollte indeſſen der andre nicht nur nicht annehmen, ſondern nachdem er das Fleiſch ins Haus geholt hatte, gab er ihm eine Keule ab, weil er bey ſich ſelbſt dachte, daß der arme Mann ſowol wegen der ihm wiederfahrnen Täuſchung, da er, als er ſchoß, gehofft hatte ſich nun bald mit dem Welſchenhahn gütlich zu thun, als auch wegen der Ehrlichkeit mit welcher er ihm von der Sache Nachricht gegeben hätte, von Rechtswegen von dem was er erlegte, ſeinen Antheil haben müßte.

Zwey Indianer fuhren in einem großen Kanoe bis auf eine gewiſſe Entfernung den Muskingum herab, einige andre die zu Lande nach demſelben Orte hingingen, redeten jene an, und erſuchten ſie die ſchweren Sachen die ſie bey ſich hätten, wie Keſſel, Aexte, Hacken ꝛc. in ihr Kanoe zu nehmen. Bereitwillig thaten jene dieß, hatten aber das Unglück, daß ihr Boot an den Klippen bey White Eyes's, falls

(wie

*) Dieſe Vögel welche auch bey Carver und Long "turkey" und bey Volney "dinde" heißen und auch von Loskiel welſche Hühner genannt werden, dürften doch von dem freilich aus Amerika abſtammenden Puter (Meleagris Gallopávo) verſchieden ſeyn.

Ueb.

Digitized by Google

(wie der Platz heißt) ſcheiterte, wodurch die ganze Ladung verloren gieng und die Leute ſich ſelbſt nur durch Schwimmen ans Ufer retteten. Es wurde nun zur Frage gebracht und von allen Seiten erwogen, ob die Leute in dem Kanoe, die das Eigenthum der Andren in Verwahrung genommen, und durch ihre Nachläſſigkeit alles verloren hätten, nicht verbunden wären den Verluſt zu vergüten? Die Frage wurde verneinend entſchieden aus folgenden Gründen: 1. Weil die Leute im Kanoe die Sachen an Bord genommen hätten in der angenehmen Hoffnung ihren Mitmenſchen dadurch gefällig zu ſeyn, ohne irgend eine Belohnung für dieſen Dienſt zu erwarten. 2. Weil ſie zwar die Gefahr und den Verluſt hätten vermeiden können, wenn ſie das Kanoe oberhalb des Waſſerfalls ausgeladen, und es zu Lande (welches nur eine kleine Entfernung iſt) wie ſonſt gebräuchlich, wenn der Waſſerſtand es nicht zuläßt gerade durchzufahren, weiter getragen hätten; daß aber diejenigen die zu Lande reiſten, wenn ſie im Kanoe geweſen wären, eben ſo wie ſie ſelbſt würden verſucht haben durchzufahren welches zuweilen glücklich geſchieht, und dann eben ſo unglücklich wie ſie würden geweſen ſeyn. 3. Weil die Leute im Kanoe auch alle ihre eignen Habſeligkeiten mit an Bord gehabt und auch mit verloren hätten, welche ihnen doch eben ſo viel wie jenen die ihrigen werth wären, woraus erhellte, daß ſie gehofft hätten ohne Schaden durchfahren zu können, und folglich den Verluſt nicht vorſätzlich oder abſichtlich ſich ſelbſt und andern verurſacht haben könnten, weswegen die Sache einem unglücklichen Zufall ganz allein müſſe zugeſchrieben werden.

Dieß

Dieß iſt die Denkungsart der Indianer, in Anſehung derer die unverſehens ein Unfall trifft wodurch andre Schaden leiden. Sie ſind bereit ein Verſehen zu entſchuldigen, und in ſolchen Fällen mehr zum Mitleiden als zur Beſtrafung geneigt. In Anſehung derer aber die abſichtlich und vorſätzlich die Rechte Andrer verletzen und ihnen Schaden verurſachen, denken und handeln ſie auf ganz verſchiedene Weiſe. Ein boshafter Menſch wird allgemein verachtet, und wenn er ſich in gute Geſellſchaft eindrängt, ſo werden die übrigen, ohne ein Wort zu ſagen, einer nach dem andern davon gehen und ihn allein laſſen damit er ſich, ſo wie man es beabſichtigt gedemüthigt fühle. Gegen Mörder und Diebe haben ſie kein Mitleiden, und beſtrafen ſie nach der Beſchaffenheit ihrer Verbrechen, wo nicht öffentlich doch im Stillen, denn man betrachtet ſolche als eine Beſchwerde und einen Schandfleck für das Volk, und ſo ſehr wurden dergleichen Leute ehemals unter den Delawaren verachtet, daß es, vor der Ankunft der weißen Leute, etwas ſeltenes war von einem ſolchen Menſchen unter ihnen zu hören.

Dieß haben mir Indianer von jener Nation in den Jahren von 1770 bis 1780 mehrmals erzählt; einer von dieſen wohnte als Knabe an dem Orte, wo jetzt Philadelphia ſteht, als daſelbſt das erſte Haus erbauet wurde und verſah die Arbeiter mit Fiſchen, und fing Kaninchen für ſie, der andre, der noch älter war, wohnte mit ſeinen Aeltern an dem Ort, wo nachher Perth Amboy in New Jerſey erbauet wurde. Beyde waren ſehr rechtliche Perſonen, von allen die ſie kannten ſehr geachtet.

Ich

Digitized by Google

Ich glaube nicht daß es ein Volk giebt, was aufmerkſamer als die Indianer, auf die gewöhnlichen Höflichkeiten im Umgange mit andern wäre. Dieß aber entgeht gewöhnlich, wegen Mangel an Bekanntſchaft mit ihrer Sprache wie auch mit ihren Sitten und Gewohnheiten, der Beachtung der Reiſenden, wenn gleich einige, ſchärfere Beobachter als die übrigen, dieſen Gegenſtand berührt haben *). In mehr als 100 Fällen habe ich mit Verwunderung und mit Vergnügen die Aufmerkſamkeit beobachtet welche man einer Perſon bey ihrem Eintritt in das Haus zu beweiſen pflegt. Zuerſt ladet man den Ankommenden ein ſich zu ſetzen, mit den Worten: ſetze dich mein Freund! wenn es ein Fremder oder kein Verwandter iſt, im letzteren Falle ſetzt man die gehörige Benennung hinzu. Man läßt niemals eine Perſon ſtehen, für alle ſind Sitze da, und wenn auch ein Duzend nach einander hereintreten ſollten, ſo bekommt jeder einen Sitz und der Fremde, wenn es ein Weißer iſt, den beſten. Darnach wird der Tabacksbeutel umhergereicht, eine Pfeife iſt das erſte was zum Genuß geboten wird, wie bey uns ein Glas Wein oder Brandtewein. Ohne daß zwiſchen dem Mann und ſeiner Frau ein Wort gewechſelt wird, geht letztere hin und bereitet für die Geſellſchaft etwas zu eſſen, und wenn ſie es den Beſuchenden aufgetragen hat, wird ſie ſich in eines Nachbars Haus begeben, um der Familie zu ſagen mit was für einem Beſuche ihr Mann

*) Les Sauvages ont une étiquette de politesse auſsi composée que celle d'un corps diplomatique.
Volney II. 497.

Mann beehrt worden, ohne jemals darüber zu murren, daß die Gäſte die Lebensmittel aufzehren, ſelbſt wenn ſie dieſe für ihr Haus zugekocht haben ſollte da ſie den freundſchaftlichen Beſuch wol der geringen Mühe und Unkoſten werth hält.

Es iſt wahr, daß ſie von ihren Landsleuten die Erwiederung einer ſolchen Aufmerkſamkeit und Gaſtfreiheit erwarten, dieß iſt indeſſen nicht ihre Hauptabſicht, denn ich habe viele Fälle bemerkt, wo an keine Erwiederung zu denken war, wo die Armuth ſie nicht zuließ, oder wo die Entfernung des Wohnortes es dem Beſuchenden unmöglich machte, ſeinem Wirth dieſelben Höflichkeiten zu erweiſen. Wenn weiße Leute auf ſolche Weiſe behandelt werden, und ihnen die beſte Bewirthung die nur das Haus vermag zu Theil wird, ſo mögen ſie ſich davon verſichert halten, daß dieß nichts anders iſt, als ein Beweis der Achtung gegen ſie, und daß die Aufmerkſamkeiten welche man ihnen beweiſt keine eigennützige Abſichten zum Grunde haben.

Anmerkungen. 19) Die Indianer ſind äußerſt umſichtig, und beſonnen bey jedem ihrer Worte und in allen ihren Handlungen. Nichts reißt ſie zu einer unmäßigen Hitze hin, als der Haß gegen ihre Feinde; in allen andern Fällen ſind ſie kaltblütig und außerordentlich vorſichtig, indem ſie ſich hüten um keinen Preis die innern Bewegungen ihres Gemüths zu verrathen. So giebt der Indianer dem Freunde auf den ein Feind am Wege lauert nichts mehr als einen entfernten Wink über die Gefahr, wie etwa: „es läge ein Hund im Wege der ihm vermuthlich etwas zu Leide thun könnte!“ Auf gleiche Weiſe zeigt ſich der Indianer bey der Rückkehr in ſein Haus, vielleicht

leicht nach monatlanger Abweſenheit gegen Frau und Kinder gleichgültig ... erſt wird in aller Ruhe die Pfeiſe geraucht und dann erzählt, und wenn auch wichtige Dinge vorgefallen ſeyn ſollten wie etwa der Verluſt eines Vaters, Bruders oder Sohns auf dem Schlachtfelde. Hat ein Indianer auf der Jagd lange Zeit Hunger gelitten und kommt endlich zu der Hütte eines Andern ſo hütet er ſich wohl das geringſte Merkmal von Ungeduld oder von dem Hunger der ihn quält blicken zu laſſen, ſondern nachdem er eingeladen worden ins Haus zu kommen, ſetzt er ſich und raucht in Ruhe ſeine Pfeiſe, als ob er ſonſt gar kein Bedürfniß fühlte. Er glaubt, lieſſe er ſein Verlangen blicken, ſo würde dieß als ein Mangel an Standhaftigkeit betrachtet werden, und man würde ihn zu den alten Weibern rechnen. .. Sagt man einem Indianer daß ſeine Kinder ſich im Kampfe gegen den Feind beſonders ausgezeichnet hätten, ſo ſcheint er dieß gleichgültig anzuhören, und ſagt etwa blos: es iſt gut! ... ſagt man ihm daß ſeine Kinder erſchlagen oder gefangen genommen worden ſind, ſo klagt er nicht, ſondern ſagt: „es macht nichts" fragt auch oft erſt einige Zeit nachher, wie es doch zugieng?

So wie die Indianer gewöhnlich leben, wiſſen ſie nichts von einem ausſchlieslichen Eigenthum, ausgenommen in den Dingen die zum häuslichen Gebrauch gehören, welche ein jeder als ihm zugehörig betrachtet und wenn es die Umſtände zulaſſen, zu vermehren ſucht. Sie ſind außerordentlich freigebig gegen einander und wenn bey ihren Freunden etwa Mangel eintritt, ſo erſetzen ſie denſelben von dem Eignen was ſie übrig haben... Sie ſind bereit, wenn Gefahr da iſt, den Mitgenoſſen ihrer Commüne Hülfe zu leiſten, ohne auf irgend eine Vergeltung zu rechnen, die billigen Belohnungen ausgenommen, welche die Indianer immer dem Verdienſte zutheilen. Den einfachen und billigen Geſetzen der Natur gehorchend, wird jeder

jeder nur nach Verdienſt belohnt und die Gleichheit ihres Standes, ſo wie die unabgebrochne geſellige Vertraulichkeit welche unter jeder Indianiſchen Völkerſchaft vorherrſcht, belebt ſie mit einem unverfälſchten und wahrhaft patriotiſchen Geiſte, welche das Wohl ihrer Geſellſchaft befördert.]

Carver 237. 240. 247.

Wenn ein Indianer irgend einer beſondren Perſon in einer Familie ſeinen Beſuch macht, ſo ſagt er es wem der Beſuch gelten ſoll, und dann ſind die übrigen Mitglieder der Familie, die ſich ſogleich an das andre Ende der Hütte oder des Zeltes begeben, während der ganzen Zeit der Unterredung ſehr ſorgſam, nicht ſo nahe zukommen, daß ſie das Geſpräch ſtören könnten. Daſſelbe wird beobachtet wenn ein Mann einer Perſon vom andren Geſchlecht ſeine Aufwartung macht — aber dann muß er ſich in Acht nehmen, Liebes-Angelegenheiten nicht zum Gegenſtande ſeines Geſprächs zu machen ſo lange es Tag bleibt.

Carver 241.

20) Was die tragbaren leichten Kähne der Indianer betrifft, ſo ſind ſie gewöhnlich acht Klafter lang und anderthalb Klafter weit, es giebt indeſſen auch viel kleinere welche ihnen nach der Beſchaffenheit ihres Landes ſehr große Dienſte gewähren. Ein Kanoe beſteht aus hölzernen Knieen, die durch andre der Länge nach gelegte Hölzer Feſtigkeit erhalten, und ſie ſind mit Birkenrinde überzogen welche mit faſerichten Wurzeln dicht zuſammen genähet wird. Ein größeres Kanoe kann 4 Tonnen (8000 Pfund) Laſt tragen und hat Raum für 10 Perſonen. Die Kähne ſind nicht ſehr dauerhaft und werden leicht beſchädigt. Wenn ſie durch Zufall einen Leck bekommen, was häufig der Fall iſt, ſo wird die Oeffnung mit Gummi (Harz) welches man an einer Kohle ſchmilzt, verſtopft.

Der

Das Gummi (gum) wird durch die Näſſe augenblicklich hart und kann dem Andrange des Waſſers widerſtehen. Wenn der Leck zu groß iſt, als daß er mit Harz allein zugemacht werden könnte, ſo wird die innere Rinde der Birke, welche zerſtampſt und wie Mörtel angemacht worden, auf die Oeffnung gelegt, dann bedeckt man das Ganze mit einem Läppchen Leinwand, deſſen Enden vermittelſt des Gummi feſtgeklebt werden. Die Indianer können einen Kahn von Birkenrinde in welchem 3 Perſonen Platz haben in Zeit von 3 Tagen verfertigen. . . (Long S. 109). Von dem Dorfe La Chine unweit Montreal bis zum Fort Michillimackinac, welche Entfernung man zu Waſſer und zu Lande auf 900 Engl. Meilen rechnet, giebt es 36 Tragplätze oder 36 Oerter wo die Kähne ſamt ihrer Ladung aufgenommen, und bis an das nächſte fahrbare Waſſer getragen werden müſſen.

Long. 39. 40. Loskiel 1. 44. und 121.

Funſ=

Funfzehntes Kapitel.

Politiſche Kunſtgriffe.

In der Behandlung ihrer National=Angelegenheiten zeigen die Indianer eben ſo viel Fertigkeit und Gewandtheit als vielleicht irgend ein andres Volk auf Erden. Wenn eine den Staat betreffende Bothſchaft von einer benachbarten Nation an ſie gelangt welche ihnen nicht gefällt; ſo bemühen ſie ſich gewöhnlich, eine in ſo zweydeutigen Ausdrücken abgefaßte Antwort darauf zurückzugeben, daß es ſchwer hält ihre wahre Meynung zu ergründen. Sie halten dieß für die beſte Art einen Vorſchlag abzufertigen der ihnen nicht anſteht, weil doch diejenigen die ihn machen, auf einige Zeit wenigſtens nicht recht wiſſen werden wie die Antwort gemeynt, ob ſie günſtig oder ungünſtig ſey, und folglich über ihre Maaßregeln unſchlüſſig bleiben müſſen bis ſie die wahre Meynung entdeckt haben. Auf dieſe Weiſe ſind manche Unternehmungen gänzlich verhütet worden und die Sachen ſind geblieben, wie ſie vorhin waren.

Man möchte vielleicht vermuthen daß ein ſolches unaufrichtiges Verfahren gegen einander als Beleidigung aufgenommen werden, und ſo Misvergnügen

Digitized by Google

und Streit unter den verſchiedenen Partieen erregen könnte; dieß iſt indeſſen nicht der Fall, da in ſolchen Botſchaften nie etwas Beleidigendes vorkommt; und da keine Beleidigung beabſichtigt wird, ſo findet man auch keine. Sämmtliche Indianer betrachten dieß als ein zur Staatskunſt gehöriges Verfahren, als eine Uebung welche auf Schärfung des Verſtandes abzielt, welche ſie ſehr lieben. Es verſchafft ihnen Gelegenheit über Sachen von Wichtigkeit tief und gründlich nachzudenken und ihren Scharfſinn an den Tag zu legen, wenn ſie etwa den geheimen Sinn einer ihnen zugeſchickten Antwort ausfindig gemacht oder die wahre Meynung einer zweydeutigen Antwort enträthſelt haben.

Zur Zeit des Revolutionskrieges war ich Zeuge einer ſonderbaren Anwendung politiſcher Kunſtgriffe zwiſchen zwey großen Männern aus der Nation der Delawaren, die ſich beyde als muthige und tapfere Krieger ausgezeichnet und den Ruhm großer Anführer im Kriege erlangt hatten. Der genannte Krieg hatte es für die Indianer nothwendig gemacht auf ihre gegenwärtige und künftige Sicherheit Bedacht zu nehmen. Dem Capitain White Eyes, vom Stamme Schildkröte, der an die Spitze ſeiner Nation war geſtellt worden, lag die Wohlfahrt derſelben ſehr am Herzen. Er neigte ſich dahin, dem vom Amerikaniſchen Congreß gegebenen Rath zu folgen, nämlich neutral zu bleiben, und rieth daher ſeinen Leuten mit beyden Parteyen Freundſchaft zu halten und gegen keine von beyden die Waffen zu ergreifen, um nicht in Unruhen verwickelt zu werden, welche vielleicht am Ende ihren Untergang herbeyführen könnten. Auf

der andern Seite war Capitain Pipe, vom Stamme Wolf, deſſen Wohnſitz 15 Meilen weit entfernt war, wo er ſein Rathsfeuer hatte, andrer Meynung und neigte ſich auf die Seite der Britten. Er war ein ſchlauer, ehrgeiziger Mann, doch fehlte es ihm nicht, wie ich in einem vorhergehenden Kapitel gezeigt habe an Seelengröße. Seine Gedanken waren aber damals voll von den Kränkungen, welche die Indianer von den Amerikanern ſeit ihrer erſten Ankunft in das Land erlitten hatten; ſein Herz ſehnte ſich nach Rache, und er hatte Luſt die Gelegenheit dazu welche ſich ihm nun darbot, zu ergreifen. Er bezeugte ſeine Bereitwilligkeit dienlichen Maaßregeln zur Rettung ſeines Volks beyzutreten, doch nicht ſolchen als ſein Antagoniſt vorſchlug. Was ſeine eigentliche Abſicht wäre, erklärte er nicht öffentlich, insgeheim aber ſuchte er Allem was von jenem vorgeſchlagen wurde oder geſchah, entgegen zu arbeiten. White Eyes war indeſſen ein verſtändiger aufrichtiger Mann, und nie wegen der Mittel ſeine Maaßregeln zu unterſtützen und ſich aus den Schlingen zu ziehen mit welchen Capitain Pipe ihn von allen Seiten umringt hatte, in Verlegenheit. So ſtanden ſie gegen einander länger als zwey Jahre — Pipe immer insgeheim arbeitend, und ſeine Kundſchafter gegen den andern wach erhaltend — White Eyes freymüthig und öffentlich handelnd, als ob er von dem was der andre gegen ihn auszuführen ſuchte, gar nichts wiſſe. Endlich trug ſich ein Umſtand zu welcher die Maaßregeln welche Cap. Pipe zu nehmen wünſchte, zu rechtfertigen ſchien. Im Jahr 1778 entkam eine Anzahl weißer Leute von der Partey die wir Tories nennen,

nennen, und unter welchen M'Kee, Eliott, Girty und mehrere Andre waren, aus Pittsburg, und ſagten zu allen Indianern, wohin ſie nur kamen: "ſie müßten ſich unverzüglich bewaffnen und aufbrechen, müßten alle Amerikaner wo ſie ſie immer fänden ermorden, denn ſie hätten beſchloſſen alle Indianer todt zu ſchlagen und ſich ihres Landes zu bemächtigen." White Eyes der nicht glaubte was dieſe Leute ſagten, rieth ſeinen Leuten ruhig zu bleiben, denn dieſer Bericht könne nicht gegründet ſeyn. Pipe dahingegen rief ſeine Leute zuſammen, und erklärte in einer Rede die er an ſie hielt jeden für einen Feind ſeines Vaterlandes der ſich unterſtände ſie von dem Kriege gegen die Amerikaner abzurathen, wer es thäte ſagte er, müſſe zu Tode gebracht werden. Capitain White Eyes kam nicht aus der Faſſung. Er verſammelte ſogleich ſeine Krieger und ſagte ihnen: wenn ſie wirklich die Abſicht hätten zu Felde zu ziehen, wie er bemerkte daß einige Anſtalt dazu machten, ſo ſollten ſie ohne ihn nicht gehen. Er hätte friedliche Maaßregeln befolgt um die Nation von gänzlichem Untergange zu retten. Wenn ſie aber glaubten daß er Unrecht hätte, und umherſtreifenden Flüchtlingen die ihm als ſolche bekannt wären, mehr Glauben beymäßen als ihm, der die wahre Beſchaffenheit der Dinge kenne; wenn ſie entſchloſſen wären dem Rath ſolcher Leute zu folgen und gegen die Amerikaner auszuziehen, ſo wollte er mit ihnen ausziehen; er wollte ſie anführen, ſich an die Spitze ſtellen, und der erſte ſeyn der fiele. Sie hätten alſo nur zu entſcheiden was ſie thun wollten, er wäre in ſeinem Gemüthe feſt entſchloſſen ſeine Nation nicht zu über-

Digitized by Google

leben, den Ueberreſt eines elenden Lebens nicht zu-zubringen in Klagen über die gänzliche Vernichtung eines braven Volks, welches ein beſſeres Schickſal verdiente.

Dieſe lebhafte und zugleich gefühlvolle Rede machte einen ſolchen Eindruck auf die Zuhörer, daß ſie einmüthig erklärten, ſie wollten ſeinen Befehlen gehorchen, und auf ſonſt Niemand, es möge ein Weißer oder einer von ihrer Farbe ſeyn, als auf Ihn hören. Als dieß dem Pipe durch ſeine Kundſchafter hinterbracht wurde, gerieth er gänzlich in Verwirrung und wußte nicht was er thun ſollte. Wenige Tage darauf erhielt die Rathsverſammlung der Delawaren die freundſchaftlichſte und ſchmeichelhafteſte Botſchaft von dem Befehlshaber und dem Indianiſchen Agenten zu Pittsburg, welche ſie warnen ließen, "den nichtswürdigen Leuten die ihnen in der Nacht entlaufen wären, kein Gehör zu geben, und ſich von der unerſchütterlichen Freundſchaft der Amerikaniſchen Regierung verſichert zu halten." Pipe wurde hiedurch ſo beſchämt, und nahm ſich dieß ſo zu Herzen, daß er bald darauf die Maske abwarf, und ſeinen Leuten erlaubte auszugehen und die Amerikaner zu ermorden, worauf er ſich mit ihnen in der Folge nach Sandusky unter den Schutz des Brittiſchen Gouvernements begab. In einem vorhergehenden Kapitel haben wir geſehen daß er nachher erkannte wie unpolitiſch ſein Betragen geweſen wäre und zurückzuziehen wünſchte, es war aber zu ſpät. Er hatte ſich von ſeinen durch das Andenken an voriges Unrecht aufgeregten Leidenſchaften hinreißen laſſen und war ſo zu einem unüberlegten Verfahren verlei-

tet

tet worden. Vielleicht trug auch ſeine Eiferſucht gegen Capitain White Eyes, deſſen Ueberlegenheit ſein hoher Muth nicht ertragen konnte, hiezu bey. Pipe war gewiß ein Mann von Seelengröße, White Eyes aber war nach meiner Meynung, noch größer.

Auf ſolche Weiſe führen Indianiſche Staatsmänner ihre Sachen gegen einander aus, ohne Zeitungskämpfe, ohne Herabwürdigung Andrer, ohne perſönliche Zänkereyen oder offenbare Beſchimpfungen. Ihr Scharfſinn, wenn er in einer guten Sache angewandt wird, verſchafft ihnen gewöhnlich den Sieg. In einer ſchlechten Sache aber fehlt es nicht, daß ſie entdeckt werden und unterliegen, wie Capitain Pipe zu ſeinem Unglück ſo ſchmerzlich erfuhr.

Digitized by Google

Sechzehntes Kapitel.

Heirathen und Behandlung der Frauen.

Viele glauben, nach der Arbeit welche ſie die Indianiſchen Frauen verrichten ſehen, daß ſie gewiſſermaßen als Sklavinnen behandelt würden. Dieſe Arbeiten ſind in der That hart, in Vergleichung mit den Geſchäften welche in der civiliſirten Welt dem weiblichen Geſchlechte auferlegt werden; ſie ſind indeſſen nichts mehr als der ihnen bey jeder Berückſichtigung und aller gebührender Begünſtigung billig zukommende Antheil an den Mühſeligkeiten welche mit einem Leben im Stande der Wildheit verbunden ſind. Das Weib übernimmt alſo jenen Antheil nicht nur freywillig ſondern auch freudig, und da die Frauen nicht verbunden ſind länger bey ihren Männern zu bleiben als es ihnen gefällt oder gelegen iſt, ſo kann man nicht annehmen daß ſie ſich mit ungerechten oder ungleichen Laſten würden beſchweren laſſen.

Die Ehen werden bey den Indianern nicht wie bey uns, auf Zeitlebens geſchloſſen; man iſt von beyden Seiten darüber einverſtanden daß beyde Theile nicht länger mit einander leben werden, als ſo lange ſie einander anſtehen. Der Ehemann darf ſein Weib entfernen

nen, ſo bald es ihm gefällt, und die Frau auf gleiche Weiſe ihren Mann verlaſſen. Mit der Verheirathung ſind daher auch keine Gelübde, keine Verſprechungen oder irgend einige Ceremonien verbunden. Der Indianer nimmt ſeine Frau, gleichſam auf die Probe, doch mit dem Vorſatze im Herzen, ſie nicht zu verlaſſen wenn ſie ſich gut beträgt und vorzüglich nicht wenn er Kinder von ihr hat. Die Frau, die dieß erkennt, thut von ihrer Seite alles Mögliche um ihrem Manne zu gefallen, vorzüglich wenn er ein guter Jäger oder Fallenſteller iſt, der ſie durch ſeine Geſchicklichkeit und ſeine Anſtrengung zu ernähren, und durch ſeine Stärke und Herzhaftigkeit zu ſchützen vermag.

Wenn eine Ehe geſchloſſen wird, ſo ſind beyden Theilen die einem jeden obliegenden Pflichten und Arbeiten bekannt. Es wird angenommen daß der Mann ein Wohnhaus erbauen und die nöthigen Geräthſchaften zum Arbeiten, wie Aexte, Hacken u. ſ. w. anſchaffen müſſe, daß er für ein Kanoe und auch für Schüſſeln, Näpfe und andre im Haushalt nöthige Gefäße zu ſorgen habe. Die Frau hat gewöhnlich einen oder zwey Keſſel, und einige andre Küchen-Geräthſchaften welche ſie mitbringt. Der Ehemann, als Haupt der Familie, hält ſich verpflichtet ſie durch ſeine körperliche Anſtrengung zu ernähren; die Frau, als ſeine Gehülfinn übernimmt die Feld-Arbeiten, und iſt weit entfernt dieſe für bedeutender zu halten als diejenigen welche der Mann zu verrichten hat, inſofern ſie vollkommen überzeugt iſt, daß er mit ſeiner Flinte und ſeiner Falle, an jedem Ort wo nur Wild iſt, eine Familie würde erhalten können, auch betrachten die Frauen ihre Geſchäfte nicht als eine ihnen auf-

auferlegte ſchwere Bürde, da ſie ſelbſt ſagen, daß ihre Feld=Arbeit ſie höchſtens ſechs Wochen im Jahr beſchäftigte, während die Arbeit der Männer das ganze Jahr hindurch fortgehe.

Wenn ein Paar kürzlich iſt verbunden worden, ſo giebt ſich der Ehemann ohne hierüber ein einziges Wort zu ſagen, recht viele Mühe ſeiner Frau zu gefallen, und durch wiederholte Beweiſe von ſeiner Geſchicklichkeit in der Kunſt zu jagen, ſie bemerken zu laſſen, daß ſie mit ihm glücklich ſeyn könne, und nie Mangel haben werde ſo lange ſie mit ihm haushält. Bey Tages Anbruch wird er mit ſeiner Flinte davon gehen, und oft um die Zeit des Frühſtücks mit einem Hirſch einem Welſchen=Hahn oder ſonſt einem Stück Wild zurückkehren. Er ſucht es zu zeigen daß er im Stande iſt Lebensmittel ins Haus zu bringen ſo oft er will, und die Frau, ſtolz darauf einen ſo geſchickten Jäger zum Manne zu haben, giebt ſich die äußerſte Mühe ihm zu Dienſten zu ſeyn und ſich ihm wohlgefällig zu machen.

Die Geſchäfte der Frauen ſind nicht drückend oder beſchwerlich. Mütter geben ihren Töchtern zu den Pflichten Anleitung, auf welche ſie ſonſt in reifern Jahren durch den geſunden Menſchenverſtand ſchon geführt werden würden. Ihre Arbeit im Hauſe iſt unbedeutend, ſelten haben ſie auf mehr als auf einen Topf oder Keſſel Acht zu geben. Im Hauſe giebt es nichts zu ſcheuren, und nur weniges muß gewaſchen werden und dieß auch nicht oft. Ihre Hauptbeſchäftigungen ſind das Brennholz zu hauen und zu Hauſe zu tragen, die Felder zu bearbeiten, das Getraide auszuſäen und einzuerndten, das Korn zur Suppe

in

in Mörſern zu ſtampfen, und Brot zu backen welches in der Aſche gar gemacht wird. Wenn ſie mit ihren Männern auf einen Zug oder nach den Jagd=Lager=plätzen gehen, und keine Pferde bey ſich haben, ſo tragen die Frauen einen Packen auf dem Rücken welcher oft ſchwerer ausſieht als er in der That iſt. Er beſteht gewöhnlich aus einer wollnen Decke (blanket) einer bereiteten Hirſchhaut zu Schuhen (mokisens) ... aus einigen Küchengeräthſchaften und einigen Lebensmitteln. Ich habe nie gehört, daß eine Indianerinn über die Beſchwerde ein ſolches Bündel tragen zu müſſen, geklagt hätte, welches auch ſo wol für ihre als ihres Mannes Bequemlichkeit und Erhaltung beſtimmt iſt.

Die Beſtellung des Landes, das Herbeyſchaffen des Brennholzes, das Zerſtampfen des Korns, wird häufig von den Frauen in Geſellſchaft Andrer verrichtet; ungefähr ſo wie das Enthülſen der Früchte, das Ausſtopfen der Decken (quilting) und mehrere andre Zeitvertreibe (wie man zu ſagen pflegt) in den vereinigten Staaten hauptſächlich oſtwärts, häufig vorgenommen werden. Auf dieſe Weiſe geht die Arbeit leicht und ſchnell von Statten, und wenn ſie abgethan iſt, oder auch zuweilen in den Zwiſchenſtunden, ſitzen ſie beyſammen und thun ſich gütlich an den Speiſen welche von der Perſon oder Familie für welche ſie arbeiten ſind zubereitet worden, und welche der Mann aus der Waldung herbey zu ſchaffen. zuvor Sorge getragen hat; denn dieß wird als eine Hauptſache angeſehen (daß es an Eſſen nicht fehle) weil ſich gewöhnlich mehr oder weniger Frauens=Perſonen bey der Arbeit befinden, die vielleicht ſeit langer Zeit keinen

Digitized by Google

nen Biſſen Fleiſch gekoſtet haben, nämlich Wittwen oder Waiſen oder ſonſt Perſonen in dürftigen Umſtänden. Selbſt das Schmatzen welches bey der gemeinſchaftlichen Arbeit unter den Weibern Statt findet, macht ihnen ein großes Vergnügen, und deswegen ſuchen ſie, ſo lange als möglich bey ſolcher Arbeit zu bleiben, indem ſie bey allen den Einwohnern des Dorfs die Land zu beſtellen haben die Runde machen.

Wenn die Erndte eingeſammelt worden iſt, welches mit Ende Septembers geſchehen zu ſeyn pflegt, ſo haben die Frauen wenig mehr zu thun als Holz zu holen und zu kochen, bis zu Ende Februar oder zu Anfang März, jenachdem die Jahrszeit iſt, alsdann ziehen ſie auf ihre Zuckerbereitungs-Plätze, wo ſie aus dem Zucker-Ahorn Zucker kochen. Wenn die Männer hier für die Zeit ihre Hütten aufgebauet oder ausgebeſſert auch alle die Tröge (Zuckerformen) von verſchiedner Größe verfertigt haben, ſo fangen die Weiber mit dem Zuckerkochen an — die Männer aber gehen auf Wild aus, um dieſe Zeit gewöhnlich fette Bären die ihre Winterlager noch nicht verlaſſen haben. Sind die Männer zu Hauſe ſo pflegen ſie mitunter den Weibern bey der Einſammlung des Safts zu helfen, auch in ihrer Abweſenheit nach dem Keſſel zu ſehen, damit der Syrup nicht überkoche.

Wenn ein Mann wünſcht, daß ſeine Frau um ihn ſey, während er in den Wäldern jagt, ſo braucht er ihr nur zu ſagen, daß er an dem oder dem Tage, nach dem oder dem Platze gehen und da eine Zeitlang jagen wolle, und kann ſich darauf verlaſſen, daß Lebensmittel und alles was ſonſt nöthig iſt alsdann

in

in Bereitſchaft und gehörig gepackt ſeyn wird um nach dem Orte hingetragen zu werden. Der Mann kann nämlich ſobald er in die Waldung tritt auf nichts anders achten als auf das Wild, und darf daher mit keiner Laſt beſchwert ſeyn — hat er einen Hirſch angeſchoſſen, ſo muß er ihn vielleicht Meilen weit verfolgen, und ihn eigentlich zu Tode jagen, darum ſorgt die Frau für das Gepäck, trägt es nach dem Lagerplatze, und fängt da ſogleich an ſich der Haushaltungsgeſchäfte anzunehmen als ob ſie zu Hauſe wäre. Sie giebt ſich über dieß Mühe, ſo viel Fleiſch als ſie nur kann zu trocknen (an der Luft zu dörren) ſammelt das Talg ſorgfältig zuſammen, hilft bey der Bereitung der Häute, ſucht ſo viel wilden Hanf als möglich iſt zuſammen um daraus Stricke, Traggürtel, Beutel und andre nothwendige Dinge zu verfertigen, ſammelt Wurzeln zum Färben ein, kurz thut alles was ſie vermag, damit ihr Mann für weiter nichts zu ſorgen haben möge, als für die wichtige Hauptſache, Fleiſch für die Haushaltung anzuſchaffen.

Alles zuſammengenommen ſo iſt die Anſtrengung der Frauen auf keine Weiſe der ihrer Männer gleichzuſchätzen. — Wollte ein Mann einen Theil der weiblichen Geſchäfte mit übernehmen, ſo würde er nothwendig unter der Laſt erliegen, und ſeine Familie würde natürlicherweiſe mit ihm leiden müſſen. Auf ſeiner Anſtrengung bey der Jagd beruhet ihre Exiſtens; und um nun geſchickt zu ſeyn jene rauhe Beſchäftigung mit Erfolg zu treiben, muß er ſeine Glieder ſo geſchmeidig als möglich zu erhalten ſuchen, er muß ſich hüten daß ſie nicht durch Arbeit ſteif werden; und daß er immer Stärke und Geſchwindigkeit genug

genug haben möge ſich der Jagd zu widmen und die Beſchwerden derſelben zu ertragen; denn die Anſtrengungen auf der Jagd greifen den Körper weit mehr an, als Arbeit mit den Händen. Weder ſtehende Gewäſſer noch Flüſſe, ſeicht oder tief, zugefroren oder offen dürfen einen Jäger aufhalten, wenn er einen angeſchoſſenen Hirſch oder einen verwundeten Bär, wie dieß oft der Fall iſt, verfolgt. Er hat auch keine Zeit ſich zu beſinnen, ob nicht vielleicht ſein Blut zu erhitzt ſey als daß er ſich ohne Gefahr in einen kalten Strom ſtürzen dürfte, denn das Wild dem er nachſetzt läuft ſo ſchnell als möglich davon. Mancher gefährliche Unfall ſtößt ihm oftmals als Jäger und als Krieger (denn er iſt beydes) zu, und ſelten bleiben die ſchmerzlichen Folgen wie z. B. Gicht und Schwindſucht aus, denn nicht immer werden dieſelben, durch das Schwitzhaus (ſweat houſe) worauf ſie ſtark bauen, und wohin ſie ſich oft, nach einer ermüdenden Jagd oder einer kriegeriſchen Unternehmung, der Geſundheit wegen, begeben; gewiß verhütet, oder gänzlich gehoben.

Der Mann überläßt gewöhnlich die Häute und das Pelzwerk, welche ihm die Jagd verſchafft, der Sorge ſeiner Frau, welche ſie für ſolche Bedürfniſſe als im Haushalte erfordert werden, ſo gut ſie kann verkauft oder vertauſcht; wobey ſie nicht vergißt ihrem Manne dasjenige was er nöthig hat zu beſorgen, der ihr dafür, wenn er es aus ihrer Hand empfängt auf die freundſchaftlichſte Weiſe Dank bezeugt. Sind Schulden gemacht worden, entweder durch die Frau allein, oder durch Mann und Frau gemeinſchaftlich, oder ſollte etwa der Ankauf eines Pferdes

nöthig

nöthig ſeyn, ſo wird ſo viel bey Seite gelegt, als zur Abbezahlung der Schulden oder zur Anſchaffung des Pferdes hinreicht.

Wenn eine Frau ihre Kornerndte eingebracht hat, ſo wird der Vorrath als ihrem Manne zugehörig betrachtet, der, wenn er etwa nothleidende Verwandte haben ſollte, ihnen davon ſo viel als ihm gutdünkt abgeben darf, ohne ſeine Frau darüber zu befragen oder ihr Misfallen zu fürchten; ſie iſt nämlich feſt überzeugt daß ihr Mann dieſes Bedürfniß immer wieder werde anſchaffen können, wenn es nöthig ſeyn ſollte. Auch der Zucker den die Frau aus dem Zückerrohr kocht, wird als Eigenthum des Mannes betrachtet.

Es findet ſich nichts in dem Hauſe oder der Familie eines Indianers das nicht einen beſondern Eigenthümer hätte. Jedes Mitglied der Familie weiß was ihm zugehört, von dem Pferde oder der Kuh an bis auf den Hund, die Katze, die Kätzchen und Kiechlein herab. Aeltern machen ihren Kindern Geſchenke, und dieſe wieder ihren Aeltern. Ein Vater wird zuweilen ſeine Frau oder eins ſeiner Kinder erſuchen ihm ihr Pferd zu leihen um auf die Jagd zu reiten. Ein Neſt junger Katzen oder ausgebrüteter junger Hühner hat oft eben ſo viel beſondre Eigenthümer als einzelne Thierchen dazu gehören. Um eine Henne mit ihrer Brut zu kaufen muß man oftmals mit mehreren Kindern handeln. Während alſo der Grundſatz der Gütergemeinſchaft in dem Staate herrſchend iſt, wird auf dieſe Weiſe das ausſchließliche Eigenthumsrecht in den Familien anerkannt. Dieß bringt recht gute Wirkungen hervor, denn in Folge hievon

wird

wird für jedes lebendige Geſchöpf gehörig geſorgt; auch wird dadurch die Freygebigkeit unter den Kindern befördert, welche bey reiferem Alter ihnen zur Gewohnheit wird.

Ein Indianer ſieht ſeine Frau gern hübſch gekleidet, welches beweiſt daß er ſie lieb hat, wenigſtens wird es ſo aufgenommen. Wenn ſeine Frau die Häute und das Pelzwerk welche er durch die Jagd erworben hat, verhandelt, ſetzt der Mann ſich wol in einiger Entfernung nieder um zu bemerken was ſie ſich ausſucht, und wie ſie mit dem Handelsmann eins wird. Wenn ſie etwas findet wovon ſie glaubt daß es ſich für ihren Mann ſchicke oder ihm Vergnügen machen werde, ſo unterläßt ſie nie es für ihn einzuhandeln; ſie ſagt ihm, daß ſie es für ihn gewählt habe und er iſt nie unzufrieden!

Je mehr ein Mann für ſeine Frau thut, deſto mehr wird er geachtet, vorzüglich von den Weibern, die alsdann ſagen: "dieſer Mann hat ſeine Frau wirklich lieb!" Einige Männer verfertigen in müſſigen Stunden Näpfe und hölzerne Löffel, und überlaſſen ſie ihren Frauen.

Wenn eine kranke oder ſchwangre Frau zu irgend einer Speiſe Luſt hat es mag ſeyn was es will, und wie ſchwer ſie auch immer anzuſchaffen ſeyn möge, ſo macht ſich der Ehemann ſogleich auf und ſucht ſie ihr zu beſorgen. Ich weiß daß ein Mann 40 oder 50 Meilen weit ging um das Gelüſt ſeiner Frau nach einer Schüſſel Kranichbeeren zu befriedigen. Im Jahr 1762 war ich Zeuge von einem merkwürdigen Beyſpiel dieſer Neigung der Indianer den Begehren ihrer Frauen Genüge zu thun. Es war damals

Digitized by Google

Hungersnoth im Lande und eine kranke Indianerinn bezeigte ein groſses Verlangen nach einem Gericht Welſchkorn. Ihr Mann hatte gehört daſs ein Handelsmann zu Unter-Sandusky ein wenig davon beſäſse, und gleich machte er ſich zu Pferde dorthin auf den Weg, (eine Entfernung von 100 Meilen) und kam mit einem Hutkopf voll Welſchkorn zu Fuſs zurück, denn er hatte ſein Pferd für das Korn vertauſcht und trug den Sattel zu Hauſe. Eichhörnchen, Enten und andre dergleichen Leckerbiſſen, wenn es am ſchwierigſten iſt ſie zu bekommen, ſind die Dinge wonach die Frauen zu Anfange ihrer Schwangerſchaft gewöhnlich gelüſtet; der Ehemann aber wird in allen ſolchen Fällen darauf ausgehen und keine Mühe ſparen das Verlangte anzuſchaffen.

In andern Fällen pflegen die Männer und ihre Frauen ſich wenig um die beſondern Geſchäfte eines jeden von ihnen zu bekümmern; die Frau aber die es weiſs daſs der Vater ſeine Kinder ſehr liebt, iſt immer darauf gefaſst ihm irgend eine unterhaltende Anekdote von dem einen oder andern derſelben zu erzählen, zumal wenn er eine Zeitlang abweſend geweſen iſt.

Es trägt ſich äuſserſt ſelten zu daſs ſich ein Mann herabläſst ſich mit ſeiner Frau zu zanken oder Scheltworte gegen ſie auszuſtoſsen, wenn ſie ihm gleich gerechte Urſache dazu gegeben haben ſollte. In ſolchen Fällen wird etwa der Mann ohne ein einziges Wort zu ſagen oder zu erwiedern, ſein Gewehr nehmen, ins Holz gehen und dort eine Woche zuweilen auch 14 Tage bleiben, indem er von ſeiner Jagd lebt, ehe er wieder zu Haus kommt. Er weiſs daſs er ſeine Frau für ihr Betragen gegen ihn nicht härter beſtrafen

ſen kann, als wenn er ſich auf einige Zeit von ihr entfernt. Denn hiedurch wird ſie nicht nur in einen Zuſtand der Ungewißheit gebracht, da ſie nicht wiſſen kann ob er zurückkehren wird, ſondern ſie wird auch als eine ſchlechte zänkiſche Frau berüchtigt. Der Mann ſagt nämlich in ſolchen Fällen ſeiner Frau nicht, wie er ſonſt wenn ſie gut mit ihm ſteht, nie zu thun unterläßt, um welche Zeit er zurückzukehren denkt, und die Nachbaren beſchämen alsdann die Frau, indem ſie ſchnell etwas argwöhnend, nicht unterlaſſen ſolche Fragen an ſie zu richten die ſie entweder nicht vermag oder ſich ſchämt zu beantworten. Wenn der Mann am Ende zurückkehrt, ſo ſucht ſie ihm durch ihre Aufmerkſamkeit zu zeigen, daß ſie ihr Betragen bereuet hat, wiewol keiner von beyden ein einziges Wort über das was vorgefallen iſt, ausſpricht. Da nun auch die Kinder, wenn einige da ſind, bey der Rückkehr des Vaters ſich an ihn hängen und ihn durch ihre Liebkoſungen beſänftigen, ſo iſt er auch um ihrer Willen bereit der Mutter zu verzeihen oder ihr wenigſtens nichts unangenehmes zu ſagen. Sie iſt indeſſen nunmehr ernſtlich gewarnt worden, und muß ſich in ihrem Betragen künftig wohl vorſehen, damit ihr Mann nicht etwa ganz wegbleiben und eine andre Frau nehmen möge. Er würde ſie vielleicht ſchon damals gänzlich verlaſſen haben, wenn er keine Kinder von ihr gehabt hätte, in dieſem Fall aber würde er ſein Eigenthum mit ſich genommen haben.

Wenn ein Indianer von einer Reiſe oder nach langer Abweſenheit zurückkehrt, pflegt er beym Eintritt in das Haus zu ſagen: "Ich bin zurückgekehrt!" worauf die Frau erwiedert: "Ich freue mich!" und

wenn

Digitized by Google

wenn er dann einen Blick umhergeworfen, nach den Kindern gefragt, und vernommen hat daß ſie ſich ſämmtlich wohl befinden wird er ſprechen: "ich bin froh!" und dieß iſt für das Mal die ganze Unterhaltung zwiſchen Mann und Frau; auch erzählt er für jetzt nichts von dem was ihm auf der Reiſe begegnet iſt, ſondern erwartet die Mahlzeit welche ſeine Frau für ihn bereitet. Nach einiger Zeit, wenn die Leute aus dem Dorfe ſich vor ſeinem Hauſe verſammelt haben, hört ſeine Frau, mit den Uebrigen, ſeine Geſchichte der Länge nach.

Ehen werden auf verſchiedene Weiſe eingeleitet und geſchloſſen. Die beyderſeitigen Aeltern, wenn ſie eine Zuneigung zwiſchen zwey jungen Leuten bemerkt haben, unterhandlen für ſie. Gewöhnlich machen hiemit die Aeltern des Bräutigams den Anfang, die Mutter iſt die Unterhändlerinn für ihn, und tritt ihr Geſchäft damit an, daß ſie eine gute Wildkeule oder ein Stück Bärenfleiſch oder etwas Aehnliches in das Haus, wo die Braut wohnt hinbringt, und dabey nicht vergißt zu erwähnen, daß ihr Sohn das Wild erlegt habe. Die Mutter der Braut, wenn ſie die Heirath billigt, worauf, wie ſie aus dem Geſchenke ſchließt, die Abſicht gerichtet iſt, erwiedert dieß damit; daß ſie auch eine gute Schüſſel Eſſen zubereitet, aber von ſolchen Nahrungsmitteln als durch die Arbeit der Frau, gewonnen werden, wie Bohnen, Welſchkorn und dergleichen, dieß bringt ſie in das Haus wo der Bräutigam wohnt, und ſagt dabey: "dieß iſt von meiner Tochter Felde, und ſie hat es auch zurecht gemacht!" Wenn nun die Mütter in der Folge einander die angenehme Nachricht

 mit-

mittheilen können, daß die jungen Leute geſagt haben, was ihnen geſchickt worden wäre, ſey ſehr gut geweſen, ſo hat die Sache ihre Richtigkeit! Es iſt eben ſo gut als ob der junge Mann zu dem Mädchen geſagt hätte: "ich bin im Stande dich beſtändig mit Fleiſch zu verſorgen!" und als ob ſie darauf erwiedert hätte: "und ſolche gute Nahrungsmittel vom Felde, werde ich dir verſchaffen!". Von dieſer Zeit an werden nicht nur ähnliche Geſchenke von beyden Seiten wiederholt, ſondern auch die Aeltern werden gegenſeitig mit Kleidungsſtücken, als Erwiederung für das Empfangne, beſchenkt und die jungen Leute bekommen davon immer ihren Antheil. Bey täglich zunehmender Freundſchaft zwiſchen den beyden Familien, verrichten ſie nunmehr ihre häuslichen und ihre Feldarbeiten gemeinſchaftlich, und wenn die jungen Leute eins geworden ſind, beyſammen zu wohnen, ſo verſehen ſie die Aeltern mit nöthigen Geräthſchaften wie z. B. mit einem Keſſel, mit Schüſſeln oder Näpfen, wie auch mit dem was die Küche erfordert, nicht minder mit Aexten, Hacken und dergleichen für die Feldarbeit.

Männer die keine Aeltern mehr haben um für ſie zu unterhandeln oder ſonſt die Angelegenheit für ſich abzumachen wünſchen, haben zwey einfache Wege um ihren Zweck zu erreichen. Der erſte iſt der: zu der Frauensperſon welche ſie zu heirathen wünſchen hinzugehen, und zu ſagen: "wenn du es zufrieden biſt, ſo will ich dich mir zur Frau nehmen!" fällt die Antwort bejahend aus, ſo geht ſie entweder ſogleich mit ihm, oder findet ſich bey ihm auf einem verabredeten Platz und Zeitpunct ein.

Die

Digitized by Google

Die andre Art in die Ehe zu treten, wird man aus folgender Anekdote abnehmen können: Ein bejahrter Indianer, der mehrere Jahre lang, viele ſeiner Tage unter den weißen Leuten ſowol in Penſylvanien als in New Jerſey zugebracht hatte, machte einſt im Jahr 1770 die Bemerkung, daß die Indianer es nicht nur weit leichter hätten ſich eine Frau zuzulegen als die Weißen, ſondern auch dabey ſicherer wären eine gute zu bekommen; "denn ſagt er, in ſeinem gebrochnen Engliſch, Weißmann freyt, freyt — vielleicht ein ganzes Jahr lang — vielleicht zwey Jahr ehe er heirathet — nun ja! kann ſeyn hat dann bekommen ſehr gute Frau, kann ſeyn nicht! kann ſeyn ſehr böſe! Wie aber wär's nun eine böſe, keift ſo bald des Morgens aufwacht, keift den ganzen Tag, keift bis ſchläft — alles eins! Er muß ihn *) behalten! Weißmann hat Geſetz, darf ſeine Frau nicht weg-

*) Die Fürwörter haben in der Indianiſchen Sprache kein femininum. Nekama iſt das perſönliche Fürwort es ſteht für er (he) und ſie (she). Will man das Geſchlecht unterſcheiden ſo müſſen die Wörter: Mann (man) oder Frau (woman) hinzugefügt werden. Alſo nekama lenno bedeutet er oder dieſer Mann — nekama ochqueu ſie, oder dieſe Frau. So heißen auch die vierfüßigen Thiere vom männlichen Geſchlecht lenno wéchum oder zuſammengezogen lennochum, die vom weiblichen Geſchlecht ochque wéchum, oder zuſammengezogen ochquéchum wie wenn man ſagte: er oder ſie Thiere (he or she beasts) — das allgemeine Wort für Vögel wehelle wird eben ſo zuſammengeſetzt lennowehelle für die Männchen und ochquechelle für die Weibchen. Bey einigen Thieren haben Männchen und Weibchen beſondre Namen wie nunschetto eine Hirſchkuh nunscheach eine Bärinn.

Heckew. Brief N. VII.

wegwerfen, wenn er auch noch ſo böſe iſt, muß ihn immerfort behalten! Ey — wie macht es Indianer?. Indianer, wenn er eine fleißige Dirne *) ſieht, die er leiden mag, geht hin zu ihm, legt ſeine beyden Zeigefinger dicht neben einander, macht zwey ausſehen wie eins — ſieht Dirne ins Geſicht — ſieht ihn lächeln — was eben ſo gut iſt als ob er ſagte Ja! — ſo nimmt er ihn mit ſich zu Hauſe — keine Noth böſe ſeyn — Dirnchen weiß zu wohl, was Indianer thut, wenn es böſe — es wegwerfen und andre nehmen! Dirnchen mag gern Fleiſch eſſen — kein Mann — kein Fleiſch! Dirnchen alles thun dem Mann zu gefallen, er auch thun was Dirnchen gefällt — leben glücklich."

Anmerkungen. 21) Die Indianiſchen Weiber beobachten während ihrer monatlichen Krankheit einen äußerſt großen Anſtand; beſonders ſind hierin die fern von den Europäern wohnenden Völkerſchaften, wie z. B. die Nadoweſſier genau. Doch wird die Sitte in gewiſſem Grade bey allen in Acht genommen. In jedem Lagerplatze oder Wohnorte, iſt ein Gebäude wohin ſich ſo wol Unverheirathete als Verheirathete während jener Zeit begeben und ſich von aller übrigen Geſellſchaft auf das ſtrengſte abſondern. Sie reinigen ſich darauf an einem flieſſenden Waſſer, und kehren zu ihren Geſchäften zurück. Die Männer ſind in dieſem Zeitpunkte äußerſt ſorgfältig alle Gemeinſchaft mit den Weibern zu vermeiden, und bey den Nadoweſſiern würde man es um keinen Preiß zugeben daß aus dem Aufenthalt der Weiber irgend etwas geholt würde,

*) squaw — der gewöhnliche Name einer jungen Indianerinn — das Wort wird abgeleitet von ochqueu Frau.

Heckew. Brief N. XIX.

Digitized by Google

würde, nicht einmal Feuer, wenn man es auch noch ſo nöthig haben ſollte. Sie haben auch den Aberglauben, daß, wenn ein Pfeifenrohr, welches bey ihnen von Holz iſt, ſpringt, der Eigenthümer ſeine Pfeife bey einem ſolchen verunreinigten Feuer müſſe angezündet haben oder einer Frau während ihrer Eingezogenheit auf irgend eine Art müſſe nahe gekommen ſeyn — welches bey ihnen für ſchimpflich und ſchlecht gehalten wird.

Carver 236. 237.

22) Ich kann behaupten daß ungeachtet der anſcheinenden Gleichgültigkeit mit welcher ein Indianer nach einer langen Abweſenheit ſeine Frau und ſeine Kinder empfängt, eine Gleichgültigkeit welche mehr in der Landesſitte als in Gefühlloſigkeit ihren Grund hat, er die Anſprüche weder der ehelichen noch der väterlichen Zärtlichkeit dennoch nicht vernachläßigt. — Dieß wird beſtätigt durch das Beyſpiel einer Nadoweſſierinn welche über den Tod ihres 4 jährigen Kindes ganz troſtlos war, ſich aber ſogleich beruhigte als auch der Vater deſſelben einige Zeit nachher ſtarb, denn nun ſey ſie gewiß, ſagte ſie, daß ihr armes Kind in der Geiſterwelt keinen Mangel leiden würde, weil ſein liebender Vater nun bey demſelben wäre und es aufs beſte mit allem verſorgen würde, ſo daß ſie jetzt nur noch zu wünſchen habe, daß ſie doch auch erſt bey ihnen ſeyn möchte!

Carver 410. vergl. 403=404.

23) Bey großen Gaſtmählern eſſen die Frauen abgeſondert von den Männern; im gewöhnlichen häuslichen Leben aber eſſen die Männer und Weiber miteinander. Gewöhnlich eſſen ſie in zahlreicher Geſellſchaft, ſo daß man ihre Mahlzeiten Feſtgelage nennen könnte.

Carver 264. 265.

24) Die Indianer ſind überhaupt genommen, von dem wildeſten bis auf den geſittetſten äußerſt arbeitsſcheu — und

und ſetzen einen Werth darin nichts zu thun, da ſie es unter der Würde eines Kriegers halten zu arbeiten und der Meynung ſind daß alle häuslichen Sorgen und Verrichtungen allein für die Weiber gehören. Von dem Augenblick an wo die Indianerinn Frau wird, verliert ſie ihre Freiheit, und iſt die gehorſame Sklavinn ihres Mannes, der ſeinen Vorrang nie aus den Augen verliert. Wohin er geht muß die Frau folgen, und dürfte es nicht wagen ihn durch Weigerung ungehalten zu machen, da ſie es wohl weiß, daß die härteſte Beſtrafung wo nicht ihr Tod die Folge davon ſeyn würde, wenn ſie ihn vernachläßigte. Die vorzüglichſte ihr von dem Manne verſtattete Freiheit beſteht darin, daß ſie in ſeiner Geſellſchaft ſingen und tanzen darf, und man ſieht ſelten daß er ihr mehr Aufmerkſamkeit beweiſt als der gleichgültigſten Perſon. Sie iſt verbunden die Laſten des Lebens zu tragen, wobey Gewohnheit und Gefühlloſigkeit ſie in den Stand ſetzen, dieß mit Heiterkeit zu thun. Eine Indianerinn bemerkte einſt daß ein Paar weiſſe Männer Brandholz holten, und ſogleich ging ſie hin brachte eine große Laſt Holz für ſie herbey, indem ſie ſagte, ſie habe Mitleiden mit ihnen, und es ſey äußerſt anſtößig Männer das thun zu ſehen, was eigentlich die Arbeit der Weiber wäre.

Long 51. 137. 138.

25) Die Frauen tragen alle Laſten der Haushaltung, des Ackerbaues, wenn er getrieben wird, und auf Reiſen des Transports der Kinder und der Geräthſchaften. Sie ſind im buchſtäblichen Sinne Laſtthiere ſie erben nicht einmal von ihren Männern — (bey dem Tode derſelben fällt alles wieder an die Verwandten oder wird weggegeben). —

Volney II. 451.

26) Die Delawar Weiber haben es ſo gut als es die Lebensart der Indianer zuläßt. Bey den Irokeſen aber iſt

iſt ihre Lage ſo gut nicht. Der wilde Irokeſe iſt ſtolz auf ſeine Stärke, Herzhaſtigkeit und andre männliche Vorzüge und begegnet ſeinem Weibe mit Kaltſinn, Verachtung und nicht ſelten mit Grobheit. Auſſer der Jagd und dem Krieg, ſcheint er alle übrige Arbeit für ſchimpflich zu halten, und ſie darum dem Weibe zu überlaſſen.

Loskiel I. 5. 78.

27) Wenn (bey den Chippewäern) Jemand eine Frau nehmen will und eine Dirne ſieht die ihm gefällt, ſo wendet er ſich an den Vater derſelben, und bittet um ſeine Einwilligung mit folgenden Worten: Vater, ich liebe deine Tochter, willſt du ſie mir geben, damit die zarten Wurzeln ihres Herzens ſich mit den meinigen verſchlingen, ſo daß die ſtärkſten Stürme ſie nie auseinander reiſſen können. — Wenn der Vater einwilligt, ſo wird eine Zuſammenkunft verabredet, zu welcher ſich der Liebhaber durch ein Schwitzbad vorbereitet. Dann kommt er mit der Geliebten zuſammen, ſetzt ſich auf die Erde und raucht ſeine Pfeiſe. Unter dem Rauchen wirft er beſtändig kleine Stücken Holz, etwa einen Zoll lang, eins nach dem andren bis auf hundert, nach ihr. So viel Hölzer die Braut in einem Napfe aus Birkenholz auffangen kann, ſo viel Geſchenke muß ihr Liebhaber ihrem Vater geben, der dieſe als Bezahlung für ſeine Tochter betrachtet. Der junge Krieger giebt alsdann ein Mahl, wozu er die ganze Familie einladet. Nach geendigtem Mahl tanzen ſie und ſingen ihre Kriegslieder. Wenn die Luſtbarkeit vorbey iſt, und der Bräutigam und die Verwandten der Braut gegenſeitig Geſchenke gemacht haben, ſo bedeckt ſie der Vater mit einer Decke von Biberfell, und giebt ihnen zugleich eine neue Flinte und ein Kanoe von Birkenrinde, womit die Ceremonie endigt.

Long p. 135. 136.

28) Ich bat eine unlängſt verheirathete Indianerinn,

da

Digitized by Google

da ſie durch etwas Rum recht muntrer Laune geworden war, mir ein Lied der Liebe (love song) vorzuſingen — und ſie ſang das folgende:

Es iſt wahr, ich liebe nur ihn, deſſen Herz iſt wie der ſüße Saft der von dem Zuckerbaume träufelt, und wie ein Bruder des Espenlaubes welches beſtändig lebt und zittert.

Long S. 113.

29) Die Indianiſchen Völkerſchaften unterſcheiden ſich nur wenig von einander in ihren Heirathsgebräuchen, und noch weniger in der Art ihrer Eheſcheidungen. Wenn ein junger Indianer Neigung zu einer Perſon vom andern Geſchlechte bekommen hat, ſo ſucht er ihre Einwilligung zu erlangen, gelingt ihm dieß ſo weiß man kein Beyſpiel daß die Aeltern die Verbindung gehindert hätten. Wenn alles verabredet und der Tag feſtgeſetzt worden iſt, verſammeln ſich die Freunde und Bekannte beyder Theile in dem Hauſe oder dem Zelt des älteſten Verwandten des Bräutigams, wo ein Hochzeitsmahl zubereitet wird. — Die Geſellſchaft welche bey der feſtlichen Gelegenheit zuſammenkommt iſt oftmals ſehr zahlreich und ſie erluſtigen ſich wie es ſonſt bey ihnen Sitte iſt. Darauf entfernen ſich diejenigen die blos um der Feyerlichkeit willen zugegen waren und der Bräutigam und die Braut werden mit drey oder vier der nächſten und bejahrteſten Verwandten von beyden Seiten, allein gelaſſen — die von Seiten des Bräutigams ſind vom männlichen, die von Seiten der Braut, vom weiblichen Geſchlecht. Jetzt erſcheint die Braut, die ſich zu dem Ende entfernt hatte, an einer der Hausthüren, und wird dem ihrer harrenden Bräutigam zugeführt. Dann treten ſie auf eine in der Mitte des Hauſes ausgebreitete Matte, und bleiben durch einen Stab von etwa 4 Fuß Länge, den ſie an den beyden Enden anfaſſen, von einander getrennt, während die alten Männer einige kurze auf die Um-

Digitized by Google

Umſtände paſſende Anreden an ſie richten. Die Verlobten erklären hierauf öffentlich die Liebe und Achtung welche ſie für einander hegen, und indem ſie den Stab zu halten fortfahren tanzen und ſingen ſie. Iſt dieß geendigt, ſo zerbrechen ſie den Stab in ſo viele Stücke als Zeugen gegenwärtig ſind, und jeder von dieſen nimt ein Stück und verwahrt es ſorgfältig. Die Braut wird dann wieder durch die Thüre zu welcher ſie hereinkam hinausgeführt, wo ihre jungen Geſpielinnen auf ſie warten um ſie in das Haus ihres Vaters zu führen, da muß denn der Bräutigam ſie aufſuchen und da wird die Ehe vollzogen. Oftmals bleibt die Frau in ihres Vaters Hauſe bis ſie ein Kind hat, packt dann ihre Kleidungsſtücke, worin gewöhnlich ihr ganzes Vermögen beſteht, zuſammen und begleitet ihren Mann in ſeine Wohnung. —

Wenn aus irgend einem Grunde des Misfallens, eine Trennung der Ehe Statt findet, denn man bemerkt ſelten daß ſie in Unfriede mit einander leben, ſo zeigen ſie ihre Abſicht ihren Verwandten gewöhnlich einige Tage zuvor an, und nennen auch zuweilen die Gründe zur Rechtfertigung ihres Betragens. Die Zeugen, welche bey der Verheirathung gegenwärtig waren, finden ſich an dem Tage wo ihre Gegenwart erbeten worden, in dem Hauſe des Ehepaars welches geſchieden ſeyn will, ein, jeder bringt das Stück von dem bey der Verheirathung zerbrochnen Stabe, welches er bekommen hatte mit, und wirft dieß in Gegenwart aller ins Feuer. Dieß iſt die ganze hiebey erforderliche Ceremonie, und die Scheidung erfolgt ohne daß die Eheleute oder ihre Verwandten darüber murren oder böſe werden ſollten, und nach einigen Monaten ſteht es ihnen frey wieder zu heirathen. — Die Kinder werden in ſolchen Fällen gleich getheilt, iſt die Zahl derſelben aber unpaar ſo fällt der Frau die größere Hälfte zu. — Ungeachtet hiedurch Wankelmuth und

häufige

häufige Trennungen ſcheinen befördert werden zu müſſen, ſo giebt es doch viele Indianer die nur eine Frau haben, und mit ihr ſo glücklich leben wie nur irgend wo der Fall ſeyn kann. Nicht wenige Frauen zeigen eine unverbrüchliche Anhänglichkeit gegen ihre Männer.

Bey den Nadoweſſiern finden ganz andre Heirathsgebräuche Statt als bey andern von mir beſuchten Nationen. Bey ihnen muß der Bräutigam ein Jahr lang bey dem Vater der Braut als ein Knecht dienen — doch nur im Fall er noch jung iſt und nicht ſchon verheirathet war. Nach Beendigung dieſer Dienſtzeit, während welcher der Vater die Geſchicklichkeit des jungen Mannes, beſonders im Jagen, kennen lernt, werden Bräutigam und Braut aus ihren Zelten abgeholt, und in die Mitte des Lagers auf einen freyen Platz geführt — da ſind die Chiefs und die Krieger verſammelt, der erſte Chief macht öffentlich bekannt was die Abſicht der jungen Leute ſey, nennt ihre Namen, fragt ſie, einen nach dem andren ob ſie mit einander vereinigt zu werden wünſchen und wenn ſie dieß auf eine vernehmliche Weiſe erklärt haben, ſchießen die Krieger ihre Pfeile über ihren Köpfen hin — worauf der Chief ſie für Mann und Frau erklärt. Der Bräutigam nimt alsdann die Braut auf ſeinen Rücken und trägt ſie unter dem lauten Zuruf der Zuſchauer in ſein Zelt, und es folgt ein feſtliches Mahl, ſo gut es der junge Mann nur zu geben vermag, mit allerley dabey ſonſt üblichen Luſtbarkeiten.

Carver 369-374.

30) Die Delawaren und Irokeſen heirathen frühzeitig, Mannsleute oft im 18ten, Weibsleute ſchon im 14ten Jahr. Heirathen unter Blutsfreunden und nahen Verwandten haben unter ihnen nicht Statt. . . . Jeder der in die Ehe treten will, wählt eine Perſon aus einem andern Stamme (?) und nie aus ſeinem eignen. Die jungen Leute unter den Delawaren, Irokeſen und

und andren mit ihnen verbundnen Völkern haben ſchon ſeit geraumer Zeit ſelten dauerhafte Ehen, beſonders wenn ſie nicht bald Kinder bekommen. Oft verläßt ein Indianer ſeine Frau, weil ſie ein Kind zu ſäugen hat, und heirathet eine andre, von der er ſich in der Folge aus gleicher Urſache trennt. Auch die Weiber verlaſſen ihre Männer beſonders wenn ſie erſt viele Geſchenke von ihnen bekommen und nun weiter keine zu erwarten haben, und gehen Verbindungen ohne Neigung ein. Es giebt auch Indianer die ihre Ehe ordentlich führen. Manche Indianer halten auch Kebsweiber, die aber um des Hausfriedenswillen nicht bey ihnen im Hauſe wohnen dürfen das geſtatten die rechten Weiber nicht, laſſen ſichs aber gleichwol gefallen bey ihren Männern zu bleiben um der Kinder willen.

Loskiel I. 5. 74.

31) Bey den Indianern iſt Vielweiberey erlaubt, und Perſonen von jedem Stande folgen in dieſem Stücke ihrer Neigung. Die Chiefs inſonderheit haben ein Serail von einer unbeſtimmten Anzahl Weiber, gewöhnlich 6, 12 bis 14. Den geringen Leuten ſteht es frey ſo viel Weiber zu nehmen, als ſie deren, mit den davon zu erwartenden Kindern, nur ernähren können. Es iſt nicht ungewöhnlich für einen Indianer zwey Schweſtern zur Ehe zu haben, ja zuweilen ſämmtliche Schweſtern eines Hauſes, und ungeachtet dieſer, nach unſren Begriffen unnatürlichen Verbindung, leben ſie in vollkommner Eintracht. Die jüngeren Frauen ſind unterwürfig gegen die älteren, und diejenigen die keine Kinder haben, verrichten für die fruchtbaren ſolche niedrige Geſchäfte, daß ihr Zuſtand nicht viel von Sklaverey verſchieden iſt. Sie vollführen indeſſen jeden Auftrag mit größter Heiterkeit, in der Hoffnung hiedurch die Liebe ihres Gatten zu gewinnen, um auch ſo glücklich zu ſeyn Mütter zu werden,

Digitized by Google

und die davon abhängende Achtung zu genieſſen. — Es iſt nicht ungewöhnlich daß ein Indianer, ungeachtet er mehrere Frauen hat, ſich oft mehrere Jahre lang nur zu einer einzigen hält — ja daß er manche in ihrem ganzen Leben nicht berührt. Dieſe werden zuweilen einem das Lager beſuchenden fremden Chief angeboten, und laſſen ſich dieſe nur eine Zeitlang fortdauernde Verbindung willig gefallen — ohne Einwilligung des Gemahls würden ſie ſich aber keine ſolche Verbindung ungeſtraft erlauben dürfen. (Bey den Killiſtinoes bemerkte Carver die Sitte, daß den Fremden, ſo wol von den Chiefs als auch von Andern, die Geſellſchaft ihrer Weiber aus Höflichkeit angeboten wurde, eine Sitte die vor der Ankunft der Europäer allgemein üblich geweſen ſeyn ſoll. S. 131). Bey den Indianern welche den Europäiſchen Coloniſten näher wohnen ſind manche dieſer Sitten abgekommen.

Carver S. 367. ff.

32) Wer unter den Indianern die meiſten Weiber hat, wird für den beſten Jäger gehalten weil er durch ſeine Betriebſamkeit für den Unterhalt derſelben ſorgen muß. Die Indianer lachen über die Europäer, weil ſie nur eine Frau haben, und dieſe auf Zeitlebens — da ſie der Meynung ſind, daß der gute Geiſt ſie erſchuf um glücklich zu ſeyn, und alſo nicht bey einander zu bleiben, wofern nicht ihre Gemüthsart und ihre Neigungen übereinſtimmten. Long S. 95.

33) Der Ehebruch wird unter den Wilden im Norden, gewöhnlich auf eine ſummariſche Weiſe von dem Ehemann beſtraft, der entweder ſeine Frau recht derbe züchtigt, oder ihr die Naſe abbeißt. Es iſt für einen Handelsmann äußerſt gefährlich bey einem Ehemann in Verdacht zu kommen, denn wenn der Mann ſich betrinkt, ſo geht ſeine Eiferſucht in Raſerey über, und man muß beſtändig erwarten daß er ſich rächen wird, der Verdacht mag gegründet oder ungegründet ſeyn. Long S. 93.

Digitized by Google

Ehebruch wird (von den Nadoweſſiern) für ein ſchändliches Laſter gehalten, und mit äußerſter Strenge beſtraft. Der Mann beißt der Frau in einem ſolchen Falle die Naſe ab, und eine Eheſcheidung erfolgt ſogleich. Ich ſah ein Beyſpiel, wo die genannte Strafe vollzogen wurde, während ich unter den Nadoweſſiern lebte (im Jahr 1766).

Carver S. 375.

Ungeachtet manche Schriftſteller behauptet haben, die Indianer wären (in Anſehung des Geſchlechtstriebes) kalt und froſtig, ſo überlaſſen ſich doch manche nnter ihnen ganz ihrer Luſt. Den jungen Kriegern fehlt es auch nicht an Gelegenheiten ihren Leidenſchaften Befriedigung zu verſchaffen — und ſie gehen dabey ſehr dreiſt zu Werke. . . . Sie dringen des Nachts in die Häuſer, zünden ein Licht an, welches ſie in der hohlen Hand ſorgfältig zu verbergen ſuchen, wecken die Geliebte, und ſind willkommen ſo bald dieſe wenn ſie erwacht das Licht ausbläſt — hüllt ſie ſich aber ein, ſo kann der Liebhaber darauf rechnen daß er nicht angenommen wird. — Man ſagt daß die Perſonen die ſich einem ſolchen verbotenen Umgange hingeben, ſich gewiſſer ſtark wirkender Kräuter bedienen, um den Folgen deſſelben vorzubauen. — Die Indianerinnen ſagt Carver, ſind überhauptgenommen verliebter Natur, und werden darum nicht weniger geſchätzt, wenn ſie vor ihrer Verheirathung ihren Neigungen ſich überlieſſen. Eine Frau nnter den Nadoweſſiern wurde mit beſondrer Achtung behandelt, weil ſie in jüngern Jahren ein Reisfeſt (rice feast) gegeben hatte — wobey 40 der vorzüglichſten Krieger eingeladen waren, denen ſie in ihrem Zelt Reis und Wildpret vorſetzte, und während des Schmauſens hinter einem Schirme nach und nach alle noch auf eine andre Weiſe befriedigte.

Carver S. 245. 246. 375. ff.

Sieb-

Siebzehntes Kapitel.

Ehrfurcht gegen das Alter.

Es giebt kein Volk auf Erden, welches größere Ehrfurcht gegen das Alter bewieſe als die Amerikaniſchen Indianer. Von Kindheit auf werden ſie dazu angeleitet, aufmerkſam und gefällig gegen bejahrte Perſonen zu ſeyn, und ſie niemals durch Mangel an den Nothwendigkeiten oder Bequemlichkeiten des Lebens, leiden zu laſſen. Die Aeltern ſparen keine Mühe, dem Gemüth ihrer Kinder die Ueberzeugung einzuprägen, daß ſie ſich den Zorn des großen Geiſtes zuziehen würden, im Fall ſie diejenigen vernachläſſigten, denen er, nach ſeiner Güte, vergönnete, ein ſo hohes Alter zu erreichen, die er mit ſeiner Allmacht unter allen Gefahren des Lebens ſchützte, während ſo manche andre durch Kriege, Unfälle, allerley Krankheiten, Zauberkünſte, Mörder oder auch durch die Folge ihres eignen unvorſichtigen Betragens umkamen.

Es iſt ein heiliger Grundſatz bey den Indianern, und eine von den moraliſchen und religiöſen Wahrheiten welche ſie beſtändig vor Augen haben, daß der große Geiſt der ſie erſchuf und ſo reichlich verſorgte, es den Aeltern zur Pflicht machte, für ihre Kinder

ſo

Digitized by Google

ſo lange zu ſorgen bis ſie im Stande ſeyn würden ſich ſelbſt zu helfen, und daß ſie als ſolche denen, während ſie ſchwach und hülflos waren, die Wohlthat der Verpflegung, Erziehung und Beſchirmung zu Theil wurde ſchuldig ſind, ſich dafür durch eine ähnliche Sorge gegen diejenigen die vor Alter ſchwach geworden und ſich ihre Bedürfniſſe ſelbſt nicht mehr anſchaffen können, erkenntlich zu zeigen.

Ein lebhaftes Gefühl von Dankbarkeit gegen die Aeltern, ihnen von Jugend auf eingeprägt und wichtig gemacht, iſt alſo die feſte Grundlage worauf jene Ehrfurcht für das Alter ruht, wodurch ſich die Indianer ſo ſehr auszeichnen; auch wird es weiter noch durch die gegründete Hoffnung unterſtützt, daß ſie ihrer Seits dieſelbe Aufmerkſamkeit und Unterſtützung auch erlangen werden, wenn die ſchwere Hand der Zeit ſie in eben den hülfloſen Zuſtand, den ſie jetzt an andern mitleidig bemerken und durch alle ihnen mögliche Mittel erträglich zu machen ſuchen, wird verſetzt haben. Deswegen bleiben ſie nicht bey dem durchaus Nothwendigen ſtehen, begnügen ſich nicht damit, die Bejahrten gegen das Umkommen vor Hunger und Kälte zu ſchützen, ſondern ſie müſſen auch ſo viel möglich an den Freuden und Bequemlichkeiten des Lebens ihren Antheil haben. Es iſt in der That ein rührendes Schauſpiel, die zärtliche und aufmerkſame Sorgfalt zu bemerken, welche ſie bey jeder Gelegenheit im reichſten Maaße gegen alte und abgelebte Perſonen beweiſen. Wenn ſie auf die Jagd gehen, ſo pflegen ſie ſolche auf ein Pferd oder in ein Kanoe zu ſetzen, und ſie in die Waldungen nach ihren Jagdplätzen mitzunehmen, um ſie durch den Anblick

blick einer Beluſtigung an welcher ſie ſelbſt nicht mehr Antheil haben können, zu erheitern. Sie führen ſie an beſondre Plätze, wo ſie gewiß ſind daß das Wild dem ſie nachſetzen, vorbeykommen wird, indem ſie zugleich dafür ſorgen daß es nicht entwiſchen kann, ſo daß ihre bejahrten Aeltern und Verwandte wenigſtens, wie es in der Sprache unſrer Jagdliebhaber heißt: dabey ſeyn mögen wenn es ſtürzt (be in, at the death). Sie gehen noch weiter; die grau gewordenen Veteranen müſſen auch an der Ehre der Jäger Theil nehmen; wenn nämlich das gejagte Stück Wild umzingelt, unter Schuß gebracht und jede Möglichkeit des Entkommens dadurch abgeſchnitten worden iſt, daß die Holzung rund umher in Brand geſteckt worden, ſo feuern ſie alle, Junge und Bejahrte, zugleich ſo daß es ſchwer wird zu ſagen weſſen Kugel das Thier niederſtreckte. Sie laſſen aber die Entſcheidung hierüber nicht ungewiß, ſondern geben ſie immer zu Gunſten der älteſten Männer in der Geſellſchaft. Haben die jungen Leute eine Stelle entdeckt wo die Bären ihr Lager, oder ihren Winteraufenthalt genommen haben, ſo nehmen ſie oftmals ſolche bejahrte Männer die noch gehen oder reiten können, mit dahin, wo ſie nicht nur Gelegenheit haben der Jagd zuzuſehen ſondern auch ihren vollen Antheil an Fleiſch und Fett bekommen.

Zu Hauſe werden die Bejahrten ſo behandelt und verpflegt als ob ſie Lieblingskinder wären. Man hält ſie werth und liebkoſet ihnen, thut ihnen gütlich wenn ſie geſund ſind, verpflegt ſie auf dem Krankenlager, und kommt allen ihren Wünſchen und Bedürfniſſen zuvor. Die jungen Leute ſuchen ſie auf, denn die

Unter=

Unterredung der Bejahrten mit ihnen, wird als eine Ehre betrachtet. Ihr Rath wird bey allen Gelegenheiten eingeholt, ihre Worte werden wie Orakel aufgefaßt, und wenn ſie zu Zeiten auch geſchwätzig ſind, oder im höchſten Alter kindiſch werden, ſo giebt dieß bey den Indianern nie Stoff zum Geſpött oder Gelächter. Ehrfurcht, Dankbarkeit und Liebe ſind in ihrem Gemüthe zu herrſchend, als daß ſich mit dieſen edlen und ehrenden Gefühlen irgend eine herabwürdigende Vorſtellung vermiſchen dürfte.

Bey jeder Gelegenheit, und in allen Verhältniſſen des Lebens nimmt bey den Indianern das Alter die erſte Stelle ein. Selbſt kleinen Knaben, wenn ſie mit einander zu ihrem Vergnügen ausgehen, wäre es nur um Schmetterlinge zu fangen, beobachten genau dieſe Regel und unterwerfen ſich der Leitung des älteſten unter ihnen, der ihr Befehlshaber, Anführer und Sprecher iſt; werden ſie auf dem Wege von irgend Jemand angeredet und gefragt wohin ſie wollen, oder ſonſt etwas, ſo wird ſichs kein andrer herausnehmen zu antworten als der Sprecher. Eben dieſe Regel wird beobachtet wenn ſie heranwachſen und in keinem Falle wird ſich Einer in einer Geſellſchaft, einem Club oder einer Zuſammenkunft einiges Anſehen über den Anführer anmaaßen, oder ihn zurecht weiſen wenn er den Weg verfehlen oder ſich verirren ſollte; noch viel weniger wird Einer dem was er ſagt widerſprechen, wenn er nicht beſtimmt um ſeine Meynung gefragt wird, und blos in dieſem Falle, ſonſt aber nicht, wird er ſein Urtheil, doch immer mit großer Beſcheidenheit und Schüchternheit ausſprechen.

Und doch hat es Reiſende gegeben die zu behaupten gewagt haben, daß alte Leute unter den Indianern nicht nur vernachläſſigt und dem Mangel Preis gegeben würden, ſondern daß man ſie ſogar, wenn ſie ſich ſelbſt nicht länger helfen könnten, gänzlich aus dem Wege räumte. Ich erkläre dagegen dreiſt, daß wenn unter allen den Indianer-Völkern mit welchen ich bekannt geworden bin, irgend einer, blos aus dem Grunde einen bejahrten Mann oder bejahrte Frau tödten würde, weil ſie für die Geſellſchaft unnütz und eine Laſt geworden ſind, dieß als ein unverzeihliches Verbrechen würde angeſehen werden; der allgemeine Unwille würde dadurch erregt und der Mörder augenblicklich zu Tode gebracht werden. Ich kann mir keine Handlung denken, welche mehr Entſetzen und allgemeineren Abſcheu erregen würde, ſo groß iſt die Verehrung welche man allgemein für das Alter hegt. In der That, ich habe hinlängliche Urſache mich davon überzeugt zu halten, daß dieſes Gefühl, ſo vortrefflich es an ſich iſt, von den Indianern doch zuweilen übertrieben, und nicht wenig Unannehmlichkeit dadurch veranlaßt wird. Einige Beyſpiele werden dieß verſtändlicher machen, als weitere Erklärungen thun könnten.

Im Jahr 1765 wurde es der Verſammlung chriſtlicher Indianer, nachdem ſie 16 Monate zu Philadelphia und in der Nähe verweilt hatte, erlaubt, in ihr eignes Land zurückzukehren, da der Friede zwiſchen den Indianern war geſchloſſen worden, welche noch einige Zeit nach dem Friedensſchluß unter den Europäiſchen Mächten, den Krieg fortgeſetzt hatten. Sie beſchloſſen ſich einen Weg durch die Wildniß zu bahnen,

nen, von der Grenze der Europäiſchen Niederlaſſung geradezu über die Blauen Berge nach Wyoming an der Susquehannah hin. Dieſer Weg wurde von ihnen ausgehauen und gangbar gemacht, ſo wie ſie weiter vorwärts rückten, jedesmal eine Strecke von 3 oder 4 Meilen ſo wie die Beſchaffenheit des Bodens und die Gewäſſer es zuließen, wobey ſie ihr Gepäck auf die Weiſe fortſchafften, daß ſie zwey oder mehr mal gingen, weil ſie keine Pferde die es hätten tragen können bey ſich hatten. Als ſie an den großen Tannen-Moraſt (great Pine Swamp) angekommen waren, welchem man damals eine Ausdehnung von 14 Meilen zuſchrieb, fanden ſie es äußerſt ſchwierig wegen der Dickichte und der großen Menge umgefallner Bäume den Weg weiter auszuhauen, auch war ihnen überdieß die Gegend unbekannt. Einige bejahrte Männer ſtellten ſich nun an die Spitze, und unternahmen es ihre Wegweiſer zu werden. Nach einem langweiligen Marſch von beynahe 14 Tagen, wobey es viele Mühſeligkeiten gab, brachte er ſie jenſeits des Moraſtes nach dem großen Waſſer welches auf der andern Seite daran grenzt. Da fanden ſie einen ſehr ſteilen Berg, wo weder unten herum noch oben hinüber zu kommen war. Durch dieſes neue Hinderniß muthlos gemacht glaubten ſie keine andre Wahl zu haben, als auf demſelben Wege wieder umzukehren, und über Fort Allen nach Nescopeck und von da die Susquehannah hinauf nach Wyoming zu gehen ein Umweg von beynahe 100 Meilen. Glücklicherweiſe fiel es in dieſer Noth Hrn. Zeisberger ihrem Miſſionär ein, daß ein Indianer Namens David, der mit unter dem Haufen war und ſie bisher begleitet

hatte, in dieſer Gegend Beſcheid wüßte, und vielleicht im Stande ſeyn würde, ihnen einen kürzeren und beſſeren Weg anzuweiſen. Es fand ſich auch ſo, David war mit der Gegend vollkommen bekannt, wußte einen guten bequemen Weg, weil er aber über die Sache nicht war befragt worden, ſo hatte er ſtill geſchwiegen und war mit den Uebrigen fortgegangen, wie wol er wußte daß ſie eine falſche Richtung nähmen. Es fand darauf eine Unterredung zwiſchen ihm und dem Miſſionär ſtatt:

Zeisb. David, du kennſt, glaub ich, dieſe Gegend, vielleicht weißt du einen beſſeren und einen kürzeren Weg als den welchen wir jetzt nehmen wollen.

David. Ja, es iſt da ein Weg, durch den wir leicht würden durchkommen können, und der nicht ſo weit um ſeyn würde als der vorgeſchlagene, davon bin ich gewiß.

Z. Wie? David, wir nehmen alle den unrechten Weg, da du doch bey uns biſt?

D. Ja, ſo iſt's!

Z. Und dennoch ſagteſt du kein Wort, und gingſt wie die Uebrigen als ob alles richtig wäre?

D. Ja; die Wegweiſer ſind etwas älter als ich; ſie gingen voran, und haben mich nie gefragt ob ich die Gegend kennte. Hätten ſie nachgefragt ſo würde ich es ihnen geſagt haben.

Z. Willſt du es ihnen denn jetzt ſagen?

D. O nein, es ſey denn daß ſie mich fragten. Es ſchickt ſich nicht für einen Indianer ſolche die älter ſind als er, zurecht zu weiſen.

Auf Veranlaſſung des Hrn. Zeisbergers wurde er nun befragt und erklärte ſogleich, daß ſie bis auf eine

eine gewiſſe Stelle etwa 6 Meilen weit zurückkehren, und von da eine mehr nordöſtl. Richtung nehmen müßten, dann würden ſie an eine Oeffnung in dem Gebirge kommen, welche einen bequemen Durchgang verſtattete. Dieß geſchah und David wurde aufgefordert der Führer zu ſeyn, worauf er ſie zu dem angegebenen Puncte führte, und von da weiter den ganzen Weg bis nach Wyoming. Dieſe beſchwerliche Strecke wo der Weg durch den Moraſt geht, iſt nachher Davids Pfad genannt worden und jetzt hat die öffentliche Landſtraße dieſelbe Richtung.

Herr Zeisberger ſelbſt, der immer ſtreng bey der Wahrheit blieb, hat mir das Vorſtehende erzählt, ich halte es alſo für vollkommen zuverläſſig, und um ſo mehr da ich ſelbſt Zeuge von zwey ähnlichen Fällen geweſen bin, mit deren Erzählung ich dieſes Kapitel beſchließen werde.

Im Jahr 1791 hatte ich mich zufällig von meiner Geſellſchaft entfernt, und verirrte mich in der Waldung. Ich hatte einen jungen Indianer von etwa 12 oder 13 Jahren bey mir, und wünſchte daß er voran gehen möchte, worin er mir indeſſen nicht nachgeben wollte. Zuletzt wurden wir von unſrer Geſellſchaft die uns geſucht hatte, wieder gefunden, und ich beſchwerte mich über den Knaben der nicht hatte thun wollen, was ich ihm hieß, ſie antworteten aber: er hätte Recht gethan, denn es ſchicke ſich nicht für einen Knaben vor einem Manne herzugehen und ſein Führer zu ſeyn.

Der zweyte Fall dieſer Art fand Statt im Jahr 1798. Ich befand mich mit zwey Indianern auf der Reiſe von Ober-Canada nach dem Muskingum um

das

das obere Ende des Sees Erie herum. Da keiner von den Indianern zuvor in der Gegend geweſen war, wohin wir wollten, ſo wurden ihnen vor unſrer Abreiſe von Andern Anweiſungen gegeben. Der Führer, Namens Leonhard, irrte ſich indeſſen doch einmal in dem Wege, und wir reiſten mehrere Meilen in einer falſchen Richtung bis ich zuletzt den Irrthum daran erkannte daß wir den Eulenbach (Owl creek) zur Linken hatten, da wir ihn rechts ſollten haben liegen laſſen. Ich ſagte dieß dem hinten nachfolgenden jungen Indianer Chriſtian, und da dieſer mit mir gleicher Meynung war, ſo forderte ich ihn auf, hin zu laufen, und den Leonhard, der weit voraus war wieder zurückzuholen. Er ſagte mir aber: das könne er nicht thun — warum nicht? fragte ich — darum nicht, antwortete er, weil ich jünger bin als er. Willſt du ihm denn wol, fragte ich darauf, eine Botſchaft von mir bringen, und ihm ſagen, daß ich ihn erſuchen ließe bis hieher zurückzukehren wo ich auf ihn wartete? Hierin willigte der junge Mann augenblicklich, holte Leonhard zurück, wir wendeten uns oſtwärts durch das Holz nach dem Eulenbach, und als wir durch denſelben geſetzt hatten, gelangten wir auf den rechten Weg den wir nehmen mußten.

Anmerkungen. 35) Der Tod wird unter manchen Umſtänden von den Indianern mehr aufgeſucht als gefürchtet, vorzüglich in einem höheren Lebensalter, wo ſie zum Jagen keine Kraft und Rüſtigkeit mehr haben. Der Vater trägt alsdann darauf an, ſein Clima zu verändern, und der Sohn übernimmt mit Munterkeit die Rolle des Scharfrichters, indem er dem Leben ſeines Vaters ein Ende macht. — Wenn unter den nordwärts wohnenden Chippe-

yewäern ein Hausvater abgeneigt ſcheint ſich dieſer übli=chen Sitte zu unterwerfen, und ſein Leben für ihn ſelbſt und die Seinigen eine Laſt wird und ſeine Kinder ihn durch die Arbeit ihrer Hände ernähren müſſen, ſo ſchla=gen ſie ihm folgende Wahl vor, entweder ſich auf irgend eine Inſel mit einem kleinen Kanoe und Rudern, mit Pfeil und Bogen und mit einer Flaſche um daraus zu trinken, ausſetzen zu laſſen und ſich der Gefahr vor Hun=ger umzukommen Preis zu geben, oder den Tod nach den Geſetzen ſeines Volks mit männlichem Muthe zu er=leiden. Da es wenige Fälle giebt wo das letzte nicht vor=gezogen werden ſollte, will ich die dabey übliche Ceremo=nie angeben.

Ein Schwitzhaus in der nämlichen Form wie bey der Feierlichkeit der Aufnahme (unter die Zahl der Krieger) wird fertig gemacht, und während die Perſon ſich dieſer vorbereitenden Prüfung unterwirft, erfreuet ſich die Fa=milie, daß der Herr des Lebens ihnen verliehen hat zu wiſſen, wie ſie mit den Bejahrten und Unvermögenden handlen und ſie in eine beſſere Welt ſchicken ſollen, wo ſie werden verjüngt werden um aufs neue mit jugendli=cher Kraft jagen zu können. Dann rauchen ſie die Frie=denspfeife und halten ihr Hundefeſt (eine Mahlzeit von Hundefleiſch in Bärenfett gekocht) ſie ſingen auch den großen Heilmittel=Geſang (medicine song) folgender Maaßen: "der Herr des Lebens giebt Muth! Es iſt wahr, alle Indianer wiſſen daß er uns liebt, und wir überge=ben ihm nun unſren Vater, damit er ſich verjüngt fühle in einem andren Lande, und im Stande ſey zu jagen!" Die Geſänge und Tänze werden wiederholt, und der äl=teſte Sohn giebt ſeinem Vater den Todesſtreich mit ei=nem Tomahawk. Darauf nehmen ſie den Körper, bema=len ihn aufs beſte und begraben ihn mit den Kriegswaf=

fen,

ſen, errichten auch eine Hütte von Baumrinde über dem Grabe um wilde Thiere davon abzuhalten.

Long S. 73. 74. 75.

36) Bey armen und ſchwachen Völkern, die ſich beſtändig im Stande des Krieges befinden, giebt es keinen Ueberſchuß um unnütze Arme zu ernähren. Eine Folge dieſer Armuth iſt, daß man die Greiſe bey vielen Wilden, vorzüglich nordwärts vom Lac superior, wenn ſie zur Laſt werden, in ein andres Clima hinüber ſchickt um daſelbſt zu leben, d. h. daß man ſie todt ſchlägt, wie dieß nach der Erzählung des Herodot bey den Wilden am Caſpiſchen Meer und in Scythien auch üblich war. Und um zu beweiſen wie elend das Leben im Stande der Wildheit ſey, ſo ſind ſie es gewöhnlich ſelbſt, die verlangen, daß ihrem Leben ein Ende möge gemacht werden.

Volney II. 444. vergl. 451.

Acht=

Digitized by Google

Achtzehntes Kapitel.

Stolz und Hochherzigkeit.

Die Indianer ſind ſtolz aber nicht eitel; Eitelkeit wird von ihnen als erniedrigend und des Charakters eines Mannes unwürdig betrachtet. Der Jäger rühmt ſich nie ſeiner Geſchicklichkeit und Stärke, der Krieger nie ſeiner Tapferkeit. Es iſt nicht Recht ſagen ſie, daß ſich Jemand wegen einer Handlung, die ein andrer eben ſo wohl als er ſelbſt verrichten könnte, erheben ſollte, und wenn Jemand ſeine eignen Thaten lobpreiſet, ſo ſcheint es als ob er an ſeiner Fähigkeit eben daſſelbe wieder thun zu können wenn er wollte, zweifelte. Sie ziehen es deswegen in allen Fällen vor, ihre Handlungen für ſich ſelbſt reden zu laſſen. Die Häute und das Pelzwerk welches der Jäger zu Hauſe bringt, die Hirſchgeweihe auf dem Dache ſeiner Hütte, die Pferde, der Hausrath und andres Eigenthum, ſein und der Seinigen Anzug, die Beſuche mit welchen ihn die erſten und beſten Männer ſeiner Nation beehren; alle dieſe Dinge zeigen wer er iſt, und was er geleiſtet hat, und damit hält er ſich zufrieden.

So macht es auch der Krieger; es iſt ihm genug an den Scalps und den Gefangnen welche er heimbringt, als ein Mann von Geiſt und Muth erkannt zu werden; man ſieht ihn nie umhergehen und ſich ſeiner Kriegsthaten rühmen, und fragt man ihn über dieſen Gegenſtand, ſo richtet er ſeine Antworten ſo kurz als möglich ein. Selbſt wenn er mit ſeinen Gefangnen und ſeinen Scalps durch eine Stadt zieht, ſo ſchauet er nicht umher um zu bemerken ob ihn die Leute ſehen, ſondern geht ſeinen gewöhnlichen ruhigen Schritt fort als ob ihn Niemand ſähe. Wenn bey einigen ihrer beſondern Feſte, jeder Krieger aufgefordert wird, ſeine Waffenthaten zu erzählen, ſo iſt es ihr Beſtreben ſo kurz als möglich zu ſeyn, indem ſie es denen die nur wenig ausgeführt haben überlaſſen ihre Thaten durch weitläuftige Erzählungen zu erheben, und ſich ſelbſt für das was ſie gethan haben Ruhm zu ertheilen. Ich kann dieſen Gegenſtand nicht beſſer als durch einige Anekdoten erläutern:

Im Jahr 1779 trafen zwey Kriegs-Anführer, einer ein junger Mann vom Stamme Shawano, der andre ein bejahrter Krieger aus den Wyandots, welcher nicht weit von Détroit wohnte, wegen ſeiner Großthaten ſehr berühmt war, aber während des ganzen Revolutionskrieges nicht hatte bewogen werden können gegen die Amerikaner zu Felde zu ziehen, zufällig in meinem Hauſe am Muskingum zuſammen, da ſie jeder für ſich gekommen waren mir einen freundſchaftlichen Beſuch zu geben. Der Shawano (wie denn dieſe Nation, im Vorbeygehen geſagt, als eine etwas geſchwätzige bekannt iſt) kam auf den Krieg zu reden, und erzählte mit vieler Gravität in Worten

und

Digitized by Google

und Gebärden die Gefechte an welchen er Theil gehabt hatte, indem er zugleich auf ſeinem Arm die Narbe einer Schußwunde zeigte. Während der ganzen Zeit horchte der Wyandot, ſeine Pfeife rauchend, mit großer Aufmerkſamkeit und anſcheinendem Erſtaunen zu; und da er der Gewohnheit gemäß, hierauf durch die Erzählung deſſen was er gethan hätte, antworten mußte, ſo legte er ganz ruhig ſeine Pfeife nieder, zog alle ſeine Kleider, nur nicht die Beinkleider aus, ſtand auf und ſagte: Ich habe Theil genommen an mehr als 20 Treffen und habe mit den Franzoſen gegen die Engländer gefochten; ich habe gegen die ſüdlichen Nationen Krieg geführt, und mein Körper zeigt daß ich von 9 Kugeln getroffen und verwundet worden bin. Dieſe zwey Wunden erhielt ich auf einmal von zwey Cherokeſen, die mich fallen ſahen, ihre Gewehre an einen Baum lehnten, und mit ihren Tomahawks auf mich zuliefen um mich todt zu ſchlagen und meinen Scalp zu nehmen. Durch Hülfe des großen Geiſtes ſprang ich auf, gerade in dem Augenblick, wo ſie mir den Streich verſetzen wollten. Ich ſchlug ſie und ſtreckte ſie beyde zu meinen Füßen nieder. Ich nahm ihre Scalps und kehrte nach Hauſe zurück. Hiemit gab der ernſte und achtungswürdige Veteran, dem jungen Shawano eine Lehre, welche, wenn er ſie wohl verſtand, von ihm nachher nie wird vergeſſen ſeyn worden, denn er zeigte ihm in wenig Worten und in weniger als fünf Minuten den Contraſt zwiſchen großen Thaten, in kurzen und beſcheidenen Worten vorgetragen, und zwiſchen alltäglichen Vorfällen mit pomphafter Umſtändlichkeit erzählt und ausgedehnt. Dieſer Contraſt war

ganz

ganz beſonders auffallend auch dadurch, daß der beſcheidene Krieger ſich auf ſeinen Triumph nichts zu Gute zu thun, ja ſelbſt nicht einmal zu merken ſchien wie ſein Ruhm dadurch vermehrt würde, daß er dieſen Umſtand öffentlich erzählt hatte. Da beyde die Shawano Sprache redeten, ſo verſtand ich alles was ſie ſagten ſehr gut, und ich war äußerſt aufmerkſam auf ihr Geſpräch, welches auch für ſich anziehend genug war.

Dieſe Gemüthsſtimmung der Indianer welche ich Stolz genannt habe, welche aber vielleicht beſſer Hochherzigkeit genannt werden dürfte, iſt gewöhnlich mit einem ſtarken Ehrgefühl verbunden, und bringt nicht ſelten die heldenmüthigſten Handlungen hervor. Folgendes Beyſpiel davon habe ich ſelbſt erlebt:

Ein Indianer von der Lenape Nation, der für eine ſehr gefährliche Perſon gehalten, und eben deswegen ſehr gefürchtet wurde, hatte öffentlich erklärt, ſo bald ein andrer Indianer, der damals nach Sandusky gegangen war, zurückgekommen ſeyn würde, wollte er ihn zuverläſſig ermorden. Dieſer gefährliche Indianer trat eines Tages in mein Haus am Muskingum, mich um ein wenig Taback zu erſuchen. Als dieſer unwillkommne Gaſt ſeine Pfeiſe an meinem Feuer rauchte, trat auf einmal jener andre eben von der Reiſe zurückgekommne Indianer, den er zu ermorden gedrohet hatte, auch herein. Ich erſchrack ſehr, denn ich fürchtete, daß der ſchlechte Indianer, dieſe Gelegenheit wahrnehmen würde, ſeine Drohung zu erfüllen, und daß mein Haus der Schauplatz eines entſetzlichen Mordes werden würde. Ich ging an die Thür, um nicht Zeuge eines Verbrechens zu ſeyn,

das

ich nicht verhüten konnte, als ich, zu meiner großen Verwunderung den Indianer den ich in Gefahr geglaubt hatte, den andern ſo anreden hörte:

Onkel, ihr habt gedrohet mich zu ermorden, ihr habt geſagt, daß ihr es thun wolltet, ſobald ihr mich nur wiederſähet. Jetzt bin ich hier, und wir ſind beyſammen. Muß ich es als ausgemacht annehmen, daß das euer Ernſt iſt, und daß ihr mir wirklich, wie ihr erklärt habt, das Leben nehmen wollt? Soll ich euch nun als meinen erklärten Feind betrachten, und um meiner eignen Sicherheit willen, der erſte ſeyn der zuſchlägt und ſeine Hand in euer Blut taucht? Nein ich will es nicht, ich kann es nicht! Euer Herz iſt freilich ſchlecht, aber doch habt ihr als Feind noch großmüthig gehandelt, indem ihr eure Abſicht erklärt, und mich nicht unerwartet ermordet habt; Ich will alſo Eurer ſchonen, bis ihr euren Arm gegen mich aufhebt, und dann Onkel wird es ſich zeigen wer von uns fallen wird. Der Mordgeſinnte war wie vom Donner gerührt, und ohne ein Wort zu erwiedern ſchlich er ſich fort und verließ das Haus.

Im Frühling des Jahrs 1782 ſchickte der Kriegsanführer der Wyandots in Unter-Sandusky, einen weißen Gefangnen (einen jungen Mann den er beym Fort M'Intosh gefangen genommen hatte, zum Geſchenk an einen andern Anführer, den man den Halb-König von Ober-Sandusky nannte, in der Abſicht daß er in deſſen Familie, ſtatt eines ſeiner Söhne der im vorigen Jahre, in einem Kriege mit den Leuten am Ohio, getödtet worden war an Kindesſtatt angenommen werden ſollte. Der Gefangne

kam

Digitized by Google

kam an, und wurde der Gattinn des Halb-Königs vorgeſtellt; ſie wollte ihn aber nicht annehmen, welches nach der Regel der Indianer, der Sache nach, ein Todesurtheil war. Der junge Menſch wurde deßhalb weggeführt, um gemartert und an dem Pfahl verbrannt zu werden. Als die ſchrecklichen Anſtalten hiezu in der Nähe des Dorfs gemacht wurden, das unglückliche Schlachtopfer ſchon an den Pfahl gebunden war, und die Indianer von allen Seiten herbeyeilten um bey dem grauſamen Verfahren zu helfen oder Zeuge davon zu ſeyn, ſo beſchloſſen zwey Engliſche Handelsleute, die Herren Arundel und Robbins (ich freue mich ihre Namen ehrenvoll erwähnen zu können) durch ein gerechtes Gefühl des Abſcheues, vor den beabſichtigten Grauſamkeiten, wie auch durch Mitleid und Menſchlichkeit bewogen, ſich mit einander anzuſtrengen, und durch Anbietung eines Löſegeldes das Leben des Gefangnen zu retten. Der Kriegsanführer aber weigerte ſich das Löſegeld anzunehmen, weil wie er ſagte, es bey ihnen eine unabänderliche Regel wäre, daß ein Gefangner wenn er zum Geſchenk beſtimmt, nicht angenommen würde, verbrannt werden müßte, ohne daß es in der Macht irgend Jemands ſtände, ſein Leben zu retten. Ueber dieß ſagte er, wäre es den zahlreichen Kriegs-Oberhäuptern die ſich zur Stelle befänden, aufgetragen worden, den Urtheilsſpruch in ihrer Gegenwart vollziehen zu laſſen. Die beyden großmüthigen Engländer ließen ſich indeſſen nicht abſchrecken, ſondern nahmen ſich vor, das Aeußerſte zu verſuchen.

Sie wußten, was für Wirkungen der hochherzige Stolz eines Indianers hervorzubringen im Stande

iſt,

iſt, und ſie wandten ſich daher an dieſe ſtarke und edle Leidenſchaft. "Unter allen dieſen Befehlshabern, ſagten ſie zu dem Anführer der jene Antwort gegeben hatte, die du erwähnt haſt, iſt keiner dir an Größe gleich; du wirſt nicht nur als der größte und tapferſte, ſondern auch als der beſte Mann der Nation betrachtet. — Glaubt ihr wirklich was ihr ſagt, fragte auf einmal der Indianer, indem er ihnen ſtarr ins Geſicht ſah. "Ja wirklich!" Ohne nun weiter ein Wort zu ſagen, machte er ſich ſchwarz (he blackened himſelf) nahm ſein Meſſer und ſeinen Tomahawk in die Hand, öffnete ſich einen Weg durch das Gedränge zu dem unglücklichen Schlachtopfer hin, und rief mit lauter Stimme: was habt ihr mit meinem Gefangnen zu thun? In demſelben Augenblicke zerſchnitt er die Stricke womit jener gebunden war, nahm ihn mit ſich in ſein Haus, welches in der Nähe der Wohnung des Hr. Arundel war, von wo aus er unverzüglich in Sicherheit gebracht, und durch vertraute Perſonen nach Détroit geführt wurde, von wo ihn der Commandant, von dem was Statt gefunden hatte, benachrichtigt, zu Waſſer nach Niagara ſchickte, wo er bald nachher in Freiheit geſetzt wurde. Die Indianer welche Zeugen dieſer Handlung waren, nannten ſie wahrhaft heldenmüthig, ſie wurden durch das unerwartete Verfahren jenes Oberhaupts und durch ſein männliches und entſchloſſnes Aeußre, ſo in Verwirrung gebracht, daß ſie nicht Zeit hatten ſich zu beſinnen was ſie thun ſollten, und ehe noch ihr Erſtaunen ganz vorüber war, befand ſich der Gefangne ſchon außer ihrem Bereich.

Neunzehntes Kapitel.

Kriege und veranlaſſende Urſachen derſelben.

Es iſt ein feſtſtehender Grundſatz bey den Indianern, daß Böſes vom Guten nicht kommen könne, daß kein Freund einem Freunde etwas zu Leide thun werde, und daß daher derjenige der dem andern Unrecht oder Schaden zufügt ein **Feind** ſeyn müſſe. Wie auf Einzelne ſo wird dieß auch auf Nationen, Stämme und andre unabhängige Verbindungen von Menſchen angewandt. Wenn Indianer an Andern Mordthaten verüben, ſich ihr Land zueignen indem ſie eine Gewohnheit daraus machen in ihre Grenzen zu kommen, und ihnen das Wild zu entziehen, wenn ſie die Jagdlagerplätze Andrer berauben, oder mit einem Wort ſich irgend eines ungerechten Angriffs ſchuldig machen, ſo kann man ſie für nichts anders halten als für **Feinde**. Sie werden auch dafür erklärt und die beeinträchtigte Nation hält ſich berechtigt ſie zu beſtraſen. Iſt gemordet worden, ſo wird auf eben dieſe Weiſe Rache genommen. Iſt ein geringeres Unrecht verübt, ſo wird an das Oberhaupt der Völkerſchaft,

zu

zu welcher der Uebelthäter gehört eine Botſchaft geſchickt, um anzufragen ob die That, worüber Beſchwerde geführt wird, in Folge einer Bevollmächtigung geſchah, und wenn nicht, um eine Erinnerung zu geben daß dergleichen nicht wieder möge zugelaſſen werden. Iſt ein Diebſtahl oder ein andres dem gleiches Unrecht geſchehen, ſo wird zu gleicher Zeit auf Erſatz angetragen, und die Oberhäupter werden erſucht, ihren "jungen Leuten" zu verbieten, etwas der Art wieder zu thun, da ſie ſonſt die Folgen davon würden zu gewärtigen haben.

Es giebt Stämme unter den Indianern, welche auf ein ausſchließliches Recht innerhalb gewiſſer Grenzen zu jagen, Anſpruch machen, und nicht dulden wollen daß andre dieſe Grenzen überſchreiten und ihnen ihr Wild, wie ſie es nennen wegnehmen. Es ſind Fälle vorgekommen, wo ſolchen Uebertretern, wenn ſie nach empfangner gehöriger Warnung ſich wieder haben betreten laſſen, Naſen und Ohren ſind abgeſchnitten und ſie an ihre Oberhäupter ſind geſchickt worden, um dieſen zu ſagen, das nächſte Mal wo ſie wieder kämen, würden ſie ohne ihre Scalps zu Hauſe geſchickt werden. Als die chriſtlichen Indianer von der Lenape-Völkerſchaft, während einiger Jahre auf dem Gebiet der Chippewäer jenſeits Détroit wohnten, wohin ſie ſich geflüchtet, und wo ſie um ihrer Sicherheit willen Erlaubniß hatten zu wohnen, klagten die Chippewäer, ungeachtet ſie ihnen Achtung bewieſen und ſie Großvater nannten, doch beſtändig darüber daß ſie ihnen ihr Wild todtſchöſſen. Sie hatten nichts dagegen daß ſie den Acker baueten, aber jeden Hirſch, jeden Rakun oder andres Thier, welches

 ſie

ſie tödteten oder ſingen, gab ihren Wirthen Anlaß zum Misvergnügen und in Folge davon drangen ſie ſo oft in ſie, ihr Land zu verlaſſen, daß ſie zuletzt weggzogen.

Wenn die Indianer beſchloſſen haben, wegen einer von einer andren Nation verübten Mordthat Rache zu nehmen, ſo ſuchen ſie gewöhnlich auf einmal einen kühnen Streich auszuführen, um ihre Feinde in Schrecken zu ſetzen. In dieſer Abſicht dringen ſie in das feindliche Land ſo tief hinein als ſie nur können ohne entdeckt zu werden, und wenn ſie ihren Streich geführt haben, laſſen ſie einen Streitkolben neben dem Erſchlagenen liegen und machen ſich ſo ſchnell als möglich davon. Dieſer Streitkolben wird abſichtlich hinterlaſſen, damit der Feind wiſſen möge, welcher Nation die That zuzuſchreiben ſey, und damit er ſeine Rache nicht an einem unſchuldigen Stamm nehmen möge. Hiedurch wollen ſie aber zugleich auch anzeigen, daß, im Fall keine Maaßregeln genommen werden ſollten den erſten Beleidiger ausfindig zu machen und zu beſtrafen, dieſes Werkzeug dazu dienen werde die erlittne Beleidigung zu rächen, oder mit andern Worten, daß ihnen unverzüglich der Krieg werde erklärt werden.

Wenn der vermeynte Feind friedlich geſinnt iſt, ſo wird er in ſolch einem Falle, eine Geſandſchaft an die beeinträchtigte Nation, mit einer angemeſſenen Entſchuldigung, abſchicken. Gewöhnlich läßt das Oberhaupt ſagen, daß die That worüber man ſich beſchwere, ohne ſein Wiſſen, durch einige ſeiner unbeſonnenen jungen Leute ſey verübt worden; daß dazu überall kein Vorſchub oder einige Vollmacht ſey

ge=

gegeben worden, daß ſie von ihm und ſeinem Rathe aufs äußerſte misbilligt würde, und daß es ihm Leid thun würde, wenn deswegen ein Friedensbruch zwiſchen beyden Völkerſchaften Statt finden ſollte, da er im Gegentheil den Frieden wünſche; daß man bereit ſey, die Beleidigung wieder gut zu machen, durch Trauer über den Erſchlagenen mit deſſen Verwandten und durch anderweitige Befriedigung derſelben. Solch ein Anerbieten wird gewöhnlich angenommen, und alle Uneinigkeiten zwiſchen beyden Parteyen werden auf ſolche Weiſe berichtigt, und ſie ſind wieder Freunde wie vorhin. Würde indeſſen die Völkerſchaft von welcher die Beleidigung ausgegangen, ſich weigern Entſchuldigungen zu machen, und um Frieden nachzuſuchen, ſo wird ſogleich Krieg erklärt und mit Lebhaftigkeit geführt.

Anmerkungen. Nach dem zuverläßigen Zeugniß der älteſten Indianer, waren die Kriege vor Zeiten weit anhaltender und häufiger als heutiges Tages und bey einigen Nationen gleichſam erblich (als Carver zu den Nadoweſſiern kam hatten ſie mit den Chippewäern 40 Winter hintereinander Krieg gehabt. Carver S. 63.) ... Die Waffen der Indianer waren Bogen, Pfeile und Keulen. Dieſe waren aus dem härteſten Holze gemacht, nicht ganz eines Armes lang und an einem Ende mit einer runden Kolbe verſehen, und ſehr ſchwer. Zur Vertheidigung brauchten ſie Schilde von hartem Büffelleder, die auf der einen Seite (nach außen zu) etwas gewölbt waren, jetzt aber unter den Irokeſen und Delawaren auſſer Gebrauch ſind. (vergl. Carver S. 297). Der Bogen, Pfeile und der Kriegskeule bedienen ſie ſich noch. Letztere beſchlagen ſie anjetzt an der Kolbe mit Nägeln und ſcharfen Eiſenſtücken. Flinten brauchten ſie anfangs nur an beſondren

Feſttagen und zur Luſt, jezt aber wiſſen ſie ſich derſelben im Kriege und auf der Jagd vortrefflich zu bedienen. Auſſer der Flinte brauchen ſie auch das Hatchet oder Beil (Streitaxt) und das große Meſſer. Nie ſteht es in der Macht eines Chiefs Krieg anzufangen, ſo lange die Capitains nicht darin willigen. Er darf auch einen Kriegsbelt nur unter der Bedingung annehmen, ihn ſeinen Capitains zur Ueberlegung zu geben.... Sind dieſe für den Krieg, ſo iſt er genöthigt ihnen die Sache des Volks zu übergeben, und die Regierung für die Zeit gleichſam nieder zu legen, welche jezt die Capitains übernehmen.

Loskiel I. Abſch. 11. S. 182 ff.

38) Wiewol (den Indianern) der Begriff des ausſchließlichen Eigenthums fremd iſt, ſo ſind doch auch die ungebildetſten unter ihnen wohl bekannt mit den Rechten ihrer Geſammtheit auf das Grundgebiet welches ſie beſitzen, und ſie widerſetzen ſich mit Nachdruck allen Beeinträchtigungen deſſelben.

Carver 298.

39) Es findet auch ein ausſchließliches Eigenthumsrecht Statt in Anſehung des Hauſes welches ein jeder ſich erbauet hat, des Bodens worauf es ſteht, ſo wie des Gartens der zuweilen neben demſelben angelegt iſt. Dieß alles wird bey einigen Völkerſchaften auch vom Vater auf den Sohn fortgeerbt, iſt folglich vollkommnes Eigenthum.

Volney II. 481 ff.

Zwan=

Zwanzigſtes Kapitel.

Verſchiedene Arten den Feind zu überfallen.

Muth, Liſt und Vorſicht, ſind die weſentlichen und unerläßlichen Eigenſchaften eines Indianiſchen Kriegers. Wenn der Krieg einmal angefangen worden, ſo ſtrebt ein jeglicher darnach jene Eigenſchaften vor andern an den Tag zu legen, dadurch daß er den Feind unvermuthet beſchleicht, oder ihn auf mancherley Weiſe täuſcht und überraſcht. Wenn ſie ſich dem Lande eines Feindes nähern, ſo bemühen ſie ſich ſo viel als möglich die Spur ihrer Fußtritte zu verbergen; zuweilen zerſtreuen ſie ſich, und marſchiren ganze Tage und länger in mäßigen Zwiſchenräumen von einander, treffen jedoch des Nachts wieder zuſammen, und unterhalten dann auch eine Wache. Zu andern Zeiten marſchiren ſie in der Indianer Linie (Indian file) wie man es genannt hat, ein Mann hinter dem andern her, ſo daß jeder ſorgfältig in die Fußſtapfen des andern tritt, damit ihre Anzahl nicht aus den Fußſtapfen geſchloſſen werden könne. Je näher ſie dem Feinde zu ſeyn glauben, deſto aufmerkſamer

ſind

Digitized by Google

ſind ſie harten ſteinichten und felſichten Boden zu wählen, auf welchem der Fußtritt keine Spur zurückläßt. Auf weichem und mit Gras bewachſnem Boden würden die Spuren ſie bald verrathen, denn wenn die Grashalme oder die Pflanzen nur im mindeſten verbogen ſind, oder die geringſten Zeichen haben daß darauf getreten worden, wird dieſes beynahe gewiß bemerkt werden, denn hierin beſitzt das Auge eines Indianers eine Schärfe und Schnelligkeit, wirklich zum Erſtaunen.

In einigen Fällen hintergehen ſie ihre Feinde durch Nachahmung der Töne oder des Geſchreys eines Thiers wie etwa des Hirſchkalbes und des Welſchenhahns. Dieß können ſie ſo außerordentlich gut, daß ſie in dem erſten Falle ſogar die Hirſchkuh in dem letzteren den zum Paar gehörigen Gatten, an den Ort hinzulocken vermögen, wohin ſie es wünſchen. Auf dieſe Weiſe gelingt es ihnen zuweilen die Feinde nach dem Orte hinzuziehen wo ſie im Hinterhalte liegen oder Gelegenheit haben ſie zu umzingeln. Solche Kriegsliſt kann indeſſen nicht zu jeder Jahrszeit angewandt werden, mit dem Welſchenhahn gelingt es nur im Frühling und mit der Hirſchkuh nicht länger als etwa bis Johannis. So finden ſie ſich auch leicht wieder zuſammen, wenn ſie ſich in den Waldungen zerſtreut haben, indem ſie den Schlag einiger Vögel z. B. der Wachtel, der Droſſel, zur Morgen oder Abendzeit nachahmen, und vorzüglich bey Nacht das Geſchrey der Eule. Das Geſchrey der Eule wird von Zeit zu Zeit wiederholt bis ſie alle beyſammen ſind *).

Es

*) Auch in einem erklärten Kriege, da ſie gegen ihre Feinde zu

Digitized by Google

Es iſt zuverläſſig daß die Indianer nach den Fußſtapfen und nach andern Merkmalen und Zeichen, die nur von ihnen wahrgenommen werden können, ohne Schwierigkeit zu entdecken vermögen, nicht nur daß Männer dieſen oder jenen Pfad, oder irgend eine Marſchlinie gegangen ſind, ſondern ſie können auch unterſcheiden, zu welcher beſondern Völkerſchaft dieſe Männer gehören und ob es ihre Feinde oder Freunde ſind. Sie machen zu Zeiten auch Entdeckungen indem ſie abgelegene Oerter (obscure places) durchſuchen, und verſchaffen ſich dadurch Kenntniß von den Abſichten des Feindes. Ja es giebt ſolche unter ihnen die ſich dafür ausgeben, daß ſie unter verſchiedenen Spuren von menſchlichen Fußtritten die verſchiedenen Nationen welcher eine jede Spur angehöre unterſcheiden könnten. Ich will es nicht unternehmen ſo viel zu behaupten, will aber eine Anekdote erzählen, welche ich für vollkommen wahr halte, zum Beweiſe des außerordentlichen Scharfblicks der Indianer in dieſer Rückſicht.

Zu Anfang des Sommers im Jahr 1755 wurde etwas weniger als 5 Meilen von Shamokin von einer Anzahl Indianer eine äußerſt grauſame und entſetzliche Mordthat an 14 weißen Pflanzern unerwartet verübt. Die noch übrigen Weißen beſchloſſen in ihrer Wuth ſich durch die Ermordung eines Delawaren der zufällig dort anweſend war, und auf keine Weiſe Gefahr ahn=

zu Felde ziehen, halten ſie es für rühmlicher, demſelben durch Liſt als durch einen freyen Angriff zu ſchaden — ſie verſtecken ſich hinter Bäume, Hügel oder Felſen treten nur zum Feuern hervor und verſtecken ſich ſogleich wieder.

Loskiel S. 191. Carver 310.

ahndete, zu rächen. Er war ein erklärter Freund der Weißen, wurde auch von dieſen geliebt und geſchätzt, und hatte zum Beweiſe hievon von ihnen den Namen Luke Holland bekommen, unter welchem er auch allgemein bekannt war. Dieſer Indianer, gewiß daß ſeine Nation zur Zeit eines tiefen Friedens nicht fähig wäre, einen ſolchen ſchändlichen Mord zu begehen, ſagte zu den wüthenden Coloniſten, daß er verſichert wäre die Delawaren hätten durchaus keinen Antheil daran, ſondern die That rühre von einigen boshaften Mingoes oder Irokeſen her, von denen ſo etwas wol zu geſchehen pflege um Unſchuldige in Verdacht und Ungelegenheit zu bringen. Alle ſeine Vorſtellungen aber waren vergeblich, er konnte die erbitterten Gemüther die blos auf Rache bedacht waren, nicht überzeugen. Zuletzt erbot er ſich, er wolle wenn ſie ihm einige Mannſchaft mitgeben wollten, mit dieſen ausgehen um die Mörder aufzuſuchen, und hielte ſich verſichert daß er ſie an ihren Fußſtapfen und andren ihm bekannten Zeichen entdecken, und ſie dadurch überzeugen würde, daß die Thäter zu den 6 Nationen gehörten. Dieſer Vorſchlag wurde angenommen. An der Spitze einer Anzahl Weißer machte er ſich nun auf den Weg, und brachte ſie auf die Fährten. Nicht lange ſo befanden ſie ſich in dem felſichten Theil eines Gebirges, wo keiner von den Weißen im Stande war eine einzige Fußſpur zu entdecken, auch wollten ſie nicht einmal glauben daß je ein menſchlicher Fuß auf dieſem Boden geſtanden habe, weil ſie oft über Spalten in den Felſen hinüberſpringen und zuweilen darüber hinkriechen mußten. Nun fingen ſie an zu glauben daß ihr Indianiſcher Führer

rer ſie in dieſe ſchroffe Gebirgsgegend gebracht habe um dem Feinde Zeit zu geben zu entkommen, und ſie droheten ihm mit augenblicklichem Tode ſobald ſich dieſe ſeine verrätheriſche Abſicht beſtätigen würde. Der Indianer, ſeinem Verſprechen getreu fing nun an ſich alle Mühe zu geben, ſie zu überzeugen, daß ein Feind durch dieſe Gegend, in welche er ſie führte, wirklich gegangen wäre; hier zeigte er ihnen daß das Moos auf dem Felſen von einem menſchlichen Fuß wäre niedergetreten, dort wie es wäre abgeriſſen und fortgezogen worden, ferner wies er auf Kieſel und Steinchen hin, welche durch den Fußtritt aus ihrer Lage wären geſtoßen worden, fand trockne Zweige auf welche getreten worden, und die davon zerbrochen wären und an einer Stelle wollte er ſogar ſehen, daß ein Indianiſches Deckkleid über den Felſen hingeſchleift und die da liegenden Blätter mitgenommen oder aus ihrer Lage gebracht habe ſo daß ſie nicht mehr platt auflägen wie an andern Stellen, welches alles der Indianer im Stande war im Marſchiren zu bemerken, ohne nur einmal ſtille zu ſtehen. Als er nun zuletzt an dem Fuße des Gebirges auf weichen Boden kam, wo die Fußſtapfen tief waren, ſo beſtimmte er danach, daß die Feinde acht an der Zahl wären, und da die Spur ganz friſch war, ſo ſchloß er daß ſie in keiner großen Entfernung gelagert ſeyn müßten. Dieß zeigte ſich als völlig gegründet, denn als ſie auf die Anhöhe auf der andern Seite des Thals gelangten, ſahen ſie die Indianer in ihrem Lager. Einige hatten ſich ſchon zum Schlafen niedergelegt, andre zogen ihre Kamaſchen (leggings) aus um ſich zur Ruhe zu begeben, und die

Scalps

Scalps die ſie mitgenommen hatten waren zum Trocknen aufgehängt. "Sehet ſagte Luke Holland, zu ſeinen erſtaunten Gefährten, da iſt der Feind! Nicht von meiner Nation, ſondern Mingoes wie ich euch nach der Wahrheit geſagt habe. Sie ſind in unſrer Gewalt, in weniger als einer halben Stunde werden ſie alle in tiefem Schlafe liegen. Wir brauchen kein Gewehr abzufeuern, ſondern können auf ſie losgehen und ſie tomahawken! Wir ſind beynahe zwey gegen einen, Gefahr iſt alſo nicht zu befürchten. Gehet zu, und ihr werdet euch aufs vollſtändigſte rächen können." Die Weißen aber, von Furcht übermannt, hatten keine Luſt dem Rath des Indianers zu folgen, ſondern drangen in ihn, ſie auf dem nächſten und beſten Weg zurückzuführen. Dieß that er, und als ſie ſpät Abends zu Hauſe kamen, ſo gaben ſie an, die Zahl der Irokeſen wäre ſo groß geweſen, daß ſie nicht hätten wagen dürfen ſie anzugreifen.

Dieſe Erzählung gebe ich ſo, wie ich ſie von Luke Holland ſelbſt vernahm, und damals aufſchrieb. Ich war mit dieſem Indianer über 20 Jahr lang bekannt geweſen, und kannte ihn als einen rechtſchaffnen verſtändigen Mann, und als einen Freund der Wahrheit. Ich glaubte deswegen damals was er mir ſagte, und glaube es auch noch jetzt. Ich machte auch einmal von dieſem Manne Gebrauch um einen Herrn, der jetzt zu Pittsburg wohnt, aus der Gefahr von einem Trupp Krieger ermordet zu werden, zu retten. Luke Holland führte ihn ſicher durch den Wald, von dem Muskingum bis an den Ohio. Er fand

auch

auch einmal eine Uhr die mir von Pittsburg durch einen Mann geſchickt wurde der ſich auf dem Wege betrank und die Uhr in dem Walde verlor, etwa 50 Meilen weit von meinem Wohnorte entfernt. Luke Holland ging darauf aus ſie zu ſuchen, und da er die Spur des Mannes, dem ſie war mitgegeben worden entdeckt hatte, verfolgte er ſie, bis er das Verlorne fand welches er mir wieder zuſtellte.

Ein=

Digitized by Google

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Friedensboten.

So lange die Amerikaniſchen Indianer im freyen und ungeſtörten Beſitz des Landes, welches Gott ihnen gab, gelaſſen wurden, und ſelbſt noch lange Zeit nachdem die Europåer ſich in ihrem Gebiet angebauet hatten, gab es kein Volk auf Erden, was gegen den unverletzlichen Charakter der Geſandten, oder wie ſie bey ihnen heißen, der Friedensboten, eine heiligere Ehrfurcht bewies als von ihnen geſchah. Es iſt nur zu bekannt, daß ungefähr ſeit der Mitte des letzten Jahrhunderts eine große Verånderung hierin Statt gefunden hat, deren Urſache, was mir leid thut zu ſagen, die Indianer uns ganz allein zur Laſt legen.

Die Unverletzlichkeit der Perſon eines Geſandten iſt eins von den heiligen Grundgeſetzen des Naturrechts welches der allmåchtige Schöpfer dem Herzen eines jeden Menſchen eingeprågt hat. Die Geſchichte lehrt uns daß die roheſten und wildeſten Nationen es zu aller Zeit anerkannt und befolgt haben. Es iſt eine bedauernswürdige Wahrheit, daß alle Verletzungen deſſelben wovon Nachrichten vorhanden ſind, dem civili-

civiliſirten Menſchen oder ſeinem verderblichen Beyſpiel zugeſchrieben werden müſſen.

Unter unſern Indianern, waren alle Stämme immer darüber einverſtanden, daß einem Abgeſandten, und wenn er auch von der feindſeligeſten Völkerſchaft käme, nicht nur Achtung ſondern auch Schutz gebühre. Einen ſolchen, ich will nicht ſagen, ermordet ſondern nur wiſſentlich übel behandelt zu haben, war bey ihnen ein unverzeihliches Verbrechen. Kriegerbanden wurden immer angewieſen, wenn ſie auf ihrem Wege von einer Nation zur andern einen Abgeſandten antreffen ſollten, ihm nicht nur Schutz ſondern auch gute Aufnahme zu gewähren, und für ein ſicheres Geleit zu der Völkerſchaft an welche er abgeſchickt worden war, zu ſorgen.

Eben ſo fand der Abgeſandte einer Nation mit der ſie im Kriege begriffen oder uneins geworden waren, auch im Fall der größten Erbitterung und der feſt genommenen Entſchließung "nicht hinzuhören" d. i. in ihre Vorſchläge, wie ſie auch immer ſeyn möchten, nicht zu willigen immer noch Schutz, und ſie pflegten zu einem ſolchen Mann des Friedens in ihrer ausdrucksvollen Sprache zu ſagen: "ſie hätten ihn unter ihre Flügel oder ihre Achſel geſtellt wo er vollkommen ſicher wäre." Es gehörte mit zu ihrem religiöſen Glauben daß Friedensboten, unter der beſondern Beſchirmung des großen Geiſtes ſtänden, daß es geſetzwidrig wäre, ihnen übel zu begegnen, und daß die Nation die ſich eines ſo ſchweren Verbrechens ſchuldig machte, zuverläſſig dafür gezüchtigt werden würde durch unglücklichen Erfolg oder wol gar durch gänzliche Niederlage im Kriege. Mehrere Beyſpiele

ſind

ſind daher vorgekommen, daß Abgeſandte die aller⸗drohendſten Botſchaften z. B. man wäre entſchloſſen einen Krieg auf Blut und Vernichtung zu führen, und kein Quartier würde gegeben werden — wieder mit zurücknehmen mußten, ohne daß die Geſandten ſelbſt die geringſte Beleidigung oder Verhöhnung erfuhren — vielmehr wurden ſie, ſo lange ſie in Feindes Lande blieben beſchützt, und bekamen ſicheres Geleit bis zu ihrer Nation hin oder wenigſtens bis ſo weit, daß ſie von den feindlichen Kriegern nichts mehr zu fürchten hatten, und man gab ihnen die nöthige Zeit um ihre Wohnungen zu erreichen, ehe irgend etwas Weiteres unternommen wurde, damit ſie Anzeige davon machen könnten, der Waffenſtillſtand habe ein Ende und der Krieg nehme wieder ſeinen Anfang. Ich habe von Abgeſandten gehört, die mit einer Botſchaft folgenden Inhalts zurückgeſchickt wurden: "ich laſſe in euren Buſen zurückgehen, unbeſchwert und unverletzt, die Boten welche ihr mir geſandt habt. Die Antwort auf die Rede die ſie mir von euch überbracht haben, werdet ihr von meinen jungen Kriegern erfahren, die auf dem Wege ſind euch zu beſuchen!" Von welcher Art dieſer angekündigte Beſuch ſeyn ſollte, läßt ſich leicht errathen. Die Botſchaft war im Grunde eine Kriegserklärung, mit einer offnen Anzeige, daß ein Einfall in Feindes Land unverzüglich Statt haben werde.

Wie verſchieden hievon das jetzige Betragen der Indianer ſey, habe ich nicht nöthig anzuführen. Wir erinnern uns noch des unglücklichen Schickſals der Herren Truemann, Treeman und Hardin. Dieſe drey achtungswürdigen Amerikaner wurden im Jahr

1792

1792 mit Parlamentair-Flaggen und mit Friedensvorſchlägen an die Indianer abgeſchickt, und wurden alle drey freventlich ermordet. Wem iſt es zuzuſchreiben daß ſolche entſetzliche Dinge jetzt Statt finden? Ich will mir nicht anmaaßen zu urtheilen, doch laſſet uns hören, was die Indianer ſagen.

Die Haupturſachen dieſer großen Veränderung welche ſie angeben, ſind in folgenden drey Puncten enthalten:

1. Daß die weißen Leute ſich in ihre National-Angelegenheiten gemiſcht haben, indem ſie der einen Völkerſchaft vorſchrieben wie ſie die andre behandlen, ja wie ſie mit ihr reden und was ſie ihr ſagen ſollte, wodurch ihre National-Unabhängigkeit gänzlich vernichtet würde. Daß ſie ſelbſt eine Indianiſche Völkerſchaft ermuntert und unterſtützt haben, die Oberherrſchaft über alle andre nicht nur ſich anzumaaßen ſondern wirklich auch auszuüben.
2. Daß die Weißen die Indianer als ein verächtliches Volk behandelt, und dem geheiligten Character der Abgeſandten ſelbſt keine Achtung beweiſen, ſondern ſie, eben ſo wol als ihre Oberhäupter in mehreren Fällen ohne Unterſchied ermordet haben.
3. Daß ſie ſogar dasjenige was unter ihnen für äußerſt heilig und unverletzlich gehalten wird, ihre Rathsfeuer entweihet, ja ſie wol ausgelöſchet haben (wie ſie ſich ausdrücken) mit Strömen des edelſten Bluts ihrer Nation, mit Hintenanſetzung ihrer Verſicherungen und ihrer feyerlichſten Zuſagen. Kurz, daß ihr ganzes Betragen ihnen ſo vorgekommen ſey, als ob ſie ihnen ſagen wollten: "wir bekümmern uns nicht um euch — wir verachten euch! es iſt

„uns an nichts, als an eurem Lande gelegen, und das wollen wir haben!“

Auch fällt es ihnen nicht ſchwer, wenn man ſie dazu auffordert, die beſondern Ungerechtigkeiten, worüber ſie ſich beklagen, genauer anzugeben. Aus einem weitläuftigen Verzeichniſſe ſolcher Beſchwerden, will ich nur einige als die hervorſtechendſten auswählen:

1. Der Schutz den man gegen ſie (den Haupt Völkerſtamm) den Irokeſen gewährte, indem man dieſe ermunterte ſie zu beſchimpfen, ſie als Weiber zu behandeln und eine tyranniſche Oberherrſchaft über ſie auszuüben.
2. Die Ermordung der Coneſtogo Indianer, gerade an dem Ort wo damals ein Rathsfeuer brannte; wo in früheren Zeiten Unterhandlungen mit ihnen waren gehalten, wo noch ein Jahr vor jenem Morde, im Jahr 1762 ein Friede mit ihnen war abgeſchloſſen worden — ja gar in dem Lande ihres Bruders Miquon, im Lande der Quäker in Penſylvanien.
3. Der abſcheuliche Mord, welcher in den Jahren von 1776 bis 1779 an dem großen und ſehr geſchätzten Shawano-Oberhaupt, Cornſtalk zu Kanhawa verübt wurde, da man doch wußte daß er ſich hier in Folge eines friedlichen und löblichen Geſchäfftes aufhielt.
4. Das Schießen auf einen ausgezeichneten Shawano im Jahr 1774 bey ſeiner Rückkehr von Pittsburg, wodurch er ſchwer verwundet wurde, der doch, aus Freundſchaft und Menſchenliebe, mehrere weiße Handelsleute nach jenem Orte hingeführt und gegen eine Bande wüthender Indianer an deren Verwandten

wandten die weißen Leute die ſchrecklichſten Mordthaten verübt hatten, beſchützt habe.

5. Der Angriff auf das friedliche Lager der Delawariſchen Oberhäupter auf der Inſel zu Pittsburg, wobey ein Geſandter und mehrere Andre ermordet wurden.

6. Die Ermordung der chriſtlichen Indianer am Muskingum zu ſamt dem Oberhaupt von Achſinning (der ſtehende Stein) durch Williamſon's Bande, da man doch die hier ermordeten Perſonen als Freunde der Weißen kannte.

Die Indianer erzählen noch viel mehrere Gewaltthätigkeiten, an Abgeſandten, an Beſuchenden, und andern freundſchaftlich geſinnten Indianern, deren ſchmerzliche Aufzählung ich dem Leſer lieber erſparen will. Durch dieſe Reihe ungerechter und grauſamer Handlungen ſind die Indianiſchen Nationen endlich zu dem Schluſſe geleitet worden, daß die Amerikaner in ihren Herzen feindſelig gegen ſie geſinnt ſind, und daß ſie alſo wenn ſie ihnen Friedensboten ſchicken, keine andre Abſicht haben, als ſie in eine eingebildete Sicherheit einzuwiegen, um ſie dann deſto leichter überfallen und vernichten zu können. Eine Folge dieſer Ueberzeugung war das unglückliche Schickſal der drey Herren welche ich vorhin erwähnt habe.

Anmerkungen. 40) Eine ſolche Geſandſchaft (von Friedensboten) trägt die Friedenspfeife vor ſich her, die bey den Indianern das iſt, was in Europa die weiße Fahne (Carver hatte ſie als er zu Waſſer reiſte am vordern Ende des Kahns befeſtigt S. 87.) Die Achtung gegen dieſelbe geht ſo weit, daß eine Beleidigung deſſen der ſie trägt

für ein Verbrechen gehalten wird, das der groſse Geiſt nicht ungeſtraft laſſen kann. Sie wird aber auch nur bey Schlieſsung eines Friedens oder Bündniſſes gebraucht. Dieſe Pfeife die von den Franzoſen Calumet genannt wird, hat gewöhnlich einen Kopf von rothem Marmor. Weil aber die rothe Farbe ein Blutzeichen iſt, das ſich zu Friedensunterhandlungen nicht ſchickt, ſo wird er mit weiſsem Thon oder Kreide überzogen. Ein ſolcher Pfeifenkopf iſt 6 bis 8 Zoll weit und 3 Zoll hoch, die Röhre iſt von hartem Holze, ſchwarz, wol 4 Fuſs lang und mit einem ſchönen Bande umwickelt, welches mit weiſsen Korallen durchwirkt iſt, woran die Weibsleute ihre Kunſt zu zeigen ſuchen. Manchmal iſt ſie auch mit Stachelſchweinkielen und grünen, gelben und weiſsen Federn geziert . . . die Eröffnung (der Friedensunterhandlung) geſchieht, indem der Hauptchief oder Präſident der Verſammlung aus der angezündeten Friedenspfeife einige Züge thut, nachdem ſie vorher ehrerbietig gegen den Himmel und die Erde gedrehet worden. Dieſe Ceremonie iſt weſentlich und kein Europäiſcher Geſandter oder Stadthalter, der mit den Indianern Frieden machen will, kann ſich ihrer entſchlagen. Nachher geht die Pfeife bey den Abgeſandten und allen Mitgliedern der Verſammlung herum; jeder hält ſie ſehr behutſam und thut einige Züge daraus.

Loskiel I. 11. S. 202. ff.

41) Daſs ſich doch aber auch die Europäer ſchon in frühern Zeiten, und noch ehe die vom Verf. angeführten Urſachen der Erbitterung alle wirken konnten, über die Indianer zu beklagen Veranlaſſung haben mochten, ſcheint aus einigen Thatſachen zu erhellen welche Carver anführt z. B. die Niederlage des Engl. General Braddock im Jahr 1755 durch einen Ueberfall aus einem verſteckten Hinterhalt S. 311. ferner die grauſame Behandlung der

im

im Jahr 1757 zufolge einer Capitulation aus dem Fort William Henry abziehenden Engl. Beſatzung und der dabey befindlichen Kranken, Weiber und Kinder S. 313 u. ff. auch konnte das verrätheriſche Benehmen der Indianer zu Détroit zwiſchen 1760 und 63. (ſ. Kap. VII. Anmkg. und Carver 165 ff.) wol nicht leicht vergeſſen werden. Einmal, erzählt Loskiel S. 200. eroberten ſie mit Sturm eine kleine Feſtung, darin ſie (die Indianer) ohne ſelbſt einen Mann zu verlieren 40 bis 50 Weiße, Männer, Weiber und Kinder zu Gefangnen bekamen. Die Leichtigkeit dieſes Sieges hätte ſie zur Gelindigkeit gegen ihre Gefangnen bewegen ſollen. Aber ſtatt deſſen ermordeten ſie alle, wenige ausgenommen mit kaltem Blute. Selbſt die Kinder zerſchlugen ſie gegen die Bäume. So barbariſch handeln vorzüglich die Irokeſen. Im vorletzten Indianer Kriege, erzählt Loskiel ferner S. 127. ums Jahr 1763, da es einmal ſchien als ob der Krieg zu Ende wäre, begab ſich eine zahlreiche Geſellſchaft Kaufleute mit einer Menge Waaren zu den Huronen auf den Weg. Dieſe erhielten Nachricht davon und ſchickten ihnen eine Anzahl Krieger entgegen; als ſelbige aber ſahen daß die Kaufleute für ſie zu ſtark waren, ſuchten ſie dieſelben durch Betrug in ihre Gewalt zu bekommen . . ſie ſagten ihnen nämlich eine große Anzahl Krieger habe ſich auf den Weg gemacht in der Abſicht ſie alle umzubringen — wenn ſie ſich ihnen aber ergeben wollten ſo wollten ſie ihre Beſchützer ſeyn . . . die Kaufleute waren ſo thöricht ihnen zu glauben, ließen ſich feſſeln, halfen ſo gar einander binden — wurden aber alle auf der Stelle ermordet, die Huronen machten dabey reiche Beute und rühmten ſich hernach überall ihrer Geſchicklichkeit die weißen Leute zu hintergehen.

Zweyundzwanzigſtes Kapitel.

Verträge.

Wenn die Indianer-Nationen, nach langen und blutigen Kriegen zuſammenkamen, um ihre Streitigkeiten auszugleichen, oder einen Frieden mit einander zu ſchließen; ſo war es in früheren Zeiten ihre löbliche Gewohnheit, zum Zeichen ihrer Aufrichtigkeit, von dem Orte wo die Friedensſtifter ihre Sitzung hielten alle Kriegswaffen und die Werkzeuge der Zerſtörung jeder Art und Form, zu entfernen; "denn, ſagten ſie, wenn wir an einem guten Werke arbeiten, ſo muß nichts böſes ſichtbar ſeyn. Wir ſind zuſammengekommen um zu verbergen und zu vergeſſen, die zerſtörende Waffe zu begraben und dem Auge ganz zu entziehen; wir werfen das unſelige Werkzeug von uns weg, welches unſern Weibern und Kindern ſo viel Kummer verurſacht, und ſo viele Thränen veranlaßt hat. Es iſt unſer ernſtlicher Wunſch und unſre Hoffnung daß es nie wieder möge aufgegraben werden." So genau waren ſie in dieſem Puncte, daß wenn nur ein einziges Waffengeräth wäre geſehen worden, während über einen Vertrag unterhandelt wurde,

Digitized by Google

wurde, es ihr Gemüth würde beunruhigt haben, da es ihnen ehemalige Vorfälle ins Andenken gerufen, und anſtatt ihre Herzen durch die Ausſicht auf einen baldigen Frieden froh zu machen (wie ſie ſagen), ſie im Gegentheil mit Kummer würde erfüllt haben.

Sie wollten nicht einmal irgend ein Waffengeräth innerhalb der Grenzen ihres Rathsfeuers dulden, wenn ſie verſammelt waren um über die gewöhnlichen Regierungs-Angelegenheiten zu berathſchlagen. Es möchte, ſagten ſie, einen üblen Einfluß haben, und die Abſicht ihrer Zuſammenkunft vereiteln. Es könnte irgend einen von den Anweſenden ſchüchtern machen, und diejenigen die eine gerechte Klage oder Vorſtellung anzubringen hätten, verhindern freymüthig zu ſagen was ſie auf dem Herzen hätten. Wilhelm Penn ſagten ſie, richtete ſich nach dieſer alten Sitte ihrer Vorfahren, wenn er mit ihnen unterhandelte, und verſammelte ſie unter dem Schatten einer Baumgruppe, wo die Vögelchen auf den Zweigen, in lieblichen Tönen zwitſcherten. Zur Erinnerung an dieſe Zuſammenkünfte (welche den Indianern immer werthe Andenken ſind) verſammelten ſie ſich häufig in den Wäldern, an einer ſchattigen Stelle, derjenigen wo ſie mit ihrem Bruder Miquon zuſammenkamen, ſo ähnlich als möglich, und da lagen denn alle ſeine "Worte" d. i. Reden, nebſt denen ſeiner Nachkommen, auf einer Decke oder einem reinen Stück Baumrinde, und mit großem Vergnügen gingen ſie dieſelben nach einander ſämmtlich durch. Dieſer Gebrauch (dem ich mehrmals beywohnte) hat fortgewährt bis zum Jahr 1780, wo die damals Statt

finden-

Digitized by Google

ſindenden Unruhen demſelben ein Ende machten, vermuthlich auf immer.

Dieſe angenehmen Erinnerungen, dieſe geheiligten Gebräuche ſind nicht mehr. "Wenn wir mit den weißen Leuten unterhandlen" ſagen die Indianer anjetzt, ſo iſt der Platz wo die Geſandten zuſammenkommen ſollen nicht mehr in unſrer Wahl. Wenn man uns auffordert einen Frieden zu ſchließen, (und was iſt es für ein Frieden) ſo findet die Zuſammenkunft nicht mehr Statt in dem ſchattigen Hain, wo die unſchuldigen kleinen Vögel durch ihren muntern Geſang uns zu beſänftigen und erheitern, uns zur Freundſchaft und Eintracht zu ſtimmen, und gleichſam Antheil nehmen zu wollen ſcheinen an dem guten Werk um deßwillen wir verſammelt ſind. Es iſt auch nicht mehr das heilige Haus der Rathsverſammlung, wo wir eingeladen werden zuſammenzukommen, nein! es iſt vielmehr einer der fürchterlichen Plätze, von Wällen und Gräben umgeben, wo die zerſtörendſte von allen Waffen, wo die Kanonen ihren weiten Schlund gegen uns öffnen als ob ſie bereit wären uns zu verſchlingen, und auf ſolche Weiſe finden wir uns verhindert unſre Meynung freymüthig zu ſagen, wie Brüder eigentlich thun ſollten."

"Wie kann alſo, ſagen ſie, in ſolchen Rathsverſammlungen einige Aufrichtigkeit Statt finden? Wie kann ein Vertrag verbindlich ſeyn für Perſonen die man auf ſolche Weiſe zwingt, dem was man ihnen in einem feſten Gefängniſſe an den Mündungen der Kanonen vorſagt, zuzuſtimmen: wo die Beſtimmungen

gen des Vertrags immer nur einſeitig ſind, wo auf der einen Seite alles nur Bewilligung iſt und auf der andern ſich nichts von Freundſchaft zeigt?" Betrachtungen dieſer Art, worauf ſie ſich berufen und auf welche ſie immer wieder zurückkommen, ſind es wodurch die Verträge welche ſie mit den weißen Leuten ſchließen, alle ihre Kraft verloren haben, ſo daß ſie ſich nicht länger dadurch verbunden achten, als überlegene Gewalt ſie dazu zwingt. Haben ſie hierin Recht oder Unrecht? der unparteyiſche Leſer möge entſcheiden!

Digitized by Google

Dreyundzwanzigſtes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen der Indianer über die weißen Leute.

Die Indianer glauben, daß die Weißen von eben dem großen Geiſte ſind hervorgebracht worden, der auch ſie erſchuf und daß Er einer jeden Menſchenraſſe beſondre Beſchäftigungen angewieſen habe, jedoch nicht allen die nämliche; den Weißen legte es der große Mannitto auf, den Acker zu bauen und durch den Ackerbau die Früchte der Erde zu gewinnen, den Indianern hingegen wies er die edlere Beſchäfftigung der Jagd an, und gab ihnen die Oberherrſchaft über die ganze übrige thieriſche Schöpfung.

Sie wollen nicht zugeben, daß die weißen Weſen höherer Art ſind. Sie ſagen daß ihr Haupthaar, ihre Geſichtszüge, und die verſchiedene Färbung ihrer Augen beweiſen, daß ſie nicht wie ſie ſelbſt "Lenni Lenape," ein urſprüngliches Volk ſind, keine Menſchenraſſe die ſich ſeit dem Anfang der Zeit unverändert erhalten hat; ſondern vielmehr eine gemiſchte Raſſe und eben deswegen nicht leicht in Ordnung zu erhalten. Der große Geiſt, bekannt mit ihrer

rer böſen Art, fand daher nöthig ihnen überall ein großes Buch *) zu geben, und lehrte ſie daſſelbe leſen, damit ſie wüßten und in Acht nähmen, was er von ihnen gethan oder unterlaſſen haben wollte. Sie aber, die Indianer, haben ein ſolches Buch nicht nöthig, um ſie mit dem Willen ihres Schöpfers bekannt zu machen; ſie finden denſelben in ihre Herzen geſchrieben, ihnen iſt hinlänglicher Verſtand verliehen worden, das Böſe vom Guten unterſcheiden zu können und wenn ſie dieſer Leitung folgen, ſind ſie ſicher, nicht zu irren.

Es iſt wahr, ſie geſtehen, als ſie die Weißen zuerſt erblickten, hielten ſie dieſelben für höhere Weſen. Sie dachten nicht anders, als daß ſie von der Wohnung des großen Geiſtes, um eines großen und wichtigen Zwecks willen zu ihnen wären geſchickt worden. Sie wurden indeſſen ihren Irrthum bald gewahr und entdeckten daß ſie undankbare und unerſättliche Leute wären, die ſich mit nicht wenigerm begnügen laſſen wollten, als mit ihrem ganzen Lande. "Und doch, ſagen die Indianer, wollten dieſe weißen Männer uns immer etwas von ihrem großen Buche, welches Gott ihnen gegeben habe, vorerzählen, ſie wollten uns überreden, jeder Menſch wäre gut, der glaubte was in jenem Buche ſtände, und jeder der nicht glaubte wäre ſchlecht. Sie ſagten uns eine Menge Sachen vor, die in dem guten Buch geſchrieben ſeyn ſollten, und wollten haben daß wir es Alles glauben ſollten. Vermuthlich hätten wir dieß gethan, wenn wir geſehen hätten, daß ſie, was ſie vorgaben zu glau-

*) Die Bibel.

glauben, auch ausgeübt, daß ſie ſich gerichtet hätten nach den guten Worten die ſie uns vorſagten. Aber nein, in der einen Hand hielten ſie ihr dickes Buch, und in der andern Mordgewehre, Flinten und Schwerdter, um uns arme Indianer damit zu tödten. Ach! und das thaten ſie auch, ſie tödteten diejenigen die an das Buch glaubten, eben ſowol wie diejenigen die nicht glaubten, ſie machten keinen Unterſchied."

Sie erkennen es gleichwol an, daß ſie manchen Freund unter den weißen Leuten haben, und bedauern nur daß dieſe, weil ſie zerſtreut und entfernt ſind, ihnen und andern nicht nützlich ſeyn können. Von ſolchen, die ſie als ihre Freunde kennen gelernt haben, reden ſie immer mit Wärme und Zuneigung. Sie reden auch von den Gentellemaan (gentlemen, Männer von Erziehung) als von einer beſondern Claſſe unter den Weißen, welche unterſchieden zu werden verdient, ſie geben aber jene Benennung niemals ſolchen die ſie als Feinde kennen oder von denen ſie glauben daß ſie ihnen übel wollen.

Die Indianer haben ein ſcharfes Auge; wenn ſie Jemand anſehen, ſo glauben ſie beurtheilen zu können ob er freundlich oder unfreundlich gegen ihr Volk geſinnt ſey; und in der That iſt es von mehreren Weißen die ſich unter ihnen aufgehalten haben, zugegeben worden, daß ſie, überhaupt genommen, gute Mienenkenner ſind. Sie ſind ſehr aufgelegt unter ſich, einem Fremden der zu ihnen kommt, einen Namen beyzulegen, und ſolch ein Name iſt immer bezeichnend, er deutet irgend einen Umſtand an, den ſie an ſeiner Perſon bemerkt haben, wodurch ſie ſich ſeiner als eines Feindes oder Freundes erinnern.

Wenn

Wenn ſie Jemand für ihren Freund halten, ſo werden ſie alles mögliche thun, ihn zu verpflichten, da es ihr Grundſatz iſt, daß "gutes immer mit gutem vergolten werden müſſe." Sie ziehen einen ehrlichen Mann, der einfach in ſeinen Sitten iſt, und ſie mit Freymüthigkeit und Vertraulichkeit behandelt, andern vor. Ein ſolcher Mann, ſagen ſie, hat ſie lieb. Von einem ſtolzen hochmüthigen Mann erwarten ſie keine Freundſchaft, was er auch von ſich verſichern möge, ſie glauben daß er nicht im Stande ſey, einen andern als ſich ſelbſt, oder höchſtens ſeines Gleichen lieb zu haben, und das, denken ſie, kann ein Indianer in ſeinem Urtheil niemals ſeyn.

Sie beluſtigen ſich zu Zeiten damit, ſolche Gewohnheiten der Weißen durchzumuſtern die ihnen am auffallendſten ſcheinen. Sie bemerken unter andern, daß wenn die Weißen zuſammenkommen, mehrere von ihnen und zuweilen alle, zu gleicher Zeit reden, und ſie wundern ſich wie ſie dabey einander hören und verſtehen können. Bey uns, ſagen ſie, ſpricht zur Zeit immer nur einer und die andern hören zu bis er fertig iſt, worauf denn, aber nicht eher, ein andrer anfängt zu reden. Sie ſagen auch daß die Weißen zu viel reden, und daß zu vieles Reden einen Mann herabwürdigt, und ſich nur für Weiber ſchickt. Hiebey bemerken ſie ſchalkhaft: es iſt für die Weißen recht glücklich daß ſie die Kunſt zu ſchreiben verſtehen, und ihre Worte und Reden niederſchreiben können, denn müßten ſie dieſe, eben ſo wie wir durch Wampum-Gürtel und Schnüre der Nachwelt überliefern, ſo würden ſie zu ihrem Gebrauch allein, alles Wampum was nur verfertigt werden könnte,

nöthig

nöthig haben, und für die Indianer würde nichts übrig bleiben.

Sie wundern ſich daß die weißen Leute ſich ſo ſehr beſtreben reich zu werden, und in dieſer Welt Schätze aufzuhäufen, die ſie nicht mit ſich in die andre Welt nehmen können. Sie ſchreiben dieß dem Hochmuth zu, und dem Verlangen reich und groß genannt zu werden. Sie ſagen, in dieſer Welt ſey genug um leben zu können, ohne etwas zu ſammlen, in jener Welt aber ſey alles vollauf, und ſie würden alle ihre Bedürfniſſe befriedigt finden, wenn ſie dort anlangten. Sie ſammlen daher keine Schätze, ſondern nehmen nur, wenn ſie ſterben, gerade ſo viel mit ſich als für ihre Reiſe in die Geiſterwelt nöthig iſt.

Sie glauben, oder geben wenigſtens vor zu glauben, daß die weißen Leute ſchlechte Augen haben oder kurzſichtig ſind; denn, ſagen ſie, wenn wir Indianer zu ihnen kommen, ſo drängen ſie ſich ganz nahe zu uns herzu, ſehen uns ſtarr an, und treten uns beynahe auf die Füße um näher zu kommen. Wir, im Gegentheil, wie wol wir vielleicht nicht weniger neugierig ſind, ein neues Volk oder einen neuen Gegenſtand zu ſehen, halten uns in einer gehörigen Entfernung, und ſehen dennoch was wir zu ſehen wünſchen. Sie bemerken gleichfalls, daß wenn weiße Leute zuſammenkommen, ſie ſehr laut reden wiewol ſie einander nahe ſind, woraus ſie ſchließen, daß ſie ſchwer hören müſſen. Was uns betrifft, ſagen ſie, wir ſprechen niemals laut wenn wir zuſammenkommen, dennoch aber verſtehen wir einander vollkommen, wir reden

Digitized by Google

den nur vor einer öffentlichen Verſammlung, in dem Rathe, an der Spitze unſrer Krieger, oder wenn wir zu irgend einem wichtigen Zweck zuſammengekommen ſind, mit recht lauter Stimme.”

Die Indianer bemerken auch, daß die weißen Leute eine Menge Diebe unter ſich haben müſſen, da ſie Schlöſſer an ihre Thüren heften, welches eine große Beſorgniß anzeigt, daß ihr Eigenthum ohne dieſelben nicht ſicher ſeyn würde. “Was uns betrifft, ſagen ſie, ſo haben wir dergleichen Beſorgniſſe nicht, Diebe ſind ſehr ſelten unter uns, und wir kennen kein Beyſpiel daß Jemand Einbruch begangen habe. Unſer Indianiſches Schloß iſt, daß wir, wenn wir ausgehen, den Kornſtampfer oder ein Stück Holz gegen die Thür lehnen, ſo daß man ſehen kann niemand ſey zu Hauſe, und es hat keine Noth, daß ein Indianer ſich unterſtehen würde in ein ſo verſchloſſnes Haus zu gehen.” Man vergönne mir dieß durch eine Anekdote zu erläutern:

Als ich im Jahr 1771 am Big Beaver wohnte, ging ich vor der Thür eines Indianers vorbey, der ein Handelsmann war, und folglich einen Vorrath von Waaren in ſeinem Hauſe hatte. Er wollte mit ſeiner Frau nach Pittsburg reiſen und ſie ſchloſſen ihr Haus zu, weil niemand während ihrer Abweſenheit darin zurückblieb. Dieß Zuſchließen beſtand aber in nichts andrem als daß ſie einen großen hölzernen Stampf-Mörſer, nebſt einigen Stücken Holz von auſſen gegen die Thür ſetzten damit dieſe nicht aufgehen könnte. Da ich dieſen Mann bey dieſer Beſchäfftigung auf-

aufmerkſam betrachtete, redete er mich mit folgenden Worten an: "Siehe mein Freund, dieß iſt ein Indianiſches Schloß, womit ich meine Thür ſchließe." Ich antwortete, das mag gut genug ſeyn, aber ich ſehe daß du viel Sachen in dem Hauſe zurückläſſeſt, fürchteſt du nicht daß dieſe Waaren während du abweſend biſt, werden geſtohlen werden? "Geſtohlen! von wem denn?" Nun, von Indianern! "Nein, nein, verſetzte er, kein Indianer würde ſo etwas thun, und wenn nicht ein weißer Mann, oder weiße Leute zufällig dieſes Weges gehen, werde ich alles bey meiner Rückkehr unangetaſtet wieder finden."

Die Indianer ſagen, daß wenn weiße Leute in den Wäldern ein Lager beziehen, gewiß immer etwas verloren geht; denn wenn ſie aufbrechen ſo bleibt immer etwas zurück, was ſie verloren haben, wie etwa ein Meſſer, Flintenſteine, Kugeln und zuweilen ſogar Geld. Sie bemerken auch daß die Weißen nicht ſo ſehr wie ſie darauf achten, eine offne trockne Stelle zu ihrem Lagerplatze zu wählen; daß ſie ſich mit einem Male auf einer ſchmutzigen und feuchten Stelle niederlaſſen werden, wenn es nur unter ſtarken Bäumen iſt; daß ſie ſich nie darnach umſehen, woher der Wind kommt, um das Holz zu ihrem Feuer ſo anzulegen, daß der Rauch nicht auf ſie zuwehe; auch ſehen ſie nicht nach den Bäumen hinauf um zu wiſſen ob nicht abgeſtorbne Aeſte daran ſeyn möchten, die wenn ſie ſchlafen auf ſie fallen könnten, daß es ihnen einerley iſt, was für Holz ſie an ihr Feuer legen, naß oder trocken oder halb verfault, ſo daß ſie die ganze Nacht über in eine Rauchwolke eingehüllt ſind; oder

ſie

Digitized by Google

ſie nehmen auch wol Holz, wie z. B. junges grünes Eichen=, Wallnuß=, Kirſchbaum= und Kaſtanienholz, welches weithin Funken ſprühet, wodurch Löcher in ihre Decken und ihre Kleider brennen, und zuweilen ihr ganzes Lager in Brand geräth. Sie bemerken ferner, daß die Weißen ihre Keſſel und Töpfe über ein eben angezündetes Feuer hängen, ehe noch die größte Menge Rauch aufgezogen iſt.

Sie geben indeſſen zu, daß die Weißen viel Kunſtfertigkeit beſitzen, daß ſie Aexte, Flinten, Meſſer, Hakken, Schaufeln, Töpfe und Keſſel, Decken, Hemder und andre ſehr bequeme Artikel verfertigen an welche ſie ſich nun gewöhnt haben, und ohne welche ſie jetzt nicht fertig werden könnten. "Unſre Vorfahren jedoch, ſagen ſie, wurden ohne alle dieſe Dinge fertig, und wir haben nie gehört, auch ſagt uns keine Ueberlieferung davon, daß ſie ſich durch den Mangel derſelben in Verlegenheit befanden; man muß daher ſchließen daß ſie auch kunſtſinnig geweſen ſind, und dieß wiſſen wir auch ganz beſtimmt, denn ſie verfertigten Beile von Stein zum Hauen, Pfeile und Bogen um das Wild zu erlegen, ſie machten Meſſer und Pfeilſpitzen von ſcharfen Feuerſteinen und Knochen, Hacken und Schaufeln aus dem Schulterblatt des Elenn und des Büffels; ſie verfertigten Töpfe aus Thon, Kleidungsſtücke aus Häuten, und Zierrathen vermittelſt der Federn des Welſchenhahns der Gans und andrer Vögel. Sie hatten keinen Mangel an irgend etwas, das Wild war zahm und im Ueberfluſſe vorhanden, das Schießen mit Pfeilen ſchreckte ſie nicht wie anjetzt der Knall der Flinte,

wir hatten alſo Alles was wir vernünftigerweiſe verlangen konnten, wir lebten glücklich!"

Endlich glauben ſie daß die weißen Leute in der Kriegskunſt viel von ihnen gelernt haben; denn als ſie zuerſt anfingen gegen die Indianer zu kriegen, ſtanden ſie alle in einem Haufen beyſammen, und ließen ſich todtſchießen wie die Welſchenhühner. Sie machen auch einen Unterſchied zwiſchen einem Krieger und einem Todtſchläger, welcher nach ihrer Erklärung nicht ſehr zu unſrem Vortheil gereicht. "Es iſt nicht, ſagen ſie, die Anzahl der Scalp-Häute allein welche ein Krieger mit zu Hauſe bringt, welche beweiſt daß er ein tapfrer Krieger ſey. Man weiß daß Feigherzige mit Scalp-Häuten zurückgekehrt ſind, welche ſie abgenommen hatten wo ſie wußten daß keine Gefahr wäre, wo kein Angriff geſchah und kein Widerſtand Statt fand. Dieß war der Fall bey denen die die Conestogo Indianer zu Lancaſter, und in der Nähe davon die chriſtl. Indianer am Muskingum, die freundſchaftlich geſinnten Indianer bey Pittsburg und eine große Menge einzelner friedlicher Leute von unſrer Nation ermordeten, dieſe wurden ſämmtlich von Feigherzigen ums Leben gebracht. So machte es nicht die Schwarze Schlange *), der große

*) Die Indianer haben dem General Wayne dieſen Namen gegeben weil ſie ſagen, daß ihm alle Klugheit dieſes Thieres, eigen ſey — es iſt aber allen andern Schlangen durch die Art wie es ſich Nahrung verſchafft überlegen. Die ſchwarze Schlange verſteckt ſich nämlich im Graſe, ſo daß blos der Kopf hervorragt, und giebt Acht, wo die Vögel ihre Neſter anlegen um die Oerter zu kennen wo ſie die Jungen finden kann, ſo bald dieſe ausgebrütet werden.

Digitized by Google

groſze General Wayne, Er war ein wahrer Krieger und ein braver Mann, Er war gleich zu rechnen jedem unſrer Anführer den wir nur haben, jedem den wir jemals hatten."

So beweiſen die Indianer, im tiefen Gefühl des Unrechts und der Beleidigungen welche ſie erlitten haben, dem Verdienſt der Tapferkeit und dem militäriſchen Talent," ſelbſt bey dem Feinde, die gebührende Achtung. Wie lebhaft auch ihre Gefühle ſind, ſo erſticken ſie doch den Sinnl für Gerechtigkeit nicht, und ſie ſind noch immer auf eine edle Weiſe geneigt zuzugeben, daſz ſich einzelne gute und groſze Männer auch unter dem Menſchengeſchlecht befinden, welches ihnen wie ſie glauben, gänzliche Vertilgung geſchworen hat.

Digitized by Google

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Nahrungsmittel und Zubereitung derſelben.

Zur Hauptnahrung dient den Indianern das Wild welches ſie in den Waldungen fangen oder erlegen, außerdem nähren ſie ſich von den Fiſchen ihrer Gewäſſer, wie auch von Welſchkorn, Kartoffeln, Bohnen, Kürbiſſen, Gurken, Melonen, und zuweilen auch Kohl und Rüben welche ſie auf ihren Aeckern ziehen. Sie machen auch Gebrauch von allerley in den Wäldern wachſenden Wurzeln, Früchten, Nüſſen und Beeren, gewöhnlich um den Speiſen mehr Geſchmack und Würze zu gegeben, zuweilen aber auch aus Noth.

Sie halten gewöhnlich zwey Mahlzeiten des Tages, welches, ſagen ſie, genug iſt. Wenn Jemand zwiſchen den Mahlzeiten hungrig werden ſollte, ſo iſt gemeiniglich etwas im Hauſe was er nehmen kann. Der Jäger zieht es vor, mit ſeiner Flinte auszugehen, ehe er etwas genoſſen hat; er ſagt, der Hunger ſpornt zur Anſtrengung an, indem er beſtändig an das Bedürfniß erinnert, dahingegen ein voller

Ma=

Digitized by Google

Magen den Jäger bequem, nachläſſig und träge macht der dann immer nur an ſein Haus denkt und ſeine Zeit zwecklos hinbringt. Bey aller ihrer Betriebſamkeit, und ungeachtet dieſes mächtigen Sporns, geht indeſſen der Tag manchmal dahin, ohne daß ſie irgend eine Art von Wild antreffen, folglich keinen Biſſen Nahrung genießen; dennoch fahren ſie mit ihrer Jagd fort, in der Hoffnung im Stande zu ſeyn, etwas Speiſe zu Haus zu bringen, und hören nicht auf dem Wilde nachzuſetzen bis es ſo finſter iſt, daß ſie nicht mehr ſehen können.

Der Morgen und der Abend, ſagen ſie, ſind die köſtlichen Stunden für den Jäger. Sie verlieren nichts dadurch daß ſie während der Tageszeit, nämlich von 10 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags, ſchlafen, ausgenommen in dunklen, trüben und regnichtem Wetter, wo der ganze Tag beynahe gleich günſtig für die Jagd iſt. Der Jäger der etwa kein Fleiſch mehr im Hauſe hat, wird daher noch vor Anbruch des Tages mit ſeiner Flinte davon gehen, und ſich Mühe geben noch vor dem Frühſtück mit einem Hirſch, einem Welſchenhahn, einer Gans, einem Bär, einem Rackun, oder ſonſt einem Wildpret welches die Jahrszeit giebt aus dem Walde zurückzukehren. Unterdeſſen hat ſeine Frau das Korn zerſtampft, welches ſchon über dem Feuer kocht, und ihr Brod gebacken, welches ihnen ein gutes Frühſtück gewährt. Iſt jedoch der Mann um 10 Uhr Morgens noch nicht zu Hauſe, ſo hält die Familie die Mahlzeit ohne ihn, und ſeine Portion wird für ihn aufbewahrt bis er heim kommt.

Digitized by Google

Die Indianer haben vielerley Arten ihr Korn zu bereiten. Sie machen eine vortreffliche Muß-Suppe (pottage) daraus, indem ſie es mit friſchem oder gedörrtem Fleiſch (letzteres wird geſtampft), mit getrockneten Kürbiſſen, trocknen Bohnen und Kaſtanien zuſammenkochen. Zuweilen wird dieſe Suppe mit Zucker oder Syrup vom Ahornbaum geſüßt. Ein andres gutes Gericht wird bereitet indem ſie ihr Korn oder Mais mit den gereinigten Kernen der Hickerynuß kochen *). Sie zermalmen die Nüſſe in einem Stampfblock oder Mörſer, wobey ſie ein wenig warm Waſſer darauf gießen, und nach und nach immer ein wenig mehr ſo wie die Maſſe trocken wird, bis zuletzt ſo viel Waſſer aufgegoſſen iſt, daß die zerbrochnen Hülſen der Nüſſe, beym Umrühren ſich von der Flüſſigkeit abſondern, welche letztere von den zerſtampften Kernen das Anſehen von Milch bekommt. Dieſe wird in den Keſſel gegeben und mit der Suppe vermiſcht, wodurch dieſe einen kräftigen und angenehmen Geſchmack bekommt. Wenn die zerſtoßenen Schalen ſich nicht von ſelbſt abſondern indem ſie oben ſchwimmen oder ſich auf den Boden ſetzen, ſo wird die Flüſſigkeit erſt durch ein reines Tuch gegeben, ehe man ſie in den Keſſel gießt.

Sie bereiten auch die mannichfaltigſten Gerichte von Kürbiſſen verſchiedener Art, von Gurken und von grünen Bitsbohnen. Bey der Auswahl der Kürbiſſe und Gurken ſo wie in der Art ſie zu kochen ſind ſie äußerſt ſorgfältig. Die Frauen ſagen, ſie werden um ſo

*) Der Hickerybaum iſt eine Art von Wallnußbaum Iuglans alba.

Loskiel.

Digitized by Google

ſo ſchmackhafter, je weniger Waſſer man dazu giebt, und es würde noch beſſer ſeyn wenn ſie ganz in ihrem eignen Saft gekocht würden. Sie decken die Töpfe worin dieſe Früchte gekocht werden, mit großen Kürbis-, Weinbeer-, Kohl- und andern breiten Blättern zu. Von den Kronsbeeren (Kranichbeeren) und dem Holzapfel bereiten ſie vortreffliches Eingemachtes, woran ſie, nachdem es gut durchgekocht iſt, eine hinlängliche Quantität Zucker oder Syrup geben.

Ihr Brod iſt von zweyerley Art; die eine wird von unreifem Welſchkorn (corn) welches noch in der Milch ſteht, die andre von demſelben Korn nachdem es völlig reif und trocken geworden iſt, verfertigt. Letzteres wird ſo fein als möglich geſtampft, dann durchgeſiebt, und zu Teig geknätet, wovon dann Kuchen etwa 6 Zoll im Durchmeſſer, und einen Zoll dick und am Rande abgerundet geformt werden. Bey dem Backen dieſer Kuchen, ſind ſie äußerſt ſorgfältig. Die Aſche muß (von Kohlen) rein und heiß, auch wo möglich von guter trockner Eichenrinde gebrannt ſeyn, denn dieſe ſagen ſie giebt eine ſtarke und anhaltende Hitze. In den Teig dieſer Art Brod giebt man oftmals gekochten Kürbis, friſch oder getrocknet, trockne Bohnen, gut geſchälte Kaſtanien gleichfalls gekocht, getrocknetes Wildfleiſch wohl zerſtampft, friſche oder getrocknete Heidelbeeren, aber nicht gekocht, Zucker und mehr andre wohlſchmeckende Ingredienzien. Um die andre Art Brod zu bereiten, nimmt man das unreife Welſchkorn (corn), zerſtampft oder quetſcht es, und füllt die Maſſe alsdann, gewöhnlich mit einem hölzernen Löffel in breite friſche Welſchkorn-Blätter, rollt dieſe rund umher zu und backt

es

es dann in der Aſche wie das andre Brod. Sie halten dieß für einen ſehr wohlſchmeckenden Biſſen, mir aber iſt es zu ſüß *).

Ihr Psindamócan oder Tassmanáne, wie ſie es nennen, iſt die nahrhafteſte und am längſten vorhaltende Speiſe welche aus dem Welſchkorn (Indian corn) bereitet wird. Die blaue ſüßliche Art wird zu dieſem Zwecke andern vorgezogen. Sie röſten dieß Korn in reiner heißer Aſche bis es aufſpringt, dann wird es geſiebt, rein gemacht, und in einem Mörſer zu einer Art Mehl geſtampft, welchem ſie, wenn es recht gut werden ſoll, etwas Zucker beymiſchen. Wollen ſie hievon Gebrauch machen, ſo nehmen ſie von dieſem Mehl etwa einen Eßlöffel voll in den Mund, bücken ſich dann über einen Fluß oder Bach und trinken Waſſer dazu. Wenn ſie jedoch einen Becher oder irgend ein kleines Gefäß bey der Hand haben, ſo geben ſie das Mehl dahinein und vermiſchen es mit Waſſer, etwa einen Eßlöffel voll Mehl auf eine Pinte Waſſer. In ihren Lagern pflegen ſie eine kleine Quantität in einen Keſſel mit Waſſer zu ſchütten, und es durchkochen zu laſſen, wodurch ſie eine dicke Suppe bekommen. Mit dieſem Nahrungsmittel begiebt ſich der Reiſende auf einen weiten Weg ſo wie der Krieger zu einer längeren Expedition, und da ein Weniges davon ihm für einen Tag hinreicht, ſo brauchen ſie keine ſchwere Laſt von Mundvorrath mit ſich zu führen. Perſonen die mit dieſer Speiſe nicht bekannt ſind, müſſen ſich hüten nicht zu viel auf einmal zu nehmen, und ſich von dem Wohlgeſchmack derſel-

*) Wohlſchmeckenderes Brod habe ich nie gekoſtet.
Carver S. 26.

Digitized by Google

derſelben nicht verleiten zu laſſen; mehr als ein oder höchſtens zwey Eßlöffel voll zur Zeit, oder zu einem Mahle iſt gefährlich, denn das Mehl ſchwillt im Magen und den Eingeweiden leicht auf als ob es über dem Feuer erhitzt würde.

Ihre Fleiſchſpeiſen werden gekocht, auf Kohlen geröſtet oder gebraten. Das Braten geſchieht, indem man das Fleiſch an ein hölzernes Spieß ſteckt, welches an beyden Seiten zugeſpitzt iſt, und welches man zum Feuer ſtellt und von Zeit zu Zeit umwendet. Zum Roſtbraten nimmt man ausgebrannte Kohlen, welche zu dem Ende aus dem Feuer geholt werden. Sie lachen oftmals über die weißen Jäger, die ihr Brod in ſchmutziger Aſche backen, und auch wenn ſie Fleiſch über Kohlen braten, die Reinlichkeit vernachläſſigen. Sie halten viel von gedörrtem Wildfleiſch, im Mörſer geſtampft und in geſchmolznes Bärenfett getunkt. Die Delawaren, Mahikander und Schawanos, ſind ſehr eigen bey der Auswahl ihrer Fleiſchſpeiſen, und nur im Fall des nagendſten Hungers entſchließen ſie ſich von gewiſſen Thieren zu eſſen wie z. B. vom Pferde, dem Hunde, der wilden Katze, dem Panther, dem Fuchs, Wolf u. ſ. w.

Chippewäer habe ich indeſſen geſehen, welche von allen dieſen Thieren, dem Anſchein nach mit gutem Appetit aßen. Von den Irokeſen ſagt man daß ſie ehedem bey ihrem Eſſen ſehr unreinlich waren. Sie trockneten die Eingeweide der Thiere, ohne ſie rein zu machen oder nur auszuleeren, ſchnitten ſie in Stücke und thaten dieſe in ihre Suppe, um ſie zu würzen. Der ſel. Zeisberger hat mir oft erzählt, wie er einmal ein gewiſſes ekelhaftes Ingredienz,

welches

welches er in kleinen Körnern auf ihrer Suppe ſchwimmen ſah, für Pfefferkörner oder irgend ein andres Gewürz hielt *).

Sehr verſchieden hievon ſind die Lenape und die verwandten Stämme vorzüglich die drey obengenannten. Sie ſind nicht nur reinlich im Eſſen, ſondern ſelbſt eigen darin, und werden oftmals lieber den heftigſten Hunger aushalten, als das Fleiſch von ſolchen Thieren eſſen, die ſie zur Nahrung für Menſchen nicht tauglich halten. Ein Beyſpiel hievon enthält folgende Anekdote.

Im Frühling des Jahrs 1773 reiſte ich vom Muskingum nach dem Big Beaver mit mehr als zwanzig Indianern, fünfe von dieſen waren bejahrte Männer, die übrigen aber Weiber und Kinder denen allen, außer unſrem Führer die Gegend unbekannt war weil

*) Die geringen Leute (unter den Indianern) geben bey der Bereitung ihrer Speiſen äußerſt unreinlich zu Werke.
Carver S. 264.

Ein Gericht von Hundefleiſch welches denen die hingerichtet werden ſollen vorgeſetzt wird beſchreibt Long S. 145. ff. vergl. auch S. 45.

Man ſagte mir (bey den Nadoweſſiern) daß ſie ſich bey allen ihren öffentlichen und großen Gaſtmahlen, keiner andren Speiſen als des Hundefleiſches bedienen. Wenn die Aufnahme in eine gewiſſe Geſellſchaft Statt findet, (ſ. Anmerk. zum 26ten Kap.) ſo ſucht der Aufzunehmende fette Hunde anzuſchaffen, wie viel es auch koſten möge.
Carver 278.

Durch das Hundefleiſch glauben ſie noch beherzter und mit dem Kriegsgeiſte mehr erfüllt zu werden. Man hat geſehen daß auch viele Weibsleute der Kriegsmahlzeit mit beygewohnt und von dem Hundefleiſch recht mit Appetit gegeſſen haben.
Loskiel I. 11. S. 183.

weil ſie erſt das Jahr zuvor von Wyaluſing nach der Susquehannah gezogen waren. Da wir auf dem Wege einmal zwey Tage lang, durch das Uebertreten von zwey Gewäſſern zwiſchen welchen wir uns befanden aufgehalten wurden, ſo gingen unſre Lebensmittel zu Ende. Jede Mannsperſon, die eine Flinte hatte, wurde nun aufgefordert ſich in den Wald zu begeben und zu verſuchen ob man nicht etwas Wild bekommen könnte. Ihre Bemühungen waren indeſſen vergebens, der Tag ging hin, und ſie kehrten alle, außer dem wohlbekannten Popunhank der ſich verirrt hatte, gegen Abend wieder zurück ohne etwas anders mitzubringen als eine wilde Katze, welche unſer Wegweiſer geſchoſſen hatte. Die Indianer verzweifeln niemals, auch nicht in den trübſten Zeiten und unter den ſchwerſten Prüfungen; ſie bedienen ſich auch in mislichen Umſtänden keiner niederſchlagenden Worte, ſondern ſuchen ſich vielmehr zu ermuntern und aufzurichten. Dieſer National-Eigenthümlichkeit getreu, erklärte ſogleich einer von unſern alten Indianern, die wilde Katze wäre gut, ſehr gut zu eſſen, und man hieß ſie unverzüglich an das Spieß ſtechen und uns zum Abendeſſen bereiten. Indeſſen unterhielt uns der alte Indianer auf eine ſcherzhafte Weiſe über die herrlichen Dinge die in dieſer Gegend zu bekommen wären, bis endlich gegen 9 Uhr von dem der die Küche beſorgt hatte, gerufen wurde, das Fleiſch wäre gar, und wir möchten zum Eſſen kommen. Ich war hungrig genug, weil ich aber niemand aufſtehen ſah, ſo blieb ich auch ſitzen, und wirklich ging die Nacht hin ohne daß irgend Jemand einen Verſuch machte von der wilden Katze zu eſſen. Am andern Morgen wurde

Digitized by Google

de uns Thee gemacht, und die wilde Katze kam wieder zum Vorſchein, indem derjenige der ſie gebraten hatte, mancherley anführte was Appetit dazu machen ſollte, ſie blieb indeſſen immer noch unangerührt. Unſer Wegweiſer der ſich noch einmal aufgemacht hatte um wo möglich etwas zu erjagen, und dem wir aufgetragen hatten ſich auch nach unſrem verlornen Popunhank umzuſehen, hatte nun das Glück ihn etwa 5 bis 6 Meilen von unſrem Lager entfernt, wieder zufinden und zugleich einen Hirſch zu ſchießen, ſo daß ſie nun beyde mit ihrer ſo willkommnen Beute in das Lager zurückkehrten. Alle litten vom Hunger und waren erfreut durch die Ausſicht auf Sättigung, doch fand keine geräuſchvolle oder außerordentliche Freudenbezeugung Statt, alle riefen vielmehr einſtimmig aus: Anischi, anischi, wir ſind dankbar! Nun wurde die Katze gänzlich aus dem Lager geworfen, ohne daß ſie war angerührt worden.

Die Waldungen und Gewäſſer liefern den Indianern zu gewiſſen Jahrszeiten, einen Ueberfluß geſunder und kräftiger Nahrungsmittel; würden dieſe gehörig eingeſammelt, geſalzen und aufbewahrt ſo würden ſie für das ganze Jahr Unterhalt gewähren, und keiner würde etwas vom Hunger zu leiden haben oder gar vor Mangel umkommen. Sie ſind indeſſen nicht daran gewöhnt, Vorräthe von Lebensmitteln zu ſammeln und aufzubewahren, ausgenommen ein wenig Welſchkorn, Bohnen und einige andre Artikel. Dadurch gerathen ſie oft in große Noth und nicht ſelten in völligen Mangel an den Nothwendigkeiten des Lebens zumal in Kriegszeiten. So oft ſie indeſſen auch von Hungersnoth ſind heimgeſucht worden,

ſo

Digitized by Google

ſo wird in ihren Ueberlieferungen doch nur ein einziger Fall erwähnt, wo das Leben eines Menſchen zur Erhaltung andrer aufgeopfert wurde, wie wol ſie mehrere Fälle erzählen wo eine beträchtliche Anzahl von ihnen im eigentlichen Sinne vor Mangel umkam. Jener Fall war ſo beſonders, daß es ſcheint der grauſame Schritt der damals geſchah war unvermeidlich. Ich will denſelben hier ſo erzählen wie er mir von unbeſtreitbar guter Auctorität mitgetheilt wurde.

In dem Winter von 1739 und 40, deſſen man ſeitdem immer als des harten Winters gedenkt, kam eine Frau mit 3 Kindern, als die Erde mit tiefem Schnee bedeckt war, von jenſeit der Alegheny Gebirge, um ihre Freunde oder Verwandte auf der großen Inſel am weſtl. Arm der Susquehannah zu beſuchen. Als ſie dieſen Fluß ungefähr in der Gegend von Achtſchingi Clammui (welches die Weißen in Chingleclamooſe verwandelt haben) erreichte, fiel der Schnee, früher als man es ſonſt erlebt hatte, ſo tief, daß ſie nicht weiter fortkommen konnte. Sie fing an, ſich und ihren Kindern die Mundportionen abzukürzen in der Hoffnung daß das Wetter gelinder, oder der Schnee ſo hart werden würde daß ſie darüber hingehen könnte; auch verlängerte ſie ihren kleinen Vorrath von Lebensmitteln mit Gras was ſie am Ufer fand und durch gewiſſe Baumrinden welche ſie kochte um ſie deſto verdaulicher zu machen. Es fiel aber immer mehr Schnee, bis auf 6 Fuß hoch, und ſie konnte zuletzt auch nicht einmal mehr jene kümmerliche Nahrung ſich verſchaffen, dabey ſchwärmten die Wölfe Tag und Nacht um ſie her, und verſuchten

mehr=

Digitized by Google

mehrmals in ihr kleines Lager einzubrechen, ſo daß ſie alle ihre Zeit anwenden mußte Holz zu ſuchen, um ſich und ihre Kinder vor dem Erfrieren zu ſchützen und jene gefräßigen Thiere durch Feuerbrände die ſie gegen ſie ſchleuderte, abzuhalten. Ihre Lage wurde zuletzt unerträglich, und da ihr kein andres Rettungsmittel mehr übrig blieb ſo beſchloß ſie das jüngſte ihrer Kinder zu tödten, um die beyden andern und ſich ſelbſt vor dem ſchrecklichſten Tode zu ſchützen. Nach langem Zaudern führte ſie endlich den tödtlichen Streich, mit weggewandten Augen, und mit zitternder Hand indem ſie die Luft mit lautem Wehklagen erfüllte. Sie hoffte nun einige Zeit, und ſo lange bis das Wetter ſich ändern würde, aushalten zu können, aber die Wölfe, welche das geſchlachtete Kind witterten, wurden wüthender als zuvor und ihre Gefahr nahm mit jedem Augenblicke zu. Sie erfüllte nun die Luft mit Geſchrey und Flehen zu dem großen Geiſt daß er Mitleiden mit ihr haben und ſie retten wolle. Die Noth nahm aber immer noch zu, ihre fürchterliche Speiſe war beynahe verzehrt und keine Hülfe kam, ſchon dachte ſie darauf noch ein Kind zu opfern. — Sie blickte die Kinder an, entſchloß ſich jetzt, dieſes, dann wieder das andre zu tödten, bis die Kinder, die es merkten was ſie vorhabe, darum fleheten daß ſie alle mit einander ſterben möchten. Jetzt vernimmt ſie ein Geſchrey von zwey ſich nähernden Indianern, bald erſcheinen ſie wirklich auf ihren Schneeſchuhen, ſie haben Lebensmittel bey ſich, und die Schreckensſcene hat plötzlich ein Ende. Die Männer verfertigten ein Paar Schneeſchuhe für die Frau und brachten ſie glücklich mit ihren beyden Kindern

nach

nach der Inſel, wo damals meine Gewährsmänner wohnten. Ich kann mir nicht erinnern ob ſie mir ſagten, daß ſie in Folge eines Traums, oder in Folge eines lebhaften Vorgefühls daß ſie menſchliche Weſen in Noth antreffen würden ſich nach dem Orte hin gewandt hatten (wo ſie die Frau fanden) eine von dieſen beyden Urſachen aber gaben ſie an. Man nannte dieſen Ort ſeitdem Enda Mohátink, "d. h. wo Menſchenfleiſch gegeſſen wurde," und dieſer Name iſt den dort wohnenden Indianern ganz geläufig geweſen.

An dem Rande des großen Tannen oder Buchen Moraſtes, gerade da wo die Straße nach Wyoming durch denſelben geht, iſt ein Stückchen Land, welches Hermit's field (Eremitenfeld) genannt wird, und von welchem man folgende Geſchichte erzählt. Kurz vor der Ankunft der weißen Leute in Penſylvania, hatte ſich eine Frau mit ihrem unmündigen Sohn, aus irgend einer Urſache von der Geſellſchaft abgeſondert, und ihren Aufenthalt in dieſer Sumpfgegend gewählt, wo ſie unentdeckt blieb bis der Knabe das männliche Alter erreichte, und ſich den Lebensunterhalt vermittelſt Pfeil und Bogen, auch durch Gartenbeſtellung und das Einſammeln von allerley Beeren und Nüſſen verſchaffte. Als ſie nach langer Abgeſchiedenheit wieder Indianer beſuchte, erſtaunte ſie ſehr, dieſe in Europäiſchen Kleidungsſtücken zu finden. Sie war ſo für ihren Aufenthalt eingenommen, daß ſie wieder dahin zurückkehrte und mehrere Jahre daſelbſt verblieb. Im Jahr 1765, und nachher noch öfter, iſt mir dieſe Stelle von den Indianern gezeigt worden, und noch lange konnte man die Spuren von dem Aufenthalt dieſer Eremitinn daſelbſt bemerken.

Auf

Digitized by Google

Auf dieſe Weiſe ſuchen ſich die Indianer das Leben zu erhalten, auch unter den größten Schwierigkeiten. Nie verzweifeln ſie an ihrem Schickſal, ſondern verlaſſen ſich auf ihre Anſtrengungen und den Schutz des Allmächtigen Weſens das ihnen das Leben gab.

Anmerkung. 42) Manche von den Indianiſchen Völkerſchaften haben weder Brod noch Salz noch Gewürz . . . Die Nadoweſſier insbeſondre haben kein Brot noch irgend etwas anſtatt deſſelben. Sie eſſen den wilden Reis, der in verſchiedenen Gegenden ihres Gebiets in großer Menge wächſt, aber ſie kochen ihn und eſſen ihn ohne weitere Beymiſchung . . . auch geben ſie den Zucker den ſie bereiten, gewöhnlich nicht an andre Speiſen ſondern eſſen ihn für ſich allein. Sie haben auch keine Vorſtellung von dem Gebrauch der Milch, die ſie ſich vom Büffel oder dem Elenn in Menge würden verſchaffen können, ſie glauben daß die Milch blos für die Jungen dieſer Thiere zur Nahrung geſchickt ſey . . . Welſchkorn und Bohnen mit Bärenfett gekocht iſt ein überaus wohlſchmeckendes Gemüſe — Die Indianer eſſen das Fleiſch niemals roh, ſie kochen oder braten es, und trinken gewöhnlich die Brühe davon.
Carver S. 262.

Fünf=

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Kleidung und Körperſchmuck.

In alten Zeiten wurde die Kleidung der Indianer aus Thierhäuten und Federn verfertigt. Dieſe Bedeckung ſagen ſie, war nicht nur wärmer ſondern hielt auch viel länger als irgend ein wollnes Zeug welches ſie ſeitdem von den weißen Leuten erhandelt haben. Sie können jede Haut, ſelbſt die des Büffels bereiten, ſo daß ſie ganz weich und geſchmeidig wird; und ein gutes Deckkleid (blanket) von Büffel- oder Bärenhaut dient ihnen mehrere Jahre ohne ſie abzunutzen. Decken von Biber- und Rackunfellen ſind auch weich, warm und dauerhaft. Sie nähen von dieſen Häuten ſo viele als erforderlich iſt aneinander, und ſind aufmerkſam die Haarſeite oder das Pelzwerk nach dem Strich der Haare aneinanderzuſetzen, damit das Deckkleid oder der Mantel glatt ſeyn, und der Regen beſſer ablaufen möge. Bey dem Tragen dieſer Pelzdecken richten ſie ſich nach dem Wetter, wenn es kalt und trocken iſt, kehren ſie die rauhe Seite einwärts, in warmen und naſſem Wetter aber tragen ſie dieſelbe auswärts. Einige machten ſich weite Ueberröcke von feinem Pelzwerk, auch waren die Weiberröcke für die

Wei-

Winterzeit daraus verfertigt, ſonſt aber aus bereiteten Hirſchhäuten, welche auch zur Verfertigung der Hemder, Beinbekleidung (Knöpfſtiefel) und Schuhe dienten. Sie ſagen daß Schuhe von bereitetem Bärenfell, die Haarſeite einwärts gekehrt, ſehr warm und in trocknem Wetter dauerhaft ſind. Mit den breiten Ribbenknochen des Elenn und des Büffels, ſchabten ſie das Haar von den Häuten welche ſie bereiteten und noch jetzt, ſagen ſie, können ſie eine Haut mit einer wohl zugerichteten Ribbe eben ſo gut rein machen als mit einem Meſſer.

Die von Federn gemachten Decken waren ebenfalls warm und dauerhaft. Sie waren die Arbeit der Frauen, vorzüglich der ältern, denen ſolche Arbeit Freude macht, wie überhaupt jede, welche zeigt daß ſie im Stande ſind das Ihrige zu leiſten und der Geſellſchaft nützlich zu werden. Dieſe Arbeit erfordert viel Geduld, und iſt die langweiligſte womit ich ſie je beſchäftigt geſehen habe, doch verrichten ſie dieſelbe auf eine ſehr kunſtſinnige Weiſe. Die Federn, gewöhnlich vom Welſchenhahn und der Gans, werden ſo künſtlich gelegt und mit Garn oder Zwirn, aus wildem Hanf oder Neſſeln gemacht, ſo gut aneinander gereihet, daß Kunſt und Geſchicklichkeit ihnen nicht abgeſprochen werden kann. Sie zeigen eben dieß Talent in der Verfertigung ihrer Happis, der Traggürtel für Säcke und andre Laſten, ſie machen dieſe ſehr ſtark und dauerhaft.

Die jetzige Kleidung der Indianer beſteht, wie bekannt, in wollenen Decken einfachen oder beſetzten Hemdern, in Kamaſchen (leggings) für die Männer und in kurzen Röcken für die Weiber, gewöhnlich aus rothem,

Digitized by Google

rothem, blauen und ſchwarzem Tuch verfertigt. Die Wohlhabenden ſchmücken ſich außerdem noch mit Bändern oder Gürteln von verſchiedener Farbe mit Korallen und ſilbernen Spangen. Dieſe Zierathen werden von den Frauen angeordnet, die eben ſo wol als die Männer ſich zu ſchmücken verſtehen. Der Schmuck der Männer beſteht hauptſächlich darin, daß ſie ſich bemalen, vorzüglich den Kopf und das Geſicht, ferner im Glattſcheeren oder in einem guten reinlichen Anzuge, in ſilbernen Armringen, Bruſtplätten und einem oder zwey um den Hals hängenden Wampumgürteln. Die Frauen beſetzen auf Koſten ihrer Männer oder Liebhaber, ihre kurzen Röcke und ihr aus blauem oder rothem Tuch verfertigtes Deckkleid, mit auserleſenen Bändern von allerley Farben, oder mit Gürtelbändern an welchen ſie eine Menge ſilberner Spangen oder kleiner runder Schnallen befeſtigen. Sie verzieren ihre Beinbekleidung auf dieſelbe Weiſe, ihre mocksens (eigentl. maxen oder nach Engl. Ausſprache moxen) ſind auf das netteſte mit gefärbten Stachelſchweinkielen beſetzt, und ſind überdieß faſt ganz mit allerley Zierathen bedeckt; ferner tragen ſie mehrere kleine Glöckchen oder kupferne Schellen an den Enkeln, welche beym Gehen ein klingelndes in einiger Entfernung hörbares Geräuſch verurſachen; die Abſicht hievon iſt die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden zu erregen, geſehen und bewundert zu werden!

Die Frauen bedienen ſich der rothen Schminke wenn ſie ſich für eine Tanzpartie bemalen, ſie ſind aber ſehr ſorgfältig und umſichtig, bey dem Gebrauch derſelben um dadurch ihre Männer nicht zu beleidigen oder Verdacht bey ihnen zu erregen; es giebt

 eine

Digitized by Google

eine Art ſich zu ſchminken, welcher ſich allein leichtfertige und unzüchtige Weibsperſonen bedienen *).

Als ich mich einmal auf meinen Reiſen, in dem Hauſe eines Handelsmannes, der in einiger Entfernung von einer Indianiſchen Stadt wohnte, ausruhte, ging ich am Morgen aus um einen alten Indianiſchen Bekannten und Freund zu beſuchen. Ich fand ihn damit beſchäfftigt ſich das Barthaar auszurupfen, als Vorbereitung zum Bemalen, um am folgenden Abend zu Tanze zu gehen. Als er mit ſeinem Kopfſchmucke fertig war, etwa eine Stunde vor Sonnenuntergange, kam er daher, mich wie er ſagte zu ſehen, doch meynten meine Gefährten mit mir, eigentlich um geſehen zu werden. Zu meinem äußerſten Erſtaunen bemerkte ich drey verſchiedene Malereyen oder Figuren auf einem und demſelben Geſicht.

*) Die Weibsleute laſſen ihre Haare frey wachſen daher ſie bey manchen bis an die Knie reichen. . . . Sie ſalben das Haar fleißig mit Bärenfett, damit es glänzt. Die Delawar-Weiber flechten ihre Haare nicht, ſondern legen ſie vielfach zuſammen und umwickeln ſie mit einem Tuche. Einige binden ſie hinten zuſammen rollen ſie auf und umwinden ſie mit Band. .. Die Weiber der Irokeſen Schawanoſen und Huronen tragen einen Zopf der bis auf die Hüfte reicht mit Tuch und über dieß mit rothem Bande umwickelt.

Loskiel S. 67.

Die Frauen jenſeits des Miſſiſſippi halten das Haar mit Bändern oder mit Silberplatten zuſammen. Das letzte iſt ein Schmuck blos des Vornehmeren. Die Nadoweſſier und Aſſinipoils an der Weſtſeite des Miſſiſippi ſcheiteln das Haar und wickeln es in Locken auf, deren eine über jedes Ohr herabhängt. Dieſe Locken ſind etwa 3 Zoll lang und ſo dick wie das Handgelenk.

(Carver S. 230.)

Digitized by Google

Geſicht. Durch ſeine groſe Geſchicklichkeit und Ueberlegung bey dem Auftragen und Verwaſchen der Farben, hatte er nämlich ſeiner Naſe das Anſehen gegeben, wenn ſie gerade von vorn geſehen wurde, als ob ſie ſehr lang und dünn wäre und am Ende einen runden Knopf hätte, wie etwa das obere Ende einer Feuerzange. Auf der einen Wange zeigte ſich ein runder rother Fleck, etwa von der Gröſe eines Apfels, auf der andern Wange war dieſelbe Zeichnung aber ſchwarz gemalt. An den Augenliedern bemerkte man ſo wol oben als unten entgegengeſetzte Farben. Sahen wir ihn von der Seite an, ſo zeigte ſich ſeine Naſe in dem Profil, wie der Schnabel eines Adlers, gebogen und mit ſcharfer Spitze, gerade wie jene Vögel ihn haben, nur an der Spitze etwas geöffnet. Das Auge war mit erſtaunlicher Kunſt angemalt, und der ganze Kopf machte eben keinen üblen Eindruck, er zeigte insbeſondre viel kühnen Muth. Traten wir nun auf die andre Seite, ſo zeigte ſich dieſelbe Naſe wie das Maul eines Hechts, ſo geöffnet daß man die Zähne ſehen konnte. Er ſchien mit ſeiner Malerey ſehr zufrieden zu ſeyn, und da er ſeinen Spiegel bey ſich hatte, ſo betrachtete er ſeine Arbeit dem Anſchein nach mit ſtolzem Entzücken. Er fragte mich, wie es mir gefiele? Ich antwortete wenn er das Gemälde auf einem Stück Holz, Baumrinde oder ſonſt etwas ausgeführt hätte, ſo würde es mir ſehr gut gefallen und ich würde es oft anſehen. Aber warum nicht, fragte er, ſo wie es jetzt iſt? Weil ich das Geſicht was unter dieſer Farbe verſteckt iſt nicht ſehen kann, ſo daß ich die Perſon erkennen könnte. Nun, verſetzte er, jetzt muß ich weggehen, aber weil

 du

Digitized by Google

du mich heute nicht erkennen kannſt, will ich morgen wiederkommen ehe du von hier geheſt. Er that es, und erſchien nun ganz abgewaſchen. So wird ein ganzer Tag mit dem, was ſie Ankleiden (dressing) nennen, hingebracht um einen einzigen Abend luſtig zu ſeyn, und jeder ſucht hierin die andern zu übertreffen.

Wenn die Männer ihre Schenkel, ihre Beine und ihre Bruſt bemalen, ſo pflegen ſie gewöhnlich erſt eine dünne ſchwärzliche Grundfarbe oder auch einen Ueberzug von weißlichem Thon aufzutragen, dann tauchen ſie ihre Fingerſpitzen in ſchwarze oder rothe Farbe, und indem ſie dieſelbe mit ausgeſpreizten Fingern über jenen Grund hinziehen, bringen ſie geſchlängelte Striche hervor. Die Kleidungsſtücke einiger ihrer vorzüglichſten Schauſpieler ſind ſeltſam, und mit ſolch einer Menge Tand und Zierrathen geſchmückt daß es unmöglich iſt ſie genau zu beſchreiben. Auch haben ſie nicht alle einerley Geſchmack, ſondern jeder kleidet ſich nach ſeiner Laune oder nach der Sitte des Stammes zu welchem er gehört. So wie die Frauen Glöckchen und kleine Schellen um die Enkel tragen, ſo heften die Männer Hirſchklauen an ihre Kniebänder, und auch an ihre Schuhe in eben der Abſicht; denn ein Klingeln und Raſſeln halten ſie für unumgänglich nöthig um ihre Kunſt im Tanz zu zeigen.

Die Meynung daß die Indianer von Natur bartlos ſind und auch auf ihrem Leibe kein Haar haben, ſcheint jetzt gänzlich verworfen und aufgegeben zu ſeyn. Ich kann nicht begreifen, wie es möglich ſeyn ſollte daß Jemand nur drey Wochen unter dieſen Leuten zubringen könnte, ohne ſie ihren Bart mit kleinen

Digitized by Google

nen abſichtlich dazu gemachten Kneipzangen ausrupfen zu ſehen. Ehe die Europäer in das Land kamen, bedienten ſie ſich zu dieſem Zweck einer zweyſchaligen Muſchel welche auf einem rauhen Steine ſcharf gemacht wurde, und recht gut dazu gebraucht werden konnte, da ſie einer Pincette ähnlich war; ſeitdem ſie nun aber Drath bekommen können, und zwar Kupferdrath den ſie dem andern vorziehen, machen ſie ſich kleine Kneipzangen (tweezers) *) welche ſie immer in ihrem Tabacksbeutel bey ſich führen, und womit ſie wenn ſie Muſſe haben, das Haar am Bart und über der Stirn ausrupfen **). Dieß verrichten ſie mit großer Geſchwindigkeit, etwa ſo wie ein Huhn gerupft wird, und je öfter ſie das Haar ausreißen, deſto dünner wächſt es wieder, ſo daß ſich zuletzt kaum noch etwas findet, weil alles mit der Wurzel ausgeriſſen iſt. Die Hauptgründe welche ſie für dieß Verfahren angeben ſind dieſe, die Haut würde dadurch rein und könne beſſer bemalt werden wenn ſie ſich für ihre Feſte oder Tänze ſchmücken wollten, und das Tattowiren würde dadurch erleichtert, welches ehedem bey ihnen ſehr gebräuchlich war, beſonders bey denen die ſich durch ihre Tapferkeit ausgezeichnet und Ruhm erlangt hatten. Sie ſagen ſowol das Be-

*) Sie geben dem Drath (Meſſingdrath) eine ſchraubenförmige Geſtalt, drehen das Haar in dieſe Schraubengänge hinein, und reißen dann mit einem mal ſo viel aus als die kleine Schraube gefaßt hat.

Carver 225.

**) Petite Tortue riß ſich mit dem Haarzieher (une spirale ou boudin à resort — de la grosseur du doigt) auch die Augenbrauen aus.

Volney II. 443.

Bemalen als das Tattowiren würde ſich auf einem behaarten Geſichte häßlich ausnehmen.

Bis zum Jahr 1762 herab, während meines Aufenthalts zu Tuscorawas am Muskingum, war das Tattowiren noch bey einigen Indianern üblich. Ein tapfrer Chief in jenem Dorf, mit Namen Wawundochwalend welcher wünſchte daß man ihm einen andern Namen geben möchte, ließ ſich die Figur einer Waſſer-Eidechſe im Geſicht, oberhalb des Kinns eintattowiren oder eingraben, und bekam den Namen Twakachſchawſu, Waſſer-Eidechſe. Das Verfahren beym Tattowiren, dem ich einmal zuſah, geht ſchnell, und ſcheint nicht viel Schmerz zu verurſachen. Man hat verkohlte und zu Pulver geſtoßne Pappelrinde bey der Hand; die Figuren die man eintattowiren will, werden auf der Haut in Umriſſen gezeichnet; der Operateur hat ein kleines Stäbchen ein wenig dicker als ein gewöhnliches Schwefelhölzchen, an deſſen Ende ein paar ſcharfe Nähnadeln befeſtigt ſind, womit er in der Geſchwindigkeit auf den Linien des Umriſſes die Haut durchſticht, ſo daß Blut herauskommt, alsdann beſtreut er das Ganze mit einer Lage des erwähnten Pulvers und läßt es darauf trocknen *). Ehe die Weißen in dieß Land kamen wurden die Scarificationen zu dieſem Zweck, vermittelſt ſcharfer Feuerſteine verrichtet oder ſie machten jene Stiche mit einem ſcharfen Fiſchzahn.

Im Jahr 1742 begab ſich ein bejahrter Krieger von der Lenape Nation vom Stamme Monſey, bey den

*) Vergl. Long. S. 48. die Operation (des Tattowirens) welche in verſchiedenen Pauſen vorgenommen wird dauert 2 oder 3 Tage.

den Seinigen durch ſeine Tapferkeit und Kühnheit berühmt, und eben ſo ſehr bey ihren Feinden gefürchtet, zu den chriſtlichen Indianern, die damals an dieſem Orte *) wohnten. Dieſer Mann, der damals hochbejahrt war, hatte ein äußerſt auffallendes Vorkommen, und man konnte ihn nicht ohne Erſtaunen anſehen. Außerdem, daß ſein Körper voller Narben war, wo ihn die feindlichen Pfeile getroffen und durchbohrt hatten, fand ſich auch nicht ein Fleckchen an ſeinem Körper, ſo weit dieſer unbekleidet blieb, welches nicht mit Figuren in Beziehung auf ſeine Heldenthaten tattowirt geweſen wäre, ſo daß das Ganze den Beſchauer mit Verwunderung und Entſetzen erfüllte. Seine ganze Geſchichte war gleichſam auf ſeiner Haut dargeſtellt, welche auch denen von ſeiner Nation ſehr bekannt und von der Art war, daß alle die ſie hörten, der Meynung waren, ſie könne nie von Menſchen übertroffen werden. Als man ihn nach ſeiner Bekehrung über ſeine Kriegsthaten befragte, antwortete er freymüthig und beſcheiden: "Nachdem er nun ein Gefangner Jeſu Chriſti geworden wäre, ſchickte es ſich nicht für ihn, die Thaten zu erzählen, die er im Dienſt des böſen Geiſtes verrichtet hätte; er wäre indeſſen bereit zu erzählen, wie er wäre überwunden worden." Bey ſeiner Taufe, am 23. Decbr. 1742, bekam er den Namen Michael, welchen er bis an ſeinen Tod den 24. Jul. 1756 beybehielt. Er lebte wie ein wahrer Chriſt, und war immer bereit die Geſchichte ſeiner Bekehrung zu erzählen, welche ich aus ſeinem eignen Munde gehört

*) Bethlehem.

Digitized by Google

hört habe. Bey ſeinem Tode ſchätzte man ſein Alter auf etwa 80 Jahr.

Das Durchſchneiden des äußern Ohrs *), welches ſonſt unter den Indianern üblich war, iſt jetzt ntcht mehr ſo gemein bey ihnen. Ihre Gründe für die Unterlaſſung dieſer Sitten ſind, daß die Operation ſchmerzhaft iſt, nicht nur indem ſie verrichtet wird, ſondern auch bis daß die Ohren vollkommen geheilt ſind, was lange dauert; und daß ſie oftmals den Theil des Ohrs den man von dem Erſteren abzuſchneiden pflegte, verlieren, indem er ihnen von den Büſchen abgeriſſen wird, oder im Winter abfriert. Ich hörte einſt von einem munteren Indianer, der ſich an einem ſehr kalten Morgen auf den Weg nach einem benachbarten, nicht mehr als 3 Meilen entfernten Dorfe begab, deſſen Ohren vom Froſte gerührt wurden und abfielen, ehe er noch den Ort ſeiner Beſtimmung erreichte. Er hatte es nicht einmal gefühlt daß er ſie verlor, und als man es ihm ſagte, war er ſo verdrießlich darüber, daß er ſich beynahe ums Leben gebracht hätte. Ich habe viele Indianer mit zerriſſenen Ohren geſehen, aber die Gewohnheit ſie abzuſchneiden iſt jetzt beynahe wo nicht gänzlich außer Gebrauch **).

*) Die jungen Indianer welche ihre Kameraden in ihrem Aufputz übertreffen wollen, durchſchneiden das äußre Ohr, ſo daß der äußre Rand von dem übrigen Theil der Ohrmuſchel getrennt wird. Den Rand umwickeln ſie von oben bis unten mit Kupferdrath, bis das Gewicht den abgetrennten Rand in einen Bogen von 5 bis 6 Zoll Durchmeſſer ausdehnt, und ihn beynahe bis auf die Schulter herabzieht. Carver S. 227.

**) Die Indianer ſind ſtolz darauf große Ohren die ſo weit als möglich ausgedehnt worden ſind zu haben, wodurch ſie denn

Anmerkungen. 43) Der raſende Spielgeiſt iſt nicht auf Europa allein beſchränkt; auch die Indianer fühlen dieſe hinreißende Leidenſchaft und verlieren oftmals ihre Waffen, ihre Kleidungsſtücke, und alles was ſie nur beſitzen. In einem ſolchen Falle aber murren oder klagen ſie nicht, kein verdrießliches Wort entwiſcht ihnen, ſondern ſie tragen die üblen Launen des Glücks mit philoſophiſcher Ruhe .... Sie beluſtigen ſich mit verſchiedenen Arten von Spielen, das vorzüglichſte und bey ihnen beliebteſte aber iſt das Ballſpiel, welches dem Europäiſchen Spiel mit dem Federball nicht unähnlich iſt. Die Bälle deren ſich die Indianer bedienen ſind etwas größer als Federbälle, und ſind aus Hirſchleder gemacht und mit Hirſchhaaren ausgeſtopft. Die Ballſchlagen ſind etwa 3 Fuß lang, und an dem Ende derſelben iſt ein Flechtwerk (racket) befeſtigt, welches einer flachen Hand ähnlich und aus Riemen von Hirſchleder verfertigt iſt. Mit dieſem Flechtwerk oder der Rackette ſchlagen ſie den Ball auf eine große Entfernung hin, wenn nicht die von der entgegengeſetzten Partey es hindern, indem ſie herbeyeilen, um den Ball aufzufangen. Dieß Spiel wird gewöhnlich von größeren Geſellſchaften geſpielt, zuweilen von 300 Perſonen zugleich, wo es denn nicht ungewöhnlich iſt, daß mehrere Haufen gegen einander ſpielen. Es werden dabey 2 Pfähle, etwa 600 Ellen von einander entfernt, in die Erde geſchlagen — jeder Partey der Spieler gehört einer von dieſen Zielſtäben. In der Mitte zwiſchen dieſen beyden Pfählen wird der Ball in die Höhe geworfen, und nun geht die

Be-

denn leicht abgeriſſen werden können. Bey Trinkgelagen verliert mancher die Ohren, werden ſie aber nur zerriſſen, ſo ſchneidet man die Ränder glatt, und nähet die Enden zuſammen, nimt ein Schwitzbad und die Sache iſt vergeſſen.

Long S. 108.

Bemühung jeder Partey dahin den Ball gegen den ihr zugehörigen Pfahl (in den Zwiſchenraum zwiſchen zwey hohen nahe bey einander ſtehenden Stangen Long. S. 52) zu treiben. Hiebey zeigen ſie große Gewandtheit und Stärke, und der Ball berührt ſelten den Boden, ſondern wird beſtändig in der Luft mit den Stäben hin und her geſchlagen. Auch ſpielen ſie mit ſo großer Heftigkeit, daß ſie oft einer den andern verwunden; auch wird wol dem einen oder andern ein Knochen zerſchmettert — doch zeigt ſich dabey nie irgend eine muthwillige Abſicht Andren wehe zu thun, auch finden keine Streitigkeiten unter den Spielparteyen Statt.

Ein andres Spiel, welches nur von zwey Perſonen geſpielt wird, iſt eine Art Würfelſpiel. Jeder Spielende hat ſechs oder acht kleine Knochen den Pfirſichſteinen nicht unähnlich, aber viereckig, welche auf zwey Seiten ſchwarz und auf den beyden andren Flächen weiß ſind. Dieſe werden in die Höhe geworfen und fallen in eine Schüſſel oder einen Napf, ſo bald ſie aufhören ſich umzudrehen, wird darauf geachtet, wie viel Flächen von einer Farbe nach oben zuliegen, derjenige deſſen Zahl gleichfarbiger Felder die größte iſt, zählt 5 und wer bis 40 gezählt hat der hat gewonnen und das Spiel iſt aus. Der gewinnende Spieler bleibt auf ſeinem Platze, an die Stelle des verlierenden aber tritt ein andrer, den Schiedsrichter dazu ernennen — denn oft iſt ein ganzes Dorf bey dieſem Spiel intereſſirt und eine Zunft des Stammes ſpielt gegen die andre. So lange das Spiel dauert ſcheinen die Indianer in der heftigſten Gemüthsbewegung zu ſeyn, und erheben bey jedem entſcheidenden Wurfe ein furchtbares Gejauchz. Sie drehen und biegen ſich auf tauſenderley Weiſe, reden die Würfel an, und überhäufen die böſen Geiſter, die dem gewinnenden Gegner beyſtehen mit Verwünſchungen. In dieſem Spiel verlieren

manche

manche ihre Kleidungsſtücke, den ganzen beweglichen Hausrath ihrer Hütte, und zuweilen ſelbſt ihre Freiheit, ungeachtet kein Volk in der Welt iſt was mehr auf Freiheit hielte als die Indianer.

Carver 244. und 363 ff.

44) Ein Miſſionarius war einmal Augenzeuge daß 2 Irokeſiſche Dörfer viele Waaren, als Blankets, Tuch, Hemder, Leinwand und dergl. zuſammenbrachten und mit einander darum ſpielten. Dieß währte 8 Tage lang. Täglich kamen ſie zuſammen und jeder Einwohner dieſer beyden Dörfer mußte die Schüſſel einmal aufheben und niederſetzen. Wenn das geſchehen und eines Jeden Wurf angemerkt worden war, gingen ſie für den Tag wieder auseinander. Des Abends verſammelte ſich jede Partey für ſich und opferte damit ſie gewinnen möchte. Es ging nämlich einer von ihnen ſingend ums Feuer herum, und ſtreuete Tabak darauf, und dann wurde getanzt. Als die zum Spiel beſtimmte Zeit zu Ende war, wurden die Würfe gegen einander gehalten, und das Dorf welches gewonnen hatte, zog mit den Waaren triumphirend nach Hauſe. Das Karten-Kegel- und Ball (?)-ſpiel haben ſie von den Europäern gelernt.

Loskiel I. 8. S. 136.

45) Long S. 52 und 53. bezeugt ungefähr daſſelbe, und ſetzt hinzu daß die Knaben ſich häufig mit dem Spiel einen Reif fortzutreiben (trundling a hoop) oder zu rollen, beſchäfftigen. Sie thun dieß mit großer Geſchicklichkeit, und ſind im Stande einen Pfeil in den Reif zu ſchießen wenn er auch mit großer Geſchwindigkeit fortrollt.

46) Zu ihren Wohnungen wählen die Indianer vorzüglich ſolche Gegenden, wo Holz und Waſſer in der Nähe und niedrig liegendes Land zum Welſchkornpflanzen zu haben iſt. Daher findet man ihre Dörfer gemeiniglich an einem

einem Landſee oder Fluſſe oder Bache, doch an erhabenen Orten, um bey dem hohen Waſſer das im Frühjahr gewöhnlich iſt, nicht in Gefahr zu kommen. Vor der Bekanntſchaft mit den Europäern kannten die Indianer keine andre Wohnungen als Hütten von Baumrinde, inwendig mit Binſen bekleidet, und mit Rinde, Binſen oder langen dürrem Graſe gedeckt. In ſolchen Hütten wohnen noch jetzt die Irokeſen und andre von der Nachbarſchaft der Europäer entfernte Indianer Stämme. Die Delawaren aber haben durch den Umgang mit den Europäern den Gebrauch der Blockhäuſer (Häuſer deren Wände aus aufeinander gelegten Baumſtämmen beſtehen) gelernt, die ſie entweder ſelbſt bauen, oder für Bezahlung von den weißen Leuten bauen laſſen.

Eine Indianer Hütte wird auf folgende Art gebauet: Von Bäumen die viel Saft haben, vorzüglich Linden, wird die Rinde in Stücken von 3 bis 4 Ellen abgelöſt, und durch aufgelegte Steine eben wie ein Brett gemacht. Hiernächſt werden die Wände der Hütte durch Pfähle angelegt, die in den Grund getrieben und mit Querſtangen verbunden werden. Dieſes Geſtell wird von innen und außen mit der dazu bereiteten Baumrinde belegt und Alles mit Baumbaſt oder Hickery-Zweigen, die zähe und biegſam ſind, befeſtigt. Auf eben die Weiſe wird das Dach, das von zwey Seiten ſchief in die Höhe geht mit Baumrinde gedeckt. Zum Ausführen des Rauchs wird eine Oeffnung im Dache, und zum Eingange in die Hütte, eine an der Wand gelaſſen. Anſtatt der Hausthür dient ein Stück Baumrinde ohne Schloß und Riegel — ein Stock von außen gegen die Thür geſtemmt zeigt an, daß Niemand zu Hauſe iſt. Das Tageslicht fällt durch Oeffnungen hinein, die mit Schiebern zugemacht werden. — Die Delawaren bauen Häuſer mit ſpitzigen Dächern, die Irokeſen aber machen die Dächer rund und gleichſam gewölbt.

Digitized by Google

wölbt. Bey dieſen wird auch oft ein Haus von 3 bis 4 mit einander befreundeten Familien bewohnt, und enthält dann eben ſo viel Feuerplätze als Familien. Unter den Delawaren hat jede Familie gern ihr eignes Haus, daher ſie mehrentheils klein ſind.

Eine Anzahl ſolcher Häuſer oder Hütten, die beyſammen ſtehen, machen ein Dorf oder eine Indianer Stadt aus, und iſt der Ort mit dicht an einander geſetzten Pfählen umgeben, ſo wird er von ihnen für eine Feſtung gehalten. Bey Anlegung ihrer Dörfer befolgen ſie keinen Plan, ſondern jeder baut wo und wie es ihm am ſchicklichſten oder bequemſten zu ſeyn dünkt. Dergleichen Dörfer ſind ſelten groß (Carver beſuchte einige die 40 auch 50 Häuſer hatten — neben denen ſich auch Gartenanlagen fanden, ſo wie Abdachungen vor dem Eingange um darunter im Schatten zu ſitzen. S. 104. Zelte werden von Stangen die man gegen einanderſtellt und mit Fellen bedeckt verfertigt und ſind zum Theil geräumig — der Kriegs Oberſte der Nadoweſſier hatte ein Zelt von 40 Fuß Umfang S. 231). Das Innre der Häuſer hat weder große Bequemlichkeit noch vielfachen Hausrath. Gewöhnlich ſind ihre Hütten ſehr niedrig, ohne Abtheilung in Zimmer und ohne Fußboden. Mitten im Hauſe iſt der Feuerplatz um welchen von Brettern gemachte Pritſchen oder Sitzbänke ſind, welche den Einwohnern zugleich zum Tiſch und zur Bettſtelle dienen — Ihr Blanket, am Tage ihr Rock, iſt des Nachts ihre Decke, zum Unterbette dient eine ungegerbte Hirſch- oder Bärenhaut, oder eine Matte von Binſen. Mit ſolchen Matten behängen einige auch die Wände, theils zur Zierde, theils die Kälte abzuhalten. Ihre Vorräthe von Lebensmitteln und andere Sachen hängen ſie an Stangen, die mitten durch die Hütte gezogen ſind.

Loskiel I. 4. S. 69.

Sechs-

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Tänze, Geſänge und Opfer.

Die Tänze der Indianer ſind verſchieden nach der Abſicht in welcher ſie angeſtellt werden. Im 2ten Kapitel dieſer Schrift iſt ſchon erwähnt worden, daß die Bewohner der Inſel New-York, einen feierlichen Tanz anfingen, als die Holländer zuerſt daſelbſt landeten, weil ſie dieſelben für himmliſche Weſen hielten, und zwar um ihre Gunſt zu gewinnen. Es iſt nicht ungewöhnlich, daß Menſchen die des Lichtes der Offenbarung ermangeln, ſich vorſtellen, die Gottheit werde Wohlgefallen an eben den Dingen haben die ihnen ſelbſt Vergnügen machen.

Es iſt ein angenehmer Anblick die Indianiſchen Tänze zu ſehen, wenn ſie blos zum geſelligen Vergnügen und unſchuldiger Unterhaltung angeſtellt werden. Ich geſtehe daß ich lieber eine ganze Stunde dabey gegenwärtig ſeyn möchte, als nur ein Paar Minuten bey ſolchen Tänzen wie ich in den Wirthshäuſern auf dem Lande, unter weißen Leuten mit angeſehen habe. Ihr Geſang iſt keinesweges unharmoniſch. Sie ſingen chorweiſe, erſt die Männer, dann die Weiber. Zu Zeiten ſtimmen die Weiber in den

den gemeinſchaftlichen Geſang ein, oder wiederholen die Strophe welche von den Männern zuletzt geſungen wurde. Es iſt als ob zwey Abtheilungen in Fragen und Antworten ſängen, und macht überhaupt genommen einen angenehmen ermunternden Eindruck. Wenn ſie auf dieſe Weiſe etwa eine Viertelſtunde lang fortgeſungen haben beſchließen ſie auf beyden Seiten den Geſang mit einem lauten Aufſchrey, welcher, ich muß es geſtehen, mit der übrigen Muſik nicht im Einklange iſt. Es hat dieß Aehnlichkeit mit dem Katzen-Vogel (cat-bird) *) welcher am Schluſſe ſeines niedlichen Geſangs, wie eine Katze mauet. Dieß Finale kann ich nicht rühmen. Das Singen fängt immer mit einer einzelnen Stimme an, aber bald fallen mehrere nach einander ein, bis der allgemeine Chor anhebt, die Trommel wird von Anfang an dabey geſchlagen um den Takt anzugeben. Die Stimmen der Weiber ſind hell und voll, und ihre Intonation iſt gewöhnlich richtig.

Ihre Kriegstänze haben nichts anziehendes, es iſt im Gegentheil Zweck derſelben bey den Zuſchauern Entſetzen zu erregen. Sie ſind dabey gekleidet und bemalt oder vielmehr beſchmiert, wie es die Veranlaſſung erfordert. Sie halten die tödtende Waffe in der Hand, und ahmen in ihrem Tanze alle die kriegeriſchen Stellungen, Bewegungen und Handlungen nach welche bey einem Kampf mit dem Feinde vorkommen, wobey ſie einander durch ſchreckenerregende Blicke und Gebärden zu übertreffen ſuchen. Sie hal-

ten

*) Der Spottvogel, Turdus polyglottus.

Loskiel.

ten dieſen Tanz gewöhnlich rund um einen zu dem Ende aufgerichteten angemalten Pfahl, in einer geräumigen Einfaſſung welche von Pfählen umgeben oder damit eingeſchloſſen iſt, und ein Dach von Baumrinde hat; zuweilen wird dieſer Tanz auch unter freyem Himmel gehalten. Da erſcheint jeder in kriegeriſchem Anzuge und blickt verächtlich auf die Pfähle hin, als ob dieß der Feind wäre mit welchem er in Begriff iſt, zu kämpfen; und indem der Tänzer vor dem Pfahl vorbeykommt, ſchlägt, ſtößt oder umfaßt er ihn, thut als ob er den Scalp abziehen, ihn zerhauen oder durchſtechen wollte, kurz zeigt wie er den wirklichen Feind behandlen wollte, wenn er ihn in ſeiner Gewalt hätte.

Es war eine alte Sitte unter den Indianern dieſen Tanz um einen Gefangnen her zu halten, und im Vorbeytanzen ihm allerley Marter anzuthun ehe er getödtet wurde. Der Gefangene hielt ſich als ob er an der Beluſtigung Theil nähme, indem er über den Scharfrichter als über einen der die Kunſt zu martern ſchlecht verſtände, verächtlich ſpottete. So ſeltſam dieß Benehmen ſcheinen möge ſo hatte es doch einen hinlänglichen Grund. Der Zweck des unglücklichen Schlachtopfers war, ſeine unbarmherzigen Peiniger zn einem ſolchen Grad von Wuth zu reizen, daß irgend einer von ihnen in der Hitze ihm einen tödtlichen Streich beybringen, und ſeiner Quaal ein Ende machen möchte.

Ehe man zu einem Feldzuge aufbricht, wird der Kriegstanz um den bemalten Pfahl, jedesmal gehalten. Es iſt die Indianiſche Weiſe Leute anzuwerben. Wer an dem Tanze Antheil nimmt, wird angeſehen

als

Digitized by Google

als ob er ſich für den Feldzug hätte annehmen laſſen und iſt ſchuldig mit dem Kriegsvolke auszuziehen.

Nach der Rückkehr von einem gelungenen kriegeriſchen Unternehmen, wird jedesmal ein Dankſagungstanz angeſtellt, welcher gewiſſermaaßen den Charakter einer religiöſen Feyerlichkeit hat. Er wird mit Geſang und mit Chören begleitet, an welchen die Weiber Antheil nehmen ohne jedoch an dem Uebrigen Theil zu haben. Beym Schluſſe eines jeden Geſangs wird das Scalpgekreiſch, ſo viel mal jauchzend erhoben als dem Feinde Scalphäute abgenommen worden ſind.

Die Indianer kommen zu Zeiten auch in der Abſicht (— zum Tanze? —) zuſammen ihre kriegeriſchen Thaten durchzuerzählen, welches halbſingend oder in einer Art von Recitativ geſchieht. Der älteſte unter den Kriegern erzählt zuerſt, dann folgen die übrigen dem Alter nach in der Reihe, und dazu ſchlägt die Trommel immerfort, um gleichſam die Erzählung noch mehr in die Wirklichkeit zu verſetzen. Nachdem ein jeder, wie ihn die Reihe traf eine kurze Erzählung vorgetragen hat, fangen ſie wieder in eben der Ordnung an, und fahren in einer Art von abwechſelndem Geſange in der Runde fort, bis ein jeder mit ſeiner Erzählung zu Ende iſt. Bey dieſen Gelegenheiten muß ſich jeder wohl in Acht nehmen, durch eine angemaaßte Ueberlegenheit die andern nicht zu beleidigen, denn jeder Krieger fühlt ſich als eine wichtige Perſon, und iſt bereit wenn man ihn beleidigt mit der That zu zeigen, was er im Kriege geleiſtet hat, und noch zu leiſten im Stande iſt. Ich erinnre mich eines Falles, wo ein beleidigter Krieger,

aus dem Kreiſe in welchem er tanzte heraustrat, und den unverſchämten Groſsprahler der ihn beleidigt hatte auf der Stelle todtſchlug.

Ihre Geſänge ſind gewöhnlich von kriegeriſcher oder von zärtlicher und gefühlvoller Art. Sie werden in kurzen Sätzen abgeſungen, nicht ohne ein gewiſſes Silbenmaaſs, harmoniſch für ein Indianiſches Ohr. Die Muſik paſst gut zu den Worten, und iſt für mich nicht unangenehm. Ich möchte es nicht verſuchen ſie vermittelſt unſrer Muſiknoten auszudrücken, wie andre Schriftſteller gethan haben, um nicht eben ſo unglücklich zu ſeyn wie diejenigen die auf dieſe Weiſe verſucht haben uns die Melodien der alten Griechen darzuſtellen. Könnte ich mit einem Male die ſämmtlichen Eindrücke welche mein Ohr empfing beſchreiben, ſo möchte dieſs angehen, aber vergebens iſt es dieſs theilweiſe zu verſuchen. Freilich verhält es ſich beynahe eben ſo mit ihrer Poeſie, doch kann ich der Verſuchung nicht wiederſtehen, den Geſang der Lenape wenn ſie ausziehen zum Kriege, ſo gut es mir möglich iſt zu überſetzen. Sie ſingen ihn wie ich ihn hier niederſchreibe in kurzen Strophen oder Sentenzen, nicht immer das Ganze auf Einmal, ſondern am häufigſten einzelne Abſätze, wie es die Zeit erlaubt, oder die Veranlaſſung und ihr Gefühl ſie leiten. Ihre Betonung iſt ſehr pathetiſch, und das Ganze bringt in ihrer Sprache eine nicht geringe Wirkung hervor:

Geſang der Lenapiſchen Krieger beym Ausziehen gegen den Feind.

O ich Armer,
Der ich ausziehe zu ſtreiten gegen den Feind,

Und

Und weiß nicht ob ich heimkehren werde,
Mich zu freuen der Umarmungen meiner Kinder
Und meines Weibes.
O armes Geſchöpf!
Deſſen Leben nicht in ſeiner Hand
Der über ſeinen Leib nicht Macht hat,
Doch aber ſeine Pflicht zu thun verſucht,
Für ſeines Volkes Wohlfahrt.
O du großer Geiſt dort oben,
Habe Mitleiden mit meinen Kindern
Und meinem Weibe!
Verhüte daß ſie meinentwegen nicht trauern!
Laß es mir in dieſem Unternehmen gelingen —
Daß ich meinen Feind erſchlagen möge
Und heimbringe die Siegeszeichen
Zu meiner theuren Familie und meinen Freunden,
Daß wir mit einander uns freuen.
O habe Mitleiden mit mir
Gieb mir Muth und Stärke meinem Feind entgegen zu gehen,
Vergönne mir zurückzukehren zu meinen Kindern
Zu meinem Weibe
Und meinen Verwandten
Habe Mitleiden mit mir und behüte mein Leben
Und ich will dir ein Opfer bringen.

Der Geſang der Wyandottiſchen Krieger, nach der Ueberſetzung die mir ein Indianiſcher Handelsmann davon gegeben hat, würde ſo lauten: "Jetzt gehe ich an ein freudenvolles Geſchäfft, o Gott, habe Mitleiden mit mir und laß mich Glück auf meinem Wege antreffen, verleihe, daß es mir gelingen möge!" So iſt ihr allmächtiger Schöpfer ihnen allzeit vor

Augen bey allen wichtigen Gelegenheiten. Sie fühlen und erkennen ſeine Macht und ſuchen auch ſeine Gunſt zu gewinnen, durch äußre Verehrung oder Opfer.

Es iſt nicht gegründet, wie einige weiße Leute uns haben glauben machen wollen, daß ſie, überzeugt von der Güte des großen Geiſtes wegen ſeines Zorns keine Beſorgniſſe fühlen, und daß ſie dem böſen Geiſte opferten, inſofern ſie dieſen allein für fähig hielten ihnen Böſes zu thun. Dieß kann nicht der Fall ſeyn bey einem Volke, welches, wie ich ſchon anderswo geſagt habe; feſt an dem Grundſatze hält, daß Gutes und Böſes nicht vereinigt werden könne noch dürfe; welches erkennt und bezeugt, daß der große Geiſt "allmächtig" ſey, der böſe Geiſt hingegen, "ſchwach und in ſeiner Macht beſchränkt"; welches ſich feſt auf die Güte des Urhebers ſeines Daſeyns verläßt, und vor allen Dingen, durch alle Mittel die Gunſt und den Schutz deſſelben ſich zu verſichern ſucht. Sie glauben demnach, daß der böſe Geiſt keine Macht über ſie habe, ſo lange ſie bey dem guten in Gnade ſtehen, und von dieſem erwarten ſie auch, indem ſie ſeine fortwährende Güte gegen ſie und ihre Voraltern erkennen, Schutz gegen den Teufel und die ihm untergebenen Geiſter.

Es gehört mit zu ihrem religiöſen Glauben, daß es untergeordnete Mannitto giebt, welchen das große und gute Weſen Macht und Herrſchaft über die Elemente gegeben hat; daß Er, der ſo groß iſt, eben wie ihre Chiefs ſeine Diener haben müſſe, um ſeine allerhöchſten Befehle zu vollziehen; dieſe untergeordneten Geiſter (ihrer Natur nach zwiſchen Gott und Menſchen) ſehen und melden Ihm was auf Erden vor=

vorgeht; ſie blicken insbeſondre auf die Indianer herab, um zu ſehen ob ſie Hülfe nöthig haben, und ſind bereit auf ihr Rufen, ihnen zu helfen und ſie gegen Gefahr zu ſchützen.

So bin ich oft Zeuge davon geweſen, daß Indianer bey der Annäherung eines Sturms, oder eines Ungewitters, ſich an den Mannitto der Luft wandten, um alle Gefahr von ihnen abzuwenden; ich habe auch geſehen, daß die Chippewäer, an den Seen von Canada, zu dem Mannitto der Gewäſſer beteten, daß er dem zu hohen Anſchwellen der Wogen wehren wolle, während ſie über das Waſſer führen. In beyden dieſer Fälle drückten ſie ihre Dankbarkeit oder ihre Bereitwilligkeit zum Dank dadurch aus, daß ſie Tabak in die Luft, oder auf das Waſſer warfen.

Es giebt ſogar einige Thiere, von welchen ſie glauben, wenn auch nicht gerade, daß ihnen Macht über ſie ſey verliehen worden, doch, daß ſie zu Beſchützern ihres Lebens beſtellt wären, folglich auch Anſprüche hätten auf einige Aufmerkſamkeit und Zeichen der Dankbarkeit. Wenn z. B. in der Nacht das Geſchrey einer Eule gehört wird, pflegt Jemand im Lager aufzuſtehen, und etwas Glicanican oder Indianiſchen Tabak aufs Feuer zu werfen, in der Meynung daß der aufſteigende Rauch den Vogel erreichen und es ihm ſichtbar machen werde, daß ſie ſeiner Dienſte und ſeiner Gutheit gegen ſie und ihre Vorfahren nicht vergeſſen. Dieſe Gewohnheit hat in folgendem, durch Ueberlieferung bey ihnen im Andenken erhaltenen Vorfall, ihren Urſprung.

Es trug ſich einſtmals zu, als ſie mit einer mächtigen entfernten Nation im Kriege begriffen waren,

daß

daß eine Bande ihrer Krieger im Lager in tiefem Schlafe lag, weil zu der Zeit durchaus keine Gefahr geahndet wurde. Plötzlich ſchlug der große "Wächter" (Sentinel) über das Menſchengeſchlecht, die Eule, Lärm, alle Vögel ſeiner Gattung waren ſogleich munter auf ihren Poſten, und riefen mit einander als ob ſie ſagen wollten: auf, auf, Gefahr! Gefahr! Jeder Mann im Lager ſprang augenblicklich auf, und zu ihrer größten Ueberraſchung fanden ſie, daß der Feind eben im Begriff war ſie zu umzingeln, und daß ſie ſämmtlich würden erſchlagen worden ſeyn, wenn die Eule ſie nicht zeitig aufgeſchreckt hätte.

Bey allen dieſen abergläubigen Meynungen, bleibt doch immer der große Mannitto der Schöpfer und Erhalter von Himmel und Erde, der Hauptgegenſtand ihrer Verehrung. Auf ihn ſetzen ſie ihre Hoffnung, an ihn richten ſie ihre Gebete, ihm bringen ſie ihre feyerlichen Opfer. Dieſe religiöſen Ceremonien werden nicht immer auf dieſe Weiſe verrichtet. Ich hatte die Abſicht, hierüber noch einige beſondre Umſtände anzuführen, finde aber, daß andre Schriftſteller dieſen Gegenſtand beynahe ſchon erſchöpft haben *), wiewol ich nicht behaupten möchte, daß ſie in jedem Punct vollkommen Recht hätten. Ueberhaupt bemerke ich hier, daß ich darum zu Zeiten nicht ins Einzelne habe gehen wollen, um nicht zu wiederholen was Andre ſchon geſagt haben. Ich würde mir nicht herausnehmen den geringen Vorrath meiner Kenntniſſe mitzutheilen, wenn ich nicht hoffte, daß dadurch zu dem ſchon Bekannten ein Weniges hinzugefügt werden würde.

*) Loskiel Th. I. Abſch. 3. S. 53 ff.

Ich erinnre mich nicht, daß es ſchon iſt erwähnt worden, daß die Indianer ehe ſie ihre feyerlichen Opfer bringen, ſich dazu durch Brechmittel, durch Faſten und den Genuß gewiſſer aus vorgeſchriebenen Pflanzen gekochter Getränke, vorbereiten. Dieß thun ſie um das Böſe was in ihnen iſt, auszutreiben, damit ſie mit einem reinen Gewiſſen der heiligen Handlung, denn ſo betrachten ſie dieſelbe, mögen beywohnen können. Die Opfer haben nicht immer einerley Zweck, es giebt Gebet-Opfer und Dank-Opfer, einige werden gebracht für alle Gunſtbeweiſe, welche ſie und ihre Vorfahren von dem höchſten Weſen empfangen haben, andre für beſondre Wohlthaten im Einzelnen. Nach einem glücklichen Kriege verſäumen ſie nie dem großen Geiſt ein Dankopfer zu bringen, für den ihnen verliehenen Muth und für die Kraft ihre Feinde zu beſiegen und zu vertilgen.

Anmerkungen. 47) Der Tanz iſt eine Lieblingsübung der Indianer; ſie kommen nie bey einer wichtigen oder feſtlichen Gelegenheit zuſammen, oder der Tanz macht einen Theil ihrer Unterhaltung aus. Sind ſie nicht mit Krieg oder mit Jagen beſchäfftigt, ſo beluſtigen ſich die jungen Leute beyderley Geſchlechts jeden Abend mit Tanzen.

Bey den feſtlichen und auch den übrigen Tänzen ſteht jeder Mann der Reihe nach auf, und führt ſeine Bewegungen im Kreiſe umher, mit viel Ungezwungenheit und Kühnheit aus, indem er dabey die Thaten ſeiner Vorfahren beſingt. Die Geſellſchaft, welche um den Tänzer her, in einem Kreiſe auf der Erde ſitzt, fällt am Ende eines jeden Taktes in den Geſang des Tänzers ein, und zwar mit einem ſeltſamen Laut, den ſie alle zugleich hören laſſen, und der etwa wie heh, heh, heh klingt. Dieſe No-

ten

ten, wenn ſie ſo heißen können, werden mit ſcharfer rauher Betonung ausgeſtoßen, und mit ſolcher Anſtrengung der Lungen, daß man glauben ſollte, ſie müßten ſehr bald dadurch erſchöpft werden, ſie wiederholen indeſſen dieſe Töne mit gleicher Heftigkeit ſo lange die Beluſtigung dauert.

Die Weiber, beſonders bey den weſtlichen Völkerſchaften, tanzen mit ſehr gutem Anſtand. Sie halten ſich gerade, ſchließen die Arme an beyden Seiten der Länge nach dicht an den Leib, bewegen ſich erſt einige Ellen rechts, und dann wieder links, doch ohne europäiſchen Tanzſchritt, ſondern mit aneinandergeſchloſſnen Füßen, indem ſie abwechſelnd die Zähen, und die Hacken in Bewegung ſetzen. Auf dieſe Weiſe gleiten ſie mit großer Gelenkigkeit bis auf einige Entfernung hin, und dann wieder zurück, und wenn auch mehrere zugleich tanzen, ſo halten ſie den Takt ſo genau daß keine Verwirrung entſteht. Während des Tanzens, vereinigen die Tänzerinnen zu beſtimmten Zeitpunkten ihre durchdringenden Stimmen mit den gröberen der Männer, welche umherſitzen (denn man muß bemerken, daß nie beyde Geſchlechter in dem nämlichen Tanz mit einander zuſammen treten) und dieß mit dem Geräuſch der Trommel und des Kalebaſſen (chichicones) macht eine gefällige Harmonie — (an agreeable harmony doch weiter unter a disagreeable noise — ein widriges Getöſe).

Die Indianer haben verſchiedene beſondre Tänze, wie der Pfeifen- oder Calumet-Tanz (für den Zuſchauer der gefälligſte), der Kriegstanz, der Hochzeitstanz und der Opfertanz .... Den Kriegstanz habe ich häufig mit getanzt, doch hörte er bald auf eine Beluſtigung für mich zu ſeyn, weil ich mich von der Beſorgniß, dabey ſchrecklich ja wol tödtlich verwundet zu werden nicht los machen konnte — ſo heftig waren ihre Bewegungen. . . .

Ich

Digitized by Google

Ich fand daß die Völkerſchaften weſtlich vom Miſſiſſippi und an den Ufern des Lac Superior noch fortfahren den Pawwau- oder ſchwarzen (Zauber) Tanz (black dance) anzuſtellen. Die Coloniſten erzählen tauſend lächerliche Geſchichten davon, wie in dieſem Tanze der Teufel von den Indianern citirt werde. Sie geben indeſſen zu, daß dieſe Sitte nur in vorigen Zeiten Statt fand, und bey denen, die den Europäern nahe wohnen, beynahe erloſchen iſt. Ich bemerkte jedoch daß (dieſer Tanz) im Innern des Landes noch im Gebrauch iſt, und wie wol ich nicht wirklich den Teufel dadurch citirt ſah, (the devil raised) ſo war ich doch Zeuge einiger Auftritte, welche nur von ſolchen dargeſtellt werden konnten, die mit ihm zu thun hatten, oder ſehr erfahrne und gewandte Gaukler (jugglers) waren.

Als ich mich unter den Nadoweſſiern befand, wurde ein Tanz der genannten Art angeſtellt. Ehe er anfing wurde einer von den Indianern in die Geſellſchaft aufgenommen, welche ſie Wakon kitchewah, d. i. die freundſchaftliche Geſellſchaft des Geiſtes (the friendly Society of the Spirit) nennen. Dieſe Geſellſchaft beſteht aus Perſonen beyderley Geſchlechts, aber nur ſolche können in dieſelbe aufgenommen werden, die von unbeſcholtenem Ruf ſind, und den Beyfall der Geſammtheit erhalten. — Auf die Annahme folgte der Pawwau-Tanz (in welchem ich nichts bemerkte, was die Gerüchte die ich gehört hatte, veranlaſſen konnte) und das Ganze ſchloß, wie es bey ihnen immer gebräuchlich iſt, mit einem großen Gaſtmahle. .....

Ich konnte nicht umhin über eine ſeltſame kindiſche Gewohnheit zu lächeln, welche in dieſem Tanze mit vorkam, und das Einzige war, was einen geringen Schein von Zauberey hatte. Der größte Theil der Mitglieder hatte ein Otter oder Marderfell in der Hand, welches

ganz abgebalgt und mit Luft angefüllt worden war, ſo daß der Balg, wenn er zuſammen gedrückt wurde vermittelſt eines kleinen pfeifenförmig geſchnitzten Holzes im Munde (deſſelben) ein quikendes Geräuſch hervorbrachte. Wenn dieſe Maſchine irgend einem aus der Geſellſchaft vor das Geſicht gehalten, und der Ton hervorgebracht worden war, ſo fiel die dadurch angeblaſene Perſon augenblicklich, dem Anſchein nach, todt nieder. Zuweilen lagen 2 oder 3 ſo wol Männer als Frauen, zuſammen auf der Erde, doch erholten ſie ſich ſogleich, und geſellten ſich wieder zu den Tänzern. Dieß ſchien ihnen, und ſelbſt den Chiefs ein unendliches Vergnügen zu gewähren. Ich erfuhr in der Folge daß dieſe (Quikbälge) ihre Dii Penates oder Hausgötter wären.

Carver 266 ff. vergl. Loskiel I. Abſch. 8.

48) Eine ganz eigne Art von Tanz, welcher von etwa 20 ganz entkleideten jungen Indianern, bey einem nächtlichen Beſuche, in dem Zelte des Capitain Carver (unweit des Sees Pepin am Miſſiſſippi) ausgeführt wurde, ſchien anfangs ein Kriegstanz zu ſeyn, und hatte ganz das Eigenthümliche und Fürchterliche deſſelben, es erfolgte indeſſen nichts Feindſeliges darauf, und Capitain Carver erfuhr in der Folge, daß ein ſolcher Tanz zu den Höflichkeitsbezeugungen gehöre, welche einem fremden Chief, wenn er eine ihrer Horden beſucht, erwieſen zu werden pflegen.

Carver 279 ff.

49) Die einzige Muſik, welche ſie haben, iſt eine Trommel; dieſe beſteht aus einem Stück Holz von einem hohlen Baume, ſeltſam ausgeſchnitzt, über welches an dem einen Ende ein Fell geſpannt iſt, und welche mit einem einzelnen Stocke geſchlagen wird. Der dadurch hervorgebrachte Ton iſt keinesweges wohlklingend, ſondern dient blos dazu den Takt zu halten. Nebſt der Trommel raſſeln ſie auch zuweilen mit dem Chichiku und in den Kriegs-

tänzen

tänzen bedienen ſie ſich auch einer Art Pfeife, aus Rohr gemacht, welche einen ſchneidenden harten Laut giebt.

Carver 276.

50) Die Tänze unter den Indianern ſind mancherley und verſchieden, und jede Art von Tänzen hat ihren eignen Tanzſchrey (hoop). Es ſind der Calumettanz, der Kriegstanz, der Chiefstanz, der Abreiſetanz, der Scalpstanz, der Todestanz, der Gefangenentanz, der Heimkehrtanz, der Speertanz, der Hochzeitstanz, der Opfertanz. — Alle dieſe verſtand ich vollkommen, und tanzte häufig im Reigen vor. Wenn ein Fremder zufällig bey uns vorſprach, konnte mich niemand, es ſey denn daß ich erkannt ſeyn wollte, von den Indianern unterſcheiden.

Long S. 35.

51) Ein Stück des religiöſen Aberglaubens der Wilden beſteht darin, daß jeder von ihnen einen "totam" oder Lieblingsgeiſt (Schutzgeiſt) hat, von welchem er glaubt, daß er ihn bewache. Von dieſem Totam glauben ſie, daß er die Geſtalt irgend eines Thiers annähme, und deswegen tödten, oder eſſen ſie das Thier nicht, deſſen Geſtalt dieſer Totam hat, machen auch nicht Jagd darauf. — Ein Indianer deſſen Totam ein Bär war, hatte das Unglück unter einem Rudel Hirſche auf welche er ſchoß, unabſichtlich einen Bär zu erſchießen. Dieß ſetzte ihn in die äußerſte Unruhe und er ging ſogleich zu Hauſe; auf dem Wege wurde er von einem andern Bär angefallen der ihm das Geſicht zerkratzte, und ihm auch (ſagte der Indianer) darüber zur Rede ſtellte, daß er ſeinen Totam erſchoſſen habe. Er klagte dieß bey ſeiner Zuhauſekunft dem Herrn Long, und ſetzte hinzu, mein Totam iſt böſe, ich werde nie wieder Glück auf der Jagd haben.

Long S. 86. 87.

52) Auch Opfer gehören zur Religion der Indianer. . . . Eigentliche Opferprieſter und Tempel haben ſie nicht.

Bey

Digitized by Google

Bey großen Opfern woran viele Theil haben, vertreten die älteſten Männer die Stelle der Prieſter, bey kleinern thuts derjenige der das Opfer gibt. Zu großen Opfern wird ein großes und geräumiges Wohnhaus zubereitet.... Bey ihren Opfern wird ihr Mannitto (ein von Holz geſchnitzter Menſchenkopf, welchen ſie im Kleinen entweder am Halſe oder in einem Beutel immer bey ſich tragen, auch ihren Kindern anhängen) in der natürlichen Größe eines Menſchenkopfes an einem Pfoſten mitten im Hauſe befeſtigt.

Sie halten auch die Elemente, faſt alle Thiere, ſelbſt einige Gewächſe für beſondre Geiſter, deren einer immer größer und mächtiger iſt, als der andre.

Dem Haſen opfern ſie, weil der Stammvater der Indianer den Namen dieſes Thieres gehabt haben ſoll. Dem Welſchkorn wird Bärenfleiſch, hingegen den Hirſchen und Bären Welſchkorn geopfert, den Fiſchen aber kleine Brötchen, die wie Fiſche geformt ſind, und dergl. mehr. Sie wollen aber durchaus nicht zugeben, daß ſie die guten Geiſter an und für ſich anbeten, und ihnen opfern, ſondern behaupten, daß ſie in denſelben eigentlich Gott verehren....

Die Mannittos ſind Schutzgeiſter der Indianer, jeder hat einen oder mehrere von welchen er glaubt, daß ſie ihm ganz eigentlich zugegeben worden, ihm zu helfen oder ihn glücklich zu machen. Der eine hat im Traume die Sonne zu ſeinem Schutzgeiſt bekommen, der andre den Mond, der dritte die Eule, der vierte den Büffel u. ſ. w.

Bey den Delawaren werden folgende Opferfeſte begangen: Das erſte Opferfeſt wird in einer Familie oder Freundſchaft alle 2 Jahre einmal, gemeiniglich im Herbſt, ſelten im Winter begangen. — Außer den eigentlichen Verwandten und Freunden, werden auch andre, ſelbſt Einwohner benachbarter Dörfer dazu eingeladen. . . . Dem

Ober-

Oberhaupt der Freundſchaft kommt es zu, Alles dazu gehörige zu beſorgen. . . . Das zum Opfer beſtimmte Fleiſch wird gekocht, und nebſt Welſchkornbrot den verſammelten Gäſten vorgeſetzt, alles muß rein aufgezehrt werden; nur von dem Fette gießen einige der älteſten Männer etwas ins Feuer, und hierin beſteht eigentlich das Opfer. Die Knochen werden verbrannt, damit nicht die Hunde etwas davon erhaſchen mögen . . . nach der Mahlzeit wird nach Indianer Sitte getanzt und geſungen. Dieß Opfer währt 3 auch wol 4 Nächte, fängt Nachmittags an, und dauert die Nacht hindurch bis an den Morgen.

Das zweyte Opferfeſt unterſcheidet ſich von dem erſten blos dadurch, daß nur die Mannsperſonen faſt nackt dabey tanzen, und vom Kopf bis zum Fuße mit weißem Thon beſtrichen. . . . Bey ihrem dritten Opferfeſte werden nach der Mahlzeit 10 oder mehr gegerbte (bereitete?) Hirſchhäute an alle Männer oder Weiber verſchenkt, welche in dieſe Häute gehüllt, draußen vor dem Hauſe mit dem Angeſicht gegen den Aufgang der Sonne, Gott überlaut bitten, daß Er ihre Wohlthäter ſegnen wolle. Das vierte Opferfeſt wird einem gewiſſen Freßgeiſte zu Ehren gehalten, der nach ihrer Meinung nicht ſatt werden kann. Hier müſſen die Gäſte das zubereitete Bärenfleiſch rein aufeſſen, und das Fett wie Waſſer trinken. Ueberladen des Magens und Erbrechen iſt dabey nicht ungewöhnlich.

Das fünfte Opferfeſt wird zu Ehren des Feuers angeſtellt, als welches der Großvater aller Indianer Nationen ſeyn ſoll. Sie geben ihm noch 12 Mannittos zu, die theils thieriſche Geſchöpfe theils Gewächſe ſind. Bey dieſer Feierlichkeit iſt die Hauptſache, daß ein Ofen im Opferhauſe gebauet wird, wozu ſie 12 Stangen nehmen, deren jede von einer beſondern Holzart ſeyn muß. Dieſe werden in die Erde geſteckt, oben zuſammen verbunden,

Digitized by Google

und mit wollenen Decken rings umher zugedeckt, welches denn einem Backofen nicht ähnlich ſiehet. Ein Mann kann zur Noth in demſelben ſtehen und gehen. Erſt wird eine Mahlzeit gehalten, und dann der Ofen mit 12 glühend heißen Steinen geheizt. Darauf kriechen 12 Männer hinein, und bleiben ſo lange darin als ſie es nur aushalten können. Unterdeſſen werden von einem alten dazu erwählten Manne 12 Pfeifen Tabak nach einander auf die glühenden Steine geſchüttet, welches in dem engen Behältniß einen gewaltigen Dampf verurſacht. Dieſer Tabak iſt das eigentliche Opfer das dem Feuer gebracht wird. Wenn die 12 Männer aus dem Ofen wieder heraus kommen, ſo liegen ſie gemeiniglich eine Weile wie in Ohnmacht. Bey dieſem Feſte wird auch die Haut eines großen Hirſchbocks, daran der Kopf mit dem Geweih noch ſitzt, an einem Pfahle aufgehangen. Vor dieſen ſtellen ſie ſich hin, und halten ihre Andacht mit Gebet und Geſang. Doch wollen ſie nicht dafür angeſehen ſeyn, daß ſie einen Hirſchbock anbeten, nur Gott, ſagen ſie, wird darunter verehrt.

Für die jungen Leute wird bey dieſen Feſten eine Menge Wampum auf die Erde geſchüttet . . . es werden nie weniger als 4 Diener bey ſolchen Feſten beſtellt . . . den Schluß eines jeden Feſtes macht ein allgemeines Saufen.

Zwey Miſſionäre waren einmal bey einem beſondern gottesdienſtlichen Feſte gegenwärtig. — Es war auch eine große Mahlzeit, an welcher wohl 100 Perſonen Theil nahmen, und beſtand aus Hirſchfleiſch und Welſchkorn in Kolben, das Fleiſch wurde unter die Familien, von 6 Dienern, verhältnißmäßig ausgetheilt, die Welſchkornkolben wurden den Gäſten zugeworfen, wobey es ſehr geräuſchvoll und fröhlich zuging. Ehe gegeſſen wurde ſaßen die Gäſte auf Bärenhäuten ſehr ſtille, es wurde erſt von 4 Mannsperſonen vor der Thür, dann von allen mit dieſen

ſen im Hauſe ein Geſang angeſtimmt, auch ein alter Greis am Feuer, von einer Frau mit Bärenfett geſalbt; worauf dieſer kurze Sentenzen ausſprach und am Ende die ganze Verſammlung wieder ſang.

Wenn ein Knabe einen großen Raubvogel im Traume ſieht der allezeit von Norden kommen, und ſo groß wie ein Menſch ſeyn muß, und dieſer zu dem Knaben ſpricht: du mußt Fleiſch braten! ſo muß der Knabe ſeinen erſten Hirſch oder Bären den er ſchießt opfern. Die Beſorgung davon übernimmt ein alter Mann der zugleich den Ort und Tag zum Opfer beſtimmt. Außer dem Schmauſe iſt das Eigenthümliche dabey, daß in dem langen Gebäude wo das Opfer gehalten wird, und wo drey Feuer ſeyn können, 12 Stäbe in einem Kreiſe in die Erde geſteckt, und mit einer wollnen Decke behangen werden. In dieſen Kreis werden 12 glühend heiße Steine gerollt, deren jeder einem Gott geweihet iſt (der größte Stein dem großen Gott im Himmel, der zweyte dem Gott des Tages oder der Sonne, der dritte der Nachtſonne oder dem Mond u. ſ. w. der Erde, dem Feuer, dem Waſſer, dem Hauſe oder der Wohnung, dem Welſchkorn, dem Weſten, dem Süden, dem Oſten, dem Norden.) Darauf nimmt der alte Mann eine Klapper oder einen Kalebas worin Welſchkornkörner ſind in die Hand, geht mit dem Knaben der das Opfer gibt, in den Kreis, wirft eine Hand voll Tabak auf die glühenden Steine und macht ein Rauchwerk, wobey er klappert, einen jeden Gott mit Namen ruft, und ſpricht: dieſer Knabe N. N. giebt dir einen ſchönen fetten Bock, und einen fetten Sapanbrey; erbarme dich über ihn, und gieb ihm und ſeiner Familie Glück! Wenn der Tabak zu brennen anfängt, klatſcht der alte Mann in die Hände, und fährt fort die Götter zu bitten bis der Tabak verbrannt iſt. Dann geht er mit den Gäſten, (von dem mittleren) zu den zwey andern

Feuern

Feuern zum Eſſen; indeſſen müſſen ſich zwey andere Männer zum Opferfell (welches bey dem mittleren Feuer aufgehangen worden) hinſtellen, ihre Träume und Geſichte und was der Vogel zu ihnen geſagt hat abſingen, und das ſo lange wiederholen bis alle gegeſſen haben. Hernach nimt ein Andrer die Klapper in die Hand, ſingt ſeinen Traum ab, und hüpft von einem Ende des Hauſes bis zum andern. Zuletzt nimt der alte Mann das Fell, richtet den Kopf und die Hörner nach Norden, hält es auf ſeinem Arm, macht einen ungewöhnlichen Laut dazu, und das iſt der Schluß.

Bisweilen opfert der Indianer wenn er auf der Jagd iſt, in der Stille ganz allein für ſich, damit er glücklich ſeyn möge. Er zertheilt etwa einen Hirſch in kleine Stücke, und wirft ſie auf dem Boden herum zur Speiſe für die Vögel, denen er in einer kleinen Entfernung ruhig zuſieht, wie ſie das Fleiſch verzehren. . . .

Den Seelen der Verſtorbenen opfern ſie, wenn ſie denken, daß ſie beleidigt worden, entweder Speis- oder Trankopfer. Zu einem Speisopfer muß ein Schwein geſchlachtet oder ein Bär geſchoſſen werden, davon eine Mahlzeit bereitet wird. Gäſte werden dazu nach Belieben eingeladen, und die Mahlzeit im Finſtern gehalten, Licht oder Feuer darf nicht dabey ſeyn. Beym Anfang der Mahlzeit legt einer von den Alten den Seelen einen Theil der Speiſen vor, ſpricht mit ihnen, und bittet ſie, wieder zufrieden zu ſeyn. Darauf verſichert er die Anweſenden, daß die Seelen nun verſöhnt ſind. Zu einem Trankopfer wird Rum, nothwendig erfordert. Ehe getrunken wird, gehen die Gäſte auf den Begräbnißplatz, gießen etwas Rum auf die Gräber, und ein alter Mann ſpricht dabey mit den Seelen, eben ſo wie beym Speisopfer. Dann muß der Brandtewein bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken werden. Eine Frau deren Kind

in

in der Fremde geſtorben iſt, geht, wo möglich, jährlich einmal in Geſellſchaft einer andern dahin, und opfert auf dem Grabe ihres Kindes ein Trankopfer.

Dergleichen Opfer ſind aber auch in andern Fällen unter ihnen ſehr gewöhnlich. Es darf Jemand nur Zahn- oder Kopfweh haben, ſo heißt es gleich: die Geiſter ſind unzufrieden und wollen verſöhnt ſeyn. . . . In gefährlichen Umſtänden hat man wol auch wahrgenommen, daß ein Indianer ſich aufs Angeſicht hingelegt, laut geſchrien, eine Handvoll Tabak ins Feuer geworfen, und in der Angſt die Worte ausgeſprochen hat: da, ruh, und ſey doch gut, und thu mir nichts! Das hat man ſo genommen, als wenn er dem böſen Geiſte opferte. Aber nie haben ſich unſre Miſſionarien davon verſichern können, vielmehr verabſcheuen die Indianer den böſen Geiſt, weil ſie glauben, daß er nur damit umgehe, ihnen durch die weißen Leute allen möglichen Schaden zuzufügen. Indeſſen möchte doch einer oder der andre ihm eben darum opfern, damit er ihm nichts Böſes thun ſoll.

Loskiel Th. I. Abſchn. 3. S. 52 u. ff.
auch Th. III. Abſchn. 3. S. 566.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Scalpen, Feld- oder Kriegsgeſchrey, Gefangne.

Das Scalpen iſt ein Gebrauch, der, wie die Indianer ſagen, ſeit Jahrhunderten unter ihrem Volke üblich geweſen iſt. Ich habe nicht nöthig die Art und Weiſe wie man ſcalpt, näher zu beſchreiben, da es von Andern hinlänglich geſchehen iſt *). Indianiſche Krieger halten es für nothwendig die Scalphäute derer die ſie im Kriege getödtet oder wehrlos gemacht haben. mit zu Hauſe zu bringen als ſichtbare Beweiſe ihrer Tapferkeit. Ohne dieſe würden ſie fürchten in ihren Erzählungen von dem Kampfe keinen Glauben zu finden. Die Scalphäute werden getrocknet, bemalt und als Siegszeichen aufgehoben; nach Verhältniß der Anzahl, die der Krieger davon aufweiſen kann, wird er geachtet.

Bekanntlich laſſen die Indianer nur einen einzigen Schopf Haare oben auf dem Wirbel ſtehen, und der Grund hievon iſt kein andrer als ſich einander die Scalp- oder Scheitelhäute deſto leichter abnehmen zu kön-

*) Loskiel Th. I. Abſchn. 11. S. 192.

können. "Wenn wir zum Kampfe ausziehen ſagen ſie, ſo ſteht alles von beyden Seiten gleich, und ſo würde es auch unedel ſeyn wenn ein Krieger ſeinen Feinden, auf den Fall daß dieſe ſiegen möchten, das Mittel rauben wollte, ſich die Ehrenzeichen zu verſchaffen, die er ſelbſt zu erlangen ſtrebt." Da dieſe Sitte bey allen Indianiſchen Völkerſchaften Statt findet, ſo ſcheint ſie wol, ſo weit mir bekannt geworden iſt, das Reſultat einer ſtillſchweigenden Uebereinkunft zu ſeyn, die ſtreitenden Krieger von jeglicher Seite in dem Falle zu laſſen, zu den gewöhnlichen Siegszeichen gelangen zu können, da man vielleicht fürchtet, daß wenn irgend eine einzelne Völkerſchaft aus Rückſicht auf perſönliche Sicherheit, oder um den kriegeriſchen Ruhm ihrer Nebenbuhler und Feinde zu vernichten, eine andre Sitte befolgen, und den Schopf auf dem Scheitel nicht ſtehen laſſen würde, dieß leicht von der andern Seite nachgeahmt werden könnte, womit alle Tapferkeit und aller Heldenmuth der Indianer aufhören würde. Es iſt zuverläſſig, daß alle Waffen deren ſich die Indianer im Kriege bedienen, für den Angriff beſtimmt ſind; ſie haben keinen Bruſtharniſch, keinen Helm, oder irgend eine Bedeckung und Waffe zur Vertheidigung, und es iſt gerade nicht der unbedeutendſte Zug in ihrem kriegeriſchen Charakter daß ſie es zu einer Ehrenſache machen, ihrem Feinde etwas zum Feſthalten ihrer Perſon anzubieten, wodurch es ihm nicht nur leichter wird ihnen das Leben zu nehmen ſondern auch eine blutige Beute als Siegszeichen heim zu bringen.

Ich machte einmal gegen einen Indianer die Bemerkung, daß wenn dieß ihr Grund wäre warum ſie

Digitized by Google

den Haarſchopf auf dem Scheitel wachſen ließen, ſie eben ſo gut das ganze Haupthaar möchten wachſen laſſen. Auf dieſe Bemerkung antwortete er: "Mein Freund, der Menſch hat nur einen Kopf, und ein einziger Scalp von dieſem Kopfe reicht zum Beweiſe hin, daß dieſer Kopf in meiner Gewalt war. Wenn wir, wie die weißen Leute thun, unſer ganzes Haupt mit Haar bewachſen laſſen würden, ſo könnten mehrere Scalps davon genommen werden, und das würde falſches Spiel ſeyn! Ein Feigherziger könnte dann auch ohne Gefahr an ſolche Siegeszeichen kommen, und dadurch dem tapfern Krieger die Ehre des Sieges ſtreitig machen."

Wenn die Indianer ihre Siege erzählen, ſo ſagen ſie nicht daß ſie ſo und ſo viel Scalps, ſondern ſo und ſo viel Köpfe erbeutet hätten, wobey ſie ſowol diejenigen die ſie geſcalpt aber beym Leben gelaſſen haben (was zuweilen der Fall iſt) und ihre Gefangnen, als auch diejenigen die ſie erſchlagen haben mitzählen. Und es folgt auch nicht wenn ſie die Zahl der Köpfe ihrer Gefangnen mitrechnen oder zählen, daß dieſe entweder ſchon getödtet wären, oder getödtet werden würden.

Es iſt ein entſetzliches Schauſpiel die Indianiſchen Krieger von einer glücklich ausgefallnen Unternehmung mit ihren in der Schlacht erbeuteten Scalps und Gefangnen heimkehren zu ſehen. Es hat etwas ähnliches mit der Rückkehr einer ſiegreichen Armee mit Gefangnen und erbeuteten Fahnen, aber es hat ein weit grauſenvolleres und ſchreckenerregendes Anſehen. Die Scalphäute werden voraufgetragen, an dem Ende dünner Stäbe von etwa 5 oder 6 Fuß Länge befeſtigt;

die

die Gefangnen folgen hierauf, dann kommen die Krieger, laut anſtimmend den furchtbaren Scalpkreiſch (scalp yell) von einigen der Mordſchrey oder Todesruf (death halloo) genannt aber mit Unrecht, wegen der ſo eben angeführten Gründe. Für jeden erbeuteten Kopf, todt oder lebendig wird ein beſondres Gekreiſch angeſtimmt. In dieſem Gekreiſch oder Siegsgeſchrey findet ſich eine Miſchung von Triumph und Schrecken, die Elemente deſſelben, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, ſcheinen Ruhm und Furcht zu ſeyn, ſo daß zu gleicher Zeit dadurch ausgedrückt wird das Gefühl des jauchzenden Kriegers, und das Gefühl welches er bey dem Feinde erregt hat.

Verſchieden von dieſem Gekreiſch (yell) iſt der Lärmſchrey (alarm whoop) welchen man nie anders ertönen läßt, als wenn Gefahr vorhanden iſt. Er wird ſchnell hintereinander wiederholt, ungefähr ſo wie bey uns das Geſchrey: Feuer! Feuer! wenn man in großer Beſorgniß iſt und Menſchenleben in Gefahr glaubt. Sowol dieſer als der Scalpkreiſch beſteht aus den Tönen au (tiefes a) und oh hintereinander ausgeſtoßen, der letzte ſtärker betont, und höher als der erſte. In dem Scalpkreiſch wird dieſer letzte Ton außerordentlich lang gehalten, ſo lang in der That, als nur der Athem aushält, und etwa um eine Octave höher als der erſte. In dem Lärmſchrey dagegen, werden dieſe Töne gleichſam nur ſchnell angeſchlagen, und der letzte nur wenige Noten höher als der erſte. Dieſes Gekreiſch oder Feldgeſchrey iſt in der That fürchterlich, und kann diejenigen in Schrecken ſetzen welche noch nicht daran gewöhnt ſind. Es hält ſchwer den Eindruck zu beſchreiben, den

ins=

Digitized by Google

insbeſondre der Scalpkreiſch auf Jemand macht der ihn zu erſten Male hört.

Ich bin jetzt bis zu einem nur mit Schmerz zu erwähnenden Gegenſtand gekommen, zu der Art wie die Indianer ihre Kriegsgefangnen behandlen. Man erwarte nicht, daß ich hier die verlängerte Marter welche man den zum Marterpfahl verurtheilten zufügt, beſchreiben werde, noch auch die Standhaftigkeit und Feſtigkeit welche dieſe Schlachtopfer an den Tag legen, indem ſie ihr Sterbelied ſingen und immerfort ihrer Peiniger verächtlich ſpotten. Mehrere Schriftſteller haben hiebey verweilt, und ich werde auch, als Chriſt, nicht verſuchen dieſe Gräuel zu entſchuldigen oder zu mildern. Das wird mir aber erlaubt ſeyn zu ſagen, daß jene fürchterlichen Hinrichtungen nicht ſo häufig ſind als man ſich gewöhnlich vorſtellt. Die Kriegsgefangnen werden meiſtentheils von den Familien ihrer Ueberwinder für verſtorbene oder verlorne Freunde und Verwandte an Kindesſtatt angenommen, und werden daſelbſt bald ſo einheimiſch und auch ſo gut behandelt daß ſie ſich gar nicht wieder wegwünſchen. Ich habe ſelbſt weiße Leute geſehen, die nach ſolcher Annahme an Kindesſtatt, wenn ſie etwa nachher zufolge der Beſtimmung eines Friedensſchluſſes von den Indianern ausgeliefert wurden, bey der erſten Gelegenheit ihren eignen Landsleuten entliefen, und in aller Eile zu ihrer Indianiſchen Heimath zuzückkehrten; ich habe geſehen daß Indianer, wenn ſie im Begriff ſtanden ſie wieder auszuliefern ſie während der Nacht in den Block legten, aus Furcht daß ſie ihnen entwiſchen und nach ihrem (der Indianer) Wohnort zurückkehren möchten.

Selten

Digitized by Google

Selten nur werden Gefangne durch langſame Marter getödtet oder verbrannt. Es geſchieht kaum jemals anders als wenn eine Völkerſchaft im Kriege viel verloren hat, und man es für nöthig hält den Tod ihrer in der Schlacht getödteten Krieger zu rächen, oder wenn muthwillige und vorſetzliche Mordthaten an Weibern und Kindern von einem Feinde ſind verübt worden, in welchem Fall die erſten Gefangnen die man macht zur Wiedervergeltung, beynahe gewiß hingeopfert werden. Wenn aber ein Krieg glücklich endet, und keine beſonders grauſame oder verrätheriſche Handlungen von Seiten des Feindes ſind verübt worden, finden auch die Gefangnen eine mildere Behandlung und werden dem Volk der Sieger einverleibt.

Viel iſt über die Grauſamkeiten geſagt worden, welche an den Gefangnen verübt würden ehe die triumphirenden Krieger mit ihnen in ein Indianiſches Dorf einziehen. Es iſt gewiß daß dieſe Behandlung empfindlich iſt, wenn man eine beſondre Rache nehmen will, ſonſt aber kann ich in Wahrheit ſagen, daß ſie in vielen Fällen einer Beluſtigung ähnlicher ſieht als einer Züchtigung. Viel hängt von dem Muth und der Geiſtesgegenwart des Gefangnen ab. Wenn man in das Dorf kommt ſo zeigt man ihm in der Entfernung von 20 bis 40 Ellen einen angemalten Pfahl und ſagt ihm darauf zuzulaufen und ihn ſo ſchnell er nur kann zu umfaſſen. An beyden Seiten ſtehen Männer, Weiber und Kinder, mit Aexten, Stangen und andern Angriffswaffen verſehen und bereit auf ihn loszuſchlagen indem er vorbeyläuft, auf dieſelbe Weiſe wie in Europäiſchen Armeen geſchieht, wenn

Solda-

Soldaten Gaſſenlaufen. Sollte er ſo unglücklich ſeyn auf dem Wege niederzufallen, ſo würde er wahrſcheinlich ſogleich den Todesſtreich empfangen von einem oder dem andern der einen erſchlagenen Freund oder Verwandten zu rächen begehrt; von dem Augenblicke an aber wo er das Ziel erreicht, iſt er geborgen und gegen weitere Mishandlung geſchützt bis ſein Schickſal entſchieden wird.

Wenn ein Gefangner unter dieſen Umſtänden einen entſchloſſnen Muth zeigt und bey der Aufforderung auf den angemalten Pfahl zuzulaufen, ſogleich raſch davon geht, und alle ſeine Kraft und Geſchwindigkeit anſtrengt bis er ihn erreicht hat, ſo wird er faſt immer mit geringer Verletzung zuweilen ohne alle Beſchädigung davon kommen, und wird ſich noch der Lobſprüche über ſeinen Muth und ſeine Entſchloſſenheit die er hört, wenn er den angewieſenen Punct erreicht hat, freuen können. Aber wehe dem Feigherzigen, der zaudert oder einige Zeichen der Furcht blicken läßt. Er wird ohne viel Barmherzigkeit behandelt und muß ſich glücklich ſchätzen, wenn er am Ende noch mit dem Leben davon kömmt.

Im Monat April 1782, als ich ſelbſt ein Gefangner zu Unter-Sandusky war, und auf eine Gelegenheit wartete mit einem Handelsmann nach Détroit abzugehen, wohnte ich einem ſolchen Auftritte bey, der für das Geſagte vollkommen zum Beyſpiel dient. Drey Amerikaniſche Kriegsgefangne wurden eines Tages durch 14 Krieger von der Beſatzung im Fort M'Intoſch eingebracht. Sobald ſie über den Sanduskyfluß gegangen waren, an deſſen Ufer das Dorf lag, wurde ihnen von dem Befehlshaber des

Trupps

Trupps geſagt, ſo ſchnell ſie könnten auf den angemalten Pfoſten den man ihnen zeigte zuzulaufen. Der jüngſte von den dreyen ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, rannte ſogleich darauf zu, und erreichte ihn glücklich ohne einen einzigen Schlag zu bekommen; der zweyte zauderte einen Augenblick, faßte ſich aber bald, lief auch aus vollen Kräften, und erreichte den Pfeiler unverletzt; der dritte aber, erſchreckt durch den Anblick ſo vieler Männer, Weiber und Kinder mit Waffen in den Händen und bereit auf ihn loszuſchlagen, hörte nicht auf, den Capitain zu bitten, ſein Leben zu ſchonen, er wäre ſagte er, ein Maurer und wolle dem Capitain ein ſchönes, großes Haus von Stein aufbauen und ſonſt alle Arbeit für ihn thun die er nur verlangte. "Lauf und rette dein Leben, rief ihm der Chief zu, und ſchwatze jetzt nicht vom Bauen!" Der arme Menſch hielt indeſſen an, bat und flehete, bis der Befehlshaber, da alle ſeine Aufmunterungen vergebens waren, und er die Folgen fürchtete, dem Gefangnen den Rücken zukehrte und ihn nicht länger anhören wollte. Unſer Maurer fing nun an zu laufen, bekam aber manchen harten Schlag, einer ſtürzte ihn beynahe nieder und würde mit einem Male ſein Schickſal entſchieden haben, hätte er ihn ganz zu Boden geſtreckt. Er erreichte indeſſen das Ziel, aber jämmerlich zerſchlagen, und er wurde überdieß noch als ein Feigherziger bitter geſchmähet und verhöhnt, während man den andren als braven Leuten zuſprach, und ſie Zeichen des allgemeinen Beyfalls vernehmen ließ.

Anmerkung. 53) Das Scalpen, oder Abziehen der Kopfhaut wird auf folgende Weiſe verrichtet. Sie werfen den

den Menſchen zu Boden, ſetzen ihm einen Fuß auf den Hals, ergreifen ihn mit der linken Hand bey den Haaren, ſpannen dadurch die Haut des Kopfes an, durchſchneiden ſie mit ihrem ſcharfen Meſſer rund herum und reißen ſie vom Kopfe ab. (Nach Long bedient ſich der Wilde, wenn ein Feind durch einen Schlag mit dem Tomahawk betäubt zu Boden gefallen iſt, bey dem Abziehen der Kopfhaut auch der Zähne.) Dazu braucht ein geſchickter Indianer kaum eine Minute (zwey Minuten Long.) Zeit. Wird die feine Haut womit der Hirnſchädel unmittelbar bedeckt iſt, mit durchſchnitten, ſo iſt dieſe Operation auf der Stelle tödtlich (nach Long, wenn ein Schlag mit dem Tomahawk vorhergegangen iſt, jedesmal). Außerdem hat die Erfahrung gelehrt, daß ein geſcalpter Menſch beym Leben bleiben kann. (Es verurſacht alsdann den fürchterlichſten Schmerz, aber es giebt Perſonen in Amerika, welche auf der, durch das Scalpen entblößten Stelle eine Platte von Zinn oder Silber tragen, und ſich ganz wohl befinden, auch nur ſelten Schmerzen fühlen. Long.) Loskiel I. 11. S. 192.

54) Die Indianer wiſſen nichts davon die Verwüſtungen des Krieges durch die Begnadigung der Gefangnen zu mildern, und mit dem Feinde in Unterhandlungen über die Auswechſelung derſelben zu treten. Alle Gefangnen, welche man von beyden Seiten macht, werden entweder getödtet, oder an Kindes Statt angenommen, oder zu Sklaven beſtimmt. Wenn ein gefangner Krieger der (bey der Entſcheidung über das Schickſal des Gefangnen) in das Haus der Begnadigten (the house of grace) aufgenommen würde, entweder als ein Adoptirter oder als Sklave, nachher davon laufen ſollte, ſo würde er nicht wieder unter den Kriegern ſeiner Nation aufgenommen werden. Der Theil der Gefangnen, die man als Sklaven betrachtet, wird gewöhnlich unter die Chiefs ver-

Digitized by Google

vertheilt, die ſie oft an Europäer auf Außenpoſten verſchen-ken, die Jeſuiten und franzöſiſchen Miſſionäre, ſollen zu-erſt zu der Einführung ſolcher Gefangnen in die Euro-päiſchen Niederlaſſungen Veranlaſſung gegeben haben. — In der löbl. Abſicht, Grauſamkeiten zu verhüten, ermun-terten ſie die Handelsleute Sklaven einzuhandeln. Die Ausſicht auf einen vortheilhaften Verkauf der Gefangnen hat aber nur die Fehden unter den Indianern vermehrt, und die nachherigen Verbote gegen das Einführen von Sklaven haben nicht immer ihren Zweck erreicht.

Carver. 345 ff.

55) Wenn Krieg gegen die Indianer am Miſſiſſippi ge-führt wird, ſo ſuchen ſie (die angreifenden Indianer) die Männer und Weiber zu tödten und die Kinder weg-zuführen, um ſie an die Kaufleute zu verhandeln, von welchen ſie als Dienſtboten nach Montreal geſchickt wer-den. Mit den Knaben geht dieß nicht ganz ſicher, denn ſie ſind widerſpänſtig uud rachſüchtig. Die Mädchen aber ſind gelehriger und nehmen bald die gebildeteren Sitten an. Anfangs ſind ſie kränklich, bald aber gewöhnen ſie ſich und ziehen dann die neue Lebensart der alten vor.

Long. S. 80.

56) In der Hauptſtadt der Ottagaumies wurde ein Gefangner aus der Illinois Nation von einem Trupp Krieger eingebracht. Nach den der Verurtheilung vor-hergehenden vorläufigen Schritten (nämlich der Sonde-rung der Gefangnen, wodurch zugleich ihr Schickſal ent-ſchieden wird) wurde er außerhalb des Orts an einen Baum gebunden. Hierauf wurde allen Knaben, deren Zahl beträchtlich war, erlaubt, mit ihren Pfeilen auf den Gefangnen zu ſchießen, wodurch er wol verwundet, aber nicht getödtet werden konnte, der Gefangne ſang indeſſen von ſeinen Heldenthaten, und beſonders von den Mar-tern, welche er den von ihm gemachten Gefangnen zuge-

fügt

fügt hätte — namentlich manchen von den Verwandten derer die ihn damals marterten. Selbſt da er nicht mehr im Stande war Worte hervorzubringen ſaß ein aus Verachtung und Triumph gemiſchtes Lächeln auf ſeinem Geſicht. Carver 338 ff.

57) Die gewöhnliche Art der Hinrichtung (eines Gefangnen) iſt folgende. Wenn ein Krieger gefangen genommen worden, wird er in eine Hütte gebracht und mit kleinen Stricken von Birkenrinde gebunden, darauf macht man ihn an den Stumpf eines Baumes feſt, und giebt ihm eine kleine Raſſel chessaquoy (chichecoe? Carver) in die Hand, welche er ſchüttelt, während er ſein Sterbekriegslied (dead war song) ſingt: Herr des Lebens (Kitchee mannitoo) ſiehe mich wohl an als einen Krieger, ich habe meinen Leib weggeworfen gegen den böſen Geiſt (matchee mannitoo). Wenn der Geſang geendigt iſt, ſo wird der Gefangne losgebunden, und muß durch zwey Reihen Weiber, welche mit kleinen Stäben zum Schlagen verſehen ſind, Gaſſen laufen. Nach dieſer Züchtigung wird ein Hundefleiſch Mahl mit Bärenfett und Heidelbeeren zubereitet, wovon man ihn nöthigt zu eſſen. Dann wird er wieder an den Pfahl gebunden (und zwar nach Carver, nackt und ſchwarz bemalt) und Holz wird um ihn her gelegt. Jetzt ſingt er ſein Kriegslied, und die Weiber ſtecken die Holzhaufen in Brand indem der Gefangne mit ſingen fortfährt. Am Ende ſammelt man die Gebeine und heftet ſie an die Kriegsfahne (war standard), welches eine hohe rothbemalte Stange iſt. Long. 145. 146.

58) Derſelbe Verfaſſer führt aus Adair's history of American Indians ein Paar Beyſpiele von dem heroiſchen Betragen ſolcher Gefangnen an. Die Schawanoſen machten einen Krieger aus der Muskohge Nation, mit Namen Serany zum Gefangnen, und verurtheilten ihn nach

nach einer ſcharfen Züchtigung durch Schläge zum Feuer. Er hielt ſich unter allen Martern, als ob er nicht die geringſten Schmerzen fühlte, rief ſeinen Peinigern zu, daß er ſeinen Kriegsruhm hauptſächlich durch manchen Sieg über ihre Völkerſchaft erlangt habe, und noch immer ihrem verächtlichen unwiſſenden Haufen auch in der Kunſt zu martern überlegen wäre, wie er ihnen dieß zeigen wolle, wenn ſie ihn losbinden und ihm einen von jenen glühenden Flintenläufen in die Hand geben würden. Weil ſein Antrag ſo kühn und ungewöhnlich war, geſchah was er verlangte. Sogleich ergriff er einen von den glühenden Flintenläufen, ſchwenkte ihn umher, bahnte ſich einen Weg damit durch den Haufen, ſprang eine Anhöhe hinab, ſetzte durch einen Fluß, und entkam unter einem Regen von Kugeln den man ihm nachſchickte, erreichte auch endlich ſein Land.

Eben die Schawanoſen hatten ein andermal einen Gefangnen aus der Anantoocah Nation zum Tode verurtheilt. Er betrug ſich unter den Martern wie der Vorige, und wollte gleichfalls ſeinen Peinigern zeigen, wie ſie einen Feind eigentlich martern müßten. Er bat ſich darauf eine Pfeife und etwas Tabak aus, zündete die Pfeife an, und ſetzte ſich nackt wie er war, auf den Feuerbränden der Weiber (the women's burning torches) die in ſeinem Kreiſe lagen, nieder und rauchte ſeine Pfeife ohne eine Miene zu verziehen. Ein Kriegsanführer ſprang nun auf, erklärte ihn für einen braven Krieger, und um ihm ſeine Achtung zu bezeugen, begnadigte er ihn mit dem Todesſtreiche vermittelſt ſeines Tomahawk.

Long. 72. 73.

69) Von der Gefangenſchaft des Verfaſſers (Heckewelder) im Unter-Sanduſky lieſt man bey Loskiel S. 685 u. ff. hauptſächlich folgendes. Die Veranlaſſung zu den Drangſalen, welche die Indianer-Gemeine (am Muskingum)

Digitized by Google

gum) im Jahr 1781 erfuhr, war der Verdacht der Engl. Regierung im Fort Détroit, als ob unſre Indianer (die Gläubigen) heimliche Anhänger der Freyſtaaten und die Miſſionäre Spione wären, die einen dem Engl. Intereſſe nachtheiligen Briefwechſel führten. Dieſer Verdacht der durch die Widerſacher der Brüder erweckt worden, wurde durch dieſelben auch ſo reichlich genährt, daß die Regierung in Détroit endlich beſchloß, ſich von dieſer Unruhe mit Gewalt zu befreyen. — Es wurde alſo den Irokeſen von Seiten der Engländer der Vorſchlag gemacht, die Indianer Gemeine mit ihren Lehrern aufzuheben und wegzuführen. Die Irokeſen genehmigten den Vorſchlag, wollten aber die Ausführung deſſelben den Chippewäern und Ottawas übertragen — mit den Worten: ſie ſchenkten ihnen die ganze Indianer Gemeine um Suppe davon zu kochen, d. h. ſie abzuſchlachten — dieſe lehnten es aber ab. Nun geſchah der Antrag dem Halbkönig der Huronen mit denſelben Worten, und er nahm ihn an verſicherte aber, daß er es blos darum thue, damit er die gläubigen Indianer von ihrem Untergange retten und ſie beym Leben erhalten könne. Er würde ſich hiezu wol nicht verſtanden haben, wenn nicht der Delawar Capitain Pipe, ein Feind des Evangelii und der Indianer Gemeine und ihr vornehmſter Verkläger in Détroit ihn dazu aufgehezt hätte. — Pipe und ſein Delawariſcher Anhang vereinigte ſich nun mit dem Halbkönig und ſeinen Kriegern, nebſt einigen wenigen Schawanoſen . . . die Miſſionarien lebendig oder todt zu liefern. — Im Auguſt kamen die Wilden nebſt einigen Engliſchen Officiers zu Gnadenhütten an — als Freunde — und wurden auch freundlich empfangen und bewirthet. Der Halbkönig trug nun in feierlicher Rede auf die Verſetzung der Gemeine an — dieſe aber bezeigte ſich abgeneigt weg zu ziehen — einige Zeit verlief mit Unterhandlungen.

End-

Endlich berief der Halbkönig alle weißen Brüder von Schönebrunn und Salem nebſt den National-Gehülfen nach Gnadenhütten. Die Miſſionarien Zeisberger, Senſemann und Heckewälder fanden ſich am 3ten Septbr. ein. — Sie wurden vor den Kriegsrath gefordert und erklärten wie ſchon früher geſchehen, daß ſie nicht weg zuziehen wünſchten. Die Verſammlung brach nun plötzlich auf, und die Feindſeligkeiten fingen an — die Miſſionäre wurden für Gefangne erklärt und einige von ihnen mishandelt — im Lager der Delawaren, wohin man ſie brachte, wurde der Todtengeſang über ſie angeſtimmt — ſie wurden bis aufs Hemd ausgezogen, das Miſſionshaus wurde ausgeplündert und aufs gräulichſte verwüſtet. — Darauf wurden ſie in das Lager der Huronen geführt und in 2 Hütten gefangen geſetzt, die Brüder Zeisberger und Heckewälder in eine und Eduards und Senſemann in die andre. Die Brüder wurden nicht gebunden wie andre Gefangne, ſondern nur ſcharf bewacht. Hier ſaßen ſie auf der bloßen Erde, und hatten nichts womit ſie ſich in der kalten Nacht hätten zudecken können. . . . Nachdem nun die gefangnen Brüder vier Tage lang eine bittre Erfahrung gemacht hatten, was es heißt unter Räubern und Mördern und in ihrer Gewalt ſich befinden — wurden ſie auf Fürbitte der Gemeine wieder in Freiheit geſetzt, und aufgefordert, die gläubigen Indianer aufzumuntern, ſich zum Abzug fertig zu machen. Dieſer erfolgte am 11ten Sept. wirklich, das ganze Volk, von den Kriegern umringt und bewacht, ging geduldig fort. Am 11ten Octbr. kamen ſie am Fluſſe Sandusky an — von welchem die ganze Gegend den Namen führt. Hier verließ ſie der Halbkönig der Huronen und ging nach ſeiner Heimath, ohne ihnen zu ſagen, was ſie nun thun ſollten. Sie fingen zwar an ſich anzubauen, der Ort aber gefiel jedermann übel. Kaum

waren

Digitized by Google

waren die Miſſionarien hier ein wenig zu Othem gekommen, ſo ließ ihnen der Engl. Gouverneur im Fort Détroit durch zwey Delawar-Hauptleute ſagen, daß er ſie ſehen und ſprechen wolle. . . . Dem zufolge traten die Miſſionarien Zeisberger, Senſemann, Heckewälder und Eduards mit vier National-Gehülfen am 25ten Octbr. die Reiſe an, und erreichten nach vielen Beſchwerlichkeiten auf dem Wege, am 3ten Nov. Détroit — wo ſie wohlwollend empfangen, mit dem Nöthigen verſehen und aufs beſte behandelt wurden — auch ward hier das Herz des Capitain Pipe gewendet und er erklärte ſich freundſchaftlich gegen die Brüder.

60) Man darf nur irgend eine Erzählung von den Kriegen der Wilden eingeſehen haben, um zu wiſſen, daß es das gewöhnliche Loos der Kriegsgefangnen iſt, neben einem angezündeten Scheiterhaufen an einen Pfahl gebunden, und da durch die grauſamſten und ausgeſuchteſten Martern, welche die Wuth nur erdenken kann, mehrere Stunden lang, (wol 3 bis 4 Tage Loskiel S. 196) gequält (und gefreſſen) zu werden. — Alles was uns die Reiſenden, als Zeugen von der kannibaliſchen Freude der Umſtehenden und vorzüglich der Weiber und Kinder, und ihrer Wuth einander in Grauſamkeiten zu übertreffen, ſo wie von dem Betragen der Gefangnen unter dieſen Martern erzählen (ſ. Carver, Long, La Hontan, Adair ꝛc.), dieß alles ſag ich, würde bey geſitteten Nationen unglaublich ſeyn, wird von der Nachwelt, wenn es einſt keine Wilde mehr geben wird, als Fabel behandelt werden, wenn es nicht durch unwiderſprechliche Zeugniſſe als Wahrheit erwieſen würde. Täglich tragen ſich noch ſolche Beyſpiele in den Gegenden jenſeits des Miſſiſſippi zu, ſie finden von Jahr zu Jahr noch Statt unter den Wilden an der Wabaſh, und zuweilen ſelbſt bey denen in Florida. Der Schriftſteller Pau glaubt, es fehle

Digitized by Google

fehle den Wilden an ſinnlichem Gefühl (sensibilité physique) und deswegen könne er ſo fürchterliche Martern ſo geduldig ertragen, die Wahrheit aber iſt, daß dieſes phyſiologiſche Phänomen mit einem beſondren Zuſtande des durch Leidenſchaften gewaltig aufgeregten Gemüths in Verbindung ſteht. . . . Dieß iſt der Zuſtand des Fanatismus, oder einer innigſt ergreifenden Ueberzeugung, einer nach nichts fragenden Gewißheit davon, daß man in ſeiner Sache das Recht und die Wahrheit ganz und durchaus auf ſeiner Seite habe. . . . Bey dem Wilden iſt (die heroiſche Fühlloſigkeit) eine Wirkung des Fanatismus und der unvermeidlichen Nothwendigkeit zugleich — dennoch bleibt es ein intereſſantes phyſiologiſches Problem auszumachen, was das für ein beſondrer Zuſtand der Nerven, was das für eine Bewegung des elektriſchen Fluidum ſeyn möge, wodurch das ſinnliche Gefühl gleichſam verdampft oder ſich bis auf den Punkt überſpannt, daß der Schmerz vernichtet wird.

Volney II. 492 ff.

61) Ich fragte Herrn Wels, ob es wahr wäre, daß viele Weiße das Leben unter den Wilden dem Leben in der geſitteten Geſellſchaft vorzögen, und warum dieß wol geſchähe. Seine Antwort war lang und ging ins Einzelne, ſtimmte aber ganz mit demjenigen überein, was ich von verſtändigen und erfahrnen Perſonen in Kentucky, zu Poſte-Vincennes und zu Détroit gehört hatte. Das einſtimmige Reſultat der Thatſachen iſt dieſes, daß die Kanadier, nämlich von Franzöſiſcher Abkunft mehr als die Amerikaner, d. i. Sprößlinge aus deutſchem und engliſchem Blute, Beyſpiele der Art liefern. . . . Doch auch bey den Kanadiern findet ſich der Geſchmack an dem Leben der Wilden. Weit ſeltener unter Erwachſenen als unter Leuten von noch nicht 18 Jahren, und unter den Amerikanern zeigen nur ſolche eine Neigung dafür, die

in jungen Jahren als Gefangne weggeführt worden ſind. . . . Solchen gefällt die ungebundene Freiheit, ſich zu vergnügen, zu ſpielen und umher zu laufen, weit beſſer als der Schulzwang in den Städten, und die Züchtigung der Trägheit, welche dabey Statt findet. Was die Erwachſenen betrifft, beſonders die Amerikaner, welche von den Wilden zu Gefangnen gemacht oder adoptirt worden ſind, ſo kann ſich beynahe kein einziger an ihre Lebensart gewöhnen. . . . Diejenigen aber, die aus eigner Wahl zu den Wilden übergeben, größtentheils Kanadier, ſind überhaupt genommen, ſchlechte Subjecte, Wüſtlinge, Faullenzer, unruhige oder ſeichte Köpfe! Ein gewiſſes Anſehen welches ſie ſich bey den Wilden erwerben ſchmeichelt ihrer Eigenliebe, indem zugleich ein ausſchweifendes Leben mit den Squaws oder Wildinnen ihre Leidenſchaften reizt, ſo lange ſie noch jung ſind, im Alter aber kehren ſie gewöhnlich in ihr Vaterland zurück, und beklagen zu ſpät ihre Verirrungen.

Volney II. 449 ff.

Digitized by Google

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Körperbeſchaffenheit und Krankheiten.

Die Indianer ſind überhauptgenommen ſtarke Leute. Es iſt ſehr gewöhnlich, einen Jäger mit einem ganzen Hirſch auf dem Rücken zu Haus kommen zu ſehen. Er trägt das Wild in einem Happi, welches eine Art Gürtel zum Laſttragen iſt, und gegen die Bruſt anliegt, der Traggürtel aber deſſen die Weiber ſich bedienen liegt gegen die Stirn an. Auf dieſe Weiſe werden die Indianer eine Laſt forttragen, welche mancher weiße Mann nicht vom Boden würde aufheben können. Ein Indianer mit Namen Samuel nahm einmal das Mehl, welches aus einem Himten (bushel) Waizen gemahlen war, ganz in der Nähe von Nazareth früh bey Sonnenaufgang auf den Rücken, und kam mit dieſer Laſt denſelben Tag, des Abends in ſeinem Lagerplatz bey Wyoming an. Wenn die Indianer Häuſer bauen, ſo tragen ſie große Blöcke auf ihren Schultern von da, wo das Holz gehauen worden, bis dahin wo ſie bauen wollen.

Gebraucht man die Indianer indeſſen zum Ackerbau oder andrer Handarbeit, ſo ſcheinen ſie nicht ſo ſtark zu ſeyn als die Weißen; wenigſtens halten ſie

Digitized by Google

es nicht ſo lange aus. Man kann dieß aus mehreren Urſachen erklären, außer der daß ſie an ſolche Arbeit nicht gewöhnt ſind. Zum Theil iſt es wol ihrem Mangel an ſtärkender Nahrung und ihrer unmäßigen Lebensart zuzuſchreiben, da ſie nämlich, wenn ſie es haben, bis zum Uebermaaß eſſen, und zu andern Zeiten Tage- und Wochenlang Mangel leiden *). Solche die, wie wir, zu regelmäßiger Arbeit von Jugend auf angeleitet worden ſind, werden ſtark und kräftig, und befinden ſich geſund. Dieß war der Fall bey den Chriſtl. Indianern, in der Niederlaſſung der Brüder **).

Bis zu der Mitte des vorigen Jahrhunderts konnte man die Indianer noch immer als ein ſtarkes geſundes Volk betrachten; manche ſehr bejahrte Männer und Frauen ſah man unter ihnen, einige von denen man glaubte daß ſie bis 100 Jahr gelebt hätten. Sie erzählten mir und Andern oftmals, daß als ſie noch jung waren, die jungen Leute nicht ſo frühzeitig heiratheten, als ſie ſeitdem gethan haben, daß ſie noch im 20ſten Jahr Knaben genannt wurden und kein Beinkleid tragen durften wie die Männer damals thaten, ſondern nur ein klein Stückchen Leder vorhängen hatten. Auch waren ſie damals, ſo ſagten ſie, nicht ſo vielen Krankheiten unterworfen als in ſpäteren Zeiten, und manche von ihnen rechneten darauf daß ſie vor Alter ſterben würden. Seit dieſer Zeit

*) Zwey ausgehungerte Wilde verzehren in einer einzigen Mahlzeit ſehr leicht einen ganzen Hirſch (Dammhirſch), ohne daß ein Stückchen davon übrig bleibt, und werden noch nicht ſatt.

Volney. II. 446.

**) Vergl. Volney II. 447.

Zeit aber hat ſich in der Körperbeſchaffenheit der Indianer, die den Weißen zunächſt wohnen, vieles geändert. Durch die Einführung hitziger Getränke ſind ſie zu Laſtern verleitet worden, und haben ſich dadurch Krankheiten zugezogen, die ihnen, wie ſie ſagen, vorhin unbekannt waren; ihr Blut wurde durch eine ſchändliche Seuche verderbt, von welcher die Europäer behaupten daß ſie ihnen von den Amerikaniſchen Ureinwohnern mitgetheilt wurde, von welcher dieſe aber ſagen daß ſie nie etwas davon gewußt oder gehört haben, bis die Europäer zu ihnen kamen. Jetzt ſind die Indianer in hohem Grade davon angeſteckt, Kinder erben ſie von ihren Aeltern, und ſterben nachdem ſie einige Jahre hingekränkelt haben als Schlachtopfer jenes Gifts.

Die Indianer, welche die Laſter der weißen Leute nicht angenommen haben, erreichen ein gutes Alter, von 70 bis 90 Jahren; wenige bringen es auf 100, und die Weiber leben überhauptgenommen länger als die Männer. Die Indianer ſcheinen von den Schwächen des Alters eben ſo viel zu leiden als die Weißen. Ich habe bejahrte Leute unter ihnen gekannt, die ihr Gedächtniß, ihr Geſicht und ihre Zähne verloren hatten. Ich habe auch Achtzigjährige zum zweytenmale kindiſch geſehen, und unfähig ſich ſelbſt zu helfen.

Die Indianiſchen Weiber ſind im Ganzen nicht ſo fruchtbar als die von weißer Abkunft. Ich denke dieſer Fehler rührt von dem laſterhaften ausſchweifenden Leben her, welches ſie ſeit der Bekanntſchaft mit hitzigen Getränken führen. Unter unſern chriſtlichen Indianern haben wir ein Ehepaar gehabt, welches in den 30 Jahren nach ſeiner Bekehrung beſtändig ein ordent-

ordentliches Leben führte und 13 Kinder hatte. Andre hatten 6 bis 9 Kinder. Im Allgemeinen aber haben die Indianer ſelten mehr als 4 oder 5 Kinder. Die Kinder bleiben gewöhnlich 2 Jahr an der Bruſt, und es giebt Beyſpiele wo es 4 Jahr dauert. Die Mütter ſind ſehr geneigt dem letzten Kinde alles zu verſtatten, ſonſt wird in dieſer Rückſicht allen Kindern gleiches Recht zugeſtanden.

Ich habe nie von einer Indianiſchen Völkerſchaft oder einem Stamme gehört, wo die Sitte herrſchte, Kinder, wenn ſie verunſtaltet oder gebrechlich geboren würden oder bald nach der Geburt in dieſen Zuſtand geriethen, umzubringen *). Ich habe im Gegentheil geſehen daß ſolchen Kindern eine beſondre Sorgfalt gewidmet wurde. Auch ſind mir niemals Indianer vorgekommen, welche ſich künſtlicher Mittel bedient hätten, die natürliche Form des Kopfs bey ihren Kindern zu verändern oder die Köpfe zuſammzudrücken, wie dieß, wenn ich nicht irre, von einigen Reiſenden iſt behauptet worden **).

Die Krankheiten denen die Indianer am häufigſten unterworfen ſind, ſind Lungenſchwindſucht, Flüſſe, Fieber,

*) Es kommt auch wol vor, daß Aeltern ein ungeſtaltetes Kind, welches ihnen zur Laſt ſeyn würde, ausſetzen oder umbringen. Volney II. 444.

**) Der Stamm der Chactas hat die Gewohnheit, dem Schädel der junggebornen Kinder die Form einer abgeſtutzten Pyramide zu geben, indem ſie die noch weichen Köpfe mit einer aus kleinen Brettchen gemachten Form preſſen. Dieſer ſeltſame Gebrauch iſt von ſolcher Wirkſamkeit, daß die ganze Völkerſchaft an ihrem platten Kopfe kenntlich iſt, und ſie dieß zum Beynamen erhalten hat. Volney II. 441.

Fieber, heftige Rheumatiſmen, welche wahrſcheinlich ſämmtlich eine Folge der Lebensart ſind die ſie führen, ſo wie auch der Beſchwerden die ſie ertragen müſſen, und der Nahrungsmittel die ſie zu ſich nehmen. Gallen- und Wechſelfieber ſtellen ſich gewöhnlich im Herbſt regelmäßig bey ihnen ein, wenn ihre Städte in der Nähe moraſtiger Gegenden oder ſtehender Gewäſſer liegen, und manche ſterben daran. Ich habe bemerkt daß dieſe Krankheiten ſich gemeiniglich zuerſt zeigen wenn die wilde Pflaume zeitig iſt, eine Frucht welche die Indianer beſonders gern eſſen. Zuweilen aber zeigen ſie ſich auch, nach einer Hungersnoth oder lang anhaltendem Mangel an Nahrungsmitteln, wo ſie denn häufig zu viel von dem unreifen Welſchkorn, Waſſermelonen oder andern wäſſerichten Früchten eſſen. Sie ſind auch einer Krankheit unterworfen, welche ſie "das gelbe Erbrechen" nennen, und welches zu Zeiten viele von ihnen dahin rafft. Dieſe Krankheit wird gewöhnlich den zweyten oder dritten Tag nachdem ſie ſich eingeſtellt hat, tödtlich.

Die bejahrten Männer ſind den Rheumatiſmen (Gichtbeſchwerden) im Rücken und den Knien ſehr unterworfen. Ich habe einige gekannt die in einem Alter von 50 oder 60 Jahren Wochen- und Monatelang in Folge davon danieder lagen, und ich habe Knaben 10 bis 12 Jahr alt geſehen, die durch Verkältungen oder heftige Krankheitsanfälle ſo contract wurden daß ſie den Gebrauch ihrer Glieder nie wieder erlangten.

Wurmkrankheiten ſind unter den Kindern der Indianer ſehr häufig, und ſehr viele ſterben daran. Sie eſſen ſehr viel unreifes Welſchkorn wenn es in

der

der Milch ſteht, nebſt Bohnen, Waſſer- und Zucker-melonen und dergleichen; ihr Unterleib wird außer-ordentlich dick und aufgetrieben, und vermuthlich er-zeugen ſich hiedurch die Würmer. Die Indianiſchen Kinder ſcheinen mir doch beym Zähnen etwas weniger zu leiden als die der Weißen.

Podagra, Steinſchmerzen, Scropheln kennen die Indianer nicht. Auch habe ich niemals irgend einen kennen gelernt, der die Rachitis oder doppelte Glie-der hatte. Die Schwindſucht rafft eine große Anzahl junger Leute weg, und wer ſich längere Zeit unter ihnen aufhält der kann ohne Mühe von jedem Jahr-zehnd zum andern, die ſchreckliche Verminderung ih-rer Anzahl wahrnehmen. Unſre Laſter haben zu ihrer Ausrottung mehr beygetragen als unſre Schwerdter.

Anmerkungen. 62) Man hält die Wilden für ſehr rüſtig und ſchnellfüßig — es iſt indeſſen bekannt genug, daß die Europäer auf eine kurze Entfernung noch ſchneller laufen. Der Hauptvorzug der Wilden beſteht meiner Meinung nach darin, daß ſie lange Zeit in einem gleichmäßigen feſten Schritt fortgehen können, weshalb ſie zu Boten durch die Waldungen ſehr gut zu gebrauchen ſind, und da ſie nur wenig Schlaf nöthig haben, und von Wur-zeln und Waſſer leben können, welche ſie en volant verzehren, ſo geht mit dem Ausruhen und Eſſen nicht viel Zeit verloren. Sie ſind auch vortreffliche Schwim-mer und fürchten ſich nicht vor dem ſtärkſten Strom.

Long 36. 37.

63) Da ich unter den Nadoweſſiern bey denen ich mich ſo lange aufhielt, (7 Monate) nicht die geringſte Spur von

von veneriſcher Krankheit entdecken konnte, und mir auch geſagt wurde, daß ſie bey den mehr nach Weſten zu wohnenden Völkerſchaften noch unbekannt wäre, ſo glaube ich ſagen zu dürfen, daß ſie in Amerika ihren Urſprung nicht hatte. Die Völkerſchaften, welche mit den Europäern oder den ſüdlichen Stämmen Gemeinſchaft gehabt haben, leiden gar ſehr daran; ſie haben indeſſen alle eine Kenntniß von ſchnell wirkenden und ſichern Gegenmitteln erlangt, ſo daß die Anſteckung eben keine gefährliche Folgen hat.

Carver 392.

Neun-

Digitized by Google

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Heilmittel.

Die Materia medica der Indianer beſteht aus verſchiedenen Wurzeln und Kräutern die ihnen bekannt ſind und deren Eigenſchaften ſie Fremden nicht gern offenbaren. Sie machen viel Gebrauch von Baumrinden, wie von der Rinde der weißen und ſchwarzen Eiche, der weißen Wallnuß, von welcher ſie Pillen verfertigen, der Kirſche, des Hundeholzes (dog wood)*) des Ahorns, der Birke und mehrer andrer. Dieſe Arzneyen bereiten und miſchen ſie auf mancherley Weiſe, welche ſie als ein tiefes Geheimniß bewahren. Mit dieſen Präparaten verbinden ſie häufig abergläubige Gebräuche, wodurch ſie ſich gegen Hexerey ſchützen wollen, woran ſie leider feſt glauben. In der That, ſie ſind geneigt die allernatürlichſten Sterbefälle, den Künſten und Beſchwörungen der Zauberer zuzuſchreiben, und ihre Arzney iſt in den meiſten Fällen eben ſo ſehr gegen dieſe als gegen die Krankheit ſelbſt gerichtet. Es giebt indeſſen Aerzte unter ihnen, die frey von dieſen Vorurtheilen ſind, oder ſich doch in der

*) Cornus florida L. Loskiel.

der Ausübung ihrer Kunſt nicht davon leiten laſſen. Es giebt jedoch Eine abergläubige Vorſtellung, welcher alle ihre Aerzte ergeben ſind, daß nämlich wenn Ausleerungsmittel nach oben wirken ſollen, das Waſſer zu denſelben aus dem Fluſſe, ſtromaufwärts, wenn es nach unten wirken ſoll, ſtromabwärts geſchöpft werden müſſe. Dieß iſt wenigſtens etwas unſchuldiges, und nicht viel alberner vielleicht oder nicht mehr zum Lächeln reizend, als manche Theorien ernſthafter und gelehrter Männer in civiliſirten Ländern.

In Fiebern wenden die Indianer gewöhnlich Brechmittel an, welche auf mancherley Weiſe verfertigt und gemiſcht werden. Ich ſah einmal wie einem Manne der ſich mit der Wurzel des Mayapfels (May Apple) *) vergiftet hatte, ein Brechmittel gegeben wurde. Es beſtand in einem Stück Rackunhaut, worauf noch die Haare ſaßen, welches zu Aſche verbrannt und zu Pulver gerieben wurde, ferner aus geſtoßenen Bohnen und Schießpulver. Dieſe drey Dinge wurden mit Waſſer gemiſcht und dem Kranken eingegeben. Es erfolgte hierauf ein heftiges Erbrechen, die giftige Wurzel wurde völlig ausgeleert und der Mann wieder hergeſtellt.

In andren Unpäßlichkeiten, vorzüglich in denen, rheumatiſchen Urſprungs, ſind Blutlaſſen und Schwitzen immer die erſten Mittel an welche man ſich hält. Der Schwitzofen iſt das erſte, wohin ſich ein Indianer begiebt, wenn er ſich im geringſten übel befindet; dieß iſt der Ort wo der ermüdete Reiſende, der Jäger oder der Krieger Hülfe zu finden hofft, gegen die Stra-

*) **Podophyllum peltatum.**

Strapazen die er ausgeſtanden, gegen die Verkältung die er ſich zugezogen oder den Mangel an Eßluſt worüber er ſich zu beſchweren hat.

Dieſer Ofen wird von verſchiedner Größe aufgeführt, ſo daß er von 2 bis 6 Perſonen auf einmal faſſen kann, oder auch nach dem Verhältniß der Anzahl von Mannsperſonen welche in einem Dorfe ſind, ſo daß ſie alle nach einander bedient werden können. Gewöhnlich baut man ihn am Ufer oder an einem Abhange, halb unter und halb über der Erde. Oben wird er mit zerſpaltenem Holz und mit Erde wohl bedeckt, und hat vorn eine Thür, wo ebener Boden iſt, um hinein zu gehen oder vielmehr zu kriechen. Hier nun, außerhalb des Ofens, werden Steine von der Größe dicker Rüben, von einem oder mehr Menſchen, welche zu dieſem Ende für jeden Tag angeſtellt werden, erhitzt. Während deſſen bereitet entweder die Perſon ſelbſt welche ein Schwitzbad nehmen will, eine Abkochung von Wurzeln und Kräuter, oder dieß geſchieht auch durch einen Mann aus dem Dorfe, der zum allgemeinen Gebrauch einen großen Keſſel voll bereit hält, ſo daß wenn der Ausrufer umhergeht und ruft "Pimook" d. i. geht zum Schwitzen, jeder mit ſeinem kleinen Keſſel ankommt, welchen er ſich mit dem Trank füllen läßt, der ihm als Arzney dient, eine ſtarke Ausdünſtung befördert und ſeinen Durſt löſcht. Sobald ſich eine hinlängliche Anzahl bey dem Ofen eingefunden hat, wird eine Menge der heißgemachten Steine in die Mitte deſſelben hineingerollt, und die Badeluſtigen gehen hinein, ſetzen ſich oder legen ſich vielmehr um dieſe Steine her, und bleiben da ſo lange bis der Schweiß aufhört zu fließen.

Als-

Alsdann kommen ſie heraus, werfen ein oder ein Paar Decken um, ſich nicht zu verkälten *), und es werden nun andre Steine hineingeworfen, für diejenigen die noch in den Ofen wollen. Während ſie im Ofen ſitzen, wird zuweilen Waſſer auf die heißen Steine gegoſſen um Dämpfe zu erregen, von welchen ſie ſagen, daß ſie die Hitze vermehren und ihren Gliedern und Gelenken Geſchmeidigkeit geben. In rheumatiſchen Beſchwerden wird der Dampf durch einen Aufguß auf gekochte Wurzeln hervorgebracht, und der Patient wird während des Bades ſorgfältig in Decken eingehüllt um die kalte Luft von ihm abzuhalten und die Ausdünſtung zu gleicher Zeit zu befördern.

Die Schwitzöfen ſind gewöhnlich in einiger Entfernung von einem indianiſchen Dorfe, wo Holz und Waſſer beſtändig zur Hand ſind. Man beobachtet an dieſen Oertern die beſte Ordnung. Die Weiber haben ihre beſondern Oefen, welche nach einer andern Seite hin als die für die Männer liegen, und wo eben die Regeln der Ordnung gelten. Die Mannsperſonen bedienen ſich des Schwitzbades gewöhnlich einmal auch wol zweymal die Woche; die Weiber binden ſich hiebey nicht an einen beſtimmten Tag, bedienen ſich auch des Bades nicht ſo oft als die Männer.

Im Jahr 1784 kam ein Herr, den ich zu Détroit gekannt, und der ſich lange Zeit in ſchwächlichen Geſund-

*) Wenn ſie (die Indianer) aus dem Schwitzofen kommen, eilen ſie ſogleich an den nächſten Fluß und ſpringen ins Waſſer, wenn ſie ſich hier etwa eine halbe Minute lang gebadet haben, ziehen ſie ihre Kleider wieder an, ſetzen ſich und rauchen ihre Pfeiſe.

Carver. 390.

Vergl. Long. S. 48. und Loskiel. S. 139.

ſundheitsumſtänden befunden hatte, von dort in das chriſtliche Indianer Dorf am Huronfluſſe, um ſich des Schwitzofens zu bedienen. Da es mitten im Winter war, tiefer Schnee lag und große Kälte herrſchte, ſo rieth ich ihm das Schwitzen bis auf eine wärmere Jahrszeit zu verſchieben; da er aber bey ſeinem Entſchluſſe blieb ſo bat ich ihn nicht länger als 15 oder höchſtens 20 Minuten in dem Ofen zu bleiben. Er fand indeſſen den Aufenthelt im Ofen ſo behaglich daß er eine ganze Stunde darin ſitzen blieb, bis er zuletzt ohnmächtig wurde und zwey ſtarke Indianer ihn in mein Haus tragen mußten, wo er ſich ſehr peinlich fühlte und nicht im Stande war zu gehen. Er blieb bis zum folgenden Tage bey mir, wo ich ihn zu Schlitten zu den Seinigen nach Détroit brachte. Alle Aerzte verzweifelten an ſeiner Wiederherſtellung und er beklagte es öfters meinen Rath nicht befolgt zu haben. Plötzlich aber trat Beſſerung ein, er bekam nicht nur ſeine Geſundheit wieder, ſondern wurde auch ein ſtarker robuſter Mann, ſo daß er öfters zu ſagen pflegte: der Schwitzofen wäre das beſte, was er in ſeinem Leben zur Beförderung ſeiner Geſundheit angewandt hätte. Dieß ſagte er mir 15 Jahr darnach als ich ihn im Jahr 1798 ſah, er befand ſich immer vollkommen wohl, und ſtarb im Jahr 1814 in einem hohen Alter.

Drey=

Digitized by Google

Dreyßigſtes Kapitel.

Aerzte und Wundärzte.

Durch dieſe Benennung wünſche ich die rechtſchaffenen und braven Männer zu bezeichnen, die Krankheiten und Wunden durch die bloße Anwendung der natürlichen Mittel, ohne Beymiſchung von einigem Aberglauben weder bey der Verfertigung noch bey dem Gebrauch derſelben zu behandeln gewöhnt ſind. Sie ſind ſehr verſchieden von den Doctoren oder Beſchwörern von denen ich im nächſten Kapitel reden werde. Blos in dem einen ſchon bemerkten Punct, wie das Waſſer bey einem Brech- und bey einem Laxirmittel geſchöpft werden müſſe, ſcheinen ſie in ihren lächerlichen Meynungen ſich einander zu nähern. Dieſe ſeltſame Vorſtellung findet ſich bey den Indianern aller Claſſen; man müſſe ſorgſam ſeyn denken ſie, bey der Bereitung der Heilmittel dem Laufe der Natur zu folgen,, um in dem Magen oder den Eingeweiden des Patienten keine Unordnung zu erregen.

Dieß eine ausgenommen, ſind die Indianiſchen Aerzte vielleicht von ſeltſamen Theorien weiter entfernt, als die irgend einer andern Nation auf Erden.

Ihre

Ihre Wiſſenſchaft gründet ſich allein auf Beobachtung, Erfahrung und die wohlgeprüfte Wirkſamkeit der Heilmittel. Es giebt Aerzte von beyderley Geſchlecht die ſich viel Mühe geben, eine richtige Kenntniß von den Eigenſchaften und Heilkräften der Pflanzen, Wurzeln und Rinden zum Wohl ihrer Mitmenſchen zu erlangen. Sie ſind ſehr ſorgſam zu jeder Zeit ein vollſtändiges Sortiment ihrer Arzneyen zur Hand zu haben, welche ſie zu gehöriger Zeit einſammeln, und zuweilen aus einer Entfernung von mehreren Tagereiſen herholen, dieſe behandeln und trocknen ſie alsdann wie es ſich gehört, binden ſie in kleine Bündel und bewahren ſie zum Gebrauch auf. Es wäre zu wünſchen, daß ſie etwas mehr Kenntniß von der Quantität in welcher ſie die Mittel geben ſollten, beſitzen möchten. Gewöhnlich aber ſind ſie zu geneigt, übermäßig ſtarke Doſen zu geben, nach dem misverſtandnen Grundſatz, daß des Guten viel gebraucht, nothwendig auch viel des Guten wirken müſſe.

Dennoch muß ich ſagen daß ihre Behandlung im Ganzen ziemlich glücklich iſt. Der Gebrauch ihrer Brechmittel und ihrer Arzeneyen gegen Fieber und das Schwitzen nach ihrer Art hat mir ſelbſt gut gethan, und letzteres hat mir in einem hartnäckigen Rheumatismus geholfen. Ich habe auch mehrere ſo wol Weiße als Indianer gekannt, die ſich in Krankheiten mit eben dem Erfolg der Indianiſchen Aerzte bedient haben. Die Frauen der Miſſionäre haben in jedem Fall wo ſie ſich in den ihrem Geſchlecht eignen Krankheiten an die weiblichen Aerzte unter den Indianern wandten, immer viel Nutzen von ihrer Geſchicklichkeit verſpürt. Sie ſind auch ſehr geſchickt Wunden und

Quet-

Digitized by Google

Quetſchungen zu heilen. Ich ſtand einmal zwey Tage und zwey Nächte lang die quälendſten Schmerzen an einem Nagelgeſchwür aus, wodurch mir aller Schlaf geraubt wurde, eine Indianiſche Frau aber verſchaffte mir in weniger als einer halben Stunde die vollkommenſte Linderung durch die einfache Anwendung eines Breyes von den Wurzeln des gemeinen blauen Veilchen *).

In der That, in der Heilung äußrer Wunden zeichnen ſie ſich vorzüglich aus. Nicht nur ihre kunſtverſtändigen Männer und Frauen ſondern auch jeder Krieger iſt mehr oder weniger mit den Heilkräften der Kräutet und Wurzeln bekannt, was auch beynahe unentbehrlich für ſie iſt, da ſie oft in Gefahr kommen in dem Kampf mit dem Feinde verwundet zu werden. Dieſer Zweig des Wiſſens hat deswegen bey ihnen eine große Vollkommenheit erlangt. Ich glaube feſtiglich, daß es keine Wunde giebt, durchaus tödtliche, oder für unſre beſten Aerzte unheilbare abgerechnet, welche ein Indianiſcher Wundarzt (ich meyne einen von den beſten die ſie haben) nicht glücklich heilen ſollte. Ich kannte einſt einen ausgezeichneten Shawano, der von einigen weißen Böſewichtern, als er von Pittsburg zurückkehrte, in die Bruſt geſchoſſen wurde. Dieſer Mann hatte, als ich ihn ſah, ſchon

80

*) Vielleicht Viola Ipecacuanha, Ipecacuanha, wovon Loskiel ſagt: ſie bedienen ſich derſelben nicht blos als eines Brechmittels, ſondern auch gegen den Schlangenbiß. S. 149.

80 Meilen zurückgelegt mit einer Wunde, aus welcher ſo oft er athmete Blut und ein wäſſeriger Schaum hervordrangen. Dennoch ſagte er mir, er wäre verſichert daß er geheilt werden würde wenn er nur Waketemeki, einen 50 Meilen weit entlegenen Ort, wo einige ausgezeichnete Indianiſche Wundärzte wohnten, erreichen könnte. Mir und andern die die Wunde unterſuchten ſchien ſie unheilbar; allein er erreichte den genannten Ort und wurde vollkommen geheilt. Ich ſah ihn 10 Jahr darnach zu Détroit; er war völlig geſund und wohlbeleibt, 9 Jahr ſpäter aß ich noch zu Mittag mit ihm an demſelben Orte.

Digitized by Google

Einunddreyßigſtes Kapitel.

Doctoren oder Beſchwörer (jugglers).

Ich nenne dieſe Leute Doctoren, weil dieß der Name iſt den ihre Landsleute ihnen geben, die ihn aus unſerer Sprache erborgt haben *), und ſie von dieſem prunkenden Namen auch ſehr eingenommen ſind. Sie machen eine Claſſe berufsmäßiger Betrüger aus, welche die abergläubigen Vorurtheile des Volks benutzen, und ſich den Namen und den Ruf erwerben als ob ſie hohe Weisheit und übernatürliche Kräfte beſäßen. Sie ſchreiben ſich eine gewiſſe verborgene Wiſſenſchaft zu, wodurch ſie im Stande zu ſeyn behaupten, nicht nur natürliche Krankheiten zu heilen, ſondern auch die Beſchwörungen der Hexenmeiſter und Hexen aufzuheben, und böſe Geiſter auszutreiben.

Dieſe

*) Eigentlich ſagen ſie Doctols, weil die Indianer den Buchſtaben r nicht ausſprechen können. Die Minſi oder Monſeys nennen ſie "Medéu" welches Beſchwörer bedeutet.

Digitized by Google

Dieſe Leute ſind Aerzte wie die vorhin erwähnten, in ſofern ſie auch mit den Heilkräften der Kräuter, Wurzeln und Rinden ſo wie mit andern Heilmitteln bekannt ſind; ſie unterſcheiden ſich aber von jenen durch die Anſprüche auf höhere Wiſſenſchaft die ſie machen, und durch die Unverſchämtheit womit ſie die Leichtgläubigen hintergehen. Es thut mir Leid geſtehen zu müſſen, daß ſie, in ihrem Beruf, den Rang über den rechtſchaffnen Aerzten haben. Sie geben vor daß manche Krankheiten durch gewöhnliche Mittel nicht geheilt werden könnten, und daß auch zur Behandlung von manchen die Fähigkeiten gewöhnlicher Aerzte nicht hinreichten. Wenn ein Uebel, ſagen ſie, durch Hexerey verurſacht worden ſey, ſo müßten kräftigere Mittel angewandt und Maaßregeln genommen werden, die Bosheit desjenigen der den unglücklichen Kranken behext hat, zu vereitlen. Dieß könne nur durch die Entfernung oder die Vernichtung der ſchädlichen oder tödtlichen Subſtanz, welche der Zauberer in den Kranken hineingebracht hat, bewirkt werden, oder im Fall es ein böſer Geiſt ſeyn ſollte, müſſe man ihn feſſeln oder austreiben oder ihn in eine entfernte Gegend verbannen von wo er nie wieder zurückkehren könne.

Wenn es dem Beſchwörer gelungen iſt, ſeinen Patienten zu überreden, daß ſeine Krankheit von der Art iſt, daß kein gewöhnlicher Arzt ihm Hülfe zu verſchaffen vermag, ſo wird er ihn weiter davon zu überzeugen ſuchen, daß es nöthig ſey ihn "recht ſtark" zu machen d. i. ihm einen anſehnlichen Lohn zu geben, welcher, wird er ſagen, ihm als einem Manne

welcher

welcher ſo ſchwere Dinge ausrichten könne, von Rechtswegen gebühre. Wenn der Kranke welcher Hülfe ſucht, reich iſt, ſo wird der Doctor, was auch immer die Krankheit seyn möge, nicht ermangeln, ſie der Macht der Zauberey zuzuſchreiben, und ſich ſelbſt, als die einzige Perſon die in einem ſo ſchwierigen verwickelten Falle, Hülfe leiſten könne, zu empfehlen. Der arme Kranke, will er dieſes großen Mannes Rath und Hülfe erlangen, muß ihm auf der Stelle ſein Honorar geben, welches gewöhnlich entweder in einem hübſchen Pferde, einer guten Büchſe, einer beträchtlichen Menge Wampum, oder einem guten Vorrath Waaren beſteht. Wenn dieſer Lohn hinlanglich geſichert iſt, und nicht eher, ſchickt ſich der Doctor an, das ſchwierige Unternehmen worauf er ſich eingelaſſen hat zu vollführen, dem Anſchein nach mit ſolcher Anſtrengung als ob er darauf ausginge einen Berg von der Stelle zu bewegen. Er wirft ſeine Augen rund um ſich herum, Aufmerkſamkeit zu erregen, nimmt ernſthafte und wichtige Mienen an, ſcheint in Gedanken und Nachſinnen verloren, und genießt eine Zeitlang die Bewunderung der Zuſchauer. Endlich fängt er ſein Werk an. Mit einem furchtbaren Gewande angethan, nähert er ſich dem Kranken, unter mancherley Verzerrungen und Gebärden, und verrichtet neben und über ihm alle mögliche Gaukeleyen welche ihm nur ſeine Einbildungskraft eingiebt. Er haucht ihn an, bläſt ihm in den Mund, ſprützt ihm einige von ihm verfertigte Arzeneyen ins Geſicht, in den Mund und die Naſe; er raſſelt mit ſeinem Kürbis voll trockner Bohnen oder Kieſel, zieht hervor und drehet in der Hand herum eine Mannichfaltigkeit

tigkeit von Stäbchen und Bündelchen, aus welchen er das paſſende Heilmittel herauszuſuchen ſcheint, und begleitet dieß alles mit den fürchterlichſten Geſticulationen, wodurch er, wie er ſagt, ſich bemüht den Geiſt, oder die Krankheit wegzuſchrecken, und fährt auf dieſe Weiſe fort bis er ganz erſchöpft und außer Athem iſt, worauf er ſich wegbegiebt um den Erfolg abzuwarten.

Die Beſuche des Beſchwörers werden, wenn es der Patient begehrt, von Zeit zu Zeit wiederholt; doch nicht ohne daß für jeden Beſuch ein abermaliges Honorar vorausbezahlt worden. Dieß geht fort, bis das Vermögen des Kranken gänzlich erſchöpft iſt, oder bis er beſchließt einen andern Doctor rufen zu laſſen, bey welchem aufs neue mit dem Bezahlen der Sporteln angefangen werden muß, wie bey ſeinem Vorgänger.

Wenn endlich die Kunſt der Beſchwörer-Zunft, nach wiederholten Verſuchen, wirkungslos befunden wird, ſo wird der Patient für unheilbar erklärt. Die Doctoren werden ſagen, er habe ſich zu ſpät an ſie gewandt; er ſey ihrer Vorſchrift nicht pünctlich gefolgt; oder zuweilen auch, er wäre von einem der größten Meiſter in der Kunſt behext worden, und wenn nicht ein Kunſtverſtändiger mit höherer Weisheit begabt gefunden werden könne, ſo wäre für ihn nichts übrig als zu ſterben oder in Schmerzen die keine Macht lindern könne, hinzuquälen.

So treiben dieſe Beſchwörer ihren Betrug, und bereichern ſich auf Unkoſten der Thoren und Leichtgläubi-

gläubigen. Ich habe Fälle gekannt, wo ſie einen Kranken für völlig geheilt und außer aller Gefahr erklärten, der gleichwol wenige Tage darauf an ſeiner Krankheit ſtarb; und auf der andern Seite ſind mir auch Fälle vorgekommen, wo der Patient genas, nachdem er für unheilbar erklärt, und zum Sterben verurtheilt worden war. In den letzteren Fällen aber hatte der Kranke ſo viel Verſtand gehabt, ſich an die rechtſchaffnen Aerzte des einen oder des andern Geſchlechts zu wenden, und hatte durch die ihm gegebnen Arzneyen Hülfe gefunden.

Als ich einſt durch die Straße eines großen Indianiſchen Dorfs am Muskingum ging, und den Chief Gelelemend, den wir Killbuck nannten, bey mir hatte, kam plötzlich einer von jenen Beſchwörern, in ſeinem vollſtändigen Anzuge, aus dem nächſten Hauſe. Dieſer Anblick, mir damals noch neu, erſchreckte mich ſo ſehr, daß ich ſogleich auf die andre Seite des Chief flog, der meine Unruhe und meine ſchnellen Schritte bemerkte, und mich fragte was mir fehle, und wofür ich das, was vor mir wäre, hielte? Nach ſeinem Aeußern, antwortete ich, möchte ich es für einen Bär oder ein ähnliches reißendes Thier halten, was es nach ſeinem Innern iſt, weiß ich nicht, glaube aber beynahe es iſt der böſe Geiſt. Mein Freund Killbuck lächelte, und verſetzte: Nein, nein! es iſt ein Mann den du wohl kenneſt, es iſt unſer Doctor. Ein Doctor, ſagte ich, wie! kann ſich denn ein menſchliches Weſen ſo umgeſtalten, daß man es für einen Bär der auf den Hinterfüßen geht und Hörner auf dem Kopfe hat, halten ſollte! . . . Der Beſchwörer drinnen, im

An=

Anzuge, hörte was zwiſchen uns geſprochen wurde, und fing an, uns einige von ſeinen ſeltſamen Grimaſſen vorzumachen, vermuthlich in der Abſicht mich zu beluſtigen, da er bemerkte, daß ich mit großem Erſtaunen nicht ohne Beymiſchung von Furcht, auf ihn ſah; je mehr er aber in ſeiner Darſtellung weiter ging, deſto ungewiſſer wurde ich, ob es ein menſchliches Weſen oder ein Bär wäre, denn er ahmte dieſem Thier in größter Vollkommenheit nach ſo wie ich es oft auf den Hinterfüßen gehen ſah. Der Chief wiederholte indeſſen ſeine Verſicherung daß dieß Weſen der Doctor wäre, der einen von ſeinen Patienten beſuchte welcher behext worden. Ein Geſpräch entſtand hierauf zwiſchen uns, welches ich hier, ſo gut ich es mir erinnern kann in denſelben Worten anführen will:

Heckew. Warum aber geht der Mann in einem ſolchen Anzuge? wird ſein Patient nicht tödtlich erſchrecken wenn er ihn ins Haus treten ſieht.

Killb. Nein, nein! Die Krankheit, der böſe Geiſt wird dadurch weggeſchreckt werden, der Kranke aber weiß wohl, daß er ohne die kräftigſten Mittel keine Hülfe finden kann, ſondern durch den böſen Willen irgend eines ſchlechten Menſchen hingeopfert werden wird. Aber ſage mir bedienen ſich eure Doctoren in hartnäckigen und beſorglichen Fällen nicht auch kräftiger Mittel um ihren Patienten Hülfe zu ſchaffen?

H. So viel ich weiß, giebt es keine Fälle, wo Herey als die Urſache der Krankheit angegeben würde,

unſre

unſre Aerzte haben folglich nichts damit zu thun; und wenn ſie auch zu Zeiten kräftige Mittel anwenden müſſen, ſo kleiden ſie ſich doch nicht aus, wie wilde Thiere, um wie du ſagſt die Krankheit wegzuſchrecken. Wenn unſre Aerzte das thäten, ſo würden ſie bald von ihren Patienten verlaſſen werden, ſie würden kein Brod haben, ſie würden ſich nicht erhalten können.

K. Unſre Doctoren ſind die reichſten Leute die wir unter uns haben, — ihnen fehlt nichts — ſchöne Pferde, ſchöne Kleider, Wampumgürtel und Schnüre in Ueberfluß, ſilberne Arm- und Bruſtplatten in Menge, und alles haben ſie!

H. Auch unſre Aerzte haben ſehr ſchöne Pferde und Wagen, ſchöne Häuſer, ſchöne Kleider, Ueberfluß an guten Lebensmitteln und Weinen, und Geld genug außerdem! Sie werden als Männer von Stande und Erziehung betrachtet, und würden euren Doctor, wie er da angekleidet iſt, nicht in ihre Geſellſchaft kommen laſſen.

K. Du mußt, mein Freund, bedenken daß die Fälle verſchieden ſind; hätten die weißen Leute Zauberer unter ſich wie die Indianer haben, ſo würden ſie es nöthig finden unſre Verfahren anzunehmen und ſich unſrer Mittel zu bedienen eben wie es unſre Doctoren thun. Sie würden es nöthig finden die fürchterlichen Wirkungen der Hexerey zu vernichten oder ihnen entgegen zu arbeiten.

H. Die Zauberer von denen du ſprichſt haben ihr Weſen blos in deiner Einbildungskraft; mache dich

von

von dieſer Einbildung los, und du wirſt weiter nichts von ihnen hören.

Der Anzug den dieſer Beſchwörer anhatte, beſtand aus einem einzigen Kleide oder Ueberzug von einem oder mehr Bärenfellen verfertigt, kohlſchwarz und ſo gut an einander genähet und gepaßt daß man den Menſchen darin durchaus nirgend gewahr wurde. Der ganze Kopf des Bären, mit Einſchluß des Mauls, der Naſe, der Zähne, der Ohren u. ſ. w. zeigte ſich gerade ſo als bey dem lebenden Thier; eben dieß war der Fall bey den Beinen mit langen Klauen, dieſem war nun noch ein ungeheures Paar Hörner auf dem Kopf hinzugefügt und von hinten ein gewaltiger haariger Schweif, der ſich, wenn der Doctor ging, wie auf Springfedern bewegte. Unten wo die Hände waren, befanden ſich zwey ausgeſchnittne Löcher, dem Auge aber nicht ſichtbar, weil ſie mit dem langen Haar bedeckt wurden, durch dieſe Oeffnungen ſteckte und regierte er die Werkzeuge die er bey ſich hatte, und er ſah durch zwey Löcher in welchen Gläſer angebracht waren. Das Ganze gewährte einen ſehr ſeltſamen Anblick, nicht jeder aber dürfte ihn aushalten.

Es giebt Beſchwörer von einer andern Art, meiſtentheils alte Männer und Weiber, welche zwar nicht unter die Doctoren oder Aerzte gerechnet werden, aber doch ihren Unterhalt durch ihre Anſprüche auf übernatürliche Kenntniſſe finden. Einige geben vor daß ſie in trocknem Wetter Regen verſchaffen könnten, wenn man es verlangte; andre bereiten Mittelchen,

welche

welche ſie ungeſchickten Jägern verkaufen, damit ſie Glück haben mögen, noch andre verfertigen Liebestränke für ſolche verheirathete Perſonen, die einander entweder nicht lieb haben, oder glauben daß ſie es nicht können.

Wenn man ſich an einen dieſer Beſchwörer wendet, um bey trockner Jahrszeit Regen herab zu bringen, ſo muß er zuförderſt ein Geſchenk bekommen. Dieß Geſchenk legen die Weiber zuſammen, von welchen man vorausſetzt daß ſie als Bearbeiterinnen des Bodens, hiebey am meiſten intereſſirt ſeyn werden, die Männer pflegen ihnen indeſſen verſtohlner Weiſe etwas zuzuſtecken um ihre Sammlung zu unterſtützen, welche in Wampumkorallen, in Tabak, in ſilbernen Bruſtſpangen und einem zubereiteten Hirſchfell um Schuh daraus zu machen beſteht. Wenn es dem Beſchwörer mit ſeinem Verſuche nicht glückt, ſo fehlt es ihm nie an einer Entſchuldigung; entweder ſind die Winde wider einander, der trockne Wind iſt zu ſtark für den feuchten oder den Südwind; oder man hat ihn nicht ſtark genug gemacht (d. h. nicht hinlänglich bezahlt) um den Nordwind zu zwingen dem Südwinde, der den Regen bringen ſoll, zu weichen; oder endlich, er müſſe mehr Zeit haben den großen Geiſt anzurufen, ihm bey dieſer wichtigen Gelegenheit beyzuſtehen.

Im Sommer des Jahrs 1799 fand in der Gegend um den Muskingum eine außerordentliche Dürre Statt; ſo daß, alle Gewächſe, ſelbſt das Gras und die Blätter auf den Bäumen zu vergehen ſchienen;

da

Digitized by Google

da wandten ſich die Weiber an einen alten Mann mit Namen Chenos, vom Delaware gebürtig, daß er Regen herabbringen möge, und beſchenkten ihn zu dem Ende anſehnlich. Der erſte Verſuch mislang, man beſchenkte ihn zum zweyten Male, und es traf ſich, daß ich ihn eines Morgens, da ich meiner Geſchäffte wegen über die Stelle ging wo er in Arbeit war, und ihn wohl kannte, geradezu fragte: was er machen wollte? "Ich bin gedungen worden ſagte er, ein ſchweres Tagewerk zu verrichten!" — Welches denn? — Ey, Regen vom Himmel herabzubringen! — Wer hat dich denn dazu gedungen? — Die Weiber im Dorfe; ſieheſt du nicht wie nöthig der Regen iſt, und daß das Korn und Alles zu Grunde geht? — Aber kannſt du denn Regen machen? — Ja wohl! und das ſollſt du heute dieſen Tag noch ſehen! —

Er hatte ſchon ein Viereck von etwa 5 Fuß auf jeder Seite, mit Stangen und Baumrinden eingeſchloſſen, man hätte es mit einem Einfang für Ferkel etwa von 3 Fuß Höhe, vergleichen können, und nun fing er an, mit gen Himmel und gegen Norden gekehrtem Geſicht, etwas zu murmeln, darauf verſchloß er die Oeffnung welche er an der Nordſeite (des Vierecks) gelaſſen hatte mit Baumrinde, und wandte ſich in derſelben Haltung und immer einige Worte murmelnd, nach Süden hin, als ob er ein höheres Weſen anriefe, und nachdem er die Baumrinde an der ſüdweſtlichen Ecke durchſchnitten hatte, ſo daß eine Oeffnung von 2 Fuß entſtand, ſprach er: "nun werden wir Regen genug bekommen!" Als er den Fluß hinab, das Geräuſch von Setzſtangen welche gegen

gegen ein Kanoe ſchlugen, vernahm, fragte er mich was das wäre? Ich ſagte ihm, es wären unſre Indianer, welche den Fluß hinauffuhren um ein Buſchnetz zum Fiſchen zu machen *). "Laßt ſie doch wieder zu Hauſe gehen, ſprach er, ſage ihnen dieß wäre kein Tag zum Fiſchfange geſchickt"! Ich ſagte, er möge ſie näher kommen laſſen, und ſelbſt zu ihnen reden wenn er Luſt hätte. Dieß geſchah, und er ſagte ihnen, daß ſie nur nicht ans Fiſchen denken möchten, weil ein heftiger Regen kommen, und ſie ganz durchnäſſen würde. Das thut nichts, Vater, antworteten ſie halb ſcherzend, gieb uns nur Regen, und wir wollen uns mit Freuden durchweichen laſſen! Sie fuhren darauf weiter, und ich ging nach dem Dorfe Goſchachking. Hier erwähnte ich des Umſtands gegen den Chief, und ſagte zugleich, daß ich es für unmöglich hielte daß es jetzt regnen würde, weil der Himmel ſo heiter wäre wie er ſeit beynahe 5 Wochen immer geweſen, und nichts eine Veränderung in der Atmosphäre ankündigte. Der Chief antwortete: "Chenos weiß ſehr wohl was er thut; er kann zu aller Zeit vorherſagen, was für Wetter werden wird; er macht Morgens und Abends ſeine Beobachtungen an dem Fluſſe oder an etwas in demſelben." Nachmittags um 3 Uhr kehrte ich von dem erwähnten Dorfe zurück, der Himmel blieb wie zuvor bis etwa 4 Uhr, wo ſich auf einmal die Luft bezog, und es anfing zu regnen, ohne Gewitter ohne Wind, auch mehrere Stunden hinter-

*) Die Fiſche werden durch Büſche an einem über den Fluß gezogenen Seil gegen einen Damm, in welchen man nur eine kleine Oeffnung gelaſſen hat, getrieben und da leicht gefangen. S. Loskiel S. 122.

hintereinander zu regnen fortfuhr, bis der Boden ganz durchweicht war.

Ich halte dafür daß dieſer Mann, wie Andre die ich gekannt habe, ein ſorgfältiger Beobachter der Witterung war, und daß er an dem Tage ſeine Vorherſagung auf einige von ihm am Himmel oder im Waſſer beobachtete Zeichen gründete, von denen er durch Erfahrung wußte daß ſie Vorboten des Regens wären; die leichtgläubige Menge ermangelte indeſſen nicht, ſie ſeiner übermenſchlichen Macht zuzuſchreiben.

Die Mittelchen um einem ungeſchickten Jäger Glück zu verſchaffen ſind in einem Läppchen Tuch eingebunden, und müſſen, während der Jagd auf der Haut getragen werden. Die Miſchungen wodurch zwiſchen Mann und Frau Liebe erregt werden ſoll, müſſen dem froſtigen Theil des Paars verſtohlner Weiſe im Eſſen oder im Getränk beygebracht werden.

Zweyunddreyßigſtes Kapitel.

Aberglauben.

So groß und mächtig der Indianer zu ſeyn glaubt, ſo feſt und unerſchrocken er auch wirklich iſt — da er jeder Jahrszeit und jeder Witterung trotzt, keine Gefahren achtet, Hunger, Durſt und Kälte erduldet, und gern die Stärke ſeines Charakters ſelbſt unter ſolchen Qualen, an welche unſre kleinlichere Natur nicht ohne Schaudern nur denken kann, an den Tag legt — ſo hat doch dieſer Herr der Schöpfung, der ſein Leben in ſtetem Kampfe mit wilden Thieren und Menſchen hinbringt, und ſtolz auf ſeine Unabhängigkeit mit Hochgefühl an ſeine Bruſt ſchlägt und ausruft: ich bin ein Mann! ſo hat doch der Nord-Amerikaniſche Indianer eine ſchwache Seite, wodurch er auf eine gleiche Stufe mit dem allerfurchtſamſten und ſchüchternſten Geſchöpf herabſinkt, nämlich eine kindiſche Furcht vor einer verborgenen und unbekannten Gewalt, welche, es ſey denn daß er ſich hinlänglich ermannet um ſie zu überwinden, auf einmal den Helden in einen Feigherzigen verwandelt. Es iſt unglaublich welchen Einfluß der Glaube des Indianers an Zauberkraft auf ſein Gemüth

Digitized by Google

muth hat. Sie ſind nicht mehr dieſelben Menſchen, in demſelben Augenblick wo ihre Einbildungskraft von dem Gedanken ergriffen wird, daß ſie behext ſind. Ihre Phantaſie iſt alsdann beſtändig thätig die ſchrecklichſten und niederſchlagendſten Bilder zu ſchaffen. Sie ſehen ſich an als Schlachtopfer der boshaften Künſte einer verächtlichen unbekannten Hand; eines Menſchen der es nicht gewagt haben würde in rechtmäßigem Kampfe ihnen gegenüber zu treten, als ſolche die eines elenden unrühmlichen Todes dahin ſterben müſſen, eines Todes, welchem ſie den Marterpfahl mit allen ſeinen Schrecken würden vorgezogen haben. Keine Erzählung, keine Sage, kein Andenken von ihrem Muth und ihrer heldenmüthigen Tapferkeit, wird nun mit ihrem Tode auf die Nachwelt kommen, man wird glauben, ſie hätten kein beſſres Schickſal verdient. Und — ein ſchrecklicher Gedanke für einen Indianer! — und dieſer Tod wird auf immer ungerächet bleiben, vergebens werden die Freunde, die Verwandten, die Stammesgenoſſen den Mörder ſuchen, ſie werden ihn ſuchen, wenn er vielleicht mitten unter ihnen iſt, unbemerkt und ungekannt, lächelnd über ihre ohnmächtige Wuth, und in Ruhe ein neues Opfer für ſeine höllniſchen Künſte auswählend.

Von dieſer außerordentlichen Macht ihrer Zauberer, von den Urſachen wodurch ſie entſteht, von der Art wie ſie erlangt wird, haben die Indianer, wie man leicht vermuthet, keine recht deutliche Vorſtellung. Alles was ſie ſagen können iſt dieß, daß der Zauberer ſich einer tödtlichen Subſtanz (deadening substance) bedient, welche er fortſendet und der Perſon, welche er "treffen" will, beybringt, durch die

Luft,

Luft, vermittelſt des Windes, oder ſeines eignen Athems, oder welche er auch auf eine Weiſe welche ſie weder begreifen noch beſchreiben können, ihr anthut oder auf ſie wirft. Die auf ſolche Weiſe "getroffne" Perſon, wird ſogleich von einem unerklärlichen Schrecken ergriffen, ſie wird niedergeſchlagen, der Appetit verläßt ſie, ſie ſchläft unruhig, ſie ſchwindet und magert ab, oder wird von einer Krankheit befallen, und ſie ſtirbt endlich als ein unglückliches Schlachtopfer der Geſchäfftigkeit — ihrer Einbildungskraft!

Von dieſer Art ſind ihre Vorſtellungen und zugleich die traurigen Wirkungen jener Furcht vor einer übernatürlichen Macht, von welcher ſie ſich einbilden, daß ſie unter ihnen ſey und Einfluß habe. Daß ſie einander vermittelſt giftiger Wurzeln und Pflanzen, das Leben nehmen können, iſt zuverläſſig wahr, hiebey aber findet keine Hexerey Statt. Jenes Vorurtheil alſo, welches ſie quält, kann nur ihrer äußerſten Unwiſſenheit und Leichtgläubigkeit zugeſchrieben werden. Ich war einſt in Bekanntſchaft mit einem weißen Mann, einem feinen und genauen Beobachter, der lange unter den Indianern gelebt hatte, und da er auch mit einer Indianerfamilie verwandt war, ſich in der günſtigſten Lage befand, über dieſen Punct genau unterrichtet zu werden. Er erzählte mir, daß er Mittel gefunden hätte, das Vertrauen eines ihrer ausgezeichnetſten Zauberer zu gewinnen, der ihm offenherzig geſtand daß ſein Geheimniß darin beſtände, Furcht und Argwohn zu erregen und bey der Menge einen feſten Glauben an ſeine magiſchen Kräfte zu unterhalten; denn ſagte er, "ſo weit geht bey man-

Digitized by Google

chen die Leichtgläubigkeit, daß wenn ich nur ein bischen Wolle von meiner Decke zupfe, und ſie zwiſchen meinen Fingern zu einem kleinen Kügelchen, nicht größer als eine Bohne, zuſammenrolle, man ſchon deswegen glaubt, daß ich in der Zauberkunſt ſehr erfahren bin, und man nimmt ſogleich an, daß ich die tödtende Subſtanz verfertige, womit ich den einen oder den andern zu treffen denke, da ich doch alsdann kaum einmal weiß, was ich mit den Fingern vornahm; und ſollte ich in demſelben Augenblick meine Augen nach irgend einem Menſchen werfen, oder ihn nur eben von der Seite anblicken, ſo wäre dieß genug daß er ſelbſt glaubte, er ſey das auserſehene Schlachtopfer; er iſt von dem Augenblick an, in der That, getroffen, und wenn er nicht Stärke genug hat, den Gedanken zu unterdrücken, oder ſein Gemüth davon abzuziehen, oder ihn als eine bloße Einbildung zu erkennen, ſo wird er unter dem ſo veranlaßten Schrecken erliegen, und zuletzt umkommen, in der That nicht durch Hexerey, ſondern durch ſeine eigne Thorheit und Leichtgläubigkeit."

Menſchen aber von ſo vieler Geiſtesſtärke, daß ſie den tiefgewurzelten Glauben an eingebildete übernatürliche Kräfte, ſollten überwinden können, finden ſich nicht oft. Vergebens ſucht man ſie durch Gründe davon zu überzeugen, daß dieſe Kräfte nicht wirklich vorhanden ſind, und daß nichts als Täuſchung dabey Statt finde. Der Verſuch iſt von verſtändigen weißen Leuten mehrmals gemacht worden, aber immer ohne Erfolg. Die folgende Anekdote wird zeigen wie wenig Hoffnung man haben könne, ſie je zu einem vernünftigeren Denken hierüber zu bringen:

Etwa

Etwa um das Jahr 1776 faßte ein Handelsmann, der zu den Quäkern gehörte, Namens John Anderſon, und den die Indianer, den ehrlichen Quäker Handelsmann nannten, nach vergeblichen Verſuchen die Leute von der Nichtigkeit der Zauberey zu überzeugen, den kühnen, und ich möchte ſagen, den gewagten Entſchluß, ihre Zauberer auf die Probe zu ſtellen, und ſie zu der äußerſten Anſtrengung ihrer angeblichen übernatürlichen Kräfte herauszufordern. Er begehrte, daß zwey jener Zauberer nach einander an verſchiedenen Tagen zu ihm geführt werden möchten, denen es freyſtehen ſolle, ihre Künſte an ſeiner Perſon zu verſuchen, um ihm in Gegenwart der Chiefs und der angeſehenſten Perſonen des Orts, ſo viel Böſes als ſie nur könnten, durch Zaubermittel anzuthun. Die Indianer verſuchten zuerſt ihn von einem ſo gefährlichen Experiment abzurathen; er beſtand aber darauf, und zuletzt willigten ſie in ſein Begehren. Ein Beſchwörer wurde herbeygeführt, der auch erklärte, er wäre völlig im Stande das was man verlangte zu leiſten, aber er könne es nicht über ſich erhalten den Verſuch zu machen. Anderſon, ſagte er, wäre ein ſo guter ehrlicher Mann, wäre ſo ſehr ſein und aller Indianer Freund, daß er nicht daran denken könne, ihm irgend ein Leid zuzufügen. Er übte ſeine Kunſt immer nur an ſchlechte Menſchen, und an ſolchen die ihn beleidigt hätten, der große Mannitto ſolle ihn behüten, daß er von derſelben zu einem ſo böſen Zweck, als wozu man ihn nun aufgefordert habe, Gebrauch machte. Die Indianer fanden dieſe Entſchuldigung vollkommen angemeſſen und entfernten ſich, mehr wie je von der Geſchicklichkeit ihres

Beſchwörers überzeugt, den ſie nun auch wegen ſeiner gewiſſenhaften Bedenklichkeiten hochachteten.

Der andre der am folgenden Tage hergeführt wurde, war von einem andern Gepräge. Er war ein Erz-Zauberer, deſſen Ruf weit umher verbreitet war, und den man ſowol ſeiner Macht als ſeiner boshaften Gemüthsart wegen ſehr fürchtete. Alles wurde wieder angewandt um Hrn. Anderſon davon abzurathen ſich wie man es anſah, einem gewiſſen Untergange Preis zu geben, er blieb indeſſen feſt entſchloſſen, nur machte er die Bedingung daß der Zauberer etwa 12 Fuß von ihm entfernt bleiben, keine Waffen auch kein Gift, oder ſonſt etwas Bekanntes womit man tödten könne bey ſich haben, auch während ſeiner Arbeit nicht aufſtehen oder ſich ihm näheren ſolle. Dieß alles wurde bewilligt, und der Zauberer rühmte ſich dabey, daß er ausrichten könne was er wolle ſelbſt in einer Entfernung von 100 Meilen. Die verſprochne Belohnung wurde auch herbeygebracht und vor aller Augen hingelegt, und nun ſollte das Experiment anheben.

Als die Zuſchauer alle verſammelt waren, nahm der Zauberer, in dem furchtbarſten Anzuge den er nur hatte erdenken können, ſeinen Sitz ein. Anderſon ſtand unerſchüttert vor ihm in der verabredeten Entfernung. Der Zauberer fing damit an, daß er mit den Fingern auf ſeiner Decke arbeitete, indem er von Zeit zu Zeit ein wenig Wolle aus derſelben zupfte darauf hauchte, und ſie dann in kleine Rollen von der Größe einer Bohne zuſammenrollte, wobey er alle die ſeltſamen Gaukeleyen vornahm, denen die bezaubernde Kraft gewöhnlich zugeſchrieben wird.

Dieß

Dieß blieb indeſſen ohne Wirkung, Anderſon blieb kalt und ruhig, und rief dem Gegner von Zeit zu Zeit zu, ſich recht tüchtig anzuſtrengen. Dieſer machte die gräßlichſten Gebärden, und that ſein Möglichſtes den ehrlichen Quäker zu ſchrecken, doch vergebens. Zuletzt, da aller Augen auf dieſen braven Mann gerichtet waren, um zu ſehen was der Zauberer ausrichtete, und da nichts erfolgte, ſah dieſer furchtbare Mann ſich genöthigt, die Sache aufzugeben, und führte als ſeine Entſchuldigung an: die weißen Leute äßen zu viel geſalzne Speiſen; Salz habe eine zurücktreibende Kraft, wodurch die mächtige unſichtbare Subſtanz die er gebrauchte, auf ihn ſelbſt zurückwirke; die Indianer die nur wenig Salz äßen hätten oft die Gewalt jener Subſtanz gefühlt, die weißen Leute wären aber durch die große Menge Salz die ſie genöſſen, dagegen geſchützt.

Die Betrügerey war in dieſem Falle klar und ſichtbar genug, doch nicht für die Indianer, welche den Ausſpruch des Zauberers über die ſchützende Kraft des Salzes vollkommen gelten ließen, und nicht davon abgingen, daß ohne dieſes Präſervativ Hr. Anderſon nicht beſſer davon gekommen ſeyn würde, wie Andre welche von jenem Manne wären bezaubert und hingeopfert worden.

Hr. Anderſon ſelbſt hat mir dieſe Geſchichte erzählt, und man ſieht daraus, daß abergläubige Vorſtellungen bey den Indianern zu tief eingewurzelt ſind, als daß man hoffen dürfte ſie durch irgend ein Mittel bey ihnen auszurotten *).

*) Folgender Auszug aus der Zeitung, welche zu Détroit herauskommt, zeigt, daß die abergläubige Vorſtellung

der Indianer von der Macht der Zauberey, noch immer in voller Kraft bleibt, ſelbſt bey denen die in der Nähe der Weißen leben und ſteten Umgang mit ihnen haben:

"Aus der Detroit Gazette vom 17ten Aug. 1818."

Am 22ten v. M. Abends wurde ein Indianer von dem Stamm Wyandot von einigen ſeiner Verwandten unweit der Mündung des Huron in den See Erie ermordet. Die Umſtände ſind kürzlich dieſe: "Zwey Wyandots, wohnhaft zu Malden, und Verwandte des Erſchlagenen wurden vom Capitain Johnny, einem Indianer wohnhaft am Huron-Fluſſe und auch einem Verwandten, benachrichtigt: ein Shawana Indianer habe durch die Hexerey einer alten Indianerinn und ihres Sohnes Mike, ſeinen Tod gefunden, und es würde daher, um die Rache des Stammes Shawana abzuwenden, nothwendig ſeyn, ſie zu tödten. — Weiter auch: daß der Tod des Walk-in-the-Water der im vorigen Junius ſtarb, durch die Hexerey eben der alten Frau wäre verurſacht worden. — Es wurde demnach beſchloſſen, die alte Frau und ihren Sohn zu ermorden — letzteres wurde am 22ſten vollbracht, die alte Frau aber war nicht zu Hauſe . . . am andren Tage wollten die Mörder die alte Frau überreden mit ihnen in den Wald zu gehen, wurden aber von zwey Herren B. und W. entdeckt, die durch ihre Anſtrengungen der Frau das Leben retteten, und einen von den Indianern zur Haft brachten, der andre entkam durch ſchnellen Lauf.

"Bey dem Verhör des zur Haft gebrachten Indianers, ergab ſich, daß die alte Frau kurz nach dem Tode des Shawana-Indianers, in die Hütte deſſelben gekommen war, und mit hohnſprechender Stimme gerufen hatte: Shawana Mann! wo biſt du? du, der meiner ſpottete! du dachteſt du würdeſt ewig leben — nun biſt du weg und ich bin hier — komm! warum kommſt du nicht? u. ſ. w. Man ſagt von ihr, daß ſie ſich ungefähr derſelben Worte in der Hütte des Walk-in-the-Water bediente, kurz nachdem derſelbe geſtorben war.

Drey-

Dreyunddreyßigſtes Kapitel.

Geiſtige Weihe (initiation) der Knaben.

Ich weiß einem abergläubigen Gebrauch welcher unter den Indianern ſehr gemein, und in der That unter den Völkerſchaften die ich kennen gelernt habe, allgemein üblich iſt, keinen beſſern Namen zu geben als den obigen. Sie bringen das Gemüth eines Knaben, durch ein gewiſſes Verfahren, welches ich ſogleich näher beſchreiben werde, in einen Zuſtand der Ueberſpannung wodurch Träume und Viſionen erzeugt werden; vermittelſt welcher der Knabe von gewiſſen Geiſtern oder unbekannten Urhebern, Anweiſungen in Beziehung auf ſeinen Lebenswandel bekommen, und belehrt werden ſoll was ſeine Beſtimmung ſey und was für Großthaten er in dem folgenden Laufe ſeines Lebens verrichten werde.

Wenn ein Knabe auf ſolche Weiſe eingeweihet werden ſoll, ſo unterwirft man ihn einer abwechſelnden Ordnung des Medicinirens und des Faſtens, daß er nämlich entweder durchaus keine Nahrung zu ſich nehmen, oder die angreifendſten und ekelhafteſten Arzneyen verſchlucken muß, zwiſchendurch läßt man ihn auch Decocte von einer berauſchenden Art trinken,

bis

bis ſein Gemüth hinlänglich verwirrt und erſchüttert iſt, daß er Geſichte ſieht oder zu ſehen glaubt und außerordentliche Träume hat, auf welche er freilich zuvor iſt vorbereitet worden. Er wird ſich dann einbilden daß er durch die Luft fliege, unter der Erde fortgehe, von einem Bergrücken über das dazwiſchen liegende Thal hin auf den andern trete, daß er Rieſen und Ungeheuer bekämpfe, und ganze Schaaren mit einem einzigen Arm beſiege. Dann hat er Zuſammenkünfte mit dem Mannitto oder mit Geiſtern, die ihm ſagen was er war, ehe er geboren wurde, und was er nach ſeinem Tode ſeyn werde. Das Schickſal ſeines Lebens wird ihm vollkommen enthüllt, die Geiſter ſagen ihm was ſein künftiger Beruf ſeyn werde, ob er ein tapfrer Krieger, oder ein gewaltiger Jäger, ein Doctor, ein Beſchwörer oder ein Prophet ſeyn werde.

Iſt ein Knabe ſo eingeweihet, ſo giebt man ihm einen Namen, übereinſtimmend mit den Geſichten die er geſehen hat und dem Schickſal welchem er wie man glaubt entgegengeht. Der Knabe welcher alles was ihm in dem Zuſtande ſeiner Exaltation begegnet iſt für wirklich hält, tritt mit hoher Meynung von ſich ſelbſt in die Welt und fühlt ſich mit Muth zu den kühnſten Unternehmungen entflammt.

Der Glaube an die Wahrheit dieſer Viſionen iſt allgemein unter den Indianern. Ich habe mit mehreren ihrer Alten, die durch ihre Tapferkeit höchſt ausgezeichnet geweſen waren, geſprochen, und habe ſie gefragt ob ſie ihre Großthaten natürlichen oder über-

übernatürlichen Urſachen zuſchreiben? und ſie haben einer wie der andre geantwortet, daß ſie, vorher wiſſend was ſie thun könnten, dieſes demnach auch thaten. Wenn ich weiter fragte: woher ſie denn wußten, was ſie thun könnten? ſo ermangelten ſie nie, ſich auf die Träume und Geſichte zu beziehen welche ſie im Zuſtande der Ueberſpannung hatten, auf die Weiſe wie ich oben erwähnt habe.

Ich fand es beſtändig vergebens ſie in Anſehung dieſes Puncts aus dem Irrthum zu ziehen. Sie waren immer darauf gefaßt Beyſpiele anzuführen, um zu zeigen, daß die Träume die ſie hatten nicht die Wirkung einer erhitzten Einbildungskraft waren, ſondern ihnen durch Mitwirkung eines Mannitto eingegeben wurden. Sie wußten mehrere Fälle anzuführen, wo tapfre Männer, zufolge ſolcher Träume ehedem ihren Feind mit dem Tamahican *) in der Hand kühn angegriffen und nicht um ſich geſehen hätten, wie groß die Zahl der Feinde wäre, ſondern gerade zu gegangen wären und alles vor ſich zu Boden geſtreckt hätten; einige, ſagten ſie, wären in den Franzöſiſchen Kriegen in Engliſche Häuſer voll von Menſchen eingedrungen und hätten ſie alle, ehe ſie nur Zeit gehabt hätten ſich umzuſehen, todt auf einen Haufen hingeſtreckt. Eine ſolche Stärke, Macht und Unerſchrokkenheit, wurde ihnen in ihren außerordentlichen Träumen eingeflößt, welcher nichts widerſtehen konnte.

Wenn ſie hiebey in ihren Erzählungen ſtehen blieben, ſo möchte ich vielleicht die Sitte, Knaben in einen

*) Die Streitart, (war-hatchet) denn aus tamahican haben wir tomohawk gemacht.

einen Zuſtand der Ueberſpannung zu verſetzen, wie eine Art von Kriegsſchule oder als Vorübung betrachten, wobey die Abſicht wäre, ihnen mehr als gewöhnlichen Muth einzuflößen und ſie zu unerſchrockenen Kriegern zu bilden. Bey einigen bringt es wirklich dieſe Wirkung hervor, welche in dem Glauben, daß ſie unter dem unmittelbaren Schutze himmliſcher Mächte ſtehen, alle Gefahren verachten und erſtaunliche Heldenthaten vollbringen. Man muß indeſſen bemerken, daß nicht alle, welche man auf ſolche Weiſe einweihet, für eine kriegeriſche Laufbahn beſtimmt ſind, und daß verſchiedne durch ihre Träume erfahren, daß ſie Aerzte, Beſchwörer oder ſonſt etwas im bürgerlichen Leben werden ſollen; es iſt aber zum Erſtaunen, was für eine Menge abergläubiger Vorſtellungen den argloſen jugendlichen Gemüthern vermittelſt dieſer Träume eingeflößt werden, welche wenigſtens nicht dazu dienen können gute Krieger oder Jäger zu bilden. Es giebt ſogar einige, welche auf dieſem Wege angeleitet werden an die Seelenwandrung zu glauben.

Ich gab mir einmal viel Mühe, einen ſehr verſtändigen Indianer, der von allen die ihn kannten, ſelbſt unter den Weißen ſehr geachtet wurde, von dieſen Meinungen abzubringen. Alles aber was ich ſagen oder geltend machen konnte, war nicht im Stande, ihn zu überzeugen, daß zur Zeit ſeiner Weihe (wie ich es nenne) ſein Gemüth im Zuſtande einer vorübergehenden Verwirrung geweſen wäre. Er bezeugt, daß er eine deutliche Erinnerung von den Träumen und Geſichten habe, die ihm damals vorgekommen

men

men wären, und daß er ſich verſichert hielte, ſie rühr= ten von der Wirkſamkeit himmliſcher Geiſter her. Er behauptete ſeltſame Dinge von ſeinem eignen über= natürlichen Wiſſen, welches er nicht blos zur Zeit ſeiner Weihe, ſondern zu andern Zeiten, ja ſelbſt vor ſeiner Geburt erlangt habe. Er ſagte, er wiſſe, daß er zwey Generationen (Menſchenalter) hindurch gelebt habe, daß er zweymal geſtorben ſey, und zum dritten Male geboren worden wäre, um während der Dauer des jetzlebenden Geſchlechts fortzuleben, worauf er ſterben und nie wieder in dieß Land kommen werde. Er erinnere ſich recht gut, was die Weiber vorher verkündigt hätten, als er noch in Mutterleibe war; einige hätten vorhergeſagt er würde ein Knabe, andre er würde ein Mädchen werden; er habe ihre Geſprä= che ganz deutlich vernommen, und könnte genau wie= derholen alles was ſie geſagt hätten. Es würde zu weitläuftig ſeyn, alle die überſpannten Geſchichten gleiches Schlages, welche dieſer ſonſt verſtändige In= dianer von ſich ſelbſt erzählte, anzuführen — er er= zählte ſie aber in einem Tone und auf eine Weiſe, welche die innigſte Ueberzeugung zu erkennen gaben, und in meinem Gemüth keinen Zweifel übrig ließen, daß er nicht die Abſicht hatte andre zu täuſchen, ſon= dern daß er ſelbſt der Getäuſchte war.

Ich habe verſchiedene andre Indianer gekannt, die feſtiglich glaubten, daß ſie vermittelſt jener Vi= ſionen wüßten, was aus ihnen werden würde, wenn ſie ſtürben, wie ihre Seelen ihre Körper verlaſſen, und ihre Wohnung in denen noch ungeborner Kin= der nehmen würden; kurz es giebt nichts, was ſo

überſpannt und außerordentlich wäre, daß ſie es ſich nicht einbilden, und dem ſie nicht, wenn es ſich einmal ihrer Einbildungskraft bemächtigt hat, vollen Glauben beymeſſen ſollten. Hierin leiſten ihnen nicht wenig Vorſchub gewiſſe allgemeine abergläubige Vorſtellungen, welche einen Theil ihres Traditions-Glaubens ausmachen, und deſſen ich in dem folgenden Kapitel gedenken werde.

Anmerkung. Dieſe und die übrigen Betrüger (deren im 22ſten Kap. erwähnt worden) ſuchen, wenn ſie alt werden, ihre Kunſt andern beyzubringen. Sie wählen ſich dazu gemeiniglich Knaben von 12 bis 14 Jahren, die ſie durch Geiſtererſcheinungen, welche ſie ſelbſt liſtig veranſtalten, zu betrügen wiſſen. Daher kommen die Erzählungen von außerordentlichen Begebenheiten, die ſolchen Knaben begegnet ſind, wenn ſie im Buſch allein und in Furcht waren. . . . . .

Loskiel I. Abſch. 3. S. 61.

Vier-

Vierunddreyßigſtes Kapitel.

Indianiſche Fabellehre.

Die Indianer betrachten die Erde als ihre allgemeine Mutter *). Sie glauben, daß ſie im Schooße derſelben erſchaffen wurden, wo ſie lange Zeit ihre Wohnung hatten, ehe ſie zum Leben auf der Oberfläche der Erde kamen. Sie ſagen, daß der große, gute und allmächtige Geiſt, als er ſie erſchuf, ungezweifelt Willens war ſie zu gehöriger Zeit in den Genuß alles des Guten zu ſetzen, was er für ſie auf der Erde bereitet hatte; er ordnete es aber weislich alſo, daß ihr erſter Aufenthalt innerhalb derſelben ſeyn ſollte, ſo wie auch das Kind gebildet wird und ſein erſtes Wachsthum erlangt, im Schooße ſeiner leiblichen Mutter. Die bemerkenswerthe Analogie, welche dieſer fabelhafte Bericht, zwiſchen der Entſtehung des ganzen Geſchlechts und des einzelnen Menſchen annimt, ſcheint demſelben auf das Lob ſinnreicher Erfindung Anſprüche zu geben — doch zweifle ich, ob ihm dieſes zu Theil werden wird, da dieſe Erzählung

*) Sie (die Indianer) legen ſich eine Benennung bey, welche — Erdgeborne (né du sol) bezeichnet, in ihrer Sprache Metokthéniaké. Volney II. 438.

lung nicht ägyptiſchen oder indiſchen Urſprungs iſt, ſondern — von ungebildeten Amerikanern kommt.

Die Indianiſchen Mythologen ſind in Hinſicht auf die Geſtalt, in welcher die Menſchen während ihres Aufenthalts in dem Schooße der Erde anweſend waren, nicht ganz einig. Einige behaupten, daß ſie daſelbſt in menſchlicher Geſtalt lebten, während andre, was beſſer zuſammenſtimmt dafür ſtreiten, daß ſie ſich daſelbſt in der Geſtalt gewiſſer Landthiere wie etwa das Erdſchwein, das Kaninchen und die Schildkröte, befanden. Dieß war der Stand ihrer Vorbereitung, bis es ihnen vergönnt wurde herauf zu kommen und ihre Stelle auf dieſer Inſel *) als Herren der übrigen Schöpfung einzunehmen.

Unter den Delawaren ſagen die vom Stamm Minſi oder Wolf, daß ſie anfangs in der Erde unter einem See wohnten, und aus dieſem unangenehmen Aufenthalt glücklich herausgeholfen wurden, dadurch, daß einer ihrer Leute eine Oeffnung entdeckte, durch welche er auf die Oberfläche hinaufſtieg; als er hier umherging fand er einen Hirſch, welchen er mit ſich zu ſeine unterirdiſche Wohnung nahm. Hier wurde der Hirſch gegeſſen, und er und ſeine Gefährten fanden das Fleiſch ſo gut, daß ſie einmüthig beſchloſſen, ihr finſteres Haus zu verlaſſen, und ſich dahin zu begeben, wo ſie das Licht des Himmels und ſolch vortreffliches Wildpret in Menge genießen könnten **).

Die

*) Die Indianer nennen das feſte Land von Amerika, eine Inſel, und glauben, daß es rund um (was auch der Fall ſeyn dürfte) von Waſſer umgeben iſt.

**) Die Delawaren behaupten, der Himmel ſey von Menſchen bewohnt und von daher wären die Indianer auf die

Die andern beyden Stämme, die Unamis oder Schildkröte und die Unalachtigos oder Welſchehahn, haben ſehr ähnliche Vorſtellungen, verwerfen aber die Geſchichte von dem See, welche dem Stamm Minſi eigenthümlich zu ſeyn ſcheint.

Dieſe Meinungen müſſen unter den Indianern in Nord-Amerika überhaupt ſehr verbreitet ſeyn, da man findet, daß ſie auch unter den Irokeſen herrſchend ſind, alſo unter einer Nation, welche den Delawaren gerade entgegenſteht und ſich durch die gänzliche Verſchiedenheit ihrer Sprache weſentlich von denſelben unterſcheidet. Ueber dieſen Gegenſtand bitte ich einen Auszug aus den handſchriftlichen Bemerkungen des ſel. Pyrläus, den ich immer mit Achtung anführe, da er ein Mann von großer Wahrheitsliebe und auch mit der Sprache der 6 Nationen wohl bekannt war, hier einſchalten zu dürfen. Die Nachricht, welche er darin von den Traditionen jenes Volkes über ihre urſprüngliche Exiſtenz giebt, wurde von ihm im Jahre 1743 aufgeſetzt nach der Ausſage eines achtbaren Mohawk Chief mit Namen Sganarady, der am Mohawk Fluſſe wohnte:

Auszug: "Traditio. Daß ſie in der Erde gewohnt hätten, wo es finſter war und keine Sonne ſchien.

Wie

die Erde gekommen. Eine ſchwangere Frau ſey von ihrem Manne verſtoßen und vom Himmel herunter geworfen worden, und von den Zwillingen die ſie geboren, ſey das Land bevölkert worden. Nach der Erzählung der Nantikoks aber hätten ſich ſieben Indianer auf einmal an der See ſitzend befunden, und ſelbſt nicht gewußt, ob ſie auf derſelben Stelle erſt erſchaffen worden, oder ob ſie über die See oder ſonſt woher gekommen wären. Dieſe hätten ſich hernach vermehrt und das Land bevölkert. Loskiel S. 31. 32.

Wie wol ſie auf die Jagd gingen, aßen ſie Mäuſe welche ſie mit den Händen fingen. Ganawagahha (einer von ihnen) fand durch Zufall eine Oeffnung, durch welche man auf die Erde kommen konnte; er ſtieg hinauf, und da er auf der Erde umher ging fand er einen Hirch, welchen er mit ſich nahm; ſowol wegen des wohlſchmeckenden Fleiſches, als wegen der günſtigen Beſchreibung die er ihnen von dem Lande oben, auf der Erde, ihrer Mutter, gab, ſchloſſen ſie, daß es für ſie alle das beſte ſeyn würde, ſich hinauf zu begeben, demnach thaten ſie dieß, und fingen ſogleich an Welſchkorn zu pflanzen u. ſ. w. Der Nocharauorſul d. i. Erdſchwein (ground-hog) *) wollte indeſſen nicht herauskommen, ſondern blieb in der Erde wie vorhin." So weit Pyrläus.

Aus dieſen Sagen der Irokeſen, und denen der Delawaren und Mahikander ſcheint zu folgen, daß ſie ihre Zahl für ſehr klein müſſen gehalten haben, als ſie in der Erde wohnten; — vielleicht nicht mehr als eine Familie von jedem Stamm, — und daß die Sitte ihre Stämme nach gewiſſen beſondern Thieren zu benennen ſehr alt muß geweſen ſeyn. Das Erdſchwein ſagen die Mohawks wollte nicht herauskommen. — Wer war dieß Schwein? Vielleicht ehemals der Name eines ihrer Stämme, auf den dieſe Fabel ſich bezog.

Wie lächerlich dieſe Geſchichten auch ſeyn mögen, der Glaube der Indianer an dieſelben iſt unerſchütterlich. Als ich zu Tuscorawas am Muskingum wohnte, ſagten mir einige Indianer, daß es gewiſſe Thiere gäbe, welche die Indianer nicht äßen, und zu dieſen gehöre das Kaninchen und das Erdſchwein; denn, ſagten ſie,

es

*) Grunddachs — Ursus meles Schreb...? Loskiel.

es könnte doch ſeyn, daß ſie mit denſelben verwandt wären! Es iſt mir auch noch aus meinem Knaben-Alter erinnerlich, daß die Indianer die damals Bethlehem zahlreich, ja ſelbſt bey Hunderten beſuchten, mich warnten ja kein Kaninchen zu eſſen. Ich habe auch gefunden daß die Indianer, aus einem ähnlichen Grunde, der Klapperſchlange große Achtung bewieſen, welche ſie ihren Großvater nannten und durchaus nicht tödten wollten. Eines Tages als ich mit einem etwas bejahrten Indianer am Ufer des Muskingum ſpatzieren ging, ſahe ich eine große Klapperſchlange queer über den Weg liegen, und ich wollte ſie todtſchlagen. Der Indianer aber wehrte mir ſogleich, denn ſagte er, die Klapperſchlange iſt Großvater der Indianer, und iſt hier abſichtlich hingeſetzt uns zu ſchützen, und uns durch ihre Klapper von drohender Gefahr zu benachrichtigen, denn wenn ſie klappert ſo iſt dieß ſo viel als: "ſieh um dich!" Wenn wir nun, ſetzte er hinzu, eine von ihnen tödten würden, ſo würden es die übrigen bald erfahren, und die ganze Gattung würde gegen uns aufſtehen und uns beißen. Als ich dagegen bemerkte, daß die weißen Leute ſich nicht fürchteten Klapperſchlangen zu tödten, fragte er, ob denn noch kein Weißer von einer ſolchen Schlange wäre gebiſſen worden, und da ich dieß natürlich bejahete, fuhr er fort, dieß habt ihr euch ſelbſt zuzuſchreiben. Sie ſind ſehr gefährliche Feinde, hüte dich ſie in unſrem Lande zu reizen, wie ihr in eurem Lande gethan habt, ſie und ihre Großkinder leben hier in gutem Einverſtändniſſe, und man thut einander gegenſeitig nichts zu leide. Dieſe älteren Meynungen verlieren ſich aber größtentheils bey der jetzi-

gen Generation, und gegenwärtig tödten die Indianer die Klapperſchlange ohne Umſtände, wo ſie ſie nur finden.

Daß die Indianer, ſich von den älteſten Zeiten her, als gewiſſermaaßen mit einigen Thieren in Verbindung ſtehend betrachtet haben, erhellet aus verſchiedenen Gewohnheiten welche noch immer unter ihnen ſind erhalten worden, und aus den Namen welche ſie ſowol im Ganzen als im Einzelnen angenommen haben. Zwar könnten die von Thieren entlehnten Namen welche die verſchiedenen Stämme führen, als bloße Abzeichen, oder "als Wappen" wie ſie Pyrläus nennt, angeſehen werden, wenn man indeſſen auf die Gründe achtet welche ſie für dieſe Benennungen anführen, ſo läßt ſich die Idee einer vermeynten Verwandtſchaft (family connexion) leicht bemerken. Der Stamm Schildkröte macht unter den Lenape auf einen Vorrang oder eine Hoheit über die andern Anſpruch, weil ihre Verwandtinn die große Schildkröte, ein fabelhaftes Ungeheuer, der Atlas ihrer Mythologie, nach ihren Sagen, dieſe große Inſel auf ihrem Rücken trägt, und auch weil ſie ein Amphibium iſt und ſowol im Waſſer als auf dem Lande leben kann, was keinem von den Häuptern der übrigen Stämme gegeben iſt. Das Verdienſt des Welſchenhahns nach welchem der zweyte Stamm benannt worden beſteht darin, daß er in einerley Gegend bleibt und ſich beſtändig unter ihnen oder in ihrer Nähe aufhält. Der Wolf hingegen, nach welchem der dritte Stamm benannt worden, iſt ſeiner Natur nach ein Wanderer, der von einem Ort zum andern läuft ſeine Nahrung zu ſuchen; dennoch be-

trachten

trachten ſie ihn als ihren Wohlthäter, weil er es war durch den die Indianer aus dem Innern der Erde heraufkamen. Er war es, glauben ſie, der nach der Beſtimmung des großen Geiſtes den Hirſch tödtete, den der Monſey fand welcher zuerſt den Weg zur Oberfläche der Erde entdeckte, und welcher ſie reizte aus ihrer feuchten und dunklen Wohnung herauszukommen. Aus dieſem Grunde müſſe der Wolf geehrt und ſein Name auf immer unter ihnen erhalten werden. So lauten ihre Sagen, wie ſie mir vor mehr als 50 Jahren von einem bejahrten Mann dieſes Stammes ſind erzählt worden.

Uebrigens dienen dieſe von Thieren entlehnte Namen allerdings als Abzeichen oder Wappen. Der Krieger vom Stamme Schildkröte zeichnet entweder mit Kohle oder mit Farbe, hie und da an den Bäumen neben dem Kriegspfade das ganze Thier eine Flinte tragend deren Mündung nach vorn hingerichtet iſt, und wenn er an dem Orte, wo er einen Streich gegen den Feind ausgeführt hat, ein Zeichen zurücklaſſen will, ſo wird es die Zeichnung einer Schildkröte ſeyn. Die vom Stamme Welſchhahn, zeichnen nur einen Fuß dieſes Vogels, und der Stamm Wolf zuweilen einen ganzen Wolf mit einem in die Höhe gehobenen Bein um als Hand zu dienen, in welcher er auch eine Flinte mit vorwärts gekehrter Mündung trägt. Sie bedienen ſich indeſſen nicht immer des Namens Wolf wenn ſie von ihrem Stamme reden, ſondern nennen ſich P'duk-sit, d. i. Rundfuß (round-foot) weil das Thier einen runden Fuß hat wie der Hund.

Die Indianer zeichnen in müſſigen Stunden die verſchiednen Abzeichen ihrer Stämme an die Thüren ihrer Häuſer, damit die Vorübergehenden wiſſen mögen zu welchem Stamme der Bewohner gehöre. Dieſe Zeichen dienen ihnen auch zu Unterſchriften der Verträge und Urkunden. Sie ſind eben ſo ſtolz auf ihre Abſtammung von der Schildkröte, dem Welſchhahn und dem Wolf, wie die Adeligen in Europa auf ihre Abſtammung von den alten Baronen unter der Lehnsverfaſſung; und wenn Kinder aus gemiſchten Ehen der verſchiedenen Stämme entſpringen, ſo wird ihre Genealogie durch Ueberlieferung ſorgfältig in der Familie erhalten, damit ſie wiſſen mögen, zu welchem Stamme ſie gehören.

Ich habe oft über die ſeltſame Verbindung, welche der Indianer ſich zwiſchen der menſchlichen und der thieriſchen Schöpfung zu denken ſcheint, nachgedacht. Ungeachtet ſie ſtolz auf die Vorzüge ſind die ſie vor den Thieren haben, und dieſe als vom großen Geiſt zu ihrem Gebrauch erſchaffen betrachten, ſo ſcheinen ſie doch den Unterſchied zwiſchen ſich und der thieriſchen Schöpfung, und die Herrſchaft welche ſie über dieſelbe ausüben, mehr ihrer überlegenen körperlichen Stärke und Geſchicklichkeit, als ihren unſterblichen Seelen zuzuſchreiben. Alle Weſen denen der Schöpfer das Vermögen zu fliegen oder ſich frey zu bewegen verlieh, betrachten ſie gewiſſermaaßen als eine große Geſellſchaft, an deren Spitze ſie ſtehen, die ſie freilich beſtimmt ſind zu regieren, zwiſchen welcher und ihnen aber doch genaue Bande des Zuſammenhangs und der Verwandtſchaft Statt finden dürften, oder wenigſtens im Anfange der Zeit Statt fanden.

Nach

Nach ihren Meynungen ſind ſie alſo in der That nur die Erſten unter den Gleichen (primi inter pares) die rechtmäßigen und erblichen Oberherren über das Geſchlecht aller Lebendigen, zu welchem ſie ſelbſt als Mitbeſtandtheil gehören. Daher deuten die Beugungen der Hauptwörter welche bey uns das Geſchlecht derſelben beſtimmen, in ihren Sprachen nicht das männliche oder weibliche Geſchlecht an, wie bey uns, ſondern das Lebendige und das Lebloſe.

Sie gehen in der That ſo weit, Bäume und Pflanzen mit in die Claſſe der Lebendigen einzuſchließen. Von ihrer Geiſterwelt, welches der Ort iſt wohin ſie nach dem Tode zu gehen glauben, ſchließen ſie andre Lebendige nicht aus.

Ich finde es ſchwierig mich über dieſen verworrnen Gegenſtand deutlich auszudrücken, die Indianer ſelbſt, verſtehen ihn vielleicht nur unvollkommen, weil unter ihnen keine Metaphyſiker ſind um ihre unbeſtimmten Begriffe zu zergliedern, und ſie vielleicht noch mehr zu verwirren. Ich kann indeſſen das was ich geſagt habe durch einige charakteriſtiſche Anekdoten erläutern, und will dieß Kapitel damit ſchließen.

Ich habe ſchon bemerkt, daß die Indianer alle reißenden Thiere unter die Zahl ihrer Feinde rechnen. Dieß iſt keinesweges ein blos metaphoriſcher oder figürlicher Ausdruck, ſondern wird im buchſtäblichen Sinne gebraucht, wie aus dem Folgenden erhellen wird:

Ein Delawariſcher Jäger ſchoß einmal einen gewaltigen Bär, und zerſchmetterte ihm das Rückgrat. Das Thier ſtürzte, und fing an ein äußerſt klagendes Ge-

Geſchrey zu erheben. Der Jäger anſtatt noch einen Schuß auf ihn zu thun, trat ganz nahe zu ihm hin, und redete ihn in dieſen Worten an: Höre Bär, du biſt eine feige Memme — wäreſt du ein Krieger wie du vorgiebſt, ſo würdeſt du nicht weinen und heulen wie ein altes Weib — du weißt Bär, mein Stamm und dein Stamm haben Krieg mit einander, und daß dein Stamm den erſten Angriff gemacht hat *). Ihr habt erfahren daß euch die Indianer zu mächtig ſind, und nun ſchleicht ihr im Walde umher, und ſtehlt ihre Schweine . . . Hätteſt du mich überwunden, ſo würde ich wie ein braver Krieger geſtorben ſeyn — du aber beſchimpfeſt deinen Stamm durch dein feigherziges Betragen. Ich war bey dieſer ſeltſamen Strafrede gegenwärtig, und nachdem der Jäger das Thier getödtet hatte, fragte ich ihn, wie er ſich einbilden könnte daß der Bär ihn verſtände? O ſagte er, der Bär verſtand mich ſehr gut, haſt du nicht bemerkt wie beſchämt er ausſah als ich ihm die Wahrheit ſagte?

Ein ander Mal war ich Zeuge von einem ähnlichen Auftritt zwiſchen den Waſſerfällen des Ohio und dem Fluſſe Wabaſh. Auch in dieſem Fall wurde ein angeſchoſſner Bär, welcher erbärmlich ſchrie, von dem

*) Dieß iſt vermuthlich eine Anſpielung auf die Sage von einer äußerſt grimmigen Art Bären, der nackte Bär (the naked bear) genannt. Dieſe Bären ſagen die Indianer, fanden ſich ehedem, aber wurden von ihren Vorfahren gänzlich ausgerottet. Der letzte wurde im Staate New-York an einer Stelle welche Hooſink (d. i. Becken oder genauer Keſſel) heißt, getödtet.

Digitized by Google

dem Jäger, er hieß William Wells *), angeredet, und wegen ſeines feigherzigen Betragens ausgeſchimpft. Wäre ich in die Gewalt meines Feindes gerathen, ſagte der Jäger, ſo würde ich meiner Nation keine ſolche Schande gemacht haben, ſondern würde wie ein wahrer Krieger entſchloſſen und ſtandhaft geſtorben ſeyn.

Dieſe Anekdoten werden dem Leſer Anleitung geben über die ſeltſamen Begriffe, um welcher willen ich ſie anführte, weiter nachzudenken und ſich dieſelben zu erklären.

*) Ein junger weißer Mann, der als Knabe von einem Stamm der Wabaſch Indianer zu Gefangnen gemacht und erzogen worden war, auch alle ihre Begriffe eingeſogen hatte; derſelbe von welchem Mr. de Volney redet in ſeinem vortrefflichen Werke: View of the Soil and Climate of the United States.

Suppl. N. VI. p. 536.
Philadelphia Edition 1804.
(Pariſer Ausgabe. Th. II. S. 427 ff.)

Digitized by Google

Fünfunddreyßigſtes Kapitel.

Wahnſinn und Selbſtmord.

Wahnſinn iſt unter den Indianern nicht häufig, doch habe ich verſchiedene gekannt die an Verſtandesverwirrung litten. Perſonen dieſer Art werden immer als Gegenſtände des Mitleidens betrachtet. Sie zu verlachen oder zu verſpotten würde als ein Verbrechen angeſehen werden, noch mehr aber ſie zu beleidigen oder zu plagen. Die Nation oder Farbe des Unglücklichen macht hier keinen Unterſchied, die Menſchenliebe der Indianer erſtreckt ſich auf alle, und in einem ſo bedauernswürdigen Falle wird kein Unterſchied gemacht.

Um die Zeit da der Indianiſche Krieg im Jahr 1763 ausbrach, wurde ein jüdiſcher Handelsmann mit Namen Chapman, der den Fluß Détroit mit einer Ladung Waaren hinauffuhr, von einigen Indianern aus der Chippewäer Nation, gefangen genommen und zum Tode beſtimmt. Ein Franzoſe, durch Freundſchaft und Menſchenliebe bewogen, fand Mittel den Gefangnen zu ſtehlen, und hielt ihn eine Zeitlang ſo verborgen, daß ungeachtet der ſorgfältig-

ſten

ſten Nachſuchung der Ort ſeines Aufenthalts nicht entdeckt wurde. Zuletzt wurde indeſſen der arme Mann von einigen falſchen Freunden verrathen und kam wieder in die Gewalt der Indianer, die ihn mit ſich auf die andere Seite des Fluſſes nahmen um ihn zu martern und zu verbrennen. Als er an den Pfeiler gebunden und das Feuer neben ihm angezündet war, wurde ſein Durſt, von der Hitze, ganz unerträglich, und er bat um etwas zu trinken. Es iſt eine Gewohnheit bey den Indianern, ehe ein Gefangner zu Tode gebracht wird, ihm wie ſie es nennen: ſeine letzte Mahlzeit zu geben; es wurde ihm alſo ein Napf voll Suppe oder Brühe gebracht. Begierig ſeinen Durſt zu löſchen, führte er den Napf ſogleich zu Munde, und da die Flüſſigkeit darin ſehr heiß war, verbrannte er ſich die Lippen auf eine ſchreckliche Weiſe. Der Menſch war von äußerſt heftiger Gemüthsart, und warf daher den Napf in dem Augenblick da er ſich verbrannt fühlte, mit allem was ſich darin befand, dem Manne der ihm denſelben zugereicht hatte, ins Geſicht. — Er iſt toll! er iſt wahnſinnig! ertönte es hierauf von allen Seiten. Die Umſtehenden betrachteten dieſe Handlung als eine Folge des Wahnſinns, er wurde augenblicklich losgebunden, und man ließ ihn gehen wohin er wollte. Dieſe Thatſache war allen Einwohnern zu Détroit wohl bekannt, ich hörte ſie zuerſt von dieſen und nachher beſtätigte ſie mir Hr. Chapman ſelbſt, der ſich dort als ein Kaufmann niedergelaſſen hatte.

Selbſtmord wird von den Indianern weder als eine heldenmüthige noch als eine feigherzige That betrach-

trachtet, auch wird ſie bey ihnen weder gelobt noch getadelt. Sie betrachten dieſen Ausbruch der Verzweiflung als Folge einer Geisteszerrüttung, und derjenige der ſich ſelbſt vernichtet, iſt für ſie ein Gegenſtand des Mitleidens. Solche Fälle kommen nicht häufig vor *). Zwiſchen den Jahren 1771 und 1780 genoſſen vier Indianer von meiner Bekanntſchaft, die Wurzel des Mayapfels, welches in ſolchen Fällen das gewöhnliche iſt, in der Abſicht ſich zu vergiften, was auch bey ihnen allen, einen ausgenommen, dadurch bewirkt wurde. Zwey von ihnen waren junge Leute, denen in ihrer Liebe eine Täuſchung wiederfahren war, die Mädchen nämlich die ſie ſich erwählet hatten, waren anders Sinnes geworden, und heiratheten andre Liebhaber. Die beyden andern waren verheirathete Perſonen und ihre Geſchichte, als Gemälde Indianiſcher Sitten wird vielleicht nicht für unintereſſant gehalten werden.

Einer von dieſen unglücklichen Menſchen war von vortrefflichem Charakter, geehrt und geachtet von allen die ihn kannten. Er hatte eine Frau, die er ſehr liebte, nebſt zwey Kindern, und ſie lebten, ungefähr eine halbe Meile von meiner Wohnung entfernt, ſehr glücklich mit einander. Er beſuchte mich oft, und ich hatte ihn gern bey mir. Wenn es mir vorkam, als ob er zu lange wegbliebe, ſo ging ich

nach

*) Selbſtmord iſt unter ihnen nicht ſelten; ſie tödten ſich aus Lebensüberdruß; zuweilen wegen Kränkung in der Liebſchaft oder aus Erbitterung über eine große Beleidigung die ſie nicht abwehren können.

Volney II. 452.

nach dem äußerſt reizenden Orte hin, den er zu ſeiner Wohnung gewählt hatte. Ich fand die Familie immer heiter, geſellig und glücklich, bis kurze Zeit vor der unglücklichen Cataſtrophe, wo ich einen Zug tiefer Melancholie in dem Geſichte meines Freundes bemerkte; wovon ich nachher die Urſache erfuhr. Seine Frau hatte die Beſuche eines andern Mannes angenommen; er ſah voraus, daß er bald gezwungen ſeyn würde ſich von ihr zu ſcheiden, und ihn ſchauderte wenn er daran dachte, daß er dann auch von ſeinen beyden liebenswürdigen Kindern ſich würde trennen müſſen; denn es iſt Indianiſche Sitte im Fall einer Eheſcheidung, daß die Kinder bey der Mutter bleiben, bis ſie das gehörige Alter haben, für ſich ſelbſt wählen zu können. Eine Hoffnung blieb ihm indeſſen noch übrig. Die Zeit des Zuckerkochens war nahe, und ſie dachten in kurzem nach ihrem Zucker-Lagerplatz aufzubrechen, wohin, wie er ſich ſchmeichelte, der Störer ſeines Friedens, der etwa 10 Meilen weit davon entfernt wohnte, ſeiner Frau nicht folgen würde. Er hoffte vergebens, denn kaum waren ſie 14 Tage in ihrem neuen Aufenthalt, ſo fand er beym Zurückkommen von einer Morgenjagd den unwillkommnen Gaſt in ſeinem Hauſe in traulichem Geſpräch mit ſeinem treuloſen Weibe. Dieß war mehr als er ertragen konnte. Ohne ein einziges Wort zu ſagen, nahm er ein großes Stück von ſeinem eingekochten Zucker, und kam damit in mein Haus, etwa 8 Meilen weit von ſeinem damaligen Aufenthalt. Es war Sonntag, etwa 10 Uhr Morgens als er in mein Haus trat; der Kummer malte ſich lebhaft auf ſeinem männlichen Geſicht, er trat auf mich zu und

bot

bot mir den Zucker mit dieſen Worten: mein Freund, du haſt mir oftmals eine gute Pfeife Tabak vorgeſetzt, und ich habe dir noch nichts zu Gefallen gethan. Nimm dieß als eine Erkenntlichkeit für deine Güte und als einen Beweis daß ich dein Freund bin." Mehr ſagte er nicht, ſondern drückte meine Hand mit ſeinen beyden Händen aufs herzlichſte zum Lebewohl und kehrte in ſein Lager zurück. Ungefähr um 2 Uhr Nachmittags kam ein Läufer durch die Stadt, um in einem Dorfe zwey Meilen weiter, ſeinen Tod bekannt zu machen, und gab mir Nachricht von dem entſetzlichen Eräugniß. Er war gleich nach ſeiner Rückkehr, eine kurze Zeit in ſeiner Hütte geblieben und hatte ſich der letzten Liebkoſungen ſeiner geliebten unſchuldigen Kinder erfreuet, hatte ſich dann auf einige Entfernung wegbegeben, hatte die tödtliche Wurzel gegeſſen, und ehe ihm noch von einigen Perſonen, die ihn vom andern Ufer des Fluſſes taumelnd geſehen hatten, Gegenmittel beygebracht werden konnten, war er auf dem Punct des Verſcheidens, und alle Hülfe war vergebens.

Der letzte deſſen ich zu erwähnen habe, war auch ein verheiratheter Mann, hatte aber keine Kinder. Er hatte glücklich mit ſeiner Frau gelebt, bis ſie eines Tages in heftigen Zorn gerieth, und ſich gegen ihn einer ſo beleidigenden Sprache bediente, daß er es nicht ertragen konnte. Zu hochherzig als daß er mit einem Weibe hätte zanken ſollen, beſchloß er ſie dadurch zu beſtrafen, daß er ſich ſelbſt das Leben nähme. Glücklicherweiſe wurde er in dem erſten Anfall der Zuckungen bemerkt,

und in ein Haus gebracht wo ein ſtarkes Brechmittel in lau warmem Waſſer verdünnt, wie ich es ſchon beſchrieben habe, ihm mit Gewalt die Kehle hinab gegoſſen wurde. Er wurde nach einiger Zeit wieder hergeſtellt, wurde aber nie wieder der ſtarke geſunde Mann, der er vorhin geweſen war; ſeine Frau indeſſen wurde durch dieſe verzweifelte Handlung gewarnt, und betrug ſich nachher fortwährend beſſer.

Digitized by Google

Sechsunddreyßigſtes Kapitel.

Trunkenheit.

Indem ich über dieſen Gegenſtand ſchreibe, kann ich dem Eindruck eines niederſchlagenden Gefühls nicht wiederſtehen; welches durch die ſich mir aufdrängende Vergleichung deſſen, was die Indianer waren, ehe Europäer in dieß Land kamen, mit dem was ſie ſeitdem durch Theilnahme an unſern Laſtern geworden ſind, bey mir erregt wird. Durch ihren Umgang mit uns haben ſie viel von dem urſprünglichen Charakter, wodurch ſie ſich ehedem auszeichneten, und deſſen Zeichnung der Gegenſtand dieſer Schrift iſt, verloren, und die Veränderung welche Statt gefunden hat, war keinesweges zum Beſſern. Ich bin keiner von den überſpannten Schwärmern, die es verſuchen möchten, die Welt zu überreden, daß ein Leben im Stande der Wildheit, einem civiliſirten Zuſtande, vorzuziehen ſey; ich überlaſſe es aber jedem Unparteiiſchen zu entſcheiden, ob nicht der Zuſtand des geſunden nüchternen Indianers, der ſein Wild durch Wald und Thal verfolgt, unendlich viel beſſer ſey als der des weißen Trunkenbolds an

welchem

welchem nichts Geſundes mehr iſt und der in Aus-ſchweifungen und Laſtern forttobt!

Ich habe vorhin ſchon angeführt, daß unſre Aboriginer behaupten, ehe die Europäer in dieſer Gegend des Amerikaniſchen Continents landeten, wäre ihnen die ſchändliche Krankheit unbekannt geweſen, welche die Fortpflanzung in ihrer Quelle angreift. Mir iſt nicht fremd, daß man gewöhnlich glaubt dieſe Seuche wäre der alten Welt von der neuen mitgetheilt worden. Ich weiß nicht auf welche Beweiſe dieſe Behauptung ſich gründet, bin aber geneigt, den einſtimmigen Verſicherungen unſrer nördlichen Indianer zu glauben, daß nämlich dieſe Peſt zuerſt durch Auswandrer aus Europa zu ihnen gebracht wurde. Wie dem auch ſeyn möge, es iſt eine bedauernswürdige Thatſache, daß die Ureinwohner anjetzt ſehr allgemein davon angeſteckt ſind, und daß die indianiſche Bevölkerung des Landes ihrer zerſtörenden Wirkung auf die ſonſt ſo ſtarke und geſunde Leibesbeſchaffenheit der Indianer nicht lange widerſtehen kann, zumal da ſich der Misbrauch ſtarker Getränke welcher anjetzt ſo herrſchend unter ihnen iſt, zu jener Wirkung geſellet.

Ueber die Art und Weiſe, wie ſie dieß letzte Laſter angenommen haben, kann wol, denke ich, kein Zweifel Statt finden. Sie legen es uns auf das beſtimmteſte zur Laſt, daß wir die erſten waren die ſie mit hitzigen geiſtigen Getränken bekannt machten, und alles mögliche anwandten um ſie dahin zu bringen daß ſie bis zum Uebermaaß trinken möchten. Es iſt ganz zuverläſſig daß die Proceſſe des Brennens und Brauens den Indianern völlig unbekannt

ſind,

ſind, und daß ſie unter ſich keine andre berauſchende Getränke haben, als die ſie von uns bekommen. Die Mexikaner haben ihr Pulque und andre im Lande bereitete Getränke, welche berauſchen, die Nord-Amerikaniſchen Indianer aber hatten, ehe das Verkehr mit uns anfing, durchaus nichts von der Art. Der Rauch des Amerikaniſchen Unkrauts, Tabak genannt, war das einzige Mittel welches damals bey ihnen gebräuchlich war, um ihre Lebensgeiſter auf kurze Zeit zu erheitern.

Ich habe in einem der vorigen Kapitel die ſeltſame Erzählung der Delawaren und Mahikander von der Scene, welche Statt fand, als die Holländer bey ihrer Landung auf der Inſel New-York ſie zuerſt bewogen geiſtige Getränke zu koſten, ſchon erwähnt. Ich zweifle nicht daß ſich dieſe Ueberlieferung auf eine Thatſache gründet. Sie wird allerdings ſehr ſtark durch den Namen beſtätigt, welchen jene Leute zufolge des erwähnten Abenteuers, damals der Inſel gaben und welchen ſie bis auf dieſen Tag behalten hat. Sie nannten die Inſel Manahachtanienk, welches im Delawariſchen bedeutet: "die Inſel wo wir alle trunken wurden." Wir haben dieſen Namen in Manhattan umgeſtaltet, doch läßt ſich jene Bedeutung wie auch jener Urſprung noch immer darin erkennen. Die letzte Sylbe welche wir weggelaſſen haben, iſt nur eine Endigung und bezieht ſich auf das Oertliche, bedeutet aber in dieſem Worte ſo viel als: wo wir (where we). Wenig Indianiſche Sagen haben einen ſo guten Grund als dieſe.

Wie ſeit der Zeit das ſchreckliche Laſter der Trunkenheit unter jenen armen Indianern um ſich ge-

Digitized by Google

gegriffen habe, iſt manchen chriſtlichen Einwohnern unter uns hinlänglich bekannt. Wir können ſicher rechnen daß Tauſende durch den verderblichen Einfluß geiſtiger Getränke umgekommen ſind. Der fürchterliche Krieg welcher im Jahr 1774 zwiſchen den Shawanos nebſt einem Theil der Mingoes, und den Bewohnern Virginiens ausbrach, in welchem ſo manches Menſchenleben weggerafft wurde, entſtand durch die Folgen der Trunkenheit. Dieſe brachte Mordthaten hervor, auf welche perſönliche Rache folgte, die ſich in einen höchſt grauſamen und verderblichen Krieg endigte.

Die allgemeine Herrſchaft dieſes Laſters unter den Indianern hat in einem hohen Grade ihren Grund darin, daß gewiſſenloſe weiße Handelsleute die Indianer bereden zu viel zu trinken, um ſie in der Trunkenheit deſto leichter betrügen, und ihr Pelzwerk um ſo eher für eine Kleinigkeit bekommen zu können. Innerhalb der letzten 50 Jahre ſind mir einige Fälle bekannt worden, wo weiße Leute die Indianer zum Trinken gereizt, und nachdem ſie trunken geworden, ermordet haben. Die Wirkungen, welche der Rauſch bey den Indianern hervorbringt, ſind fürchterlich. Mancher Todtſchlag iſt dadurch unter ihnen veranlaßt worden, außerdem daß manchen die Naſen abgebiſſen oder ſonſtige Verunſtaltungen zugefügt worden ſind, denn dieſes ſind die geringſten Folgen von den Streitigkeiten welche der Rauſch unter ihnen hervorbringt. Wie manche mögen an Verkältungen und andern Krankheiten geſtorben ſeyn, welche ſie ſich durch das Liegen auf kaltem Boden, und durch den Einfluß der Witterung der ſie während

des Rauſches ausgeſetzt waren zugezogen haben. Andre haben ihr Leben unter marternden Gichtſchmerzen, und ſchwindſüchtig hingeſchleppt, bis der Tod ſie von ihren Leiden erlößte.

Nachdenkende Indianer haben die ſchneidende Bemerkung gemacht, daß es auffallend wäre, wie Menſchen die ſich dafür ausgaben, daß ſie an eine Lehre glaubten, die ihnen von dem großen Geiſte ſelbſt wäre offenbart worden; die ſagten daß ſie das Wort Gottes in ihren Häuſern hätten, und darin die Geſetze und Gebote Gottes ſchriftlich aufgezeichnet fänden; darauf verfallen konnten ein beson *) zu bereiten, welches darauf berechnet wäre Menſchen zu behexen und zu machen daß ſie einer den andern umbrächten. Ich fragte einmal einen Indianer zu Pittsburg, den ich vorher noch nicht geſehen hatte, wer er wäre? Er antwortete in gebrochnem Engliſch: mein Name iſt Black-fish (Dintenfiſch); wenn ich zu Hauſe bey meinem Volke bin, bin ich ein tüchtiger Kerl, und wenn ich hier bin, ein Schwein! Er meynte, daß er unter den weißen Leuten das Trinken nicht laſſen könnte.

Ein Indianer zu Miniſink in der Nähe des Sturzes (Water Gap) der Delaware geboren und erzogen, dem die Deutſchen Bewohner der dortigen Gegend den Namen Cornelius Roſenbaum gegeben hatten, erzählte mir vor 50 Jahren, daß er einmal, im Zuſtande der Trunkenheit, ſeinen beſten Indianiſchen Freund erſchlagen habe, weil er ihn für ſeinen ärgſten

*) Dieß Wort bedeutet ſtarkes Getränk (liquor) und wird auch gebraucht um eine Arzeney zum Eintrinken, oder ſonſtigen zuſammengeſetzten Trank zu bezeichnen.

ärgſten erklärten Feind hielt. Er ſagte daß die Täuſchung der Sinne vollkommen war, und daß ihm, in ſeiner Trunkenheit, das Geſicht ſeines Freundes alle Geſichtszüge des Mannes, mit dem er in Feindſchaft lebte, vor Augen ſtellte. Dieß machte einen ſolchen Eindruck auf ihn, daß er beſchloß nie wieder einen Tropfen jenes Gifts zu trinken, deſſen Erfinder niemand anders als der böſe Geiſt ſeyn könne. Von der Zeit an bis zu ſeinem Tode 30 Jahre darauf, trank er nie wieder einen Tropfen Brandtewein, welchen er beſtändig "Teufelsblut" nannte, und hielt ſich davon verſichert daß der Teufel oder ſonſt einer von den ihm unterworfenen Geiſtern bey der Verfertigung deſſelben die Hand müſſe geboten haben.

Auf meinen Reiſen traf ich einmal auf einen Indianer nebſt ſeinem Sohn, von welchen der erſte, wiewol dem Trunke nicht eigentlich ergeben, dießmal doch mit einigen ſeiner Bekannten zuviel getrunken hatte und nun die Wirkung davon fühlte. Auf dem Wege den wir mit einander machten, hielt er einen jungen Baum der vom Feuer geſchwärzt war und im Wege lag für eine Schlange, und machte einen Umweg, um, wie er ſagte, ihr auszuweichen. Während der Nacht, wo wir zuſammen campirten, wachte ich auf und ſah den Indianer mit ſeiner Pfeife am Feuer ſitzen, dem Anſchein nach tief nachſinnend. Ich redete ihn an, und erfuhr daß er an die Schlange dächte, welche er am Tage zuvor auf dem Wege glaubte geſehen zu haben. Ich wiederholte meine Verſicherung, und berief mich dabey auf ſeinen Sohn und zwey andere Indianer, daß es nichts anders als ein junger Baumſtamm gewe-

 ſen

ſen wäre. Seltſam, rief darauf der Indianer aus, o ſeltſam! und ich hielt es für eine ungewöhnlich große Schlange, die ſich bewegte als ob ſie mich beißen wollte! Ich kann von meinem Erſtaunen nicht zurückkommen, daß der Brandtewein den ich getrunken habe, und das war nicht viel, mich ſo ſollte getäuſcht haben! Nun aber glaub ich entdeckt zu haben, woher es kommt daß die Indianer einander ſo oft todtſchlagen wenn ſie betrunken ſind. Sie wiſſen beynahe nicht was ſie thun, ich habe dießmal ein Stück Holz für eine Schlange angeſehen, ſo könnte ich ja ein ander Mal ein menſchliches Weſen, ja ſelbſt Einen von meiner Familie, für einen Bär oder für ein andres reißendes Thier halten und tödten. Kannſt du mir ſagen mein Freund, was in dem beson iſt, welches ſo verwirrt, und die Dinge ſo umgeſtaltet? Iſt es ein unſichtbarer Geiſt? — oder haben die weißen Leute auch Zauberer unter ſich, die etwas in dieſen Trank geben, wodurch er die Menſchen irre macht? Trinken die weißen Leute auch von dem Brandtewein den ſie den Indianern geben? Schlagen ſie auch, wenn ſie betrunken ſind, andre Leute todt, oder beißen ſie alsdann auch Naſen ab, wie die Indianer? Wer lehrte die weißen Leute ein ſo verderbliches Getränk bereiten!

Ich beantwortete alle dieſe Fragen, und mehrere andre die er an mich that, ſo gut ich konnte, worauf er fortfuhr: Nun, wenn der böſe Geiſt, wie du ſagſt der Erfinder dieſes Getränks nicht ſeyn kann, wenn es in einzelnen Fällen unter euch mäßig, wie eine Arzeney gebraucht wird, oder wenn eure Aerzte daraus oder durch Beymiſchung deſſelben, heilſame

besons

besons zu bereiten verſtehen, ſo muß ich dennoch glauben, daß der böſe Geiſt etwas damit zu ſchaffen haben muß, wenn es ſo wirkt wie du an mir geſehen haſt, er bringt vielleicht irgend etwas Schädliches, ohne Wiſſen derer die es verfertigen hinein, oder ihr habt Zauberer die es zu behexen verſtehen. Denn der Teufel iſt kein Freund der Indianer, weil ſie ihn nicht verehren wie den guten Geiſt, und deswegen, glaub ich, bringt er in den beson etwas hinein, in der Abſicht ſie zu Grunde zu richten. — Ich ſagte ihm hierauf, daß ich zwar nicht wiſſe was der Teufel mit dem Brandtewein anfinge, daß ich aber glaube er habe bey allem was böſe iſt, die Hand im Spiel. Wenn Indianer einander todtſchlagen, oder die Naſen abbeißen, oder ſonſt ähnliche ſchlechte Dinge thun, ſo gefällt ihm das ohne Zweifel wohl, denn Gott ſelbſt ſpricht: er iſt ein Verderber und Mörder. Der Indianer verſicherte, daß ihn künftig nichts wieder verführen ſolle, des Teufels beson zu trinken.

Die weißen Handelsleute, welche es ihrem Intereſſe gemäß finden, die Indianer zum Trunke zu verleiten, ſagen durchgehends, daß die Indianer ſtarke Getränke haben wollen, und ſich auf keinen Handel einlaſſen wenn ſie nicht verſichert ſind, daß ſie dieſe bekommen werden. Ich leugne nicht daß mir ſolche Fälle vorgekommen ſind; ich könnte aber dagegen auch mehrere aus eigner Erfahrung anführen, wo die Indianer ſich nicht nur weigerten Brandtewein zu nehmen, ſondern mehrere Tage lang allen Verſuchen die man machte um ſie zu bewegen, daß ſie ihn nur koſten möchten, widerſtanden — da ſie ſo gut wie diejenigen welche ihn anboten, wohl einſahen,

daß

daß wenn ſie nur einmal ihre Lippen daran ſetzten, ſie unvermeidlich von ihrer Schwäche in dieſem Puncte überwältigt und betrunken werden würden.

Ich kann vielleicht eine nicht unwahrſcheinliche Urſache davon anführen warum die Indianer ſo viel von geiſtigen Getränken halten. Sie liegt, dünkt mich, darin, daß ſie ſich beynahe ganz allein von friſchem Fleiſch und friſchem Gemüſe nähren, welches ein Bedürfniß nach einem Reiz (a seasoning) im Magen erzeugt, beſonders wenn ſie, wie öfters der Fall iſt, lange Zeit kein Salz bekommen können. Sie ſind unter ſolchen Umſtänden eben ſo begierig nach ſauren Sachen; Weineſſig werden ſie, wenn ſie ihn haben können, in beträchtlicher Menge trinken, und ſie machen ſich nichts daraus 30 bis 40 Meilen weit zu gehen um Kranichbeeren zu ſuchen. Sie ſammeln auch Holzäpfel, wilde Trauben, und andre ſaure und ſelbſt bitterſchmeckende Früchte, als Erſatz für das mangelnde Salz, ſie pflegen auch im Frühjahr ſolche Bäume deren Rinde ſäuerlich iſt, abzuſchälen, und lecken mit großer Begier an der Rinde. Wenn ſie nach langer Entbehrung Salz bekommen, ſo können ſie wol einen Eßlöffel voll auf einmal davon verſchlucken, nach welchem, wie ſie ſagen, ſie und ihre Pferde gleichen Hunger haben.

Die Indianer fühlen ſehr wohl den Zuſtand von Erniedrigung in welchen ſie durch den Misbrauch ſtarker Getränke ſind gebracht worden, und ſie reden davon nie, ohne den Weißen Vorwürfe zu machen daß ſie ſie zu dieſer laſterhaften Gewohnheit verleitet haben. Ich könnte mit leichter Mühe beweiſen wie ſchuldig die Weißen in dieſer Hinſicht ſind, wenn

ich eine Menge von den Anekdoten erzählen wollte die ich lieber der Vergeſſenheit zu übergeben wünſche. Die folgende Anekdote wird hinreichen die unedlen Handelsleute zu widerlegen, die den Vorwurf von ſich ab und auf die armen betrogenen Indianer hinzuwälzen verſuchen möchten.

Als ein Indianer von der Susquehannah im Jahr 1769 mit ſeinen Söhnen zu Bethlehem angekommen war um ſein Pelzwerk abzuſetzen, ſo wurde er von einem Handelsmann aus der benachbarten Stadt auf folgende Weiſe angeredet. "Nun, Thomas, ich glaube in der That du biſt ein Herrnhuter geworden! Ein Herrnhuter, antwortete der Indianer, warum denkſt du das? Weil du, verſetzte jener, ſonſt zu uns zu kommen pflegteſt deine Häute und dein Pelzwerk los zu werden, und nun verhandelſt du ſie an die Herrnhuter. So! fuhr der Indianer fort, nun verſtehe ich dich, und weiß was du meynſt. Nun höre mich! Siehe mein Freund, wenn ich hierher komme um meine Häute und mein Pelzwerk zu verkaufen, ſo ſind die Leute freundlich geben mir gutes Eſſen in Ueberfluß, und bezahlen mich in Geld oder andern Dingen die ich nöthig habe, und kein Menſch ſagt mir etwas von Rum trinken, auch frage ich nicht danach. Komme ich an euren Ort mit meiner Waare, ſo rufen mir alle zu: Komm Thomas! hier iſt Rum, laß ihn dir gut ſchmecken, es wird dir nicht ſchaden. Dieß geſchieht alles um mich zu betrügen. Habt ihr denn alles von mir erhalten was ihr haben wollt, ſo nennt ihr mich ein beſoffnes Schwein, und werft mich aus dem Zimmer. Siehe das iſt die Weiſe wie ihr die Indianer betrügt, wenn

ſie

ſie kommen mit euch zu handlen. So wiſſet nun, wenn ihr mich wieder in eure Stadt kommen ſehet, daß ihr zu einander ſagen möget: Da kommt ja Thomas wieder, er iſt kein Herrnhuter mehr, denn er kommt zu uns, um ſich betrunken machen zu laſſen, um geprellt, um aus dem Hauſe geworfen, um ein beſoffnes Schwein genannt zu werden!"

Anmerkungen. 64) Der verderbliche Handel der Indianer iſt der Rumhandel. Zu Friedenszeiten, und ſonderlich wenn die Indianer ihre Opferfeſte begehen, findet man faſt immer Europäiſche Rumhändler unter ihnen, die aus ſchändlicher Gewinnſucht die Thorheit der Indianer misbrauchen. Denn wenn dieſelben einmal ins Saufen kommen, ſo iſt ihnen alles feil und nichts ſo lieb, daß ſie es nicht für Rum weggeben ſollten. . . . Ein Rumhändler zu Shomoko an der Susquehanna bot den Indianern ſeinen Rum feil, indem er einem jeden freyſtellte den Rum durch einen Strohhalm, den er in das Faß geſteckt hatte, unentgeldlich zu koſten — ein Indianer trat zweymal herzu, kehrte aber immer wieder um, zum drittenmal koſtete er den Rum durch den Strohhalm, und nun fing er an zu kaufen, erſt für Wampum, dann für ſeine wollne Decke, dann für ſeine gezogene Büchſe und ſo fort bis er durchaus nichts mehr wegzugeben hatte. — Schmerz und Reue über den Verluſt ihrer unentbehrlichſten Sachen haben ſie ſchon mehrmals bewogen, die Landes-Regierung der Europäer feierlich zu erſuchen, daß den Rumhändlern verboten werden möchte, Rum in ihr Land zu bringen. (Ein Indianer der ein Fäßchen Rum zu Pittsburg gekauft und nach Goſchgoſchünk unter die Indianer gebracht hatte, in der Abſicht es da auszuſchenken, hörte das Evangelium, wurde von ſeinem unſeligen Zuſtand überzeugt, entſchloß ſich ein andres Leben zu

führen,

führen, und brachte das Fäßchen Rum wieder an den Kaufmann nach Pittsburg zurück. Loskiel S. 567.) Aber ſolche Verbote fruchten wenig; denn wenn auch die Europäiſchen Rumhändler eine Zeitlang wegbleiben, ſo ſuchen die Indianer ſie auf und viele von ihnen, ſonderlich Weibsleute, treiben ſelbſt einen Rumhandel. Eben ſo wenig haben die oft wiederholten Beſchlüſſe ihrer Oberhäupter und Rathsmänner, daß niemand mehr ſtarkes Getränk in ihre Dörfer bringen ſolle, dem Uebel Einhalt thun können. Gemeiniglich ſündigen die Geſetzgeber ſelbſt zuerſt dawider, oder es fehlt doch den übrigen nicht an liſtigen Ränken, ſich Rum zu verſchaffen. Sie ſtellen z. B. ein Rum-Opfer an, wozu nichts als Rum genommen werden darf, und weil es als eine gottesdienſtliche Handlung angeſehen wird, ſo müſſen die Oberhäupter es zulaſſen, daß Rum geholt wird.

Loskiel I. 8. 128.

65) Nach Herr Long iſt der Rum (die Wilden ſcheinen ihn Seuttaywabo zu nennen S. 113 auch feuriges Waſſer (fiery water) bey dem Verkehr mit den Indianern ganz unentbehrlich. Die Handelsleute vermiſchen den Rum mit einer gewiſſen Quantität Waſſer, was eine allgemein angenommene Sitte genannt wird (S. 56. 133.) unter beſondern Umſtänden aber auch mit Opium — ich habe, ſagt Herr Long (S. 112) Laudanum immer ſehr nützlich gefunden und halte es für einen weſentlich nöthigen Artikel in dem Handel mit den Wilden, weil es das einzige Mittel iſt — ſie in ihrem trunkenen Muthe zu bändigen und einem Handelsmanne Ruhe zu verſchaffen. Einmal gab Long einer Frau, die nicht zur Ruhe zu bringen war, in einem Glaſe Rum 40 Tropfen Spaniſche Fliegentinktur (tincture of cantharides) neben ſo viel Tropfen Laudanum zu trinken. Sie trank es hinunter, und fing an zu taumeln, forderte aber noch mehr Rum,

worauf

worauf dieſelbe Doſis abermals gereicht wurde — nun fiel ſie nieder, und ſchlief 12 Stunden lang ununterbrochen fort.

Wie es bey den Trinkgelagen der Wilden herzugehen pflegt, darüber findet man Mehreres bey Long. Jedesmal tauſchten ſie, wenn er mit ihnen handelte, für ihr Pelzwerk auch eine Quantität Rum ein, und machten ſich damit gewöhnlich auf der Stelle nach ihrer Art luſtig. Die Weiber bekamen Befehl, ſobald der Handel geſchloſſen war, eigne Hütten für das Gelag aufzubauen und das Zechen hielt dann 3 bis 4 Tage und eben ſo viel Nächte hindurch an. Bey einem ſolchen Trinkgelage wurden 4 von der Geſellſchaft todtgeſchlagen (S. 49), bey einem andern wurden 2 Knaben getödtet und 6 Männer von 3 Weibern verwundet (S. 56), bey noch einem andern kamen 5 Männer ums Leben und eine Frau wurde entſetzlich verbrannt (S. 104), ein andermal wurde einem Kinde der Rückgrat von ſeiner Mutter abgebrochen (S. 111). Wenn die Trinker am Ende nüchtern geworden waren, ſo misbilligten und bereuten ſie ihr wildes Betragen (S. 56) und beklagten den Tod ihrer Verwandten.

Natürlich kommt denn auch der Handelsmann, der freilich, wie Long ſelbſt geſteht (S. 40), von der Neigung der Indianer zum Trunk oft einen unerlaubten Gebrauch macht, durch die Wildheit einer betrunkenen Rotte und durch den Vorrath von Rum den er bey ſich hat, zuweilen in die größte Lebensgefahr. Darum ſuchte Herr Long, wenn er es möglich machen konnte, immer zu bedingen, daß der eingetauſchte Rum erſt abgegeben werden ſollte, wenn die Geſellſchaft im Begriff war abzuziehen (S. 112) oder er nahm die Waffen der Wilden in Verwahrung wenn ſie anfingen zu trinken, oder hielt doch Nacht und Tag Wache (S. 49). — Ein Engliſcher Handelsmann Shaw überwinterte am See Manontope. Er

ſchloß

ſchloß daſelbſt mit einer Anzahl Wilden den gewöhnlichen Handel. Als aber die Wilden anfingen zu zechen, und der Rum ihnen zu Kopfe geſtiegen war, beſtanden ſie darauf noch mehr Rum haben zu wollen, ja ſie behaupteten, das Haus, in welchem Shaw ſich befand, ſtände auf ihrem Grund und Boden und gehöre ihnen mit allem was darin wäre. Da ſich nun Herr Shaw weigerte ihnen noch mehr Rum zu geben, ſo belagerten ſie ihn in ſeinem mit Palliſaden umgebenen Blockhauſe, in welchem er ſich mit einem Kanadier ganz allein befand. Als die Gefahr, daß die Wilden das Haus anzünden würden, am größten war, traf Herr Long an dem Orte ein, um Herrn Shaw zu beſuchen und ſich einige Lebensmittel von ihm zu verſchaffen, als er aber die Wilden, und die Unordnung in welcher ſich alles befand, ſo wie auch zwey der Ihrigen die ſie erſchlagen hatten bemerkte, mußte er ſich ſtellen als ob er vorbeyreiſen und ſich um Herrn Shaw gar nicht bekümmern wollte. In der Nacht kehrte er jedoch zurück, wurde in das Haus eingelaſſen, und verſuchte am folgenden Morgen durch ſeine Bekanntſchaft mit der Sprache und der Gemüthsart der Wilden ſeinen Gefährten zu retten oder mit ihm das Aeußerſte gegen die Wilden zu wagen. Es gelang auch durch paſſende Vorſtellungen die Wilden zu bewegen, daß ſie ſich mit ein wenig mehr Rum begnügen laſſen und damit ſogleich abziehen wollten. Sie verließen nun zwar wirklich das Haus, da ſie aber wider alle Gewohnheit der Wilden, die Leichen der Erſchlagenen nicht mitnahmen, ſo erwartete Herr Long, daß ſie wieder kommen würden. So geſchah es auch; nackt und ganz ſchwarz bemalt, dabey völlig betrunken unb ihre Kriegslieder ſingend kehrten ſie zurück — und kamen in der Indianer Linie, d. i. einer hinter dem andern her, auf das Haus zu. Die Lage der beyden Weißen in demſelben (denn der Kanadier hatte ſich ins Gebüſch

geflüch=

geflüchtet) wurde im höchſten Grade critiſch — Hr. Long glaubte indeſſen, man müſſe keine Furcht verrathen, aber auch keine Feindſeligkeiten anfangen, wiewol mehrere geladene Gewehre in Bereitſchaft gehalten wurden. Die Wilden kamen alſo einzeln näher und traten in das Haus, hier hatte aber Hr. Long ein Fäßchen Pulver, aus welchem er den einen Boden ausgeſchlagen hatte offen hingeſetzt, und rief nun den Indianern unerſchrocken zu: "wer unter euch alten Weibern iſt ein braver Kerl — mir hier wollen heute alle ſterben!" Indem er dieß ſagte richtete er ein Piſtol mit aufgeſpanntem Hahn auf das geöffnete Pulverfäßchen. Sogleich liefen alle Indianer zum Hauſe hinaus indem ſie ſchrien: "der Herr des Lebens hat dem Biber (Long) viel Kraft und Muth verliehen!" Die Weiber flüchteten über das Waſſer, und das Haus wurde verlaſſen. Nachher kehrten noch einige Weiber zurück, da man ſich aber mit ihnen gar nicht einließ, ſo nahmen ſie ihre Todten weg, und die Gefahr war für das Mal glücklich abgewendet. (S. 63 ff.)

Etwas auffallend iſt es, wenn Hr. Long (S. 78.) erwähnt, man müſſe zuweilen auf die betrunkenen Wilden tüchtig losſchlagen, um ſich Ruhe von ihnen zu verſchaffen, und ſie ertrügen dieß auch ohne ſich hinterher zu rächen. — Wie es zu Zeiten den betrunkenen Wilden ergehen mag, läßt ſich einigermaaßen aus einer Erzählung beurtheilen, welche Hr. Long S. 146 ff. anführt, die ihm aber von Andern mitgetheilt wurde. Ein Engliſcher Handelsmann Ramſay wurde nebſt ſeinem Sohn (oder Bruder) von einer Rotte ſehr wilder Indianer von der Nation Poes (in der Gegend des Miſſiſſippi) auf dem Wege nach St. Joſeph, als er eben ans Land ſteigen wollte um mit ihnen zu handeln, gefangen genommen. Einige Indianer gingen nämlich bis an den Hals ins Waſſer und hoben ihn nebſt ſeinem Sohn aus dem Kanoe, die übrigen Leute flüchteten.

ten. Nachdem die Wilden das Boot in welchem Herr Ramſay gekommen war geplündert, und ſo viel Rum herausgenommen hatten als ſie glaubten trinken zu können, wollten ſie Hrn. Ramſay nach Indianer Sitte verbrennen, ließen jedoch den Sohn frey aber bewachten ihn genau. Der Verurtheilte zeigte Indianiſche Kaltblütigkeit, hielt die ihm vorgeſetzte Mahlzeit von Hundefleiſch in Bärenfett gekocht, und bat darauf als er an den Pfahl gebunden worden war, daß er erſt noch eine Rede an ſeine Ueberwinder halten dürfe. In dieſer Rede pries er ſich glücklich, daß er nun bald in ein andres Land gehen würde, wo er beſſere Indianer antreffen, und vortheilhafteren Handel würde treiben können als unter ihnen u. ſ. w. Zwiſchendurch aber forderte er ſeinen Sohn auf, den Indianern tüchtig einzuſchenken. Es dauerte nicht lange ſo waren ſie alle völlig betrunken, nun ließ Hr. Ramſay ſich von ſeinem Sohn losſchneiden, goß den Betrunkenen noch mehr Rum ein, und ſchnitt ihnen darauf ſämtlich den Hals ab. Die Befreyeten erreichten nun, in ihrem Kanoe, die übrigen Reiſegefährten und endlich das Fort Michillimacinac, doch wagte es Hr. Ramſay nachher nie wieder, ſich in jene Gegenden zu begeben.

66) Von den zu Poſt Vincennes verſammelten Wilden aus der Gegend der obern Wabaſh ſagt Volney (II. 425), daß ſie von früh Morgens an in den Straßen umherſchweiften, in der alleinigen Abſicht ſich Brandtewein (Rum?) zu verſchaffen. Erſt verkauften ſie dafür die Felle von ihrer Jagd, dann ihre Koſtbarkeiten, darauf ihre Kleidungsſtücke, endlich baten ſie darum wie Bettler, und hörten nicht auf zu trinken, bis ſie aller ihrer Sinne völlig beraubt waren. Mitunter veranlaßte dieß lächerliche Auftritte, wenn ſie das Trinkgefäß mit beyden Händen hielten und wie die Affen tranken, oder

über=

überlaut ſchrien, oder mit den Weibern ſcherzten, manchmal aber war es auch ein niederſchlagender Anblick zu ſehen, wie ſie allen Verſtand verloren, wüthend oder wie blödſinnig wurden, in den Staub oder in den Koth wie todt hinfielen, um da bis zum folgenden Morgen zu ſchlafen. — Ich ging des Morgens nie aus ohne ſie Dutzendweiſe in den Straßen und auf den Wegen in der Nähe des Dorfs ſich im buchſtäblichen Sinn mit den Schweinen wälzen zu ſehen. Es war noch glücklich genug, wenn es ohne Streitigkeiten und Schlägereyen mit Meſſern und Streitäxten abging, wodurch in gewöhnlichen Jahren, zehn Mordthaten jährlich hervorgebracht werden.

Digitized by Google

Siebenunddreyßigſtes Kapitel.

Leichenbegängniſſe.

Ich glaube daß keine hinlänglich genaue Nachricht von der Art, wie die Nord-Amerikaniſchen Indianer ihre Todten beſtatten, bis jetzt iſt gegeben worden. Capitain Carver berichtet, daß die Nadoweſſier, unter welchen er ſich aufhielt, die dabey üblichen Ceremonien geheim hielten, und ihm keine Gelegenheit geben wollten denſelben beyzuwohnen. Loskiel, wiewol er ſeine Nachrichten aus den Tagebüchern unſerer Miſſionäre ſchöpfte, hat doch etwas oberflächlich hiervon gehandelt. Ich laufe deswegen nicht leicht Gefahr bey der Beſchreibung deſſen, was ich geſehen habe, nur zu wiederholen, und hoffe daß die beſondern Umſtände, welche ich jetzt angeben werde, nicht für unintereſſant werden gehalten werden.

Es iſt bekannt genug daß die Indianer für das Andenken der Verſtorbenen große Achtung hegen, und die Ueberreſte derſelben mit angemeſſener Feierlichkeit zur Erde beſtatten. Dieſe Feierlichkeiten ſind indeſſen nicht in allen Fällen dieſelben, ſondern ſind verſchieden nach den Umſtänden und den Verhältniſſen

des

des Verſtorbenen; denn hoher Rang und Reichthum empfangen auch nach dem Tode noch beſondre Auszeichnungen, unter Wilden eben ſo wol, wie unter gebildeten Völkern. Dieß läßt ſich leicht erklären. Wenn ein vornehmer Chief ſtirbt, ſo wird ſein Tod als ein National-Verluſt betrachtet; es müſſen ſich alſo natürlich in den öffentlichen Beweiſen der Trauer alle vereinigen. Der reiche Mann auf der andern Seite hatte im Leben zahlreiche Freunde, die ihn im nämlichen Augenblick wo er zum letzten Male athmet, mit Anſtand nicht verlaſſen können; überdieß bietet ſein Vermögen die Mittel zu einer reichlichen Bewirthung bey dem Leichenbegängniß dar, an welcher, wie man leicht denken kann, manche ſehr gern Theil nehmen. So finden ſich alſo Unterſchiede in den geſellſchaftlichen Verhältniſſen, auch im Stande der Natur, wo Gleichheit, wenn ſie ſich irgendwo findet, am allererſten ſcheint angetroffen werden zu müſſen. Obgleich der Erdboden und die Erzeugniſſe deſſelben allen Indianern insgemein zukommen, ſo iſt es doch einem jeden vergönnt, ſich den Ertrag ſeiner Betriebſamkeit zu Gute zu machen, welches Reichthum hervorbringt; und wiewol es in ihrer geſellſchaftlichen Verfaſſung keinen erblichen oder durch Wahl ertheilten Rang giebt, ſo nehmen doch, da Muth und Talente zur Macht führen, diejenigen denen man jene Eigenſchaften allgemein zugeſteht, ihren Platz über den andern, und der Unterſchied des Rangs wird dadurch begründet. Staatsmänner und Weltweiſe mögen über dieſe Thatſachen ihre Vernunft nach Belieben ſprechen laſſen, die Beſchreibungen welche ich gebe ſind aus der Natur ge-

genommen, und ich überlaſſe es Männern von größe-ren Fähigkeiten als die meinigen, die gehörigen Folgerungen aus denſelben abzuleiten.

Bey dem Tode eines Chief oder Oberhaupts vom erſten Range, ertönt das Dorf von einem Ende bis zum andern von dem lauten Wehklagen der Weiber, unter denen diejenigen die neben der Leiche ſitzen ſich durch das durchdringende ihres Geſchreys und den leidenſchaftlichen Ausdruck ihres Schmerzes auszeichnen. Dieſe Trauerſcene bey dem todten Körper dauert bey Tag und Nacht fort, bis er beerdigt worden iſt, und die Klageweiber werden von Zeit zu Zeit von andern abgelöſt.

Dieſe Ehrenbezeugungen "der Trauerklage bey der Leiche," werden allen erwieſen, dem Armen und Geringen, wie dem Reichen, Angeſehenen und Mächtigen; der Unterſchied beſteht allein in der Zahl der Trauernden, indem der nicht ausgezeichnete geringe Indianer deren nur wenige außer ſeinen nächſten Verwandten und Freunden, und zuweilen nur dieſe allein hat. Frauen (ungeachtet alles deſſen was man von ihrer angeblich bedrückten Lage und ihrer Herabwürdigung zu dem Rang der Sklavinnen geſagt hat) werden nach ihrem Tode mit nicht geringerer Achtung behandelt als die Männer, und die größten Ehrenbezeugungen werden den Ueberreſten der Frauen berühmter Krieger oder ergrauter Oberhäupter erwieſen, vorzüglich wenn ſie ſelbſt von einer angeſehenen Familie abſtammen, was bey den Indianern, ſo ſeltſam es ſcheinen mag, keinesweges etwas gleichgültiges iſt, denn ſie ehren gern das Verdienſt ihrer großen Männer in ihren Angehörigen. Ich war im Jahr 1762

Digitized by Google

bey dem Leichenbegängniß einer Frau von höchſtem Rang und Anſehn, der Frau des tapfern Delawariſchen Chief Shingask; und da ihr bey der Beerdigung alle bey ſolchen Gelegenheiten übliche Ehrenbezeugungen erwieſen wurden, ſo bin ich gewiß, eine nähere Beſchreibung der Ceremonien wird nicht unwillkommen ſeyn.

In dem Augenblicke da ſie verſchied, wurde ihr Tod durch beſonders dazu beſtellte Frauen im Dorfe bekannt gemacht. Dieſe gingen durch die Straßen und riefen: Sie iſt nicht mehr! Sie iſt nicht mehr! Der Ort verwandelte ſich mit einem Mal in eine allgemeine Trauerſcene. Geſchrey und Wehklagen hörte man von allen Seiten; es war in der That der Ausdruck des allgemeinen Gefühls wegen eines allgemeinen Verluſtes.

Der Tag ging auf dieſe Weiſe unter Schmerz und Betrübniß hin. Am folgenden Morgen zwiſchen 9 und 10 Uhr, kamen 2 Rathmänner, dem Herrn Thomas Calhoon, dem Indianer-Handelsmann und mir anzuzeigen, daß wir erſucht würden dem Leichenbegängniß, welches bald Statt finden würde, beyzuwohnen und dabey behülflich zu ſeyn. Wir begaben uns demzufolge nach dem Hauſe der Verſtorbenen, wo wir die Leiche antrafen, im Sarge liegend, (den Sarg hatte der Tiſchler des Hrn. Calhoon verfertigt) und nach Indianiſchem Geſchmack aufs prächtigſte angekleidet und geſchmückt. Ihre Gewänder, ſämmtlich neu, waren mit Reihen ſilberner Spangen (broaches)*) beſetzt,

*) Es ſind runde Schnallen mit einer Zunge, welche die Indianer an ihre Hemder (Shirts) heften. Die Handelsleute nennen ſie broaches Bruſt- oder Tuchnadeln.

beſetzt, jede Reihe ſtieß an die andre. Auf den Aermeln ihres neuen Falten-Hemdes waren breite ſilberne Armplatten (spangles) von der Schulter bis auf das Handgelenk herab, befeſtigt; an dem Gelenke waren Binden welche eine Art von Handſchuhen bildeten, und welche von Wampum auf dieſelbe Weiſe verfertigt waren wie die Gürtel, deren ſie ſich bedienen wenn ſie Reden halten.

Ihr langes glattes Haar wurde von breiten Silberreifen zuſammengehalten, ein Reif am andern, doch nicht alle von gleicher Größe, ſondern vom Haupte abwärts kleiner werdend und endlich in eine Spitze auslaufend. Um den Hals hingen fünf breite Wampumgürtel an den Enden zuſammengebunden, von welchen der innerſte der kürzere war, die übrigen aber etwas länger ſo daß der äußerſte bis unter die Bruſt herabging. Ihre ſcharlachrothe Beinbekleidung war mit verſchieden farbigen Bändern verziert, welche darauf genähet, und an ihren Rändern mit kleinen Korallen auch von verſchiedener Farbe beſetzt waren. Ihre Fußbekleidung war mit ſtark ins Auge fallenden Figuren verziert, welche auf dem Leder von gefärbten Stachelſchweinkielen geſtickt waren, an dem obern Rande der Schuhe oder Fußbekleidung um die Enkel herum, war eine Menge kleiner runder ſilberner Glöckchen, von der Größe einer Flintenkugel befeſtigt. Alle dieſe Dinge, nebſt der rothen Schminke, geſchmackvoll aufgelegt, wie beym höchſten Putz, ſchmückten ihre Perſon auf eine ſolche Weiſe, daß in dieſer Art vielleicht nichts darüber gehen konnte.

Nachdem die Zuſchauer ſich entfernt hatten, wurden vielerley Sachen aus dem Hauſe herbeygetragen

 und

Digitized by Google

und in den Sarg gelegt, wo Platz für dieſelben zu finden war; unter dieſen war ein neues Hemd, eine zubereitete Hirſchhaut zu Schuhen, eine Scheere, Nähnadeln, Zwirn, ein Meſſer, ein zinnernes Becken nebſt Löffel, ein Becher und andre ähnliche Dinge, nebſt einer Menge Spielſachen und andrer Kleinigkeiten, welche ſie im Leben lieb hatte. Darauf ward der Deckel auf dem Sarge mit drey Riemen befeſtigt, und drey hübſche runde Stäbe, fünf oder ſechs Fuß lang wurden queer darübergelegt, nahe bey einander, und einer in der Mitte, welche auch mit Riemen aus gegerbter Elennhaut befeſtigt wurden; weiter wurde ein kleines Bündelchen mit rother Schminke, nebſt einem Stückchen Flannel womit man ſie auflegt, in den Sarg geworfen, nämlich durch ein am Kopfende deſſelben angebrachtes Loch. Dieſe Oeffnung ſagen die Indianer, wird für den Geiſt des Verſtorbenen gemacht, damit er nach Belieben ein- und ausgehen könne, bis er den Ort ſeines künftigen Aufenthalts gefunden hat.

Nachdem alles in Ordnung war, wurden die Träger erſucht ſich auf ihre Plätze zu begeben. Hr. Calhoon und ich wurden an den erſten Stab geſtellt, zwey Frauen bey den mittleren, und zwey Männer bey den unterſten Stab. Jetzt machten ſich mehrere Frauen, aus einem etwa 30 Ellen weit entfernten Hauſe auf den Weg, und trugen große Keſſel, Schüſſeln, Löffel und getrocknetes Elennfleiſch in Körben, nach dem Begräbnißplatze hin; zugleich wurde uns das Zeichen gegeben, uns mit der Leiche in Bewegung zu ſetzen, worauf die Weiber welche die Hauptleidtragenden vorſtellten die Luft mit ihrem durch-

durchdringenden Klaggeſchrey erfüllten. Die Ordnung des Zuges war folgende: zuerſt ein Führer oder Wegweiſer von dem Hauſe bis an den Begräbnißplatz; darauf die Leiche, gleich hinter derſelben Shingask der Ehemann der Verſtorbenen; dieſem folgten die angeſehenſten Kriegs-Oberſten und Rathmänner der Nation, und hinter dieſen Männer von allerley Rang und Stand. Hiernächſt kamen Weiber und Kinder, und zuletzt zwey ſtarke Männer welche Ballen mit Europäiſchen Manufacturwaaren auf dem Rücken trugen. Die Hauptleidtragenden von Seiten der Frauen, welche nicht mit in der Reihe gingen, nahmen ihren eignen Weg, etwa 15 bis 20 Ellen rechten Hand von uns, aber immer in gleicher Linie mit der Leiche. Da wir die Leiche eine Entfernung von etwa 200 Ellen zu tragen hatten, und der Sarg niedrig zwiſchen den Trägern ſchwebte, mußten wir auf dem Wege mehrmals ruhen, und wenn wir ſtanden, machten auch alle übrigen Halt, bis wir uns wieder in Bewegung ſetzten.

Als wir bey dem Grabe angekommen waren, mußten wir Halt machen, der Deckel des Sarges wurde wieder abgenommen, und der Körper lag zur Schau. Jetzt ordnete ſich das ganze Gefolge in einen halbmondförmigen Kreis an der Südſeite des Grabes und ſetzte ſich dann auf den Boden nieder. Innerhalb dieſes Kreiſes war ein gemeinſchaftlicher Sitz für Hrn. Calhoon und mich bereitet, während der troſtloſe Shingask ſich, ohne jemand bey ſich zu haben, etwas weiter weg begab, wo man ihn mit gegen die Erde gebognem Haupte weinen ſah. Die Frauen vom Trauergefolge ſetzten ſich ohne Ordnung

zu

zu einander, zwiſchen niedrigem Geſträuch welches ſich in der Entfernung von etwa 15 Ellen an der Oſtſeite des Grabes befand.

In dieſer Haltung blieben wir länger als zwey Stunden; kein Laut wurde irgendwoher gehört, wiewol die Zahl des Gefolges ſehr beträchtlich war; auch ſtand Niemand von ſeinem Sitz auf um die Leiche zu ſehen, welche mit einem reinen weißen Laken leicht überdeckt worden war. Alle ſchienen in tiefem Nachdenken und in feierlicher Trauer zu ſeyn. Seufzer und Schluchzen hörte man zu Zeiten von der Seite der Weiber, aber ſo ausgeſtoßen, daß es die Verſammlung nicht beunruhigte; vielmehr ſchien dadurch die Traurigkeit, auf eine für die Umſtände ſchickliche Art, unterhalten zu werden. Dieß war der Eindruck den dieſe lange Stille auf uns machte.

Endlich, etwa um 1 Uhr Nachmittags, traten 6 Männer vor, um den Deckel auf den Sarg zu legen und die Leiche in das Grab zu ſenken, als plötzlich drey von den Trauerweibern von ihren Sitzen aufſprangen, ſich zwiſchen die Männer und den Sarg drängten, und der Verſtorbnen laut zuriefen: "aufzuſtehen und mit ihnen zu gehen, ſie aber nicht zu verlaſſen." Sie umfaßten ſogar ihre Arme und ihre Füße; zuerſt ſah es aus als ob ſie ihr liebkoſen wollten, nachher ſchienen ſie ſtärker zu ziehen, als ob ſie die Abſicht hätten mit dem Körper davon zu laufen, während ſie beſtändig ſchrien: "ſtehe auf, ſtehe auf! Komm mit uns! Verlaß uns nicht! Entferne dich nicht!" Zuletzt begaben ſie ſich weg, indem ſie an ihren Kleidern riſſen, ihr Haar zerrauften, und unter allen Aeußerungen der wildeſten Verzweiflung laut

ſchrien

ſchrien und klagten. Nachdem ſie ſich auf die Erde nieder geſetzt hatten, fuhren ſie auf dieſelbe Weiſe fort zu ſchreien, zu ſchluchzen, an dem Graſe und dem Geſträuch zu reißen, gerade als ob ſie ganz außer ſich wären und nicht wüßten was ſie thäten.

Sobald die Weiber das, was ihnen bey der Ceremonie zukam, verrichtet hatten, welches etwa 15 Minuten dauerte, traten die 6 Männer welche ſie in ihrem Geſchäfft unterbrochen hatten, und die einige Fuß weit von der Leiche ſtehen geblieben waren, aufs neue vor und thaten was ſie ſollten. Sie ließen den Sarg in die Gruft hinab und legten zwey Stäbe, etwa 4 Zoll im Durchmeſſer, welche abgeſchält worden waren, der Länge nach und dicht neben einander über das Grab, worauf ſie weggingen. Darauf näherte ſich der Wittwer mit äußerſt langſamen Schritten, und als er das Grab erreichte, ging er auf den Stäben über daſſelbe hin, und dann wie zuvor weiter fort in eine große angrenzende Wieſe, welche hier anfing.

Als der verwittwete Chief ſo weit weg war, daß er nicht mehr hören konnte was am Grabe geſchah, wurde ein bemalter hölzerner Pfoſten, auf welchem verſchiedene Figuren als Sinnbilder von den Lebensumſtänden der Verſtorbenen, und daß ſie die Frau eines tapfern Kriegers geweſen wäre, gezeichnet waren, von zwey Männern herbey gebracht und einem dritten, einem Mann von Anſehen, übergeben, welcher ihn auf die Weiſe aufſtellte, daß er am obern Ende des Grabes, auf dem Sarge ruhte, indem er ſehr ſorgfältig Acht gab, daß ein gewiſſer Theil der Zeichnung gerade gegen Oſten oder Sonnenaufgang gerich=

gerichtet ſeyn möchte, darauf hielt er das Holz aufrecht und in der gehörigen Richtung, während einige Frauen das Grab mit Schaufeln zuwarfen, und nachdem ſie trocknes Laub und Baumrinde darüber gelegt hatten, ſo daß von der friſchen Erde nichts zu ſehen war, gingen ſie weg, worauf einige Männer das Grab mit vorher zugerichtetem Holzwerk etwa 4 Fuß hoch einfaßten, um es gegen das Eindringen wilder Thiere zu ſchützen.

Da nun das Ganze vollendet war, was etwa eine Stunde dauerte, ſo hoffte Hr. Calhoon und ich, daß es uns würde verſtattet werden zu Hauſe zu gehen, wonach uns verlangte zumal da wir ein Gewitter von Weſten her ſchnell heraufziehen ſahen; die Indianer aber, unſre Abſicht muthmaaßend, traten alsbald mit Stangen und Decken hervor und verfertigten in wenig Augenblicken ein Obdach für uns.

Das Ungewitter, wenn gleich von kurzer Dauer, war fürchterlich! Das Waſſer floß in Strömen; doch hatten Alle Mittel gefunden ſich zu ſchützen während der Regen anhielt, und da wir auf Wieſengrunde waren, ſo hatten wir nicht zu fürchten, daß Bäume vom Sturme ausgeriſſen, auf uns fallen möchten. Unſer Aufenthalt ſah nun aus wie ein Dorf, oder vielmehr wie ein Feldlager, ſo groß war die Zahl der Schutzdächer welche man errichtet hatte.

Glücklicherweiſe hatte der Wittwer dieß Lager noch zu rechter Zeit erreicht, und da jetzt der Sturm vorüber war, ſo wurde nun ein jeder mit den Speiſen bedient, welche in einiger Entfernung vom Grabe waren zubereitet worden. Nach geendigter Mahlzeit,

wurden

wurden die Kaufmannswaaren, welche von beyden Männern, die den Zug beſchloſſen, waren herbey getragen worden, in kleinere Spenden geſondert, und an alle Anweſende vertheilt. Keiner, vom älteſten bis zum jüngſten, wurde übergangen, ſondern jeder bekam von der reichlichen Spendung ſein Theil. Blos der Unterſchied wurde gemacht, daß diejenigen welche das meiſte zu thun gehabt hatten, auch Geſchenke von größerem Werth bekamen, und wir mochten es wol leiden daß die Klageweiber gut belohnt wurden, weil ſie wirklich ſchwere Arbeit hatten verrichten müſſen. Sachen von geringem Werth, wie Knie- und Schnürbänder, Nadeln, Korallen und dergl. wurden den jüngern Mädchen geſchenkt, die älteren bekamen Scheeren, Nadeln und Zwirn, und ein paar Ellen ſeidnes Band. Die Knaben erhielten ein Meſſer, eine Maultrommel, eine Pfrieme oder ſonſt etwas von gleichem Werth. Einige von den Erwachſenen wurden mit einem neuen Anzug, beſtehend in einer wollnen Decke, einem Hemde, in Beinkleidern und Kamaſchen, das Ganze etwa 8 Thaler werth, beſchenkt. Die Weiber, nämlich die, welche beſondre Dienſte bey dem Leichenbegängniß geleiſtet hatten, erhielten eine wollne Decke, Faltenhemder und Unterkleider, zuſammen etwa 10 bis 12 Thaler werth. Hr. Calhoon und ich bekamen jeder eine Halsbinde und ein Paar Kamaſchen zum Geſchenk. Die Waaren welche bey dieſer Gelegenheit vertheilt wurden ſchätzte Hr. Calhoon auf 200 Thaler (Dollars) an Werth, der größte Theil derſelben war an dem Morgen in ſeinem Magazin ausgenommen worden.

Nach-

Digitized by Google

Nachdem wir nun auf dieſe Weiſe mehr als 6 Stunden lang gewiſſermaaßen gefangen gehalten worden waren, hatte das Leichenbegängniß ein Ende, und Hr. E. ging mit mir und den Uebrigen zu Hauſe. Beym Eintritt der Dämmerung wurde ein Keſſel voll zubereiteter Speiſen nach dem Grabe hingebracht und auf demſelben niedergeſetzt, und hiemit drey Wochen lang jeden Abend fortgefahren, nach Verlauf welcher Zeit man dafür hielt daß die Abgeſchiedene ihren Aufenthalt werde gefunden haben. Während dieſer Zeit hörte man auch noch das Wehklagen der Klageweiber an jedem Abend, doch nicht ſo laut und ſo heftig als vorhin.

So habe ich, nach Bemerkungen die ich damals aufſetzte, die Feierlichkeiten beſchrieben welche bey den Delawaren Statt finden, wenn eine Perſon von hohem Rang und Anſehen unter ihnen mit Tode abgeht. Die Leichenbegängniſſe von geringeren Perſonen werden mit weniger Pomp und Unkoſten vollzogen. Wenn die Erben des Verſtorbenen nicht das Vermögen haben, Klageweiber miethen zu können, ſo übernehmen ihre nächſten Verwandtinnen und Freundinnen dieſen Dienſt. Aber "die Trauerklage bey der Leiche" iſt etwas unerläßliches.

Es iſt allgemeine Sitte, bey dem Tode eines Indianers, wie auch immer ſein Rang oder ſeine Umſtände ſeyn mögen, eine Menge von Sachen die dem Verſtorbenen gehörten, in ſeinen Sarg oder ſein Grab zu legen, damit er ſie bey der Hand habe im Fall er ihrer bedürfte. Ich habe geſehen, daß man eine Flaſche Rum oder Brandtewein (whiskey) am Kopfende des Sarges niederſetzte, und hörte als Urſache

davon

davon, der Verſtorbene habe im Leben den Brandtewein geliebt, und würde wol gern einen Schluck nehmen wenn er auf ſeinem Wege nach der Geiſterwelt ſich ermüdet fühlen möchte.

Wenn ein Indianer in der Entfernung von ſeinem Wohnorte ſtirbt, ſo wendet man große Sorgfalt an, das Grab mit Balken und Blöcken die man darauf legt zu verwahren, damit die Wölfe nicht zu dem Leichnam kommen können; wenn die Zeit oder die Umſtände dieß nicht zulaſſen z. B. wenn die Indianer auf Reiſen ſind, ſo wird der Körper in Baumrinde eingeſchloſſen, und ſo ins Grab gelegt. Wenn ſich ein Sterbefall auf ihren Jagdlagerplätzen eräugnet, ſo machen ſie eine Art von Sarg, ſo gut es gehen will, oder bedecken den todten Körper mit etwas; wodurch die Erde verhindert wird auf ihn einzuſinken, und ſchließen das Grab mit einem Gehäge von Stangen ein.

Krieger, welche in der Schlacht fallen, werden wo möglich auf die Seite gebracht und begraben, damit der Feind ihre Scalphäute nicht bekommen, auch die Zahl der Erſchlagenen nicht erfahren möge. In ſolchen Fällen werden ſie einen alten Block (Baumſtamm) aus ſeiner Lage verſchieben, und an der Stelle ein Grab ſo tief ausgraben, daß wenn das Holz wieder in ſeine vorige Lage gebracht wird, der Körper nicht zu ſehr davon möge gedrückt werden. Wird dabey etwas von der friſchen Erde ſichtbar, ſo bedecken ſie die Stelle mit verfaultem Holz, mit Laub oder Geſträuch damit ſie nicht entdeckt werden möge. Wenn ſie nicht Zeit genug hiezu haben, oder die Zahl ihrer Todten ſehr groß iſt, ſo legen ſie die Leichen

Digitized by Google

chen auf einander in einen Haufen zwiſchen dicken Blöcken, und bedecken ſie mit verfaultem Holze oder mit irgend einer Art von Schutt. Sie laſſen ihre Todten niemals, wenn ſie es verhüten können, ſo liegen daß ſie von wilden Thieren zerriſſen und verzehrt werden könnten.

Wenn die Indianer von einer verſtorbenen Perſon zu reden haben, ſo erwähnen ſie niemals den Namen derſelben, um dadurch nicht den Schmerz der Familie oder der Freunde zu erneuern. Sie ſagen vielmehr: "der unſer Rathmann, oder unſer Chief war, die unſres Freundes Frau war;" oder ſie deuten auf einen beſondern Umſtand hin wie z. B. daß der Verſtorbene zu einer gewiſſen Zeit oder an einem gewiſſen Orte bey ihnen war, oder daß er irgend ein beſondres Geſchäfft verrichtete, oder dieſe und jene Worte ſprach, deren ſie ſich alle erinnern, ſo daß ein jeder weiß wen man meynt. Ich habe oftmals mit Rührung dieſe bemerkenswerthe Feinheit beobachtet, welche ihren Herzen Ehre macht und beweiſt, daß ſie von Natur für die zärtlichſten Gefühle empfänglich ſind.

Anmerkungen. 67) Carver erwähnt eines gemeinſchaftlichen Begräbnißplatzes der Nadoweſſier in der Nähe einer geräumigen Grotte (large cave) unweit des Miſſiſſippi, welche Grotte von den Einwohnern Wakon teebe d. i. Wohnung des großen Geiſtes genannt wird. Die Leichen derer, die in großer Entfernung von dieſem Platze im Laufe des Jahrs ſterben, werden im Winter in Häute gewickelt und auf einem hohen Gerüſte oder in den Zweigen der Bäume aufbewahrt; im Sommer aber, wenn es nicht möglich iſt die Leichen zu erhalten, wird das Fleiſch ver-

verbrannt und werden blos die Gebeine aufgehoben, um darauf im Frühjahr, wo die einzelnen Stämme der Nation in der Nähe der genannten Grotte zuſammen zu kommen pflegen, auf dem gemeinſchaftlichen Begräbnißplatze des Volks, unter gewiſſen von Carver, weil man ſeine Gegenwart dabey nicht gern zu ſehen ſchien, nicht beobachteten Feierlichkeiten begraben zu werden.

Carver führt noch an, daß die Indianer dem Tode (durch Krankheit oder Alter) mit größter Unerſchrockenheit entgegen gehen. Der Sterbende redet ſeine Kinder an, und giebt ihnen heilſame Lehren, nimmt förmlich Abſchied von ſeinen Freunden, und beſtellt wie es bey ſeinem Leichenbegängniſſe gehalten werden ſoll. Der Verſtorbene wird nach Carver, nicht nur angekleidet und geſchmückt wie im Leben, ſondern die in der Mitte der Hütte zur Schau geſtellte Leiche ward auch von den Verwandten und Freunden des Verſtorbenen angeredet, und man hielt kurze Lobreden auf den Verſtorbenen. — Zu den Aeußerungen des Schmerzes rechnet Carver auch, daß die Männer ſich den oberen Arm, die Weiber die Schenkel häufig und bis aufs Blut mit Pfeilen oder ſcharfen Feuerſteinen verwunden.

Carver 398 ff.

Daß ein Indianer durch den Ertrag ſeiner Jagd ſ. Kap. 42. wie auch durch den Verkauf von Ländereyen, in Kriegszeiten auch durch Geldgeſchenke für geleiſtete Dienſte, zu einem gewiſſen Reichthum muß gelangen können erhellet auch aus dem Obigen. Vergl. Long. S. 169. (Ueb.)

68) Long ſagt von einem Chief Ogashy der von einem Indianer aus Rachſucht erſchlagen wurde: ſein älteſter Sohn verbrannte ihn, und befeſtigte ſeine Gebeine an einer hohen Stange, weil er das Oberhaupt des Stammes (der Chippewäer?). Long S. 105. Vergl. S. 49.

Hecke-

Heckewelder führt von den Nantikoks (Nantikokes) an, daß ſie ihre Todten an einen gemeinſchaftlichen Begräbnißplatz zu bringen pflegen, ſagt aber nichts vom Verbrennen, ſ. oben Kap. 4.

69) Loskiel bemerkt, daß bey dem Begraben darauf geſehen werde, daß der Kopf der Leiche immer nach Oſten komme, wo auch der Pfoſten aufgerichtet wird der zum Denkmahl dienen ſoll, und zugleich eine Art von Bilderſchrift zu enthalten pflegt. "Die Sitte dem Verſtorbenen ſeine liebſten Geräthſchaften, auch Lebensmittel mit ins Grab zu geben, iſt unter den Irokeſen und Delawaren faſt ganz abgekommen."

Loskiel I. 9. S. 155.

Acht=

Digitized by Google

Achtunddreyßigſtes Kapitel.

Freundſchaft.

Solche, die da glauben daß man ſich auf die Freundſchaft eines Indianers nicht verlaſſen könne, irren ſich außerordentlich, und wiſſen ſehr wenig von dem wahren Charakter dieſer Naturmenſchen. Es iſt wahr, ſie ſind rachſüchtig gegen ihre Feinde, gegen ſolche die ihnen muthwillig Unrecht thun, die ſie beleidigen, beſchimpfen oder mit Verachtung behandeln; man kann ſogar von ihnen ſagen, daß die Leidenſchaft der Rachſucht bey ihnen ſo heftig iſt, daß ſie keine Grenzen kennt; doch hat dieß ſeinen Grund nicht in einer ſchlechten oder boshaften Gemüthsart, ſondern in der Heftigkeit des natürlichen Gefühls wenn ihm keine geſellſchaftliche Einrichtungen entgegenwirken und es durch die Kraft der geoffenbarten Religion nicht beherrſcht wird. Die zärtlichen und edleren Leidenſchaften wirken nicht weniger mächtig auf ſie, als die von entgegengeſetzter Art, und ſie ſind eben ſo warm und aufrichtig in ihrer Freundſchaft, als heftig und rachſüchtig in ihren Feindſchaften. Ja, ich wage es zu behaupten, daß es ſolche unter ihnen giebt, die bey

vor=

vorkommender Veranlaſſung ihr Leben für einen Freund hingeben würden. Ich könnte viele Seiten mit Beyſpielen von Indianer-Treue und Freundſchaft, nicht nur gegen einander, ſondern gegen Männer von andern Nationen und andrer Farbe als ſie ſelbſt, anfüllen. Wie oft haben ſie nicht, wenn Kriege zwiſchen ihnen und den Weißen ihrem Ausbruch nahe waren, ſolche von unſern Anbauern an der Grenze, welche ſie für gutgeſinnt gegen die Indianer hielten, unter der Hand benachrichtigt, daß gefahrvolle Zeiten bevorſtänden, und ihnen gerathen für ihre Sicherheit zu ſorgen, ohne auf den Unwillen den ſolch ein Betragen bey ihrem eignen Volk erregen möchte, Rückſicht zu nehmen. Wie oft haben ſie nicht ſolche Anbauer beſchützt, und unter ſicherem Geleit durch die gefährlichſten Gegenden geführt bis ſie in Sicherheit waren! Wie oft haben ſie nicht Mittel gefunden, einen Feind davon abzuhalten, "einen Streich zu führen" wie ſie es nennen, d. h. zu rückſichtloſer Ermordung der Weißen an der Grenze unerwartet aufzubrechen, bis ihre Freunde oder diejenigen die ſie dafür hielten, außer aller Gefahr waren!

Dieſe Thatſachen ſind allen die unter oder nahe bey Indianern gewohnt haben hinlänglich bekannt, und ich glaube es wird ſchwer ſeyn einen einzigen Fall zu finden, in welchem ſie einen wirklichen Freund verrathen, oder im Augenblicke der Gefahr, wo ſie im Stande waren ihn zu befreyen oder ihm zu helfen, verlaſſen hätten. Das Wort "Freund" klingt in dem Ohr eines Indianers nicht ſo vieldeutig und unbeſtimmt wie bey uns, es iſt nicht blos ein Ausdruck der Höflichkeit oder des geſelligen Lebens, ſondern

zeigt

zeigt einen feſten Entſchluß an, der dadurch bezeichneten Perſon unter allen Umſtänden beyzuſtehen, und enthält zugleich eine Drohung gegen diejenigen, die es verſuchen möchten ihr zu nahe zu treten. Das bloße Hinblicken auf zwey Perſonen, welche bekannte und erklärte Freunde ſind, iſt genug einen jeden davon abzuſchrecken ſich gegen die eine oder die andre eine Beleidigung zu erlauben. Wenn ein Indianer glaubt, daß er Urſache habe zu vermuthen, Jemand habe böſe Abſichten gegen ſeinen Freund, ſo braucht er nur mit Nachdruck zu ſagen: "dieß iſt mein Freund, und wenn jemand ſich beygehen läßt ihn anzurühren, ſo will ich ihm thun was in meinem Gemüthe iſt." Dieß iſt ſo viel als ob er ſagte, daß er zur Vertheidigung deſſelben auf Gefahr ſeines eignen Lebens entſchloſſen iſt. Dieſe Sprache wird von den Indianern wohl verſtanden, die es recht gut wiſſen daß ſie mit einem feurigen Krieger zu kämpfen haben würden, wenn ſie irgend etwas gegen ſeinen Freund unternehmen wollten. Hiedurch wird viel Blutvergießen verhütet; denn es iſt bekannt genug daß ein Indianer ſeine Freundſchaft nie vergebens zuſichert. Manche weiße Leute und auch ich ſelbſt haben ſich ihres nachdrücklichen und zugleich edelmüthigen Schutzes zu erfreuen gehabt.

Als im Frühjahr 1774 ein Krieg zwiſchen den Virginiern und den verbundenen Shawanos und Mingoes, wegen der Mordthaten welche die erſteren an den letzteren verübt hatten ausbrach, und die erbitterten Freunde und Verwandten der Ermordeten beſchloſſen hatten, alle weißen Leute in ihrem Lande umzubringen, unternahm es der Shawano Chief

Silver-heels *) aus Freundſchaft mehrere weiße Handelsleute nach Pittsburg einen Weg von beynahe 200 Meilen zu geleiten; wohl wiſſend daß er ſein eignes Leben in Gefahr ſetzte auf den Fall daß ihm erbitterte Indianer oder umherſchweifende Weiße auf dem Wege begegnen ſollten, was in der That auf dem Rückwege der Fall war. Ich habe ſchon angeführt, wie er für dieſe edle Handlung der Freundſchaft und der Selbſtverleugnung iſt belohnt worden.

Im Jahr 1779 traf der bekannte Girty mit ſeinen 9 mordſüchtigen Mingoern den Miſſionär Zeisberger auf dem Wege von Goſchacking nach Gnadenhütten. Ihre Abſicht war den würdigen Mann gefangen zu nehmen, und wenn ſie ihn nicht lebendig ergreifen könnten, ihn zu ermorden und ſeinen Scalp nach Détroit zu bringen. Sie waren auf dem Punct ſich ſeiner zu bemächtigen, als zwey junge muthige Delawaren, durch göttliche Fügung, gerade in dem critiſchen Augenblicke, denſelben Weg daher kamen, und ſich unverzüglich als Vertheidiger des würdigen Miſſionär, mit Gefahr ihres Lebens, darſtellten. Ihr entſchloſſnes Benehmen hatte den gewünſchten Erfolg, und ſein Leben wurde gerettet. Seine Befreyer erklärten nachher, daß ſie keinen andern Grund gehabt hätten ſich auf ſolche Weiſe für ihn zu wagen als den, daß er ein Freund ihres Volks wäre, und ſie ihn für einen guten Mann hielten.

Doch warum ſollte ich von andern reden, da mir ſelbſt die Wohlthat des Schutzes und der Freundſchaft von

*) Derſelbe, von welchem im 21ſten Kap. unter Nr. 4. die Rede iſt.

von Indianern iſt zu Theil geworden! Im Jahr 1777, während des Revolutionskrieges, als mehrere Indianer-Stämme ſich auf die Seite der Engländer geſchlagen hatten, und Tod und Verwüſtung auf unſern nicht beſchützten Grenzen verbreiteten, beſchloß ich, etwas gewagt, eine Reiſe ins Land zu machen um meine Freunde zu beſuchen. Capitain White Eyes, der Indianiſche Held deſſen Charakter ich bereits beſchrieben habe *), wohnte damals 17 Meilen weit von mir entfernt. Sobald er von meinem Entſchluſſe hörte eilte er ſogleich mit ſeinem Freunde Capitain Wingenund (deſſen ich ſogleich näher zu erwähnen Veranlaſſung haben werde) und mit einigen ſeiner jungen Leute herbey in der Abſicht mich nach Pittsburg zu geleiten, indem er ſagte: er wolle nicht zulaſſen daß ich, während die Krieger von Sandusky umherſchwärmten, ohne eine hinlängliche Bedeckung und ohne ihn an meiner Seite zu haben, reiſen ſollte. Wir reiſten mit einander ab. Eines Tages entdeckten unſre Kundſchafter eine verdächtige Spur. White Eyes der vor mir auf ritt fragte mich, ob ich mich fürchtete? Ich antwortete — ich fürchtete mich nicht, ſo lange er bey mir wäre. — Recht ſo, verſetzte er, ehe ich nicht todt zu deinen Füßen liege ſoll dir kein Menſch etwas zu Leide thun! Und ſelbſt dann nicht, fügte Wingenund, der hinter mir ritt, hinzu, ehe das geſchieht, muß auch ich überwunden ſeyn und neben unſrem Freunde Koguethagechton **) liegen. Ich glaubte

*) S. Kap. 15. oben.

**) Der Indianiſche Namen des Capitain White Eyes (Weißauge).

glaubte ihnen damals und glaube noch jetzt daß ſie würden Wort gehalten haben, wäre es darauf angekommen. Eben ſo zeigte ſich ein andrer Indianiſcher Freund im Frühjahr 1781. Hinter einem Block in dem Gebüſch wo er verborgen lag, erſpähete er einen feindlichen Indianer in demſelben Augenblick, wo dieſer ſeine Flinte auf mich anlegte. Schnell wie der Blitz ſprang er zwiſchen uns, und ſetzte ſich ſelbſt der Kugel aus, die gerade abgefeuert werden ſollte. Der Feind feuerte indeſſen nicht, aus Furcht den Indianer zu treffen, der mich alſo mit ſeinem Leibe glücklich ſchützte, und mit Gefahr ſeines eignen Lebens das meinige rettete. Auf gleiche Weiſe rettete Cap. White Eyes im Jahr 1774 das Leben des Friedensboten David Duncan und ich könnte noch mehrere ganz ähnliche Handlungen anführen. Hr. Zeisberger iſt mit mir völlig der Meynung, daß man den Indianern den Ruhm einer treuen Anhänglichkeit und einer aufrichtigen Freundſchaft unmöglich abſprechen kann. Die Meynung iſt nicht daß dieß Gefühl gerade bey Allen zu dieſer Höhe des Heldenmuths ſich erheben werde, gewiß aber iſt es daß Manche unter ihnen gefunden werden, deren ſtarke Zuneigung und männlicher Stolz ſie bewegen werden ihr Leben in der Vertheidigung ihrer Freunde zu wagen. In der That, kein Indianer würde ohne Erröthen den Vorwurf ertragen, daß er ſich als einen Feigherzigen zeigte, als die Freundſchaft gegen dieſen oder jenen, deren er ſich rühmte, auf die Probe geſtellt wurde, und daß er ſich ſcheuete ſein eignes Leben zu wagen, ſo lange noch eine Möglichkeit da war das Leben des Mannes zu retten, den er lieb zu haben verſicherte.

Es

Es iſt nicht wahr, wie einige angegeben haben, daß die Freundſchaft eines Indianers mit Geſchenken erkauft werden müſſe, und daß ſie nur ſo lange fortdaure als Geſchenke reichlich geſpendet werden. Im Gegentheil, ihre Zuneigung iſt durchaus uneigennützig. Ich gebe zu daß ſie mit Vergnügen ein Geſchenk von Freundes Hand annehmen; ſie betrachten Geſchenke als Beweiſe des Wohlwollens derer die ſie geben. Sie können, ihrer Meynung nach, von keinem Feinde kommen, und wer ſich freundlich gegen ſie erweiſt, muß ſie auch lieben. Für ſie ſind Verbindlichkeiten gegen den Freund keine Laſt, es macht ihnen Freude ſie anzuerkennen, und was für Fehler ihnen auch immer eigen ſeyn mögen, Undankbarkeit iſt keiner derſelben.

Die Freundſchaft eines Indianers erwirbt man in der That ſehr leicht, vorausgeſetzt daß man ſie mit Aufrichtigkeit ſuche. Wer ſie aber erlangen will, bey dem muß es feſtſtehen, ſie auf den Fuß einer völligen Gleichheit zu behandeln. Sie ſind ſehr argwöhniſch in Anſehung der Weißen, von welchen ſie glauben, daß ſie ſich als Weſen höherer Art betrachten möchten, und ſie nur zu oft mit grober und unverdienter Verachtung behandlen. Dieß verzeihen ſie ſehr ſelten, da ſie ſich hingegen geſchmeichelt fühlen, wenn ein weißer Mann es nicht verſchmäht ſie als Kinder eines und deſſelben Schöpfers zu behandlen. Sowol Vernunft als Menſchenliebe vereinigen ſich uns dieſe Art des Betragens zu lehren, aber es thut mir Leid zu ſagen, daß Vernunft und Menſchenliebe in dieſen Fällen zu wenig in Betracht gezogen werden. Ich hoffe man wird mir erlauben über dieſen Ge-

Gegenſtand ein wenig weitläuftiger zu werden, vielleicht dürfte es einſt einigen Weißen zu Gute kommen.

Die Indianer ſind, wie ich bereits bemerkt habe, vortreffliche Mienenkenner. Wenn ſie auch die Sprache nicht verſtehen, ſo werden ſie ziemlich richtig diejenigen die ſie verachten, von denen die edlere Gefühle gegen ſie hegen, an den Mienen oder an den Geſichtszügen unterſcheiden. Dieß prägt ſich ihnen ein, und ſie behalten dieſen Eindruck auf immer. Was müſſen alſo diejenigen von den Indianern erwarten, auf den Fall daß ſie durch einen Krieg oder durch andre Umſtände in ihre Gewalt gerathen ſollten, die ſich, aus dem Grunde daß die Indianer ihre Sprache nicht verſtehen, ſelbſt in Gegenwart derſelben nicht ſcheuen, ſie Hunde, ſchwarzes Teufelsvolk u. ſ. w. zu nennen? Manche weiße Leute haben dadurch, daß ſie auf ſolche Weiſe die Gefühle der Indianer verwundeten, ihr Leben eingebüßt. Dahingegen ſind manche andre, durch den guten Eindruck den ſie durch ihr Benehmen auf die Indianer gemacht hatten, lange nachher, ſelbſt mitten im Kriege, als Freunde von ihnen behandelt worden. Der Indianer hält ſich hiebey immer an ſeinen Grundſatz: Gutes kann nicht vom Böſen kommen, noch Böſes vom Guten, wer ſich alſo gut und freundlich gegen ſie zeigt, den halten ſie für gut, "der gute Geiſt in ihm treibt ihn an, ſagen ſie, ſo zu handeln" — behandelt ſie jemand unfreundlich oder ſchlecht, ſo ſchreiben ſie dieß ſeinem ſchlechten Herzen zu, "dem böſen Geiſt" der in ihm wirkt und er iſt ihnen deswegen ein ſchlechter oder böſer Menſch. Zwar hat ſie das Betragen der Europäer gegen ſie ſeit den letzten 50 bis 60 Jahren über-

Digitized by Google

überzeugt, daß auch der Böſe ſich gut ſtellen, und daß der böſe Geiſt ſich zuweilen unter dem Schein des guten verbergen könne. Daher ſcheuen ſie ſich nicht die Weißen überhaupt eine falſche betrügeriſche Raſſe von Menſchen zu nennen, doch geben ſie allerdings Ausnahmen zu, und wenn ein Weißer nur gewöhnliche Menſchenliebe in ſeinem Betragen gegen ſie an den Tag legt, ſo iſt es noch immer leicht, Zugang zu ihrem argloſen Herzen zu finden.

Bis jetzt habe ich nur gezeigt wie ſtark, aber noch nicht wie beſtändig die Zuneigungen der Indianer ſind; und wenn gleich in der Geſchichte, welche ich erzählen werde, ein Freund gezwungen wurde ſeinen Freund jämmerlich umkommen zu ſehen, ohne es in ſeiner Gewalt zu haben ihn von dem fürchterlichſten Tode, welchen Rachſucht und Grauſamkeit nur zu geben vermochten, zu retten, ſo wird man darum nicht weniger erſtaunen, ihn in ſeinen freundſchaftlichen Geſinnungen verharren zu ſehen, unter Umſtänden, welche insbeſondre für einen Indianer ganz beſonders dazu geeignet waren, nicht nur alle jene Geſinnungen auszulöſchen, ſondern ſie in Haß und Rachſucht zu verwandlen.

Nach der ſchon oft erwähnten grauſamen Ermordung der chriſtl. Indianer am Muskingumfluſſe im Jahr 1782 durch einen Haufen Banditen unter Befehl eines gewiſſen Williamſon, begab ſich eben dieſe Bande nicht lange darauf nach Sandusky, wohin ſich der Ueberreſt jener unglücklichen Gemeine geflüchtet hatte, in der Abſicht auch dieſe ohne Unterſchied zu ermorden. Die Vorſehung hatte es aber ſo gefügt, daß ſie dieſen Ort, wo ſie, nachdem ihre Lehrer von

ihnen

ihnen genommen, die auf Befehl des Brittiſchen Gouvernements nach Détroit waren geführt worden, keine Sicherheit mehr zu finden hoffen konnten, zuvor ſchon verlaſſen hatten. Die Mörder, als ſie nichts wie ledige Hütten fanden, wandten ſich nach den Dörfern der feindſeeligen (im Krieg gegen die Weißen begriffnen) Indianer hin, wo ſie wider Erwarten wüthend angegriffen wurden. Williamſon und ſeine Bande benutzten eine finſtre Nacht und liefen davon, und dieſer ganze Haufen entkam, ausgenommen der Obriſt Crawford und noch Einer, welche von den Indianern zu Gefangnen gemacht, und im Triumph in das Dorf geführt wurden, wo erſterer zum Martertode verurtheilt, auch auf das allergrauſamſte hingeopfert, der andre aber, auf Anforderung der Shawanos, dieſen zugeſchickt wurde um ſeine Strafe zu empfangen.

Als nun die Hinrichtung des unglücklichen Crawford Statt finden ſollte, erinnerte ſich dieſer, daß der vorhin erwähnte Delawariſche Chief Wingenund in beſſern Zeiten ſein Freund geweſen wäre. Er hatte ihn mehrmals in ſeinem Hauſe bewirthet und ihm die Beweiſe von Aufmerkſamkeit gegeben, welche den armen verachteten Indianern ſo wohl thun. Ein Strahl von Hoffnung ging ihm auf und er bat daß Wingenund, der in einiger Entfernung von dem Dorfe wohnte, herbeygerufen werden möchte. Dieß wurde zugeſtanden, der Chief folgte dem Ruf wiewol mit innerm Widerſtreben, aber doch ohne zu zögern, und ſtellte ſich ein.

Wingenund, deſſen Name in der Lenape Sprache ſo viel als der Vielgeliebte bedeutet, und der dieſen Namen den vortrefflichen Eigenſchaften ſeines Herzens verdankte, hatte ſich entfernt gehalten, um das Schickſal ſeines ſchuldigen Freundes, welches abzuwenden er nicht vermochte, im Stillen zu betrauren. Jetzt waren die Augen ſeiner erbitterten Landsleute auf ihn geheftet, er war ein Indianer und ein Delaware, konnte er die Partey eines Anführers der Mörder ſeines Volks nehmen? konnte er ſich gänzlich von den Gefühlen ehemaliger Vertraulichkeit losmachen? ſeine Lage war eben ſo peinlich als ſchwierig, und er näherte ſich dem Obriſt Crawford und wartete ſchweigend auf das, was dieſer ihm zu ſagen haben möchte, und es fand nun das folgende Geſpräch zwiſchen ihnen Statt:

Crawf. Erinnerſt du dich meiner noch Wingenund?

Wing. Ich glaube, ja! biſt du nicht Obriſt Crawford?

Cr. Der bin ich. Wie geht es dir? Ich freue mich dich zu ſehen Capitain!

W. (verlegen) So! ja, freilich . . .

Cr. Erinnerſt du dich der Freundſchaft welche beſtändig zwiſchen uns Statt fand, und daß wir uns immer freueten einander zu ſehen?

W. Ich erinnre mich alles deſſen; ich erinnre mich daß wir manche Bowle Punſch mit einander getrunken haben; ich erinnre mich auch andrer Gefälligkeiten die du mir erwieſen haſt.

Cr. Dann hoffe ich, daß dieſelbe Freundſchaft noch zwiſchen uns Statt findet.

W.

W. Sie würde natürlich noch dieſelbe ſeyn, wenn du an deinem rechten Orte wäreſt und nicht hier.

Cr. Und warum nicht hier Capitain? Ich hoffte du würdeſt einen Freund zur Zeit der Noth nicht verlaſſen! Jetzt iſt es Zeit dich ernſtlich für mich zu verwenden, wie ich es thun würde, wenn du an meiner Stelle wäreſt.

W. Obriſter! Du haſt dich in eine Lage gebracht, welche es mir und andern deiner Freunde unmöglich macht, irgend etwas für dich zu thun.

Cr. Wie ſo, Capitain?

W. Dadurch daß du dich zu dem fluchwürdigen Menſchen, Williamſon und zu ſeiner Bande geſellet haſt; zu einem Manne der ganz kürzlich erſt jene Anzahl von chriſtlichen Indianern ermordet hat, welche er als Freunde kannte; von denen er wußte daß ſie ſich nicht widerſetzen wollten, deren einziges Geſchäfft war zu beten.

Cr. Wingenund, ich verſichre dir, wäre ich damals bey ihm geweſen, es wäre nicht geſchehen; nicht blos ich allein, ſondern alle deine Freunde und alle gute Menſchen, wo ſie nur ſind, misbilligen ſolche Handlungen.

W. Das mag ſeyn; aber dieſe Freunde und guten Menſchen hielten ihn doch nicht ab, nochmals auszuziehen, um auch den Ueberreſt jener harmloſen aber einfältigen Indianer umzubringen.

Ich ſage einfältigen, weil ſie den Weißen mehr glaubten als uns, wir hatten es ihnen oft geſagt, daß ſie noch einmal von den Leuten die ſich ihre Freunde

Digitized by Google

Freunde nannten ſo behandelt werden würden. Wir ſagten ihnen, daß man ſich auf das was die weißen Leute ſagten nicht verlaſſen könne. . . .

Cr. Es thut mir leid dich ſo ſprechen zu hören; was aber Williamſon's zweytes Unternehmen betrifft, ſo zog ich, nachdem es bekannt wurde er habe es beſchloſſen, mit ihm aus, um neue Mordthaten zu verhüten.

W. Obriſter, dieß würden die Indianer nicht glauben, auch wenn ich es ihnen ſagen wollte.

C. Und warum nicht?

W. Weil es ja nicht in deiner Macht geweſen ſeyn würde zu verhindern, was er zu thun Luſt hatte.

C. Nicht in meiner Macht? Sind chriſtliche Indianer (moravians) getödtet worden, ſeitdem ich mit ihm auszog?

W. Nein; aber ihr ginget zuerſt auf ihre Stadt los, und da ihr ſie leer und verlaſſen fandet, wandtet ihr euch auf den Weg nach uns zu! Hättet ihr blos Krieger aufſuchen wollen, würdet ihr nicht dorthin gegangen ſeyn. Unſre Kundſchafter beobachteten euch genau. Sie ſahen euch als ihr euch am andern Ufer des Ohio verſammeltet; ſie ſahen euch über den Fluß ſetzen; ſie ſahen wo ihr euch des Nachts lagertet; ſie ſahen euch vom Wege ausbiegen und nach dem verlaſſnen Bruderorte gehen; ſie wußten daß ihr von eurem Wege abwichet; eure Schritte wurden beſtändig bewacht und man ließ euch ruhig fortgehen, bis ihr den Ort erreichtet wo ihr angegriffen wurdet.

Er. Was denkt man mit mir anzufangen, kannſt du es mir ſagen!

W. Ich ſage es dir mit Betrübniß, Colonel! Da Williamſon mit ſeiner ganzen feigen Schaar, vor dem Pfeifen der Kugeln unſrer Krieger in der Nacht davon gelaufen iſt, weil er wol merkte daß er nicht mit dem Brüdervolk (Moravians) zu thun hatte, ſondern mit Männern welche fechten konnten, mit ſolchen aber wollte er nichts zu thun haben, da er, ſage ich, entkommen iſt, und ſie dich gefangen genommen haben, ſo werden ſie für ihn Rache an dir nehmen.

Er. Iſt keine Möglichkeit dieß zu verhüten? Kannſt du kein Mittel erdenken mich zu befreyen? du ſollſt wohl belohnt werden, mein Freund, wenn du mir hilfſt mein Leben zu retten.

W. Wäre Williamſon mit dir gefangen genommen, ſo würde es mir und einigen Freunden vielleicht gelungen ſeyn, auf den Grund deſſen was du mir geſagt haſt, dich zu retten, wie aber die Sachen jetzt ſtehen, würde keiner es wagen ſich für dich zu verwenden. Selbſt der König von England, käme er hier mit allen ſeinen Schätzen, könnte dieſen Zweck nicht erreichen. Das Blut der unſchuldigen Brüder, mehr als die Hälfte Weiber und Kinder, ſchreiet laut um Rache. Die Verwandten der Erſchlagenen die unter uns ſind fordern Rache und ſtehen bereit ſie zu nehmen, die Nation der ſie angehören dringt auf Rache. Die Shawanos unſre Großkinder, haben deinen Mitgefangnen verlangt, und werden Rache an ihm nehmen. Alle

mit

mit uns verbündne Völkerſchaften rufen: Rache! Rache! Da die Chriſten, welche ihr umbringen wolltet geflohen ſind, anſtatt ihre Brüder zu rächen, ſo nimmt die Nation die Beleidigung auf, und die Nation ſelbſt iſt verbunden Rache zu nehmen.

Cr. So ſcheint denn mein Schickſal entſchieden zu ſeyn und ich muß mich anſchicken dem Tode in ſeiner gräßlichſten Geſtalt entgegen zu gehen.

W. Ja, Colonel! Ich beklage es, kann aber nichts für dich thun. Hätteſt du an dem Indianiſchen Grundſatze feſtgehalten, daß ſo wie Gutes und Böſes nicht in dem nämlichen Herzen zuſammen wohnen kann, ſo auch ein guter Mann nicht in böſe Geſellſchaft ſich begeben müſſe; ſo würdeſt du nicht in dieſer mitleidswürdigen Lage ſeyn. Du ſiehſt nun, da es zu ſpät iſt, nachdem Williamſon dich verlaſſen hat, was für ein ſchlechter Menſch er ſeyn müſſe. Es bleibt dir jetzt nichts übrig als deinem Schickſal wie ein braver Mann entgegen zu gehen. Lebe wohl Colonel Crawford! Sie kommen *); ich begebe mich in die Einſamkeit.

Achtungswürdige Indianer haben mir verſichert daß beym Schluſſe dieſer Unterredung, welche mir von Wingenund ſelbſt, wie auch von andern iſt erzählt worden, beyde er und Crawford in einen Strom von Thränen ausbrachen, ſie nahmen darauf einen gefühlvollen Abſchied von einander, und der Chief verbarg ſich ſogleich in dem Gebüſch, wie die Indianer es ausdrücken, oder in ſeiner eignen Sprache:

*) In dem Augenblick näherte ſich das Volk mit Jauchzen und Gekreiſch ihn zu martern und zu Tode zu bringen.

Digitized by Google

che: begab ſich in die Einſamkeit. Er ſprach nachher nie von dem Schickſal ſeines unglücklichen Freundes, ohne ſtarke Regungen des Schmerzes, wovon ich mehrmals Zeuge geweſen bin. Er wurde einmal, bey einem Beſuche in Détroit, von einigen Herren getadelt, daß er das Leben eines ſo ſchätzbaren Mannes wie Colonel Crawford und ſeines Freundes nicht gerettet habe. Er hörte den Tadel ruhig an, wandte ſich dann zuerſt zu mir, und ſagte in ſeiner Sprache: dieſe Männer reden wie Thoren! darauf wandte er ſich zu den andern und ſagte in Engliſcher Sprache: wenn euer König mit allen ſeinen Schiffen voll Waaren und Schätze auf dem Platze geweſen wäre, er hätte meinen Freund nicht loskaufen, noch ſein Leben vor der Wuth einer mit Recht erbitterten Menge retten können. Er machte weiter keine Anſpielung auf die That, welche Crawford's Tod zur Folge hatte, und es war leicht zu bemerken, daß in Beziehung auf dieſen traurigen Gegenſtand, ein ſchmerzliches Gefühl in ſeinem Gemüthe herrſchend war. Es kränkte ihn indeſſen ſehr, ſo ungerecht getadelt zu werden, von Perſonen, die vielleicht, mochte er denken, an ſeiner Stelle ganz anders würden gehandelt haben. Denn wenn man auf alle Umſtände achtet, wodurch Crawford ein Opfer der Rache wurde, und in welch einem Lichte er nothwendig ſeinem ehemaligen Freunde erſcheinen mußte, ſo würde es keinesweges unnatürlich geweſen ſeyn, wenn bey dieſem die beleidigte Freundſchaft in den heftigſten Haß und die bitterſte Feindſchaft übergegangen wäre. Statt deſſen aber ſehen wir ihn nicht nur keinen Antheil nehmen an der Rache ſeiner Nation, ſondern gleichſam ſeinen Poſten

ver=

Digitized by Google

verlaſſen, und einen einſamen Ort aufſuchen, um den Tod eines Mannes zu beweinen, den er ungeachtet alles deſſen, wodurch er ſich ſeiner Freundſchaft unwürdig gemacht hatte oder gemacht zu haben ſcheinen mußte, noch immer liebte und den er ſich nicht ſchämte ſeinen Freund zu nennen.

Es iſt wol unmöglich die Freundſchaft auf eine härtere Probe zu ſtellen und das Beyſpiel Wingenunds beweiſt, wie tief dieß Gefühl in dem Gemüthe eines Indianers Wurzel ſchlagen kann, da ſelbſt ſolche Umſtände als in welchen dieſer Chief ſich befand es nicht auszulöſchen vermögen.

Neun-

Neununddreyßigſtes Kapitel.

Prediger und Propheten.

Es gab eine Zeit wo die Prediger und Propheten der Indianer, durch eine zweckdienliche Anwendung des unbeſchränkten Einfluſſes, welchen der Aberglaube des Volks ihnen verſchaffte, einen ſo allgemeinen Geiſt des Widerſtandes gegen die Anmaaßungen der Europäer würden haben erregen können, daß die Indianer dadurch im Stande geweſen ſeyn würden, den auf ſie Eindringenden mit Ruhm wenigſtens die Spitze zu bieten, und vielleicht den ungeſtörten Beſitz ihres Landes wieder zu erlangen. Anſtatt den naheliegenden, durch Natur und Vernunft ihnen angewieſenen Weg einzuſchlagen; anſtatt ſich wie eine einzige Nation zur Vertheidigung ihrer natürlichen Rechte zu vereinigen, liehen ſie den hinterliſtigen Einflüſterungen ihrer Feinde das Ohr, welche die Kunſt, unnatürliche Trennungen unter ihnen zu befördern, nur zu gut verſtanden. Nicht eher als bis Canada, nach wiederholten Anſtrengungen, durch die vereinten Waffen Großbritaniens und ſeiner Colonien, den Franzoſen durch endliche Eroberung war abgenommen worden, fingen

Digitized by Google

fingen ſie an ihre verzweifelte Lage einzuſehen, da dieſer ganze nördliche Theil des feſten Landes ſich im Beſitz einer einzigen großen und mächtigen Nation befand, gegen welche jeder Verſuch des Widerſtandes vergebens war. Um dieſe Zeit aber machten ihre Propheten, durch ehrſüchtige Bewegungsgründe angetrieben, den Anfang mit ihren Bemühungen, die Indianer durch ihre Beredſamkeit zu einem Gefühl ihrer Unabhängigkeit zurückzuführen, und unter ihnen einen ächten Nationalgeiſt zu erzeugen; es war aber zu ſpät. Die einzige vernünftige Auskunft, welche für ſie übrig blieb, ihre gänzliche Vernichtung abzuwenden, war dieſe: die Religion und die Sitten ihrer Eroberer anzunehmen, und das Leben der Wilden gegen die Vortheile der geſitteten Geſellſchaft zu vertauſchen. Nur wenige von ihnen ſahen dieß jedoch ein, vergebens wurden Miſſionäre zu ihnen geſchickt, die unter den größten Mühſeeligkeiten und Gefahren ſich befleißigten, ihr Unglück durch die Tröſtungen der chriſtl. Religion zu mildern, und ihnen den Weg zum gegenwärtigen und künftigen Heil anzuweiſen. Im Ganzen genommen folgten nur Wenige der Fahne Chriſti, und dieſe Wenigen wurden von ihren Freunden oder denen, die es wenigſtens hätten ſeyn ſollen, wie von ihren Feinden verfolgt. Unter den Hinderniſſen welche die Miſſionäre zu bekämpfen hatten, war der Widerſtand, welchen ihnen die Wahrſager der Indianiſchen Völkerſchaften entgegenſtellten, keins von den geringſten.

Ich habe Mehrere von dieſen Predigern und Propheten während meines Aufenthalts in dem Indianerlande gekannt, und habe hinlängliche Gelegenheit

Digitized by Google

gehabt die Mittel kennen zu lernen, durch welche ſie auf ihre Zuhörer zu wirken ſuchten. Ich werde mich begnügen hier nur einige der merkwürdigſten unter ihnen anzuführen.

Im Jahr 1762 lebte ein berühmter Prediger von der Nation der Delawaren, welcher zu Cayahaga in der Nähe des See Erie wohnte, und unter den Indianern im Lande umherreiſte. Er ſuchte ſie zu überreden, daß er von dem großen Geiſte wäre beſtellt worden, ſie über das was ihm wohlgefällig wäre zu belehren, und ihnen die Uebertretungen anzuweiſen, wodurch ſie ſich ſein Misfallen zugezogen hätten, ſo wie auch die Mittel, wodurch ſie ſeine Gunſt für die Zukunft wieder erlangen könnten. Er hatte, ſeiner Angabe nach, zufolge der Anweiſung des großen Geiſtes, eine Art von Landkarte auf einem Stück beynahe wie Pergament bereitetem Hirſchleder gezeichnet, welche er "das große Buch oder die Schrift" nannte. Dieſe, ſagte er, wäre er befehligt worden den Indianern zu zeigen, damit ſie ſehen möchten: die Lage in welche der Mannitto ſie urſprünglich geſetzt, das Elend welches ſie durch Vernachläſſigung ihrer Pflicht über ſich gebracht hätten, und den einzigen ihnen übrigen Weg das Verlorne wieder zu erlangen. Dieſe Landkarte hielt er vor ſich hin wenn er predigte, wies häufig auf beſondre Zeichen und Stellen auf derſelben, und erklärte ſie indem er fortredete.

Die Größe dieſer Karte war etwa 15 Zoll ins Gevierte, vielleicht etwas mehr. Es fand ſich auf derſelben ein Viereck welches durch Linien von etwa 8 Zoll gebildet wurde, doch waren zwey von dieſen

Linien

Linien nicht ganz ausgezogen ſondern ließen in den Winkeln eine Oeffnung von etwa einem halben Zoll. Queer über die Linien des innern Vierecks waren viele andre Linien, etwa einen Zoll lang, gezogen, auch fanden ſich daſelbſt noch andre Linien und Zeichen, welches alles beſtimmt war, eine ſtarke und unzugängliche Barriere vorzuſtellen, wodurch diejenigen die draußen wären, verhindert werden ſollten in den innern Raum hineinzugehen, außer nur an der dazu beſtimmten Stelle. Wurde die Karte nach ſeiner Anweiſung gehalten, ſo lagen die nicht geſchloſſenen Winkel des Vierecks an der linken Seite, einander gerade entgegengeſetzt, da der eine in der Richtung von Süd=Oſt gen Süd, der nähere aber in der von Nord=Oſt gen Norden lag. Wenn er nun die einzelnen Puncte dieſer Karte erläuterte oder beſchrieb, indem er mit dem Finger darauf hinwies, ſo nannte er den Raum innerhalb der Linien, "die himmliſchen Gegenden" oder den Ort, welchen der große Geiſt den Indianern im künftigen Leben zur Wohnung beſtimmt habe; den Raum welcher am ſüdoſtl. Winkel offen gelaſſen worden war, nannte er den "Eingang" welcher für die Indianer beſtimmt geweſen wäre um in jenen Himmel zu kommen, welcher aber jetzt im Beſitz der weißen Leute wäre; der große Geiſt habe deßhalb ſeitdem einen andern "Eingang" an der entgegengeſetzten Seite anbringen laſſen, wo es aber beydes gefährlich und beſchwerlich für ſie wäre einzugehen, weil ſich in dem Wege manche Hinderniſſe fänden und überdieß ein breiter zu einem Abgrunde in der Tiefe führender Graben da wäre, über welchen ſie ſpringen müßten; aber der böſe Geiſt lauerte

an dieſer Stelle beſtändig auf Indianer, und keiner, den er ergriffe, könne je wieder von ihm los kommen, ſondern würde von ihm in ſein Gebiet geführt, wo die äußerſte Armuth herrſchte; wo der Boden, wegen Mangel an Regen völlig ausgetrocknet wäre, keine Frucht zur Reife käme, das Wild weil es ihm an Weide fehlte beynahe verhungerte, und wo der böſe Geiſt nach Wohlgefallen Menſchen in Pferde und Hunde verwandelte, um darauf zu reiten oder ſich von ihnen auf der Jagd oder wohin er ſonſt ginge, begleiten zu laſſen.

Der Raum außerhalb dieſes innern Vierecks, ſollte das Land vorſtellen, welches den Indianern wäre gegeben worden, um darin zu jagen, zu fiſchen und zu wohnen ſo lange ſie in dieſer Welt wären, die Oſtſeite dieſes Raums führte den Namen: der Ocean, oder der große Salz-See. Indem nun der Prediger die Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörer hauptſächlich auf den ſüdöſtlichen Eingang richtete, pflegte er ihnen zu ſagen: "Sehet hierher! Sehet was wir durch Nachläſſigkeit und Ungehorſam verloren haben; durch Mangel an Dankbarkeit gegen den großen Geiſt; durch Vernachläſſigung hinlänglicher Opfer; dadurch daß wir ein Volk von andrer Farbe als die unſrige, welches über den großen See zu uns gekommen iſt, angeſehen haben, als ob es ein Theil unſres Volkes wäre; dadurch daß wir zugegeben haben, daß dieſe Leute ſich neben uns niederſetzten, und wir ſie mit Gleichgültigkeit anſahen, da ſie uns nicht nur unſer Land wegnahmen, ſondern auch dieſen (auf die Karte weiſend) hier dieſen unſern Eingang, welcher in die

uns

uns beſtimmten himmliſchen Gegenden führte. In ſolch einen traurigen Zuſtand ſind wir verſetzt! Was iſt nun zu thun, welches Mittel muß angewandt werden? Ich will es euch ſagen meine Freunde! Hört, was mir der große Geiſt aufgetragen hat, euch bekannt zu machen! Ihr ſollt opfern, auf die Weiſe wie ich euch zeigen werde; ihr ſollt die Sitten welche ihr angenommen habt, ſeitdem die weißen Leute zu uns kamen, gänzlich ablegen; ihr ſollt zu dem vorigen glücklichen Zuſtande zurückkehren, in welchem wir in Frieden und Ueberfluſſe lebten, und vor allen Dingen, ihr ſollt euch gänzlich des Genuſſes ihres tödtlichen "beson's" enthalten, welchen ſie uns aufgedrungen haben, um deſto mehr zu gewinnen und unſre Anzahl zu vermindern. Dann wird der große Geiſt Glück zu unſern Waffen geben; dann wird er uns Stärke verleihen unſre Feinde zu überwinden, ſie von hier wegzutreiben, und den Eingang zu den himmliſchen Gegenden, welchen ſie uns genommen haben, wieder zu erobern."

Dieß war überhaupt genommen der Inhalt ſeiner Vorträge. Nachdem er ſich dann mehr oder weniger über die erwähnten Gegenſtände ausgelaſſen hatte, pflegte er ſo zu ſchließen: "Und nun meine Freunde, damit dasjenige was ich euch geſagt habe eurem Gemüthe feſt eingeprägt bleiben möge, und um das Andenken daran von Zeit zu Zeit wieder aufzufriſchen, rathe ich euch, daß ihr wenigſtens in jeder Familie, ſolch ein Buch oder ſolch eine Schrift wie dieſe, aufbewahren möget, welche ich auch für euch verfertigen will, wenn ihr mir den Preis dafür bringt, welches

nicht

nicht mehr iſt als für das Stück eine Hirſchbockhaut, oder zwey Hirſchkuhhäute *).“

Der Preis wurde dann gebracht, und das Buch gekauft. In einigen von dieſen Karten war der Umriß eines Hirſches oder eines Welſchhahns, oder auch beyder Thiere in den „himmliſchen Gegenden“ angebracht, und gleichfalls in dem öden Gebiet des böſen Geiſtes, doch zeigten ſich die an der erſten Stelle fett und ſchwer, da die in der letzteren, nur aus Haut und Knochen zu beſtehen ſchienen.

Ich war auch wohl bekannt mit einem andern ausgezeichneten Prediger Namens Wangomend, vom Stamme Monſey. Er fing im Jahr 1766 an zu predigen, ungefähr eben ſo, wie der ſo eben erwähnte. Als Zeisberger zuerſt in der Stadt Goſchgoſchink am Alleghenyfluß ankam, wurde dieſer Indianiſche Prophet einer von ſeinen Zuhörern, da er aber fand daß die Lehre des Miſſionär mit der ſeinigen nicht übereinſtimmte, wurde er ſein Feind. Dieſer Mann gab auch vor, daß er den Predigerberuf ſich nicht ſelbſt erwählt habe, ſondern daß er dazu von dem großen und guten Geiſt ſey angetrieben worden, damit er ſeinen Landsleuten, die auf dem Wege zu ihrem Untergange wären, lehren ſollte, wie ſie mit ihrem Gott verſöhnt werden könnten. Er wollte ſeine Zuhörer glauben machen, daß er einmal ſo nahe zum Himmel wäre erhoben worden, daß er das Krähen der Hähne deutlich hätte hören können, und daß er zu einer andern Zeit von unſichtbaren Händen an einen Ort wäre getragen worden, wo es ihm gewährt wurde, einen

*) An Werth einen Thaler, Dollar.

einen Blick in die Himmel zu thun, deren es drey gäbe, einen für die Indianer, einen andrern für die Neger und noch einen andrern für die weiſſen Leute. Der für die Indianer, bemerkte er, wäre der ſeeligſte von den 3 Himmeln, und der für die weiſſen Leute der am wenigſten ſeelige, denn ſie würden gezüchtigt weil ſie die Indianer ſo ſchlecht behandelten, und ihnen das Land abnähmen was Gott ihnen gegeben habe. Sie würden auch dafür geſtraft daß ſie aus den Negern Thiere machten, indem ſie dieſelben verkauften wie die Indianer Pferde und Hunde verkaufen, und ſie unbarmherzig ſchlagen, wiewol ſie eben ſo gut wie die übrigen Menſchen von Gott erſchaffen wären.

Die Neuheit dieſer Viſionen verſchaffte ihm eine Zeitlang Zuhörer; er fand indeſſen zuletzt, daß die Indianer gegen ſeine Lehren gleichgültig wurden, zumal da er ſie oftmals warnte das Gift nicht zu trinken welches ihnen von den weiſſen Leuten wäre zugeführt worden, welches ſeine Gemeinden jedoch ſehr liebten. Darauf dachte er ſich einen andern dem Volke gefälligeren und anziehenderen Stoff aus, und fing an gegen Hexerey und diejenigen die ſich mit der ſchwarzen Kunſt abgäben zu predigen. Hier hatte er alle Leidenſchaften und Vortheile der armen Indianer auf ſeiner Seite, und es fehlte ihm nicht allgemeinen Beyfall zu finden, indem er erklärte daß die Hexenmeiſter die Oberhand bekämen, und die Nation zu Grunde richten würden, wenn ſie in ihren Fortſchritten nicht aufgehalten würden. Er reiſte im Jahr 1775 nach Goſchachking an den Gabeln des Muskingum um ſeine Angelegenheit dem großen Rath der Delawaren vorzulegen, und ihre Meynung darüber zu ver=

Digitized by Google

vernehmen. Die erſte Nachricht welche die Miſſionäre am Muskingum über dieſen Gegenſtand bekamen, enthielt dieß, daß die Chiefs anfänglich darüber einig wurden, jeder Zauberer und jede Zauberinn ſollte zur Rechenſchaft gezogen und mit dem Tode beſtraft werden, daß ſie indeſſen bey reiferer Ueberlegung gut gefunden hätten, zunächſt die Zahl und die Namen derer auszumitteln von welchen man nicht nur wiſſe ſondern auch vermuthe, daß ſie ſich mit der Zauberey abgäben, und daß Wangomend den Auftrag erhalten habe, dieſe Aufzählung ins Werk richten zu laſſen. Er reiſte demzufolge in Eile wieder in ſeine Heimath zurück, und fing bey ſeiner Ankunft daſelbſt ſogleich an, ſich ſeines Auftrags zu entledigen — ſiehe da aber, es zeigte ſich, daß die Zahl der Schuldigen viel größer wäre als man anfangs glaubte, und er ſelbſt kam in Gefahr ſeinen eignen Namen in das ſchwarze Buch eingetragen zu ſehen. Hiedurch kühlte ſich ſein Eifer merklich ab, und als er zurückkam waren die Chiefs nicht länger aufgelegt, auf dieſen gefährlichen Gegenſtand einzugehen, weil ſie mit Recht fürchteten es könne am Ende zu nichts als zum Verderben ihres Volks gereichen. Wangomend kehrte daher zu ſeiner vorigen Predigtweiſe wieder zurück, und empfahl ſeinen Zuhörern, ſich von Sünden zu reinigen durch den Gebrauch gewiſſer Arzneyen, und durch das Darbringen häufiger, dem großen Geiſt geweiheter Opfer.

Der letzte deſſen ich gedenken will, iſt der Prophet und Krieger Tecumſch, der noch kürzlich unter uns ſo viel Aufſehen gemacht, und ſein Leben in der Schlacht an der Thames, den 30. Septbr. 1813 in dem

dem muthmaaßlichen Alter von 43 Jahren verloren hat. Die beſondern Umſtände ſeiner kriegeriſchen Laufbahn ſind aus den Journalen und Zeitungen bekannt genug *), und ſeine berüchtigte Anrede an den Britiſchen General Proctor, die er zu Amherſtburg, nicht lange vor der erwähnten Schlacht ausſprach, iſt in Jedermanns Händen. Aber ſein Charakter als Prophet, und die Mittel die er anwandte ſich Ruf und Einfluß zu verſchaffen, ſind nicht ſo völlig und ſo im Einzelnen bekannt, wenn gleich im Allgemeinen zugeſtanden wird, daß er eine bewundernswürdige Geſchicklichkeit darin beſaß, die Indianer vermittelſt ihrer Leidenſchaften zu leiten. Die Skizze, welche ich jetzt entwerfen werde, wird hinlänglich beweiſen wie gegründet dieſe Meynung ſey.

Nach den beſten Nachrichten, die ich mir über dieſen Mann zu verſchaffen im Stande geweſen bin, war er ſeiner Nation nach ein Shawano, und fing ſeine Laufbahn als ein Prediger an, auf ähnliche Weiſe wie andre vor ihm. Er ſuchte den Gemüthern ſeiner Indianiſchen Zuhörer einzuprägen, daß ſie ein von den Weißen unterſchiedenes Volk wären, daß ſie zu beſondern Zwecken erſchaffen und auf dieſen Boden wären geſetzt worden, und daß es der Wille des höchſten Weſens wäre, ſie ſollten außer Verbindung mit Menſchen von einer andern Farbe als ihre eigne leben. Er ſchilderte mit lebhaften Farben das Elend, welches ſie ſich dadurch zugezogen hätten daß ſie den Weißen erlaubten unter ihnen zu wohnen, und drang darauf daß ſie ſich vereinigen und dieſe rechtvergeſſenen eingedrun-

*) S. Niles's Weekly Register. Vol. I. p. 141. etc.

gedrungenen Fremdlinge aus dem Lande jagen ſollten. Er entdeckte indeſſen, daß dieſe ſonſt volksgefällige Materie keinen Eindruck mehr auf die Gemüther der muthlos gewordenen Indianer machte, und daß es unmöglich wäre ſie zu überreden heftige Maaßregeln zur Hand zu nehmen um ſich der weiteren Ausdehnung der Weißen zu widerſetzen, viel weniger um einen Verſuch zu wagen ſie über den großen See zurückzutreiben. Er hatte längſt bemerkt, daß ſeine Vorträge ſo oft er den Gegenſtand der Zauberey berührte, ſeinen Zuhörern immer willkommen waren, deren Glaube an übernatürliche Kräfte, anſtatt ſich zu vermindern, immer mehr Feld zu gewinnen ſchien. Er wußte wohl daß es ſeinem Vorgänger Wangomend fehlgeſchlagen war, durch Benutzung dieſer Volksmeynungen Einfluß und Anſehen zu erlangen, dieß ſchreckte ihn jedoch nicht ab. Er bemühete ſich indeſſen nicht wie jener um den Beyſtand des National-Conciliums, ſondern beſchloß, kühn zu verſuchen was Muth und Talente ohne anderweitige Hülfe auszurichten vermochten. Es iſt eine Sage unter den Indianern, daß Gott verordnet habe, der Menſch ſolle leben, "bis alle ſeine Zähne abgenutzt, ſeine Augen dunkel und ſeine Haare grau geworden wären." Dieß benutzte er ſchlau, um die Unwiſſenden zu überreden, daß die frühzeitigen Todesfälle, welche damals Statt fanden, einer natürlichen Urſache nicht könnten zugeſchrieben werden, weil es Gottes Wille wäre, daß jeder Menſch bis zu einem hohen Alter leben ſollte. Nachdem er ſich ſo der Gemüther bemächtigt, und alles gehörig vorbereitet hatte, that er, was vor ihm kein Prediger zu thun gewagt hatte, er erklärte

der

der große Mannitto habe ihn mit übernatürlichen Kräften ausgerüſtet, um zukünftige Dinge vorherzuſagen, Geheimniſſe zu entdecken, und auch mit Zuverläſſigkeit diejenigen anzuweiſen, ſowol Männer als Weiber, welche die Künſte der Zauberey vollkommen inne hätten, oder auch nur ein ganz weniges davon verſtänden. Seine dreiſten Behauptungen fanden uneingeſchränkten Glauben, und er bekam durch dieſe Mittel eine ſo unbegränzte Herrſchaft über eine leichtgläubige Menge, daß er zuletzt nur nöthig hatte zu ſprechen, oder nur zu winken, und der Scheiterhaufen wurde unverzüglich durch bereitwillige Scharfrichter in Bereitſchaft geſetzt, um jeglichen zu Tode zu bringen den er nur gut fand zum Opfer zu beſtimmen. Hier war ein weites Feld geöffnet zur Befriedigung der häßlichen Leidenſchaften. Wer ſich beleidigt glaubte, gab ſeinen Feind als einen Zauberer an; die geringſte wirkliche oder angebliche Reizung der Empfindlichkeit, ja ſelbſt eine geringe Beſtechung konnte den unſchuldigen Menſchen auf den Scheiterhaufen oder unter den Tomahawk bringen, und niemand machte ſich dieſe raſende Täuſchung des Pöbels mehr zu Nutzen, als der große Prophet ſelbſt. Da er nach allen Richtungen hin Kundſchafter unterhielt, ſo wußte er ſehr gut wer ſeine Freunde und wer ſeine Feinde wären, und wehe denen die ihm als zu den letzteren gehörig angezeigt oder nur verdächtig wurden! Der Tyrann durfte ihre Hinrichtung nur wollen, und niemand wagte es ſeinen Befehlen zu widerſprechen, ſondern alle waren willig ſie zu vollziehen.

Unter der Zahl ſeiner Schlachtopfer war auch der ehrwürdige Chief aus den Wyandot mit Namen

Sha-

Sha-tey-ya-ron-yah, von den Weißen Leatherlips genannt. Er war einer von denen die im Auguſt 1795 den Vertrag von Greenville im Namen des Stammes der Huronen mit unterzeichnete. Sein einziges Verbrechen war Rechtſchaffenheit und der ehrenvolle Name welchen er ſich erworben hatte. In einem Anfalle von Eiferſucht befahl Tecumſch, daß er zu Tode gebracht werden ſolle, und ſeinem Befehl wurde nur zu bereitwillig Folge geleiſtet. Ich kann dieß Kapitel nicht beſſer als mit der Nachricht von ſeinem Tode beſchließen, welche mir damals (im Auguſt 1810) von einem achtungswürdigen und menſchenfreundlichen Einwohner in dem Staat Ohio zugeſchickt wurde. Die Erzählung welche ich hier abſchriftlich mittheile, war von folgendem Briefe begleitet:

"Werther Herr und Freund — Ich ſchließe eine unvollkommne Schilderung von der Hinrichtung eines unglücklichen Indianers hier ein. Nach Ihren wohlwollenden vieljährigen Bemühungen die Lage der Indianer zu verbeſſern, und nach dem Vertrauen welches dieſe in Sie ſetzen, halte ich mich verſichert daß Sie im Stande ſeyn werden dem verderblichen Einfluß dieſes Propheten bey dieſen zu leichtgläubigen Menſchen mit Erfolg entgegenzuwirken. Es iſt eine Pflicht der Menſchenliebe und der Aufmerkſamkeit der Brüder-Gemeine wol werth. In der Anführung einiger Umſtände könnte etwas unrichtiges ſeyn, ich habe ſie indeſſen aus achtungswürdigen Quellen, aus Quellen denen meiner Meynung nach Vertrauen gebührt. Ich bin u. ſ. w."

Nach-

Digitized by Google

Nachricht von dem Tode des Chief Leather-lips (Lederlippe).

Dieſer unglückliche Chief vom Stamme Seneca *), der ſein 63ſtes Lebensjahr erreicht hatte, hatte ſeinen Lagerplatz (camp. Wohnſitz?) einige Meilen weſtlich von Worthington in dem Diſtrict Franklinton aufgeſchlagen. Zufolge ſeiner ſteten Anhänglichkeit an den Grundſätzen der Rechtſchaffenheit und Ehrlichkeit, hatte er ein Certificat von einem Beamten bekommen, zum Zeugniß ſeines untadelhaften Betragens. Dieſer bejahrte Chief fiel in Verdacht bey dem Propheten, einem Mann von unruhigem ſtörrigen Geiſt, der durch ſeine außerordentliche Gewandtheit, einen unbegränzten Einfluß über manche in den nördlichen und weſtlichen Indianerſtämmen erhalten hat, indem ſie von ihm dahin gebracht worden ſind zu glauben, daß er mit übernatürlichem Wiſſen begabt worden ſey und zukünftige Begebenheiten vorherſagen könne. Dieß iſt derſelbe Prophet, welcher vor einigen Jahren die Verſammlung der Indianer zu Greenville veranlaßte, von welcher Zuſammenkunft damals ſo viel gefürchtet wurde. Um nichts mehr von ihm (dem Chief) zu beſorgen zu haben, gab er Befehl daß er unverzüglich zu Tode gebracht werden ſolle. Dieſer Befehl wurde dem Chief Crane **) von den Sanduskyſtämmen zugeſtellt

*) Dieß ſcheint irrig zu ſeyn; Leatherlips war, wie oben iſt erwähnt worden, ein Chief der Wyandots oder Huronen, und wird als ſolcher aufgeführt in dem Vertrage von Greenville, auch Wayne's Vertrag genannt, wo er einer von den Repräſentanten jener Nation war.

**) Sein Indianiſcher Name war Tar-hé; er war auch ein Wyandot oder Hurone, und Mitunterzeichner des Green-

geſtellt, welcher ſich ſogleich mit 4 andern Indianern auf den Weg machte, den alten Leatherlips aufzuſuchen. Vor etwa 3 Wochen machten ſie ſeinen Lagerplatz ausfindig, und ſchickten ſogleich ſeinen Bruder (der einer von ihrer Parthey war) mit einem Stück Baumrinde zu ihm, auf welchem ſie ein Tomahawk, als Zeichen ſeines Todes, gezeichnet hatten. An demſelben Tage ſprach Crane öffentlich in den Niederlaſſungen der Weißen, von ihrer Abſicht ihn zu tödten. Als ſie ſich in ſein Lager begaben, wurden ſie von 5 Weißen begleitet (unter welchen ein Friedensrichter war) die vermuthlich nur ihre Neugier befriedigen wollten. Bey ihrer Ankunft in ſeinem Wohnſitze benachrichtigten ſie ihn von der Abſicht ihrer Sendung, und daß er ſich anſchicken müſſe ſeinem Schickſal entgegen zu gehen. Vergebens machte er Vorſtellungen gegen die Grauſamkeit des Urtheilsſpruches; er ſagte ihnen, er wäre ein alter Mann, und müſſe bald ſterben; daß ſie, wenn ſie ſeiner ſchonen wollten, ſein Lager für ſich haben ſollten, und daß er weit jenſeits des Miſſiſſippi gehen wolle, von wo man nie wieder etwas von ihm hören würde. Er berief ſich auch darauf daß er ein rechtſchaffner Mann wäre, und nichts begangen hätte, daß ihn ein ſo hartes Schickſal treffen ſollte. Einer von den weißen Leuten bot auch ſein Pferd an, um den alten Mann vor dem drohenden Ungewitter zu ſchützen. Alle dieſe Anerbietungen blieben ohne Wirkung; und da nun alle Hoffnung einer friedlichen Ausgleichung ver-

Greenville Vertrags. Wie groß muß die Macht des Tecumſch geweſen ſeyn, daß er die Hinrichtung des Leatherlips einen Chief derſelben Nation anvertraute.

Digitized by Google

verſchwunden war, ſo ſchickte er ſich an ſeinem Schickſal mit gehöriger Würde entgegen zu gehen. Während die Indianer ſein Grab gruben, legte er ſeine beſten Kleider die zum Kriegsſchmuck gehörten an, ſetzte ſich dann zu ſeinem Wildpret und erquickte ſich. Sobald ſein Grab fertig war, ging er dahin, knieete nieder und betete auf das brünſtigſte. Er nahm darauf einen gefühlvollen Abſchied von den Indianern und von den anweſenden Weißen, und als er zu dem kam der ſein Pferd zum Löſegeld für ihn angeboten hatte, ſo brach er, von Dankbarkeit durchdrungen, in einen Strom von Thränen aus, und ſagte: ſein Gott würde es ihm lohnen! Dieß war der einzige Augenblick in welchem irgend eine Veränderung in ſeinem Geſicht zu bemerken war. Crane geleitete ihn darauf zum Grabe hin, ſie knieeten nieder, und Crane betete für ihn zum großen Geiſt. Der entſcheidende Augenblick war nun gekommen, ſie ſtanden auf, gingen einige Schritte weiter, und ſetzten ſich nieder auf die Erde. Der alte Chief bog ſich vorwärts über, und ſtützte ſein Geſicht auf ſeine Hand und die Hand auf ſein Knie. Während er ſo ſaß, trat einer von den jungen Indianern hinzu, und verſetzte ihm zwey Schläge mit dem Tomahawk. Einige Zeit lag er ohne Bewuſtſeyn auf dem Boden, blos ein ſchwaches Athemholen zeigte noch etwas Leben. Die Indianer ſtanden alle umher in feierlicher Stille; da er noch länger athmete als ſie erwarteten, ſo riefen ſie den Weißen zu, ſie möchten Acht geben wie ſchwer ihm das Leben ausginge, und ſagten er wäre eine Hexe — nicht gut! — Sie gaben ihm noch einen Schlag und endigten ſein Daſeyn. Er wurde darauf in

das

das Grab getragen, wo die letzte traurige Pflicht bald zu Ende gebracht war.

Anmerkungen. 70) Die Neigung der Indianer zum Aberglauben wird auch noch durch folgende Angaben beſtätigt. Etwa fünf Meilen von dem Ort wo der Ouisconſin ſich mit dem Miſſiſſippi vereinigt, bemerkte ich die Ueberreſte einer groſsen Stadt in einer ſehr angenehmen Lage. Als ich die benachbarten Indianer um die Urſache befragte weswegen dieſe Stadt wäre verlaſſen worden, erfuhr ich, daſs etwa vor 30 Jahren der groſse Geiſt auf einer Felſenpyramide, welche nicht weit davon entfernt nach Weſten zu lag, erſchienen ſey und den Einwohnern warnend angezeigt habe, ihre Wohnungen zu verlaſſen, denn das Land auf welchem ſie erbauet wären gehöre ihm, und er wolle es brauchen. Zum Beweiſe daſs es wirklich der groſse Geiſt wäre der ihnen dieſen Befehl ertheilte, ſagte er ihnen ferner, auf den Felſen von wo er zu ihnen redete und von denen ſie wuſsten daſs ſie kahl und unfruchtbar wären, würde ſogleich Gras aufwachſen. Die Indianer gehorchten und bemerkten auch bald nachher, daſs die wunderſame Veränderung Statt gefunden hatte. Sie zeigten mir die Stelle, doch ſchien das Gras daſelbſt keineswegs durch ein Wunder zu wachſen, vielleicht war die ganze Sache eine Liſt der Franzoſen oder Spanier um irgend eine eigennützige Abſicht zu erreichen. Carver 49.

71) Sobald der Donnerſturm vorüber war, verſammelten ſich die Indianer um mich her, und ſagten mir daſs dieſs Wetter ein Beweis von dem Zorn der böſen Geiſter wäre, welche ſie fürchteten höchlich beleidigt zu haben. id. 86.

72) Einer von den Chippewäiſchen Chiefs erzählte mir einmal, daſs einige von den Ihrigen einſt nach der Inſel Maurepas, im nordöſtl. Theil des Lac Superior, wären ver-

verſchlagen worden, und daß ſie daſelbſt eine große Menge eines ſchweren glänzenden gelben Sandes gefunden hätten, welcher nach ihrer Beſchreibung Goldſtaub muß geweſen ſeyn. Eingenommen von dem ſchönen Anblick, verſuchten ſie es etwas davon in ihrem Kanoe mit ſich zu nehmen, aber ein Geiſt von ungeheurer Größe, ihrer Angabe nach 60 Fuß hoch, ſchritt hinter ihnen her in das Waſſer, und befahl ihnen, was ſie weggenommen hatten wieder herauszugeben. Sie thaten dieß voll Furcht und Schrecken und nun wurde ihnen vergönnt unverhindert abzufahren. Seit der Zeit wagt ſich kein Indianer, der hievon gehört hat, an dieſe von Geiſtern beſuchte Küſte. id. 135.

73) An dem Eingange in den Lac Superior befindet ſich ein hoher Felſen, der einige Aehnlichkeit mit der Geſtalt eines Menſchen hat, und welchen die Chippewäer "Kitchee Mannittoo" oder den Herrn des Lebens (master of life) nennen (maitre de la vie ou Celui qui nous a fait. Volney). Hier halten ſie alle an, um ihre Gaben zu opfern, welches geſchieht indem ſie Tabak ins Waſſer werfen. Sie wollen hiemit dem Felſen, als dem Repräſentanten des höchſten Weſens ihrer Erkenntlichkeit bezeigen für die Wohlthaten die ſie genießen, und opfern ihm freudig ihre Zierrathen und was ihnen ſonſt das liebſte iſt. Long 43.

74) Die Furcht vor böſen Geiſtern beſchäfftigt ihre (der Indianer) Gedanken faſt beſtändig und quält ſie am meiſten. Ihre unerſchrockenſten Krieger ſind in dieſer Hinſicht, wie die Weiber und Kinder; ein Traum, eine Erſcheinung während der Nacht in den Wäldern geſehen, ein unglückandeutendes Geſchrey beunruhigen ihr leichtgläubiges und abergläubiges Gemüth auf gleiche Weiſe. Wie nun aber überall wo es Einfältige giebt, Schelme emporwachſen, ſo giebt es in jedem Stamme der Wilden einen Gaukler (jongleur) oder einen angeblichen

Digitized by Google

Zauberer der ſichs zum Geſchäfft macht, Träume auszulegen, und mit den Mannittos die Anliegen und Fragen eines jeden Gläubigen in Richtigkeit zu bringen. . . . Die Miſſionäre haben einen beſondern Widerwillen gegen dieſe Jongleurs, die ſie für Marktſchreyer, Betrüger und Spitzbuben ausgeben, da die Jongleurs ihrer Seits die Miſſionäre neidiſche Wegvertreter nennen, und ihnen mit gleichen Geſinnungen vergelten. Ungeachtet ihrer Unterhaltungen mit den Geiſtern macht es ſie ſehr verlegen die Natur, die Geſtalt und das Anſehen derſelben zu erklären. Da ſie keine Vorſtellung von reinen Geiſtern haben, ſo denken ſie ſich die Mannitto's als körperliche Weſen, und doch leicht einher ſchwebend, als wahre Schatten und Manen nach der Weiſe der Alten. Zuweilen wählen ſie und die Wilden einen beſondern von ihnen aus, von dem ſie glauben daß er in einem Baume, in einer Schlange, einem Felſen, einem Waſſerfall wohne, und machen dieſen zu ihrem Fetiſch, wie die Neger in Afrika. Volney II. 512.

Vier=

Digitized by Google

Vierzigſtes Kapitel.

Kurze Nachricht von den Indianer Chiefs Tamanend und Tadeuskund.

Der Name Tamanend ſteht unter den Indianern in der höchſten Achtung. Von allen Chiefs und großen Männern, welche die Lenape Nation jemals hatte, iſt er der erſte. Ungeachtet mehrere fabelhafte Erzählungen von ihm unter den Weißen in Umlauf ſind, ſo iſt doch von ſeiner wahren Geſchichte nur wenig bekannt. Die Unglücksfälle, welche ſeit der Ankunft der Europäer einige von den beliebteſten und geachteteſten Perſonen unter den Indianern betroffen haben, verhindern es, daß die Ueberlebenden ſich dem Vergnügen überlaſſen, das Andenken ihrer Tugenden bey ſich zurückzurufen. Kein Weißer, der auf ihr Gefühl Rückſicht nimmt, wird in der Unterhaltung mit ihnen Gegenſtände dieſer Art berühren.

Alles alſo was wir von Tamanend wiſſen iſt dieß, daß er in alten Zeiten ein Chief unter den Delawaren, der nie ſeines gleichen hatte, geweſen iſt. Er war mit Weisheit, Rechtſchaffenheit, Klugheit, Menſchenfreundlichkeit, Leutſeeligkeit, Sanftmuth, Gaſt-

Digitized by Google

freyheit, kurz mit jeder guten und edeln Eigenſchaft welche nur ein Menſch beſitzen kann, reichlich ausgeſtattet. Man glaubte von ihm daſs er mit dem großen und guten Geiſte Umgang gehabt habe, denn alles was böſe iſt, war ihm fremd.

Als der Obriſt George Morgan von Princetown in New-Jerſey, um das Jahr 1776 von dem Congreß als Unterhändler zu den weſtlichen Indianern geſchickt wurde, legten ihm die Delawaren, zur Ehre und zum Andenken ihres vormaligen Chief, den Namen Tamanend bey, denn ſie ſagten, dieſer Herr beſäße eben ſo viel Talent, Leutſeeligkeit und Sanftmuth als vormals ihr verehrtes Oberhaupt und müſſe daher nach demſelben benannt werden.

Der Ruhm dieſes Helden erſtreckt ſich ſo weit daß in Beziehung auf ihn, ſelbſt unter den Weißen eine Menge von Legenden iſt verbreitet worden, welche ich indeſſen nie von einem Indianer gehört habe, und deswegen für fabelhaft halte. In dem Revolutionskriege erhoben ihn ſeine ſchwärmeriſchen Verehrer zu einem Heiligen, und er wurde unter dem Namen St. Tammany als der Schutzpatron von Amerika aufgeſtellt. Sein Name wurde in manche Kalender eingetragen, und ſein Feſt alljährlich am erſten May gefeyert. An dieſem Tage zog eine zahlreiche Geſellſchaft ſeiner Anhänger in Proceſſion durch die Straßen von Philadelphia, ihre Hüte waren mit Hirſchſchwänzen *) geſchmückt, und ſie begaben ſich aus der Stadt nach einem hübſchen Platze auf dem Lande, welchen ſie Wigwam nannten, und wo ſie, nach-

*) Dieſe ſind einen Fuß lang. Loskiel.

Digitized by Google

nachdem ein langes Geſpräch oder eine Indianiſche Rede gehalten, und die Calumet oder Friedens- und Freundſchaftspfeife gehörig geraucht worden waren, den Tag fröhlich und feſtlich hinbrachten. Nach dem Mittagseſſen wurden auf dem Grasplatze vor dem Wigwam *) Indianiſche Tänze aufgeführt, die Calumet wurde abermals geraucht worauf die Geſellſchaft auseinander ging. Dieſe Geſellſchaft dauerte fort bis einige Jahre nach dem Frieden, wo der von Bürgerſinn belebte Eigenthümer des Wigwam, der dieſen Platz jährlich zur Ehre ſeines Lieblings-Heiligen hergegeben hatte, durch Unglücksfälle zurückkam, ſo daß ſein Vermögen, um ſeine Gläubiger zu befriedigen, verkauft und dieſes ächt amerikaniſche Feſt nicht länger mehr gefeyert wurde. Seit der Zeit ſind zu Philadelphia, New-York, und ich glaube in noch andern Städten des Bundes, andre Geſellſchaften unter dem Namen des heiligen Tammany gebildet worden; da aber der Hauptzweck dieſer Verbindungen ſich auf Politik und politiſche Parteyen bezieht, ſo haben ſie viel von dem Reiz verloren, welchen die urſprüngliche St. Tammany-Geſellſchaft hatte, als welche nur zum Vergnügen und zu unſchuldiger Zerſtreuung geſtiftet zu ſeyn ſchien. Dieſe politiſchen Verbindungen aber legen es darauf an Indianiſche Formen in ihrer Verfaſſung und bey ihren Verſammlungen zu beobachten. Sie haben einen großen Sachem **) zum Präſidenten

*) Wigwam oder wickwām bedeutet im Delawariſchen ein Haus nik mein Haus, kik dein Haus, wikit ſein Haus ꝛc. Heckew. Brief Nr. XIX.

**) Sachem (nach Volney Sâtchôm oder Sôdjemore) iſt einerley mit Sakima ein Chief, Oberhaupt. Heckew. Brief Nr. XIX.

ten, und ihre übrigen Beamten führen gleichfalls Indianiſche Titel. Sie verſammlen ſich an ihren Wigwam bey Sonnenuntergange in den Schnee-, Gras- und Blumen-Monaten. Ihre unterſcheidende Benennung bleibt: die Tammany-Geſellſchaft.

Tadeuskund oder Tedeuskung war der letzte Chief der Delawaren in dieſen öſtlich von den Alleghenygebirgen gelegenen Gegenden. Sein Name iſt berühmt in der Geſchichte von Penſylvania vor Anfang der Revolution und vorzüglich kurz vor dem Ausbruch des Krieges von 1756. Ehe er zu der Stelle eines Chief erhoben wurde, hatte er ſich als ein erfahrner Rathmann unter ſeiner Nation ausgezeichnet. Im Jahr 1749 trat er zu der chriſtl. Indianergemeine über, und wurde, auf ſein ernſtliches Verlangen, im folgenden Jahr unter dem Namen Gideon getauft. Vorher kannte man ihn unter dem Namen Honeſt John (Johann Ehrlich). Nicht eher als im Jahr 1754 wurde er von ſeinem Volke aufgerufen ein militäriſches Commando zu übernehmen. Die Franzoſen ſuchten damals die Indianer, vorzüglich die Delawaren aufzuregen, ihnen in dem Kampfe gegen die Engländer beyzuſtehen; und ſagten ihnen wenn ſie dieſelben ſo fort gehen ließen wie bisher, ſo würden ſie bald keinen Fußbreit Landes mehr behalten. Es fehlte damals den Indianern an der Susquehannah und denen an den Gabeln (den Delawaren) an einem ausgezeichneten Manne zum Rathgeber und Führer, da ihr großer, guter, geliebter und friedlicher Chief Tademe (gewöhnlich Tattemi genannt) einige Zeit zuvor in den Niederlaſſungen an den Gabeln von einem unbeſonnenen jungen Weißen war ermordet

worden.

Digitized by Google

worden. Sie forderten daher den Tadeuskund auf, das Amt eines Chief zu übernehmen. Er nahm es an, und begab ſich nach Wyoming wohin ihn manche von den Indianern aus der Gegend der Forks (Gabeln) nachfolgten.

Wie auch immer damals die Geſinnungen des Tadeuskund gegen die Engländer mögen geweſen ſeyn, ſchwierig war ohne Zweifel ſeine Lage, als Befehlshaber über ein erbittertes einem entgegengeſetzten Intereſſe ganz ergebenes Volk, weswegen es ihm auch nicht immer mag gelungen ſeyn, die Wünſche unſrer Regierung, in der Ausdehnung wie er ſelbſt es gern gethan hätte, zu erfüllen. Er that indeſſen viel um die Grauſamkeiten des Feindes zu vermindern, in ſofern er beſtändig ein Verkehr mit dem Gouverneur von Pennſylvania unterhielt und gelegenheitlich manche von dem Schauplatz des Krieges und des Mordens abzog, und ſie an die von Seiten der Colonien beſtellten Behörden, nach Caſton oder Philadelphia wegen Friedensunterhandlungen, abſchickte, wodurch manche Grauſamkeiten verhütet wurden.

Seine häufigen Beſuche bey dem Gouverneur und bey den ſogenannten Quäkern, (welchen als bekannten Freunden der Indianer, er ſehr zugethan war) erregten viel Argwohn bey ſeinem Volk, vorzüglich bey den Monſeys, welche glaubten er ſuche zu Philadelphia unter der Hand etwas zum Nachtheil ſeines Volks auszurichten — aus dieſem Grunde, und weil ſie die Forſetzung des Krieges wünſchten, wurden ſie ſeine Feinde.

Nach der ſchwankenden Lage in welcher Tadeuskund ſich befand, konnte man es leicht vorherſehen, daß

daß er ein vorzeitiges Ende nehmen würde. Von Seiten unſrer Regierung und der Engländer überhaupt trauete man ihm nicht, weil er nicht alles anwandte um ſein Volk friedlich zu erhalten und es zu zwingen die Streitart niederzulegen; von ſeinem eignen Volk wurde er beſchuldigt daß er ſich von den Engländern habe beſtechen laſſen, oder mit ihnen einen geheimen blos für ihn ſelbſt vortheilhaften Vertrag eingegangen ſey, weil er nicht zugeben wollte, daß die Seinen über die Engländer herfielen und ſie für empfangene Beleidigungen züchtigten, ſondern ſie immer aufforderte Frieden zu ſchließen; auf der andern Seite aber machten ihm die Fünf-Nationen (als Feinde der Delawaren und Bundesgenoſſen der Engländer) Vorwürfe daß er für die Sache welche ſie ſelbſt begünſtigten zu viel thäte, ſich ſelbſt zu viel zu thun mache, und ſich ein Anſehen anmaaße welches ihm als dem Anführer einer Weiberbande nicht zukomme, ſondern allein den Fünf-Nationen. Um dieſem getadelten Chief Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, muß hier das Geheimniß ſeines dem Anſchein nach widerſprechenden Benehmens enthüllt werden. Die Indianer die ihn am beſten kannten, und das Wohl ihrer Nation damals ſehr zu Herzen nahmen, ſagen von ihm daß ſein großes und einziges Ziel war, für die Lenni Lenape die Würde wieder zu erlangen, welche die Irokeſen ihnen treuloſer Weiſe entriſſen hatten; daher die Bitterkeit der letzteren gegen ihn, ungeachtet er dieſelbe Seite zu begünſtigen ſchien welche auch ſie unterſtützten. Er hatte lange ſchon gehofft durch die Beweiſe ſeiner Zuneigung und Freundſchaft gegen die Engländer, dieſe zu überzeugen daß ſeinem

Volke

Volke Unrecht geſchehen wäre, einem Volke welches damals noch mächtig genug war, um ein Bündniß mit demſelben für die Engländer wünſchenswürdig zu machen, hierin aber irrte er ſich gar ſehr. Niemand wollte ſich darauf einlaſſen die Gründe der Uneinigkeit zwiſchen den Delawaren und Fünf=Nationen zu unterſuchen, im Gegentheil wurden die letzteren unterſtützt und über die andern emporgehoben. Dieß ungerechte, und zugleich unpolitiſche Verfahren, deſſen ich ſchon früher umſtändlich erwähnt habe, reizte die Delawaren aufs äußerſte und nahm ſie gegen die Britiſche Regierung ein, welche ihnen kaum die Rechte einer unabhängigen Völkerſchaft zugeſtehen wollte.

So von allen Seiten von Gegnern umringt, konnte Tadeuskund einem gewaltſamen, ihm ſchon längſt zugedachten Tode nicht entgehen. Im Frühjahr 1763, als die Europäer Frieden geſchloſſen hatten die Indianer aber den Krieg noch fortſetzten, iſt er, während er im Bette lag und ſchlief, mit ſeinem Hauſe zugleich verbrannt. Viele vermutheten und glaubten damals, daß dieß nicht durch einen unglücklichen Zufall geſchehen, ſondern mit Ueberlegung von ſeinen Feinden ausgeführt worden ſey, und daß der Brandtewein den man damals nach Wyoming brachte, dazu beſtimmt war ihn zum Trinken zu verleiten um dann deſto leichter das Vorhaben ausführen zu können. Viele Indianer bezeugten daß das Haus von außen wäre in Brand geſteckt worden. Hauptſächlich hatte man die Mingoes in Verdacht, denen er beſonders verhaßt war, und die ſeine Rache fürchteten, auf den Fall es ihm gelingen möchte mit den Engländern auf einen freundſchaftlichen Fuß zu kommen. Auch ſollen

Digitized by Google

jene Indianer bey dem Zutragen des Brandteweins nicht unthätig geweſen ſeyn.

So lange Tadeuskund an der Spitze ſeines Volkes ſtand, wurde er oftmals durch den Titel: "König der Delawaren" ausgezeichnet. In ſo fern er mit Bothſchaften von dem Feinde und an denſelben ab und zu ging, nannten ihn verſchiedene Leute: die Kriegstrompete. Seinem Aeußern nach, war er ein Mann von hohem und gefälligen Anſehen, beſaß guten natürlichen Verſtand, ſchnelles Faſſungsvermögen, und beantwortete die an ihn gerichteten Fragen mit Leichtigkeit. Er war etwas ehrgeizig, hielt viel von ſeinem Rang und ſeinen Fähigkeiten, mochte gern als der König des Landes betrachtet werden, und ein Gefolge bey ſich haben wenn er in Geſchäfften mit der Regierung nach Philadelphia ging. Seine ſchwächſte Seite war die große Neigung zu ſtarken Getränken, der Verſuchung dazu konnte er nicht leicht widerſtehen, und trank zuweilen unmäßig. Dieſe unglückliche Neigung trug auch wie man glaubt, zu ſeinem ſchrecklichen und unzeitigen Ende mit bey.

Ein-

Einundvierzigſtes Kapitel.

Zeitrechnung, aſtronomiſche und geographiſche Kenntniſſe.

Die Indianer rechnen nicht wie wir nach Tagen, ſondern nach Nächten. Sie ſagen: "nach dieſem oder jenem Ort iſt es ſo und ſo viel Nächte Reiſens." — "Ich werde nach ſo viel Nächten wieder heimkehren u. ſ. w." Zuweilen weiſen ſie nach dem Himmel und ſagen: "wenn die Sonne da oder dort ſteht, wirſt du mich wieder ſehen."

Ihr Jahr wird wie das unſrige in vier Theile getheilt, Frühling, Sommer, Herbſt und Winter. Das Jahr fängt an mit dem Eintritt des Frühlings, den ſie die Jugend des Jahrs nennen, die Zeit wo der Menſch ſich neu belebt fühlt und Pflanzen und Blumen wieder ausſchlagen. Dieſe Jahrszeiten werden wieder in Monate abgetheilt, deren jeder einen beſondern Namen hat, doch nicht bey allen Indianiſchen Völkerſchaften denſelben, da ſich derſelbe überhaupt auf das Clima in welchem eine jede von ihnen lebt und auf die Vortheile und Güter welche ſie in demſelben genießen, bezieht. So nannten die Lenape,

als

als ſie die an das Atlantiſche Meer grenzenden Landſtriche bewohnten, den Monat den wir März nennen, den Alſenmonat, (shad moon) weil die Alſe *) alsdann aus der See in die Flüſſe heraufſteigt um zu laichen; da indeſſen in dem Lande wohin ſie ſich nachher begaben, dieſer Fiſch ſich nicht findet, ſo veränderten ſie den Namen jenes Monats, und nannten ihn, den Saftträufelnden, oder den Zuckerſiedemonat (the running of the sap or the sugar making month) weil um dieſe Zeit der Saft des Zuckerahorns, anfängt zu fließen. Den April nennen ſie den Lenzmonat, den May den Pflanzmonat, den Junius den Hirſchkalbmonat, oder auch den Monat in welchem die Hirſche werfen, oder auch den Monat wo das Haar des Hirſches röthlich wird. Der Julius heißt der Sommermonat, der Auguſt der Kornröſtemonat, weil in demſelben die Kornähren (ears of corn, Kolben des Welſchkorn?) geröſtet und gegeſſen werden können. Den September nennen ſie Herbſtmonat, den October den Einſammel- oder Erndtemonat, den December den Jagdmonat, welcher die Zeit iſt wo alle Hirſche ihr Geweih abgeworfen haben. Der Januar heißt der Mäuſe- oder Eichhörnchenmonat, denn alsdann kommen dieſe Thiere aus ihren Löchern, endlich, den Februar nennen ſie den Froſchmonat, weil alsdann an einem warmen Tage die Fröſche anfangen ſich hören zu laſſen **).

Einige

*) Clupea Alosa L. Loskiel.

**) November Jagdmonat, December der Monat wo die Hirſchböcke ihre Hörner abwerfen. Loskiel.

Digitized by Google

Einige Völkerſchaften geben dem Monat Januar einen Namen, welcher "die Rückkehr der Sonne zu ihnen" anzeigt, vermuthlich weil in dieſem Monate die Tage wieder länger werden, die Benennungen ſind alſo nicht bey allen dieſelben, ſelbſt die Monſeys ein Stamm der Delawaren ſtimmen hierin mit einander nicht überein.

Die Indianer ſagen, wenn das Blatt der weißen Eiche, welche im Frühjahr ausſchlägt, ſo groß wie ein Mäuſeohr iſt, ſey es Zeit Welſchkorn (corn) zu pflanzen; ſie bemerken, daß alsdann der Wipperwill angekommen iſt, und beſtändig über ihnen hinflattert und ſeinen Indianiſchen Namen "Wekolis" *) ausruft, um ſie an die Zeit zum Pflanzen zu erinnern, gerade als ob er ſagte: "Hacki heck" gehet und pflanzet Welſchkorn.

Sie berechnen größere Zeiträume (ages), nach einer merkwürdigen Begebenheit, welche in der Zeit die ſie zurückdenken können Statt gefunden hat, wie z. B. ein ſehr ſtrenger Winter, ein ſehr tiefer Schnee, eine außerordentliche Ueberſchwemmung, ein allgemeiner Krieg, die Erbauung einer neuen Stadt durch die Weißen u. ſ. w. So habe ich vor mehr als 50 Jahren gehört, daß Indianer ſagten: als ihr Bruder Miquon zu ihren Vätern redete, waren ſie ſo alt oder ſo groß, konnten Schmetterlinge fangen oder einen Vogel mit dem Pfeil treffen. Von andern habe ich gehört: daß ſie in dem harten Winter (nämlich von 1739=40) geboren worden, oder damals dieſes und jenes verrichten konnten, oder ſchon greiſes Haar hatten. Wenn ſie ſich nicht gerade beſtimmt auf ſolche aus=

*) Muckawiss. Carver.

ausgezeichnete Zeitpuncte beziehen konnten, pflegten ſie zu ſagen: "ſo und ſo viel Winter darnach."

Die geographiſchen Kenntniſſe der Indianer ſind in der That zum Erſtaunen. Ich meyne nicht Landkartenkenntniß, denn ſie haben kein Hülfsmittel dieſer Art *), ſondern die praktiſche Bekanntſchaft mit dem Lande welches ſie bewohnen. Sie können ohne Schwierigkeit, ſowol bey trübem Wetter als bey Sonnenſchein ihren Weg durch die Wälder, nach einem vielleicht 200 und mehr Meilen weit entfernten Orte, den ſie zu erreichen wünſchen hinfinden. Wenn man ſich hierüber wundert, und fragt wie ſie einen entfernten Punct ſo leicht und ſicher treffen können, ſo lächeln ſie und antworten: wie können wir irre gehen, ſobald wir wiſſen wohin wir gehen ſollen? Manche vermuthen, daß ſie die Richtung nach gewiſſen Merkmalen oder Zeichen an den Bäumen wie z. B. daß diejenigen welche die dickſte Rinde haben nach Norden ſtehen, oder nach ähnlichen Bemerkungen zu nehmen wüßten, dieß iſt aber irrig. Die Sache iſt die, daß die Indianer eine genaue Kenntniß von allen bedeutenden Strömen, und von der Richtung ihres Laufes haben,

ſie

*) Sie (die Chiefs der Nadoweſſier) zeichneten mir auch die Umriſſe aller der Länder mit denen ſie bekannt waren . . . ſie zeichnen mit einer ausgebrannten vom Heerde genommenen Kohle auf der innern Seite der Birkenrinde — welche eben ſo glatt wie Papier nur etwas gelblich von Farbe iſt. Ihre Skizzen ſind nur roh, doch ſcheinen ſie eine richtige Vorſtellung von dem Lande zu geben, wenn gleich der Umriß nicht völlig genau ſeyn mag. . . . Ich halte mich verſichert daß die Grenzen jeder Völkerſchaft im Innern des Landes mit großer Genauigkeit in ihren rohen Aufriſſen verzeichnet ſind.

Carver 84. 252. 298.

Digitized by Google

ſie können ſogleich, wenn ſie längs einem Fluſſe hinreiſen, er mag groß oder klein ſeyn, den größeren Fluß nennen in welchen jener ſich ergießt. Sie wiſſen ſich zurecht zu finden nach den Bergrücken welche eine Scheidung machen, und von welchen die kleineren Flüſſe ihren Urſprung haben, und wenn ſie durch bergichte Gegenden reiſen, ſo können ſie das Land rund umher überſehen, und den Punct bemerken wohin ihr Weg geht. Ihre aſtronomiſchen Kenntniſſe ſind ſehr eingeſchränkt. Sie haben Namen für einige wenige Sterne, und beobachten die Bewegungen derſelben. Der Polarſtern zeigt ihnen in der Nacht die Richtung an, welche ſie am Morgen nehmen müſſen *). Die Lichtgeſtalten des Mondes unterſcheiden ſie durch beſondre Namen; ſie ſagen der neue Mond, der runde Mond (wenn er voll iſt) und wenn er abnimmt, ſo ſagen ſie, er iſt halbrund **).

Erdbeben ſchreiben ſie den Bewegungen der großen Schildkröte zu, welche die Inſel (das feſte Land von Amerika) auf ihrem Rücken trägt. Sie ſchüttelt ſich, ſagen ſie, oder verändert ihre Lager. Sie ſind unfähig eine Sonnen oder Mondſinſterniß zu erklären;

*) Von der Sternkunde wiſſen ſie weiter nichts als daß ſie den Polarſtern anzeigen können, nach welchem ſie ihre Richtung nehmen wenn ſie des Nachts reiſen.
Carver 253.
Sie reiſen ungern des Nachts im Dunkeln.
Long 79.

**) Den Donner halten die mehrſten für einen Geiſt, der in den Bergen wohnt, und manchmal ausgeht um ſich hören zu laſſen. Andre ſchreiben ihn einem großen welſchen Hahne im Himmel zu, andre dem Zorn der böſen Geiſter, Loskiel Abſch. 2. S. 43.

ren; einige ſagen die Sonne oder der Mond liege in Ohnmacht, andre ſie würden von ſehr dicken Wolken bedeckt.

Beſtändige Aufmerkſamkeit auf alles was ihnen in den Wäldern vorkommt oder begegnet, nebſt einem lebhaften Verlangen die ſie umgebenden Gegenſtände genauer kennen zu lernen, geben ihnen in mancher Hinſicht einen Vorzug vor weißen Leuten, wie folgende Anekdote zeigen wird:

Ein Weißer hatte in einer finſtern Nacht auf ſeinem Lagerplatz nach einem Indianiſchen Hunde geſchoſſen, da er ihn für einen Wolf hielt, der in der vorhergehenden Nacht in das Lager gekommen war, und alles Fleiſch aufgefreſſen hatte. Der tödtlich verwundete Hund war nach dem Lagerplatz der Indianer, etwa eine Meile weit entfernt, zurückgelaufen, und verurſachte bey ſeinem Herrn viel Kummer und Unruhe, um ſo mehr da dieſer argwöhnte, die That wäre aus böſem Willen gegen die Indianer verübt worden. Man hieß ihn die Sache unterſuchen und als der Weiße vor ihn geführt wurde, geſtand dieſer offenherzig daß er den Hund für einen Wolf gehalten und todtgeſchoſſen habe. Der Indianer fragte ihn, ob er denn die Spur oder Fußſtapfen eines Wolfs und eines Hundes nicht unterſcheiden könne, wenn auch die Nacht noch ſo finſter wäre? Der Weiße antwortete, nein, und er glaube kein Menſch wäre dazu im Stande, worauf die ganze Geſellſchaft in ein Gelächter ausbrach, nämlich über die Unwiſſenheit der Weißen, und ihre Unbehülflichkeit, in einer ſo leichten und alltäglichen Sache. Das Verſehen wurde hierauf ohne Weiteres verziehen.

Anmerkung. 75) Die im Innern des Landes wohnenden Völkerſchaften zählen ihre Jahre nach Wintern, oder wie ſie ſich ausdrücken nach Schneen. Einige berechnen auch das Jahr nach Monden, und zählen 12 ſynodiſche oder Mondmonate auf ein Jahr, indem ſie nach Verlauf von 30 Monden einen überzähligen hinzufügen, welchen ſie den verlornen Monat nennen, und dann fangen ſie wieder von neuen an zu zählen. Sie beachten genau die erſte Erſcheinung jedes (Neu) monds und wiederholen bey dieſer Veranlaſſung immer einige frohe Töne, indem ſie zugleich ihre Hände nach dem Mond hin ausſtrecken.

Jeder Monat hat bey ihnen einen Namen der die Jahrszeit (herrſchende Witterung) deſſelben andeutet. . .

Sie theilen die Zeit nicht in Wochen, ſondern zählen die Tage nach Schläfen, halbe Tage bezeichnen ſie indem ſie auf die Sonne im Mittage zeigen und viertel Tage nach dem Auf- und Untergang der Sonne. . . .

Vom Rechnen wiſſen ſie nichts, und wie wol ſie bis zu jeder beliebigen Zahl zählen können, ſo ſind ihnen doch die Zahlen ſo wol wie die Buchſtaben etwas Geheimniß-volles. — Die Chiefs der Nadoweſſier konnten z. B. nicht begreifen wie Carver wiſſen könne, das wie vielſte irgend ein in einem Buche ihm gezeigte Blatt wäre, ohne von Anfang an die Blätter zu zählen.

Carver 250 ff.

Digitized by Google

Zweyundvierzigſtes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen und Anekdoten.

Ich hoffe man wird mir erlauben, einige Bemerkungen und Geſchichtchen, welche nicht füglich früher eine Stelle finden konnten, oder welche mir da wo ſie hingehört hätten nicht gleich einfielen, hier neben einander zu ſtellen. Dieſe weiteren Züge werden mit dazu beytragen können, ein richtiges Urtheil über die Sitten und den Charakter der Indianer zu befördern.

Ich habe eine große Aehnlichkeit in den Sitten, Gebräuchen und Meynungen der verſchiedenen Völkerſchaften zu welchen ich gekommen bin, bemerkt, ſelbſt bey denen die weit von einander entfernt wohnen, und deren Sprachen ſo verſchieden ſind, daß keine Spur eines gemeinſchaftlichen Urſprungs in der Etymologie derſelben gefunden werden kann. Die Gleichförmigkeit welche ſich in den Sitten der chriſtl. Völker in Europa findet, wird ihrer gemeinſchaftlichen Religion und ihrer ehemaligen Verbindung, als Theile des römiſchen Reichs, zugeſchrieben; kein ſolches

ſolches Einigungsband ſcheint indeſſen z. B. zwiſchen den Irokeſen und den Delawaren Statt gefunden zu haben, und dennoch ſind ſie einander, die Sprache ausgenommen, ähnlicher, als die Bewohner mancher Europäiſcher Reiche. Ich will es nicht verſuchen dieſe Thatſache zu erklären, hielt mich doch aber verbunden ſie anzuführen: ſo ſind auch die Delawaren nach dem was oben angeführt worden *), nicht blos in ihren mythologiſchen Vorſtellungen den Wabaſh ähnlich, wiewol ſie in großer Entfernung von einander leben, ſondern z. B. auch in der Sitte daß ein Jäger, wenn er in Gegenwart einer andern Perſon einen Hirſch niederſchießt, oder wenn Jemand auch nur zufällig darauf zukommt, ehe die Haut abgenommen worden, dem Andern das Wildpret anbietet, mit den Worten: "Freund ziehe deinem Hirſch die Haut ab" und ſogleich davon geht. William Wells, deſſen ich oben erwähnt habe, bewies mir einmal dieſe Höflichkeit, und ſagte mir auf mein Befragen, es wäre die Sitte der Indianer an der Wabaſh **).

Im

*) Kap. 54.

**) Ich habe Bemerkungen über 30 verſchiedene Indianiſche Völkerſchaften gemacht, und ungeachtet die meiſten derſelben in Anſehung der Sprache von einander verſchieden waren, ſo fand ſich doch eine große Aehnlichkeit in den Sitten. (Carver S. 222.)

Wenn Jemand ein Stück Wild anſchießt und es noch eine weite Strecke fortläuft ehe es ſtürzt, ſo iſt bey den Nadoweſſiern Sitte, daß wenn Jemand von einem andern Stamme näher iſt (als der Jäger) und zuerſt ein Meſſer in das Thier ſticht, das Wild ihm zugehört, auch wenn es durch den erſten Schuß tödtlich verwundet worden ſeyn ſollte. Bey den Indianern an der Grenze der

Ll 2 Europ.

Im Jahr 1792 reiſte ich mit einer Anzahl Indianiſcher Chiefs von verſchiedenen Stämmen von Poſt Vincennes nach Marietta, und fand daß ihre Sitten und Gebräuche in den meiſten Fällen, mit denen die ich unter den Delawaren beobachtet hatte, übereinkamen.

Wenn auch die Indianer unſre Sprache verſtehen und ſprechen, ſo ziehen ſie es doch vor, zu einem Weißen durch einen Dollmetſcher zu reden. Hierfür führen ſie mancherley Gründe an, bey einigen iſt es Stolz, weil ſie glauben es zeige mehr Würde, da ihre Chiefs ihre öffentl. Reden durch Dollmetſcher halten; andre bilden ſich ein ihre Worte, in einer gebildeten Sprache ausgedrückt, würden mehr Gewicht und Wirkung haben, während noch andre ſich fürchten in einer fremden Sprache Fehler zu machen. Beſonders wünſchen ſie ſich alle Vortheile einer guten Verdollmetſchung zu verſchaffen, wenn ſie einen Scherz vorzubringen, einen verſteckten Wink zu geben oder eine ſchalkhafte Bemerkung zu machen haben, damit ihr Witz nicht durch einen falſchen Accent, oder einen unpaſſenden Ausdruck, oder einen unbeholfenen Vortrag verdorben werden möge.

Wiewol der Indianer von Natur ernſthaft iſt, ſo iſt ihm doch ein Scherz zu gehöriger Zeit nicht zuwider, und er wird ſich auch wol einmal ſelbſt auf ein Wortſpiel einlaſſen. Einmal fragte mich, bey einem Mittagsmahl welches der verſtorbene Colonel Sproat gab, ein Delawariſcher Chief mit Namen George

Europ. Colonien, bekommt in einem ſolchen Falle derjenige der das Wild angeſchoſſen hat, den beſten Theil davon. Carver 293.

Digitized by Google

George Waſhington, was der Name des Obriſten in der Lenape Sprache bedeute. Ich ſagte ihm daß Sprout (denn ſo wird der Name ausgeſprochen) im Engliſchen einen Schößling oder einen Zweig bedeute — Nein, nein, ſagte er, nicht Schößling oder Zweig, ſondern lieber: Baum — der Obriſt war nämlich ein beſonders langer Mann.

Was ich vorhin nur, wie im Vorbeygehen, von dem Witz und den ſchalkhaften ſchneidenden Bemerkungen der Indianer geſagt habe, werden einige charakteriſtiſche Anekdoten vervollſtändigen.

Ein Indianer der gut Engliſch ſprach, traf mich einmal in einem Hauſe wo ich Geſchäffte hatte, und bat mich einem anweſenden Manne, der dem Indianer etwas Geld ſchuldig war zu ſagen, er möge ihm eine ſchriftliche Anweiſung geben, auf welche er in dem Magazin etwas Salz bekommen könne, was er dann als einen Theil der Bezahlung annehmen wolle. Der Mann machte ihm Vorwürfe daß er ſich eines Dollmetſchers bediene, da er ſo gut Engliſch ſpräche, und ſagte ihm: daß er in einer Stunde wieder anfragen müſſe, weil er jetzt zu beſchäfftigt wäre. Der Indianer kam zur geſetzten Zeit wieder, und wurde unter demſelben Vorwande noch auf eine Stunde weggewieſen, und als er zum dritten Mal wieder kam hieß es, nach einer halben Stunde müſſe er wieder kommen. Des Indianers Geduld war nun erſchöpft, er wandte ſich zu mir und redete mich in ſeiner Sprache auf folgende Weiſe an: ſage dieſem Mann, daß während ich darauf gewartet habe daß es ihm gelegen ſeyn möchte mir ein wenig Salz zu geben, ich Zeit gehabt habe viel zu denken. Ich

dachte,

Digitized by Google

dachte, wenn wir Indianer etwas von einem andern nöthig haben, ſo helfen wir einander auf der Stelle, oder wenn wir dieß nicht können, ſo ſagen wir es mit einem Male, nie aber ſagen wir zu Jemand: komm wieder, komm wieder, komm wieder — dreymal komm wieder! Als mich daher dieſer Mann auf dieſe Weiſe abwies ſo dachte ich, daß die weißen Leute ſehr ſinnreich wären und daß er vermuthlich thun könne was ſonſt keiner vermöchte. Ich dachte, da es Nachmittag war als ich zum erſten Mal kam, und er wußte daß ich 7 Meilen weit bis zu Hauſe zu gehen hatte, daß er die Macht beſäße die Sonne in ihrem Laufe aufzuhalten, bis es ihm gelegen ſeyn würde mir die Anweiſung auf ein wenig Salz, die ich nöthig hatte, zu geben. Ich dachte alſo, daß ich noch Licht genug haben würde mein Lager vor Dunkelwerden zu erreichen ohne in Gefahr zu kommen auf dem Wege zu fallen oder mich zu verletzen. Als ich aber ſah, daß die Sonne nicht auf ihn wartete, und ich noch 7 Meilen in dunkler Nacht zu gehen hatte, ſo dachte ich endlich, daß es beſſer ſeyn würde wenn die weißen Leute etwas von den Indianern lernen wollten.

Ich fragte einmal einen bejahrten Indianer von meiner Bekanntſchaft der mich mit ſeiner Frau beſuchte, wo er geweſen wäre, da ich ihn ſo lange nicht geſehen hätte? Weißt du nicht, antwortete er, daß die weißen Leute uns vor einiger Zeit zu einer Unterhandlung (treaty) zuſammengerufen hatten um Land von uns zu kaufen? Es iſt ja wahr, verſetzte ich, ich dachte nicht daran und glaubte du kämſt ſo eben von deinem Herbſtjagen. Nein, nein, erwiederte der In-

Indianer, mein Herbſtjagen iſt mir für dießmal ganz entgangen, ich mußte hin um meinen Antheil an dem Gelde für das Land was wir verkauft haben abzuholen. Nun, ſagte ich, ſo wirſt du wol genug bekommen haben um deine Wünſche zu befriedigen.

Indianer: Ich kann dir alles zeigen, was ich bekommen habe. Ich habe die und die Artikel bekommen (er nannte ſie und wie viel von jedem) denkſt du daß das genug iſt?

Heckew. Das kann ich nicht ſagen, ehe ich nicht weiß wie groß dein Antheil an dem verkauften Lande war.

I. (nach einigem Beſinnen) Nun, du weißt mein Freund, wer ich bin, eine Art von Chief, ich bin wirklich einer, wenn gleich keiner von den größten, auch keiner von den kleinſten, ſondern ich ſtehe auf einer mittleren Stufe. Als ſolcher, denke ich, kam mir von der Strecke Land die wir verkauft haben, ſo viel zu als einer umgehen könnte, der von hier eine Tagereiſe *) gerade nach Norden, von da eben ſo weit gerade nach Weſten, von da wieder eine Tagereiſe nach Süden, und von da eben ſo lange bis hieher ginge. Nun kannſt du mir ſagen, ob die Sachen die ich dir gezeigt habe genug ſind für das Land innerhalb dieſer vier Grenzlinien.

H. Wenn ihr euren Handel mit den weißen Leuten auf ſolche Weiſe abgeſchloſſen habt, ſo iſt alles richtig, und vermuthlich haſt du deinen rechtmäßigen Antheil bekommen:

I.

*) Eine Tagereiſe (a day's journey) wonach die Indianer die Entfernungen zu berechnen pflegen, beträgt, ſo viel ich darüber auszumachen im Stande war, etwa 20 Engliſche Meilen. Carver 253.

J. Ja, aber die weißen Leute ſchloſſen den Handel für ſich, ohne uns zu fragen. Sie ſagten uns, ſo viel wollten ſie geben, und mehr nicht.

H. Nun, und darin habt ihr eingewilligt?

J. Was ſollten wir machen? Sie ſagten uns, ſie müßten das Land haben, und für den Preis. Beſſer etwas als gar nichts, denn ſie wollten das Land haben, und ſo nahmen wir nur was ſie uns boten.

H. Vielleicht waren die Waaren womit ſie euch bezahlten theuer; die Güter welche über den großen Salzſee kommen haben nicht immer einerley Preis.

J. Die Handelsleute verkaufen zu denſelben Preiſen wie ſonſt, es müßte alſo das Land ſeyn was in Preiſe gefallen wäre. Wir verſtehen dieſen Handel nicht, wenn wir den weißen Leuten Land verkaufen, ſo iſt es immer wohlfeil, wenn ſie es aber unter ſich verkaufen, iſt es immer theuer und ſie verſtehen es einen hohen Preis dafür zu bekommen. Ich hätte beſſer gethan wenn ich zu Hauſe geblieben und mein Herbſtjagen wahrgenommen hätte. . . Ich habe oft 5, 6 bis 7 Hirſche in einem Tage erlegt, und nun habe ich 9 von den beſten Jagdwochen verloren, um das abzuholen, was du hier ſieheſt. Wir waren zu einer beſtimmten Zeit beſtellt, wir kamen auch pünctlich, die großen weißen Leute aber waren nicht da, erſt nach einigen Wochen kamen ſie, dann handelten wir, und ich bekam meine Waaren. Darauf ging ich nach meinem Jagdrevier, aber die beſte Zeit war vorbey, die Brunſtzeit, ich erlegte nur wenig. Nun rechne einmal was ich dadurch verloren habe, daß ich zu der Unterhandlung hingegangen bin. Rechne 80 Hirſche, ſetze:

darun=

darunter waren 20 Böcke, jedes Hirſchbockfell einen Thaler; die übrigen 60 Hindinnen und Kälber, zwey Häute, einen Thaler, — macht 30 Thaler — und jene 20 zuſammen 50 Thaler an Hirſchhäuten. Nun rechne hinzu 20 Thaler für Rackun-, Biber-, wilde Katzen-, ſchwarze Fuchs- und Otterfelle, wie viel iſt es zuſammen?

H. Siebenzig Thaler.

J. Nun ja, wenn auch nur 70 Thaler, wie viel hätte ich dafür von den Handelsleuten an Waaren kaufen können, und nun noch das gute Leben während der Jagdzeit in den Waldungen, und das Fleiſch was meine Frau getrocknet haben würde, und das Talg wofür ich mir Salz, Mehl, Thee und Chokolade hätte eintauſchen können. Hätte ich nicht ein ſo gutes Weib, die im vorigen Sommer ſo reichlich gepflanzt hat, ſo würde ich mit den Meinigen jetzt recht kümmerlich leben. Das zur Unterhandlung gehen ſoll mich klüger gemacht haben, ich werde nie wieder hingehen um mein Land zu verkaufen und meine Zeit zu verlieren!

Zum Schluß noch eine Anekdote, welche zeigt wie ſehr der Indianer zum Nachdenken und zur Ueberlegung fähig iſt.

Ich ſetzte mich einmal bey einem Indianer nieder der ſich ausruhete, weil er eben mit der Befriedigung ſeines Kornlandes ſehr ämſich beſchäftigt geweſen war, und ich ſagte zu ihm, daß er recht viel Luſt zum Arbeiten haben müſſe, da er ſeine Zeit nicht wie es ſo gewöhnlich bey den Indianern wäre, mit Müſſiggehen hinbrächte. Er antwortete: mein Freund (ich wiederhole ſo viel möglich ſeine eignen Worte) mein

Freund

Freund, die Fiſche im Waſſer, und die Vögel in der Luft und auf der Erde haben mich Arbeitſamkeit gelehrt, und mir die Nothwendigkeit davon durch ihr Beyſpiel gezeigt. Als ich noch ein junger Mann war, ſchlenderte ich viel müſſig umher wie die übrigen Indianer, welche ſagen, das Arbeiten gehöre nur für die Weißen und für die Neger, der Indianer aber wäre zur Jagd beſtimmt. Als ich aber einmal auf der Jagd an das Ufer der Susquehannah kam, und mich da niederſetzte um zu ruhen, bemerkte ich mit welcher Aemſigkeit die Meechgalingus *) kleine Steine auf einander häuften um für ihren Laich ſichere Plätze zu bereiten, und dieß thaten ſie ohne Hände blos mit dem Munde und dem Leibe. Mit Verwunderung und Vergnügen ſah ich ihnen zu während ich meine Pfeife rauchte. Auf einmal erhob ein kleiner Vogel nicht weit von mir ſeinen Geſang und bewog mich nach der Richtung hinzuſehen. Als ich ihn noch mit den Augen ſuchte, flog ſein Gatte mit etwas Gras im Schnabel vor mir vorbey in einen Buſch, wo ich ſie beyde ämſich beſchäfftigt ſah ihr Neſt zu bauen und dabey mitunter zu ſingen. Ich vergaß beynahe meine Jagd, und richtete meine ganze Aufmerkſamkeit auf die Vögel in der Luft und die Fiſche im Waſſer, welche ohne Hände fröhlich arbeiteten. Nun ſah ich auf mich ſelbſt, und ſah zwey lange Arme, mit Händen und Fingern verſehen, deren Gelenke ſich nach Gefallen öffnen und ſchließen ließen. Ich bemerkte daß ich etwas faſſen und tragen könnte, und überdieß einen ſtarken Körper hätte, der von zwey ſtarken Schenkeln getragen würde, vermittelſt welcher ich die höch-

*) Der Sonnenfiſch Tetrodon Mola. L.

Digitized by Google

höchſten Berge erklettern, und in die Thäler hinabſteigen könnte. Unmöglich, ſagte ich da, kann ein Weſen ſo gebildet wie ich es bin, erſchaffen ſeyn um in Müſſiggang zu leben. . . . Ich will es verſuchen zu arbeiten und das that ich auch. Ich ging aus dem Dorfe weg, wählte ein gut Stück Land, bauete eine Hütte, umzäunte Gärten, pflanzte Korn, zog Vieh auf. Seitdem habe ich beſtändig guten Appetit und geſunden Schlaf gehabt; während andre ihre Nächte mit Tanzen hinbringen und Hunger leiden, lebe ich im Ueberfluß, ich halte Pferde, Kühe, Schweine, Hühner *). Ich bin glücklich! Siehe mein Freund, Vögel und Fiſche haben mich zum Nachdenken gebracht und mich arbeiten gelehrt **).

Anmer-

*) Die Viehzucht der Indianer iſt von noch geringerem Belange als ihr Ackerbau. . . . Zwar haben einige, um der Milch und Butter Willen, Rindvieh zu halten angefangen, die mehreſten aber haben kein andres Vieh als Hunde, Schweine und Pferde. Ihre Hunde, beſonders die Delawariſchen haben etwas von der Wolfsart, wenn ſie böſe ſind, weiſen ſie ſogleich die Zähne; packen aber keinen Wolf an, wenn ſie gleich gehetzt werden — ſie werden jedoch zum Aufjagen des Wildes gebraucht.

(Carver S. 288.)

Die Schweine ſind von den Europäiſchen nicht verſchieden. Von Pferden ſind die Indianer große Liebhaber, brauchen ſie aber nicht zur Arbeit, ſondern blos zum Reiten, und wenden wenig auf ihre Unterhaltung. Gemeiniglich hängen ſie ihnen Schellen an, und laſſen ſie ihr Futter auf den Wieſen oder im Walde ſuchen. . . . Wollen ſie die Pferde brauchen, ſo ſuchen ſie dieſelben erſt im Walde auf. Ein jeder kennt ſeine Schelle ziemlich genau, geht ihrem Klange nach, ruft dem Pferde zu, und lockt es mit Korn bis es ſich greifen läßt.

Loskiel S. 95.

**) Bey allen dieſen Völkerſchaften giebt es noch ein Geſchlech-

Anmerkungen. 76) La Prairie des Chiens iſt der große Marktplatz (am Miſſiſſippi) wo alle in der umliegenden Gegend wohnhafte Indianer des Handels wegen zuſammen kommen. Was für Indianer auch immer hier einander treffen mögen, ſie müſſen ihre Feindſchaft unterdrücken und alle feindſeelige Handlungen vermeiden, wenn auch die Nationen denen ſie angehören mit einander im Kriege begriffen ſeyn ſollten. — Eben dieſe Regel wird bey dem rothen Gebirge (Red Mountain) beobachtet von wo ſie die Steinart bekommen aus welcher ſie ihre Pfeifen verfertigen. Da alle benachbarte Stämme dieſe Steinart nöthig haben, ſo ſind ſolche Beſtimmungen (einer Freyſtätte) nothwendig und nützlich.

Carver S. 99.

77) Jetzt, da ich bemerke daß die erſten Reiſenden und Geſchichtſchreiber in ihren Nachrichten über Virginien und Neu-England uns dieſe Wilden (die Indianer der nördlichen Gegenden) in einem noch weiter fortgerückten Zuſtande, als die ſüdlicher wohnenden (die Chactas und die Creeks in Florida) in Anſehung der Cultur gegenwärtig ſind,

ſchlecht alter Krieger; wenn dieſe die Arbeit mit der Hacke ſehen, hören ſie nicht auf über die Ausartung der alten Sitten zu ſchreyen, und behaupten daß der Verfall der Wilden in nichts anderm als in ſolchen Neuerungen ſeinen Grund habe, und daß man, um die vorige Macht und den alten Ruhm wieder zu erlangen, zu den Sitten der Vorzeit wieder zurückkehren müſſe. — Petite Tortue (ſagte Herr Wells) hat bey ſich zu Hauſe gute Kleider, Thee, Kaffee, er hat ſelbſt eine Kuh, ſeine Frau macht Butter — er hütet ſich aber wol von dieſen Annehmlichkeiten Gebrauch zu machen, er ſpart ſie für den Empfang weißer Fremden. In der erſten Zeit da er eine Kuh hielt wurde ſie ihm boshafter Weiſe in der Nacht todt geſchlagen, und er mußte ſich ſtellen als ob er den Thäter nicht kenne und die Kuh für krank hielte.

Volney II. 466. 457.

Digitized by Google

ſind, darſtellen; daß ſie uns ſagen, bey der Ankunft der erſten Pflanzer hatte jede Völkerſchaft einen Sachem oder Sedjemore, der eine Art von monarchiſchem Anſehen ausübt; daß es Familien gab die einen Vorrang, beynahe einen Adel nach Art der Araber, beſaßen, und daß dieſe Völkerſchaften, deren Zahl ziemlich beträchtlich war, ſich in nicht ſehr ausgedehnten Grenzen befanden; halte ich mich berechtigt daraus zu ſchließen: daß damals ihre Civiliſation eine höhere Stufe erreicht hatte, daß ſie dieſelbe am Ende ſelbſt noch auf gleiche Höhe wie in dem andern Continent würden gehoben haben; daß ſie durch ihre Kriege mit den Europäern, die ihre eignen Regierungen vernichteten, in die Anarchie geſtürzt worden ſind, ſo daß man bey den Wilden wie bey den geſitteten Völkern verſchiedene Epochen unterſcheiden muß, und daß ihre Staaten auch ihre Revolutionen haben, die um ſo leichter Statt finden, je kleiner und ſchwächer dieſelben ſind. Vor dieſem Kriege (dem letzten von 1788 bis 1794), ſagte mir der Chief Oupa, der mich zu Poſt Vincennes anredete, waren wir einig und ruhig, wir fingen an Welſchkorn zu bauen wie die Weißen. Jetzt gleichen wir einem Rudel verfolgter Hirſche, wir haben weder Feuer noch Heerd: jeder von uns zerſtreuet ſich und bald wird keine Spur von uns übrig ſeyn, wenn uns Niemand zu Hülfe kommt. Volney II. 460.

78) Die ſüdlichen Indianer (die Cherokeſen, Ottigaumies und Sioux) haben mehr Dörfer und ſind civiliſirter als die nördlichen. Ihr Clima iſt wärmer und die Natur reicher, wodurch ſie in den Stand geſetzt werden, die Früchte des Feldes ohne viel Arbeit zu gewinnen. Ihre Häuſer ſind mit Birkenrinde gedeckt und mit Pfeilen und Bogen und andern Waffen verziert. Ihre Betten beſtehen aus Baumrinde und Matten aus Binſen gemacht. Long S. 148.

79)

79) Etwa neun Engl. Meilen von Quebec iſt ein Dorf welches von den Loretto-Indianern die eigentlich zu den Huronen gehören bewohnt wird. Sie wurden durch Jeſuiten zur Annahme des Chriſtenthums gebracht und ſind Katholiken. Die Frauen haben beſonders gute Stimmen und ſingen geiſtliche Lieder in ihrer eignen Sprache auf eine höchſt einnehmende Weiſe. Sie bearbeiten das Land und bringen die Erzeugniſſe zu Markte; und ſie ſind in ihren Sitten die gutmüthigſten und harmloſeſten aller Nord-Amerikaniſchen Wilden. Ihre Häuſer ſind nett, nach der Weiſe der Kanadier erbaut, ſie machen eine Ausnahme von den übrigen Indianern da ſie ſelten geiſtige Getränke trinken. Sie ſind größtentheils ſchlank, von kräftigem und guten Wuchs, haben kurzes ſchwarzes Haar, welches am Vorderhaupt von dem einen Ohr bis an das andre abraſirt wird, und ſie tragen weder Mützen noch Hüte. . . . Zu Tadouſac (einem Dorfe bey dem Ausfluß des Saguenay in den Lorenzo) iſt ein Franzöſiſcher Geiſtlicher und eine Kirche für die Indianer, welche alle Katholiken ſind.

Long S. 154.

80) Die Einwohner des Dorfs Cahnuaga oder Cocknawaga trennten ſich vor einiger Zeit von den Mohawks, und werden die betenden Indianer genannt, weil ihre Chiefs Crucifixe tragen, und ſie mit ihren Roſenkränzen durch die Straßen von Montreal gehen und Almoſen betteln. Das Dorf enthält etwa 200 Häuſer, welche zwar alle von Stein erbauet ſind, aber ein unanſehnliches und ſchmutziges Vorkommen haben. Die Einwohner an der Zahl etwa 800 ſind in einem hohen Grade geſittet und betriebſam. Sie ſäen Korn und verlaſſen ſich in Anſehung ihres Unterhalts nicht wie die Uebrigen blos auf die Jagd. — Doch lieben ſie anſtrengende Arbeit nicht und rechnen die Beſchäfftigungen des häuslichen

Lebens

Digitized by Google

Lebens für eine Art von Sklaverey. . . . Sie halten außerordentlich viel auf Putz und zwar auf den koſtbarſten, — ſie können dieſer Neigung auch um ſo eher nachhängen da ſie ihre Ländereyen an die Kanadier vortheilhaft vermiethen, aber Trägheit und Arbeitsſcheu nehmen auch hiedurch zu. Ihre Religion iſt katholiſch, und ſie haben einen Franzöſiſchen Prieſter, oder wie die Chippewäer ſagen: einen Gottesmann (the Maſter of Life's man) der ſie unterrichtet und den Gottesdienſt in Irokeſiſcher Sprache (?) hält.

Long S. 6. 7.

Drey-

Dreyundvierzigſtes Kapitel.

Erinnerungen an Reiſende.

Nichts iſt ſo gemein als daß Reiſende ohne Unterſchied beſchuldigt werden, ſie erzählten ſeltſame und wunderbare Dinge allein in der Abſicht, Aufſehen zu erregen und ſich wichtig zu machen. Ich für mein Theil glaube, daß dieſe Beſchuldigung überhaupt genommen eben ſo ungegründet als unbillig iſt, und daß Reiſende ſelten Andern etwas aufbinden, es ſey denn, daß ihnen ſelbſt dieß oder jenes aufgebunden wurde. Das Mistrauen, welches man gegen ſie hegt, hat mehr ſeinen Grund in Irrthümern und Misverſtändniſſen, als in abſichtlicher Täuſchung oder Unwahrheit. Es heißt alſo ihnen und der Welt einen Dienſt erweiſen, wenn man die Mittel zur Verminderung ſolcher Täuſchungen anzeigt, da dieſe, wenn man nicht hinlänglich dagegen auf ſeiner Hut iſt, ſonſt zuletzt allen Glauben an die Nachrichten der Reiſenden von entfernten Völkern und von fremden Sitten und Gewohnheiten zerſtören werden.

Das erſte und wichtigſte für einen Reiſenden iſt eine zureichende Kenntniß der Sprache des Volks unter

unter welchem er ſich befindet. Ohne dieſe iſt es unmöglich ſich richtige Begriffe zu machen von den Sitten, Gewohnheiten und Meynungen welche unter einem Volke herrſchen. Wenig kann man ſich verlaſſen auf die zahlreichen Wörterverzeichniſſe welche beynahe in jeder Reiſebeſchreibung gefunden werden, ſie ſind gewöhnlich voll Irrthümer, wenigſtens (denn ich darf nur reden von dem was ich weiß) die über die Sprachen der Indianer in Nord-Amerika. Mir wurde vor einigen Jahren ein Wörterbuch *) über die Sprache der Indianer, welche die Ufer der Delaware bewohnten, als Pennſylvania unter der Herrſchaft der Schweden war, gezeigt. Dieſe Sprache war nichts anders als der reine Unami-Dialekt der Lenape Sprache, aber ich konnte mich des Lachens kaum erwehren, über die vielen Irrthümer die ich darin bemerkte. — Das Indianiſche Wort z. B. was Hand bedeuten ſollte, bedeutete eigentlich Finger u. ſ. w.

Wie dieß zugeht, läßt ſich leicht erklären. Wenn man auf irgend einen Gegenſtand zeigt und einen Indianer fragt, wie er heißt, ſo wird er nie den Namen der Gattung, ſondern immer den der Art ſagen. Zeigt man z. B. auf einen Baum, und fragt um den Namen deſſelben, ſo wird die Antwort ſeyn, Eiche, Büche, Kaſtanie ꝛc. So mochte es wol dem Schwediſchen Verfaſſer jenes Wörterbuchs gegangen ſeyn, da er vielleicht beym Nachfragen auf einen Finger wies, aber die Hand meynte, und dadurch das unrechte Wort bekam.

Als

*) Vocabularium Barbaro - Virgineorum. Stockholm 1696. 12mo.

Mm

Als ich mich zuerſt unter den Indianern aufhielt, gab ich mir viele Mühe dieſe Worte auswendig zu lernen: Koecu k'delloundamen yun? d. i. wie nennt ihr dieß? Fand ich Indianer geneigt auf meine Fragen zu achten, ſo wies ich auf irgend einen Gegenſtand hin und wiederholte meine Formel, worauf ich mir die Antwort aufzeichnete. Bald aber bemerkte ich, daß ich wol ein Duzend Namen für "Baum" eben ſo viele für "Fiſch" und ſo weiter bey andern Gegenſtänden niedergeſchrieben hatte, ohne noch einen einzigen Gattungsnamen erfahren zu haben. Das Lachen welches meine falſchen Benennungen zuweilen erregten, und die Menge von Namen für einerley Sache machten mich nach und nach aufmerkſam auf meine falſche Methode die Indianerſprache zu erlernen. Nicht blos bey den Hauptwörtern oder den Eigennamen fanden ſolche Misverſtändniſſe Statt, ſondern noch mehr in den zuſammengeſetzten Wörtern der reichhaltigen die mannichfaltigſten Schattirungen der Begriffe ausdrückenden Indianiſchen Sprachen. So bedeutet z. B. der Infinitiv m i z i n eſſen, und eben die Bedeutung hat m o h o a n. Das erſte Wort aber zeigt e ſ ſ e n überhaupt an, ohne nähere Beſtimmung von welcher Art es ſeyn möge, ob dabey ein Käuen nöthig war oder nicht, wie bey Suppe, Muß u. dergl. Erfordert das Eſſen den Gebrauch der Zähne oder ein Käuen, ſo ſagt der Indianer mohoan im entgegengeſetzten Fall guntammen. Wird ein Indianer gefragt: k' dapi mizi? haſt du gegeſſen; ſo wird er antworten n' dapi guntammen wenn es Suppe oder dergleichen war, oder n' dapi mohoa wenn die Speiſen gekäuet werden mußten. Hat er

bey

bey ſeiner Mahlzeit beyde Arten von Speiſen genoſ-ſen, ſo wird er das allgemeine Wort gebrauchen, und ſagen n' dapi mizi, welches überhaupt genommen heißt: ich habe gegeſſen *).

Alle dieſe Feinheiten entgingen mir bey meinen erſten Verſuchen die Sprache der Indianer zu lernen, auch hatte ich mehrere Wörter ganz falſch niederge-ſchrieben, weil mir bey der ſchnellen Ausſprache nicht nur Buchſtaben ſondern ganze Sylben entgangen waren. Ich konnte mich alſo durch Hülfe meines ge-ſammelten Wörterſchatzes durchaus nicht verſtändlich machen, und begriff nicht woran es läge. Endlich kam ein Indianer der Engliſch und Deutſch verſtand und mein Freund war. Dieſem legte ich ſogleich meine Sammlung indianiſcher Wörter vor, bekam aber auch von ihm den Rath das Ganze unverzüglich zu verbrennen: "denn, ſagte er, um die Indianiſche Sprache zu lernen kommt es hauptſächlich darauf an, ein Indianiſches Ohr zu bekommen; dann wird kein Ton, keine Sylbe dir mehr entgehen, und du wirſt zugleich die rechte Ausſprache und Betonung der Wör-ter lernen, das Uebrige aber wird von ſelbſt kommen." Ich habe gefunden daß er Recht hatte. Ich horchte nun den Eingebornen zu, wiederholte mir die Wörter wie ſie dieſelben ausſprachen, und nach einigen Mo-naten

*) Eſſen auf Delawariſch mizin; auf Irokeſiſch waunte-coni. Loskiel.
auf Chippewäiſch owissiné. Carver.
auf Algonkiniſch wissin; auf Chippewäiſch wissinnin. Long.
auf Miamiſch ouissinin? niouissini ich eſſe, chäiani ouissiné ich habe gegeſſen. Volney.

naten wagte ich es mit ihnen zu reden, und verſtand zuletzt alles was ſie ſagten. Die Indianer ſind ſtolz darauf wenn ein Weißer ſich bemüht ihre Sprache zu lernen, und werden ihm dabey gern behülflich ſeyn. Die Sprache aber iſt das erſte womit ſich ein Reiſender bekannt zu machen ſuchen muß, ohne dieſe kann er vielleicht von der Natur und den Naturproducten des Landes etwas ſagen, unmöglich aber den Charakter, die Meynungen, Sitten und Gebräuche der Einwohner richtig beſchreiben. Und ſelbſt bey hinlänglicher Kenntniß der Sprache hat das letzte viele Schwierigkeiten, weil manche Gegenſtände einen ganz andern Eindruck machen wenn man ſie zum erſten Mal ſieht, und wenn man ſie näher kennen lernt. Ich konnte die Sprache der Delawaren geläufig reden, aber war doch noch weit entfernt die Sitten und den Charakter der Lenape gehörig zu kennen.

Die Indianer ſind ſehr willfährig die Nachfragen über die Gebräuche ihres Landes zu beantworten; es iſt ihnen aber äußerſt zuwider wenn manche Weiße Fragen auf Fragen häufen, ohne ihnen Zeit zu laſſen eine einzige gehörig zu beantworten. Sie ihrer Seits thun nie eine zweyte Frage, ehe die erſte nicht iſt beantwortet worden. Von ſolchen die es anders machen ſagen ſie, daß ſie etwas wiſſen zu wollen ſcheinen, ſich aber nicht darum bekümmern ob ſie es auch recht wiſſen. Sie haben keine gute Meynung von ſolchen, die die Antworten der Indianer niederſchreiben noch ehe ſie recht verſichert ſind daß dieſe die Frage gehörig verſtanden haben. Sie glauben daß dieſe etwas zum Nachtheil der Indianer zu Papier bringen.

Es

Es giebt Einige die unglaubliche Geſchichten von den Indianern erzählen, und ſich dazu hinlänglich berechtigt halten, weil ſie dieſelben von Indianern gehört oder erfahren haben. Nicht alles aber was ein Indianer ſagt, iſt vollkommen zuverläſſig. Zwar ſind ſie nicht zum Lügen geneigt, nichts iſt vielmehr ihrem Charakter fremder, ſie lieben aber das Wunderbare, und wenn ſie einen Weißen antreffen der Luſt hat ihre Wundergeſchichten anzuhören, oder leichtgläubig genug iſt ihre abergläubigen Meynungen für wahr zu halten, ſo finden ſich immer einige unter ihnen geneigt, ihn mit ſolchen Geſchichten zu unterhalten, denn es beluſtigt ſie in ihren müſſigen Stunden, und ſie freuen ſich dabey zugleich darüber, daß ſie im Stande ſind den klugen weißen Leuten etwas aufzubinden. Sie mögen Fremde gern auf dieſe Weiſe auf die Probe ſtellen, und Reiſende die mit ihren Sitten, Gebräuchen und Eigenthümlichkeiten noch unbekannt ſind, ſollten es daher ſorgfältig vermeiden den Indianern über ihren Aberglauben oder dergleichen Fragen vorzulegen, weil das was dazu gehört oft von ihnen ſelbſt betrachtet wird als eine "Beluſtigung mit Fabeln." Auch ſollte ein Fremder nie ein ungeduldiges Verlangen zeigen ihren eigenthümlichen Gebräuchen beywohnen zu wollen, ſondern ſich lieber ſo halten als ob es ihm nicht darauf ankäme. Alsdann wird er von Betrügern nicht irre geleitet werden können, ſo wie er ſich denn auch hüten wird, mit Fragen fortzufahren, ſobald ſich eine Neigung zu hintergehen bey den Indianern mit denen er zu thun hat zeigt; er wird vielmehr ſeine Fragen bis auf eine andre Zeit aufſparen, oder vor andern Perſonen wiederholen

welche

Digitized by Google

welche vielleicht aufrichtig ſeyn und dem Fragenden das Geheimniß offenbaren möchten.

Ich bin geneigt zu glauben, daß Carver, der ſonſt in dem größten Theil deſſen was er über den Charakter der Indianer geſchrieben hat, Zutrauen verdient, in der Geſchichte irre geleitet oder betrogen worden iſt, wo er erzählt, durch einen Beſchwörer (den oberſten Prieſter der Killiſtenoes wie er ihn nennt), welcher vorgab daß er eine Unterredung mit dem großen Geiſt gehabt hätte, die beſtimmte Zeit erfahren zu haben, um welche ein Kanoe und gewiſſe lang erwartete Handelsleute ankommen würden *). Hätte Carver ſich länger unter den Indianern aufgehalten, ſo daß er eine genauere Bekanntſchaft mit ihren Sitten hätte erlangen können **), ſo würde er gewußt haben, daß es eine Sitte unter ihnen giebt (welche unter allen Stämmen allgemein üblich ſeyn ſoll) woraus ſich leicht erklärt, was ihm ſo geheimnißvoll ſchien. Sie ſind nämlich gewohnt ſo oft ſie nur ausgehen oder ſich auf Reiſen begeben, die Zeit um welche ſie zurückkommen werden genau zu beſtimmen, und ſie ſind ſo äußerſt pünctlich ihr Wort wie ſie ſagen "wahr zu machen," daß ſie lieber noch einige Zeit auf dem Wege ſich aufhalten als vor der beſtimmten Zeit zurückkehren, was ſich auch wohl erklären läßt. Sollten ſie indeſſen unvermeidlich verhindert werden

*) Carver's Travels Introduction pg. 72.
Boston Edit. 1797.
London Edit. p. 123. etc.

**) Carver war nur 14 Monate im Lande der Indianer, in welcher Zeit er beynahe 4000 Meilen reiſte und 12 verſchiedene Indianiſche Völkerſchaften beſuchte.

werden zu rechter Zeit zu kommen, ſo werden ſie ſorgen daß wenigſtens einige von ihnen die Nachricht hievon in das Dorf bringen. Nun ſuchen ſie ſich ferner bey wichtigeren Veranlaſſungen, z. B. wenn ſie auf die Rückkehr ihrer Geſandten, oder ihrer Botſchafter warten, durch Läufer (runners) welche ihre Kundſchafter abſenden, von dem was vorgeht Nachricht zu verſchaffen, und zu vermeiden daß ſie unverſehens von irgend etwas überraſcht werden. Der Fall, welcher den Capitain Carver in ſolches Erſtaunen ſetzte, ſcheint alſo dieſer geweſen zu ſeyn. Die Handelsleute welche, zu der Zeit von welcher er redet, an einem gewiſſen zum Handel beſtimmten Platze nicht angekommen waren, wurden daſelbſt von andern Indianern erwartet. Dieſe konnten mit der Urſache wodurch jene waren aufgehalten worden nicht unbekannt ſeyn, ohne Zweifel hatten ſie dieſelbe durch Läufer erfahren, dieſe Läufer hatten ihnen vermuthlich angezeigt daß am folgenden Tage noch andre Läufer mit näherem Bericht ankommen würden: dieß alles mußte der Prieſter wiſſen, und auch den Ort wo die noch zu erwartenden Läufer die Nacht gelagert ſeyn würden, denn dieß ſagen ſie einer dem andern, und den Oberhäuptern der Nation kann es nicht verborgen bleiben *). Auch zeigt die Art wie der Prieſter zu Capt. Carver von ſeiner angeblichen Unter-

*) Man müßte alſo annehmen daß nicht nur der Beſchwörer, ſondern auch das Oberhaupt (oder der König wie Carver ſchreibt) jenes Stammes die Abſicht hatten den weißen Mann zu hintergehen, alle die bey der Prophezeiung und den Anſtalten dazu, ſo wie bey der Erfüllung derſelben zugegen waren, zeigten ſich nach Carver ſehr ernſthaft und ruhig. (Ueb.)

Unterredung mit dem großen Geiſte ſprach, den Betrug ganz deutlich. Der große Geiſt, ſagte er, hat mir freilich nicht geſagt zu welcher Zeit die Perſonen die wir erwarten hier ſeyn werden, aber morgen bald nachdem die Sonne ihren höchſten Stand am Himmel erreicht hat, wird ein Kanoe ankommen, und die Leute in demſelben werden uns ſagen, wann die Handelsleute eintreffen werden. Es war alſo die Frage die er dem großen Geiſt vorgelegt haben wollte, "wann die Handelsleute ankommen würden?" nicht beantwortet worden, und es war nicht nöthig den Mannitto zu fragen, wann die Kanoes kommen würden, weil man dieß und daß die Leute in denſelben ihnen ſagen würden wo ſich die Händler befänden und wie bald ſie ankommen könnten, ſchon wiſſen mußte.

Im Jahr 1774 oder etwa um dieſe Zeit als ich mit einigen chriſtlichen Indianern auf der Reiſe war, geſellten ſich einmal zwey andre Indianer von derſelben Völkerſchaft, uns aber nicht bekannt, zu uns und wir blieben die Nacht beyſammen. Einer von den Fremden war ein bejahrter Mann und ich hoffte im Geſpräch etwas von ihm zu lernen, weil das Alter, nach Indianiſcher Sitte, immer den Gang des Geſprächs leitet. Als er aber anfing zu reden, ſo verweilte er beſtändig bey den übermenſchlichen Thaten welche von Indianern durch Mitwirkung eines unſichtbaren Mannitto wären verrichtet worden. Ich achtete nicht auf ſeine Reden und auch die chriſtlichen Indianer zeigten ſich nicht voll Erſtaunen oder Verwunderung über die Geſchichten die er erzählte, ſondern rauchten ſtillſchweigend ihre Pfeifen. Als der

Er=

Erzähler etwa nach einer Stunde geendigt hatte, wandte ſich der älteſte von den Indianern aus meiner Geſellſchaft an mich und ſagte: Nun haſt du gehört was einige Indianer auszurichten vermögen! Haſt du je zuvor ſo etwas vernommen, und glaubſt du alles was du gehört haſt? "Manches, antwortete ich, habe ich von Indianern gehört was ich für wahr halte, und dergleichen höre ich gern; manches aber erzählen ſie auch, was ich nicht glaube, und deßhalb nicht zu hören wünſche. Unſer Freund hier erzählt Dinge von der letzteren Art, und deswegen habe ich unter dem Reden immer gewünſcht daß er bald fertig ſeyn und uns etwas beſſeres erzählen möchte!" Der Indianer, der dieſen Wink nicht übel nahm, fragte mich: was ich denn wol hören möchte? Ich verſetzte: "da du ſchon bey Jahren und älter biſt als ich, ſo mußt du manches geſehen haben, was ich nicht geſehen habe, und manches gehört haben, was ich nicht gehört habe. Ich möchte alſo wohl die Geſchichte deines Lebens hören, wo du geboren biſt, wie alt du warſt als du den erſten Hirſch ſchoſſeſt, was du von deinem Vater und Großvater aus der alten Zeit gehört haſt; woher ihrer Meynung nach die Indianer gekommen ſind, und was ſich bey ihnen in Beziehung auf dieſelben durch Ueberlieferung erhalten hat. Ich möchte auch wol wiſſen, wie viel Kinder du gehabt haſt, wie weit du umhergereiſt biſt, und was du auf deinen Reiſen gehört und geſehen haſt. Siehe, ſetzte ich hinzu, dieß ſind Dinge die ich von den Indianern wol hören möchte, und irgend etwas der Art von dir wird mir Vergnügen machen." Der Indianer, ſehr erfreut über meine Offenheit, erzählte

nun

nun alles was er Merkwürdiges geſehen oder erfahren hatte, worauf ich ihm dankte, und ihm ſagte ich würde ihn nie vergeſſen, auch nicht was er mir jetzt erzählt hätte, was er aber zu Anfang erzählt hätte, wollte ich zu vergeſſen ſuchen. Die Indianer die mit mir waren folgten dem angeſponnenen Faden der Erzählung, ſie unterhielten uns mit vernünftigen Geſchichten und der Abend ging angenehm hin. Als wir am Morgen von einander ſchieden, ſchüttelte mir der fremde Indianer, dem ich den Verweis gegeben hatte, mit Herzlichkeit die Hand, und ſagte: Freund, ich werde dich nie vergeſſen. Ich nenne dich in Wahrheit meinen Freund!

Ich möchte ſo frey ſeyn denen, die in der Folge unter den Indianern in irgend einem Theil von Amerika reiſen, ein genaues Nachfragen nach der Verbindung der verſchiedenen Völkerſchaften oder Stämme unter einander, zumal wenn die Aehnlichkeit ihrer Sprachen Anleitung giebt ſolche Verwandtſchaften, wie die Indianer es nennen, voraus zu ſetzen, recht ſehr zu empfehlen. Ich bitte um Erlaubniß einige Fragen anzugeben, welche beſtändig gethan werden ſollten. Hiedurch könnten über die verſchiedenen Wanderungen und die urſprünglichen Wohnſitze der Indianer-Stämme manche nützliche Belehrungen gewonnen, und vielleicht noch manche wichtigere Entdeckungen gemacht werden:

1. Welchen Namen führt euer Stamm? Iſt es ein urſprünglicher Name, wo nicht, wie hieß er vorhin?
2. Habt ihr eine Ueberlieferung unter euch über eure Abkunft als Völkerſchaft oder Stamm?

3.

Digitized by Google

3. Mit welchen Stämmen ſteht ihr in Bluts-Verwandtſchaft, wo haben dieſe Stämme ihre Wohnſitze?

4. Was iſt eure Eigenſchaft (character) oder euer Rang in der National-Familie?

5. Welcher von den mit euch verbundenen Stämmen iſt der, welchen ihr Großvater nennet?

6. Wo iſt das große Rathsverſammlungs-Feuer aller mit euch verbundenen Völkerſchaften oder Stämme?

7. Wie redet ihr die Chiefs und die Rathsverſammlung ſolch einer Völkerſchaft oder ſolch eines Stammes an?

8. Was iſt das Abzeichen eures Stammes?

Die Nation oder Völkerſchaft welche von einer andern Großvater genannt wird, iſt zuverläſſig das Haupt der Familie zu welcher ſie beyde gehören. Vor ſeiner Thür brennt das große Rathverſammlungs-Feuer der Nation, oder mit andern Worten, wo der Großvater mit ſeinen Rathmännern ſeinen Wohnſitz hat, als Haupt der National-Familie, da verſammlen ſich die Häupter aller mit ihm verbundenen Stämme gelegenheitlich, um über gemeinſame Angelegenheiten zu berathſchlagen; jeder Stamm kann ein Rathverſammlungs-Feuer für ſich haben, kann aber den andern Stämmen nichts vorſchreiben, oder irgend einen von ihnen zwingen die Streitaxt wider einen Feind aufzuheben, auch kann er im Namen der Uebrigen keinen Frieden ſchließen. Dieſe Macht ſteht allein dem erſten Chief der Nation zu, der bey dem Rathverſammlungs-Feuer ihres Großvaters den Vorſitz führt.

In-

Indianiſche Völkerſchaften oder Stämme, welche mit andern in Verbindung ſtehen, ſind darum nicht immer durch Bande des Bluts oder gemeinſchaftliche Abkunft von einem Ur-Stamm mit einander verbunden. Einige treten durch Adoption in ſolche Verbindung. So verhält es ſich mit den Tuscaroras unter den Sechs-Nationen; ſo mit den Cherokeſen unter den Lenni-Lenape, und in Folge davon kam im Jahr 1779 eine Geſandtſchaft von 14 Männern von den Cherokeſen an das Rathsverſammlungs-Feuer der Delawaren, um mit ihrem Großvater zu trauern über den Verluſt ihres erſten Chief. Es giebt indeſſen Stämme welche weit von den Wohnſitzen derer, die durch Bande des Bluts oder Verwandtſchaft mit ihnen in Verbindung ſtehen, weggewandert ſind. Sie können allerdings an dem Vortheil des allgemeinen Rathverſammlungs-Feuers keinen Theil mehr haben; ſie werden daher ein ſelbſtſtändiges Volk und gelten bey uns als eine beſondre Nation, wenn ſie nur einen Namen haben; dennoch wiſſen ſie recht gut (wenn ich recht berichtet worden bin) zu welchem Ur-Volke oder Stamme ſie urſprünglich gehörten, und werden, auf Befragen, richtige Antworten hierüber geben. Es iſt daher von Wichtigkeit, daß ein Reiſender ſolche Fragen jedesmal an die Nation oder den Stamm, unter welchem er ſich befindet, richten möge. Die Sprachähnlichkeit iſt das beſte und unzweifelhafteſte Zeichen der Verbindung zwiſchen Indianer-Stämmen, man kann indeſſen aus dem Mangel dieſes Zeichens nicht immer mit Sicherheit ſchließen.

Es

Es verdient auch Erwähnung, daß die Reinheit oder Richtigkeit, mit welcher eine Sprache geredet wird, dazu behülflich ſeyn kann, zu entdecken welcher Stamm das Haupt der Völker-Familie iſt. Denn nirgends wird die Sprache ſo cultivirt als in der Nähe des großen National Verſammlungs-Feuer, wo die Sprecher die beſte Gelegenheit haben ihre Talente zu zeigen. So iſt die Mundart des Stammes Unami oder Schildkröte der reinſte und gebildetſte Dialect der Lenape Sprache.

Vier.

Digitized by Google

Vierundvierzigſtes Kapitel.

Vergleichung der Indianer mit den Weißen.

Wenn es unter den Löwen Maler gäbe! Dieſe ſprichwörtliche Redensart möchte man auch wol von den Amerikaniſchen Indianern mit Recht gebrauchen. Sie haben keine Geſchichtſchreiber, keine Bücher, keine Zeitungen, keine bequeme Mittel ihre Beſchwerden einer mitfühlenden Welt bekannt zu machen: warum ſollte es denn einem weißen Manne einem Chriſten, der den größten Theil ſeines Lebens unter ihnen zugebracht hat, und beſtändig mit Gaſtfreyheit und Güte von ihnen iſt behandelt worden, nicht vergönnet ſeyn ihre rechtliche Sache zu führen, und ſie zu vertheidigen wie ſie ſich ſelbſt vertheidigen würden, wenn ſie im Beſitz der Mittel wären ihre Thatſachen und ihre Gründe einem unbefangnen Publicum vorzulegen?

Diejenigen die ſich nie die Mühe gaben den Charakter und die Gemüthsart der Amerikaniſchen Indianer genauer kennen zu lernen, ſetzen ſehr natürlich voraus, daß ein Volk was kein Geſetzbuch hat nach welchem

Digitized by Google

welchem es regiert wird, wo jeder thun darf was ihm beliebt, wo die Leute Beleidigungen nie vergeben noch vergeſſen, und ſich nach ihrer Weiſe oft ſehr grauſam rächen, ſich auch nicht eher zufrieden geben als bis ſie gerächet worden ſind, nothwendig ein barbariſches, wildes Volk ſeyn müſſe. Die Einbildungskraft iſt gleich geſchäfftig die gräßlichen Vorſtellungen welche man ſich von ihnen macht noch weiter auszumalen, ſo daß ſie vielen als wahre Ungeheuer erſcheinen. Nichts iſt aber ſo falſch als dieſes Gemälde von den Indianern. — Das ärgſte was man ihnen nachſagen kann, iſt dieß, daß die Rachſucht bey ihnen eine ſo heftige Leidenſchaft iſt, daß ſie keine Grenzen kennt. Hievon abgeſehen, iſt ihr Charakter groß und edel. Gebräuche, auf den ſtrengſten Grundſätzen der Gerechtigkeit und Billigkeit gegründet, vertreten die Stelle geſchriebener Geſetze. Mord wird mit dem Tode beſtraft, zwar kann, wie auch noch vor einigen Jahrhunderten in Europa unter den geſittetſten Nationen der Fall war, mit den Verwandten der Ermordeten über anderweitigen Erſatz unterhandelt werden *), wenn ſie aber ſolchen Erſatz nicht annehmen wollen, kann irgend einer von ihnen Wiedervergeltung an dem Mörder üben.

Diebe

*) Für eine Mannsperſon muß der Mörder 100 Klafter Wampum und für eine Weibsperſon 200 erlegen. . . . Am leichteſten kommt der Mörder eines Blutsverwandten durch; denn die Familie, welcher allein die Blutrache zukommt, will nicht gern durch ſtrenge Beſtrafung des Mörders auf einmal 2 Mitglieder verlieren und ſich dadurch ſchwächen. Daher ſuchen ſie die Sache in der Güte zu vermitteln oder gar den Mörder zu rechtfertigen. Loskiel I. S. 21.

Digitized by Google

Diebe müſſen das Geſtohlne wieder herausgeben, oder den Beſtohlnen hinlänglich entſchädigen; vermögen ſie es nicht. ſo ſind ihre nächſten Verwandten zu dem Erſatz verbunden. Wenn ein Dieb, hinlänglich gewarnt, mit Stehlen fortfährt, ſo wird er von ſeiner Nation ausgeſtoßen, und jeder iſt berechtigt ihn zu tödten wenn er wieder beym Stehlen ertappt wird oder ihm ein Diebſtahl bewieſen werden kann. Ich habe dieß ſchon oben angeführt *), und es erhellt noch deutlicher aus einem andern mir bekannten Fall, wo ein Indianiſcher Chief, deſſen entarteter Sohn vom Stehlen nicht zurückgehalten werden konnte, zuletzt, weil er nicht im Stande und auch müde war, die Forderungen an ihn wegen Erſatz für das Entwendete zu befriedigen, Befehl ertheilte, ſeinen Sohn todt zu ſchießen, wenn man ihn wieder beym Stehlen ertappen würde.

Verbrechen und Beleidigungen von geringerer Art als Mord und Diebſtahl werden der betheiligten Partey zu willkührlicher Beſtrafung überlaſſen. Dahin gehören perſönliche Beleidigungen und Drohungen, welche bey dieſem Volk nicht als Kleinigkeiten angeſehen werden. Wenn der Wille und die Abſicht des Beleidigers als böſe erſcheint, wenn die zugefügte Beleidigung als die Einleitung zu etwas ärgerem betrachtet wird, oder wie es die Indianer ausdrücken, wenn der mordende Geiſt in dem, der einen andern bedrohet oder ſich Gewalt gegen ihn erlaubt, lebendig iſt: ſo halten ſie ſich berechtigt, der beabſichtigten That zuvorzukommen, und ſehen in ſolchen Fällen die Ermordung des Beleidigers als eine Noth=

*) Kap. 7.

Nothſache, und als Selbſtvertheidigung an. Es iſt aber in der That äußerſt ſelten, daß ſolche Beſtrafungen (der böſen Abſicht) Statt finden *). Die Indianer vermeiden es überhaupt genommen ſehr ſorgfältig jemand zu beleidigen, und hüten ſich vor dem Böſen weil es vom Böſen kommt, wie ſie feſtiglich glauben.

Jeder der mit dem wahren Charakter der Indianer wohl bekannt iſt, wird zugeben daß ſie friedlich, geſellig, dienſtfertig, wohlwollend und gaſtfrey im Umgange mit einander ſind, und daß dieſe Tugenden ſo zu ſagen einen Beſtandtheil ihrer Natur ausmachen. In ihrem gewöhnlichen Verkehr befleißigen ſie ſich einander zu verpflichten. Raufereyen und Schlägereyen finden unter ihnen nicht Statt, ſie leben, glaub ich, ſo friedlich mit einander wie nur irgend ein Volk auf Erden, und begegnen einander mit der größten Achtung. Daß es ihnen nicht an zartem Gefühl fehlt, iſt in dem Verlauf dieſer Schrift hinlänglich gezeigt worden. Ich rede indeſſen nicht von denen, deren Sitten durch längeren Verkehr mit der ſchlechteſten Claſſe weißer Leute ſind verderbt worden; dieſe ſind ein entartetes Geſchlecht, ſehr verſchieden von den ächten Indianern, die ich zu beſchreiben verſucht habe.

Sollte jemand geneigt ſeyn zu glauben, daß ich in der Beſchreibung dieſes urſprünglichen Volks, wie ſie ſich ſelbſt nennen, übertrieben hätte, ſo berufe ich mich auf die Menge von unparteiiſchen Schriftſtellern welche von ihnen daſſelbe Zeugniß abgelegt haben.

Was

*) S. Kap. 18.

Was ſagt Chriſtoph Columbus ſelbſt von den Amerikaniſchen Indianern in ſeinen Briefen an ſeinen König? "Es giebt, ſagt er, kein beſſeres Volk auf Erden, keins was gefühlvoller, freundlicher und ſanfter wäre als dieſes. Sie lieben ihren Nächſten als ſich ſelbſt."

Aehnliche Lobſprüche werden ihnen von einigen der erſten Engländer die ſich in dieſem Lande niederließen ertheilt. Der Prediger Cushman ſagt in einer zu Plymouth im Jahr 1620 gehaltenen Predigt: "die Indianer ſollen die grauſamſten und treuloſeſten Menſchen in jener ganzen Weltgegend ſeyn, nicht anders als Löwen — gegen uns haben ſie ſich indeſſen als Lämmer gezeigt, ſo freundlich, ſo nachgiebig und treu, daß man in Wahrheit ſagen möchte, manche Chriſten ſind nicht ſo wohlwollend und ſo aufrichtig."

Der gelehrte Dr. Elias Boudinot zu Burlington in New-Jerſey, ein Mann deſſen man ſich als eines der ausgezeichnetſten Beförderer der Amerikaniſchen Revolution wohl erinnert *), hat in einem Werk, welches wohl verdient geleſen zu werden **), wie man auch über die darin vertheidigte Hypotheſe denken mag, die obigen Ausſagen und die mehrerer andrer ausgezeichneter Männer zu Gunſten der Indianer

zu-

*) Dr. Boudinot war lange Zeit Mitglied, und einmal Präſident des Congreſſes, und ſeine Talente kamen der Sache, für welche er Partey genommen hatte, ſehr zu Statten. In einem ſehr hohen Alter lebt er jetzt den Wiſſenſchaften in Ruhe und rühmlicher Zurückgezogenheit.

**) A Star in the West, or a humble attempt to discover the long lost ten tribes of Israel, preparatory to their return to their beloved City Jerusalem. Trenton (New-Jersey) 1816.

Digitized by Google

zuſammengeſtellt, und zum Beweiſe benutzt daß ihr Charakter ſo beſchaffen iſt, wie ich ihn beſchrieben habe. Ich will ihm nicht nachſchreiben, was Las Caſas, William Penn, Bryan Edwards, Abbé Clavigero, Vater Charlevoix und andre über dieſen Gegenſtand geſagt haben; ich kann indeſſen nicht umhin das Urtheil des ehrwürdigen Verfaſſers ſelbſt, welches durch deſſen Charakter, Gelehrſamkeit und Unabhängigkeit eine mehr als gewöhnliche Beweiskraft erhält, hier anzuführen.

"Es iſt eine Thatſache, ſagt Dr. Boudinot, durch die meiſten hiſtoriſchen Nachrichten erwieſen, daß die Indianer bey unſrer erſten Bekanntſchaft mit ihnen ſich durchgängig freundlich, gaſtfrey und edelmüthig, gegen die Europäer zeigten, ſo lange ſie gerecht und menſchlich behandelt wurden. Als ſie aber, aus Gewinnſucht, in vielen Fällen hintergangen, als ihre Freunde und Verwandte verrätheriſch aufgefangen und weggeführt wurden um als Sklaven verkauft zu werden, als ſie ungerechterweiſe unterdrückt, betrogen, und aus ihren rechtmäßigen Beſitzungen vertrieben wurden — was konnte da anders erwartet werden als erbitterte Feindſchaft, forterbender Haß, und ein Geiſt nie erlöſchender Rachſucht? Wem ſoll man die häßlichen Leidenſchaften, grauſamen Handlungen und laſterhaften Sitten zu welchen ſie nun übergegangen ſind anders zu ſchreiben, als denen die ihnen zuerſt das Beyſpiel gaben, die den Grund zu dieſem Uebel legten, und dann immerfort die Mittel darreichten, wodurch es fortgepflanzt werden und ſich erhalten konnte!"

Digitized by Google

So war der urſprüngliche Charakter der Indianer beſchaffen, ihnen durch die Natur gleichſam eingedrückt; noch vor 50 oder 60 Jahren trugen ganze Volksgeſellſchaften unter ihnen dieß Gepräge, welches jetzt in ihrem ganzen Gebiet, ſo weit es an die Niederlaſſungen der weißen Leute grenzt, ſchwer zu finden iſt *).

Manche werden freilich nicht aufhören zu fragen, wie können uns die Indianer, dieſe Thiermenſchen, dieſe Barbaren, dieſe Wilden, ſo vortheilhaft geſchildert werden? ſind ſie nicht ohne Geſetze und Religion? haben ſie nicht an unſern Grenzen die grauſamſten Mordthaten ohne Rückſicht begangen? haben ſie nicht die

*) Im Herbſte des Jahrs 1767 that der Miſſionarius Zeisberger eine Reiſe an den Ohio . . . je weiter die Reiſenden kamen deſto grauſenvoller fanden ſie die Wildniß. . . Als ſie hierauf in ein *Senneker* Dorf kamen, machte die *ungewohnte* Erſcheinung eines weißen Mannes großes Aufſehen. Der Chief eines 6 Deutſche Meilen weiter hin gelegenen Dorfes gab dem Miſſionär ſein Befremden über ſeine Reiſe zu erkennen, da noch kein *weißer Menſch dieſen Weg gekommen*. . . Er wollte ihn an der Fortſetzung ſeiner Reiſe nach Goſchgoſchünk nicht hindern, warnte ihn aber faſt ängſtlich vor den Einwohnern dieſes Orts, die an Bosheit und Mordſucht ihres Gleichen nicht haben ſollten. . . Am 16. Octbr. trafen unſre Reiſende in Goſchgoſchünk ein . . . der Ort war voll Freude über den Beſuch. . . Bey alledem fand Zeisberger doch, daß die ſchlechte Beſchreibung die der obgedachte Chief von dem Orte gemacht hatte *nur allzu gegründet* war. Noch nirgend hatte er ein ſo greulvolles Heidenthum geſehen. — "Hier ſchrieb er, hat der Satan eine große Macht; hier ſitzt er auf dem Throne, wird von den Heiden angebetet und hat ſein Werk in den Kindern der Finſterniß."

Loskiel III. 2. S. 528.

die Verträge mit uns verletzt? — Ich will mich in keine Streitigkeiten hierüber einlaſſen, ich bin ein einfacher Thatſachenmann (a plain matter of fact man) und auf Thatſachen allein will ich mich berufen. Ich leugne nicht daß die Indianer zuweilen grauſame Rache an den Weißen genommen haben, aber wie oft ſind ſie nicht auch zuerſt von ihnen angegriffen, wie mannichfaltig gereizt, wie häufig betrogen worden! Die Weißen haben ihre Klagen über die geſetzloſen Wilden durchs ganze Land ertönen laſſen, während dieſe kein Mittel hatten zu ihrer Vertheidigung Gehör zu finden. Ich will indeſſen nicht weiter hierauf eingehen, die Thatſachen die ich anführen werde mögen für ſich ſelbſt reden.

Im Sommer 1763 kamen einige freundlich geſinnte Indianer von fern her nach Bethlehem, um ihr Pelzwerk zu verhandeln. Als ſie vergnügt wieder heimkehrten, blieben ſie die erſte Nacht in einer Herberge 8 Meilen von hier *). Der Wirth war nicht zu Hauſe, die Frau aber nahm ſich heraus die Trinkgäſte welche bey ihr einſprachen aufzumuntern dieſe Indianer zu misbandeln; ſie wollte, ſagte ſie, dem mit Freuden ein Stübchen Rum geben, der einen von dieſen ſchwarzen Te . . . todtſchlagen würde. Die Indianer verſtanden größtentheils Engliſch und brachten alſo die Nacht in großer Unruhe unter den lärmenden Trinkern hin. Am Morgen aber fanden ſie, daß ihnen ein großer Theil der Waaren welche ſie ein-

*) Ich habe dieſe Erzählung aus dem Munde des Chief welcher den Trupp anführte, und die Angaben deſſelben wurden durch damalige Mittheilungen von zwey achtungswürdigen Magiſtratsperſonen beſtätigt.

eingetauſcht hatten war geſtohlen worden, ſie wandten ſich deßhalb an einen Mann, der der Hausknecht zu ſeyn ſchien, es wurde ihnen aber geheißen das Haus zu verlaſſen. Sie gingen weg, ſchickten aber doch einige von ihnen zurück nach Bethlehem um ihre Sache vor den Friedensrichter zu bringen. Dieſer gab ihnen einen Brief an den Wirth in welchem er ihn dringend aufforderte den Indianern die ihnen abgenommenen Sachen wieder zu geben. Als ſie aber dieſen Brief im Wirthshauſe abgaben, wurde ihnen kurz geſagt: wenn ſie ihr Leben lieb hätten, ſo möchten ſie ſich augenblicklich fortpacken. Sie ſahen wohl ein daß ihnen keine andre Wahl übrig blieb, und gingen ohne ihre Sachen bekommen zu haben davon. Zu Nescopeck an der Susquehannah ſtießen ſie auf andre Delawaren, denen es ungefähr eben ſo ergangen war, einem war ſogar ſeine Büchſe geſtolen; jezt redeten dieſe Indianer mit einander ab ſich für dieſe Beleidigungen und Räubereyen nach ihrer Weiſe zu rächen, und zwar ſobald ihre Nation wieder Krieg gegen die Engländer erklärte.

Kaum waren dieſe Indianer weg, ſo wurde an einem nicht weit davon entfernten Ort ein Mann, zwey Frauen und ein Kind, ſämmtlich ruhige Indianer, auf eine recht gottloſe und grauſame Weiſe von einigen betrunkenen Officieren und Soldaten von der Miliz ermordet, blos in der Abſicht um ihr Pferd und die Waaren welche ſie gerade eingekauft hatten zu bekommen. Eine von den Frauen bat knieend für ſich und ihr Kind um das Leben, während die andre Frau davon lief, und ſich in einer Scheuer im Getraide verſteckte. Sie wurde indeſſen aufgefunden und

von

von dem Getraide herab auf die Dreſchdiele geſtürzt daß ihr Gehirn zerſchmetterte *). Dieß alles fand innerhalb der Zeit von 3 Monaten Statt, und blieb ohne Genugthuung ohne Rache.

Die Ueberlebenden rächeten ſich demnach ſelbſt — denn die Indianer, ſchon gegen die Engländer erbittert, und dieſe Nation für verantwortlich haltend für ſolche Gewaltthätigkeiten, welche ſie weder verhütete, noch beſtrafte, noch auch wieder gut zu machen ſich erbot, erklärten Krieg gegen dieſelbe. Nun eilten jene Beleidigten zuerſt nach dem Wirthshauſe hin, erreichten es ungeſehen und unbemerkt, griffen es mit Tagesanbruch an, und feuerten auf die noch im Bette liegenden Leute im Hauſe, — unter denen ſich auch — wunderbar! die Mörder des Mannes der beyden Frauen und des Kindes befanden. Sie wurden tödtlich verwundet und ſtarben bald nachher. Die Indianer verließen dieß Haus, und mordeten nun noch eine unſchuldige Familie, da ſie ſich in dem Hauſe irrten welches ſie meynten vor ſich zu haben, und angreifen wollten, worauf ſie wieder heimkehrten.

Nun wurde ein gewaltiges Lärmen und Geſchrey gegen die Indianer erhoben, man brandmarkte ſie als die ſchwärzeſten Verbrecher, welche von der Erde vertilgt werden müßten! Dieß war damals das allgemeine Geſchrey in jedermanns Munde, die Zeitungen waren mit Nachrichten über die Grauſamkeiten der Indianer angefüllt, manche unwahre Berichte wurden noch hinzugeſetzt um das Volk gegen ſie aufzureizen, während ſie, mit Druckpreſſen nicht verſehen, die Ge-

*) Ein Brief des Richters Geiger an den Richter Horſefield beſtätigt dieſe Thatſache.

Digitized by Google

Geſchichte ihrer Beſchwerden nicht bekannt machen konnten.

Man ſagt, "auf die Verſprechungen der Indianer in den Verträgen die ſie mit uns machen kann man ſich nicht verlaſſen; kaum iſt ein Vertrag geſchloſſen ſo fangen ſie wieder an uns zu ermorden!" Die Indianer aber ſagen gerade von den Weißen, daß man ſich auf ihre Verſprechungen nicht verlaſſen könne, ſie ſagen es gäbe keinen einzigen Fall wo die Weißen die in Verträgen eingegangenen Verbindlichkeiten nicht verletzt hätten. Sobald die Grenzen eines abgetretenen Stück Landes wären beſtimmt worden, hätten ſich ſogleich Weiße eingedrängt und ſich auf ihrer Grenze angebauet oder daſelbſt gejagt. Zwar billigte die Regierung dieß nicht, verſprach auch die Eingedrungenen durch Abgeordnete wegzuſchaffen, es kamen auch Männer an, aber mit Meßkette und Kompaß um die guten Landſtriche, welche ihnen die Eingedrungenen angewieſen hatten, auszumeſſen! Was war nun weiter zu thun? Die Anbauer verließen das Land nicht, ſondern es kamen noch mehrere hinzu, und dieſe Leute ſagten (ich habe ſelbſt dieſe Sprache in den weſtlichen Diſtricten mehrmals gehört) ein neuer Vertrag wird uns bald in den Beſitz dieſes ganzen Landſtriches ſetzen, wir müſſen nur machen daß es einen Streit giebt! Wie aber ſollte es denn zu einem Streite kommen? Ein David Owen, ein Walker und manche Andre, wenn ſie noch lebten, würden dieſe Frage leicht zu beantworten wiſſen. Wenn man indeſſen Hrn. Jefferſon's Anhang zu ſeinen Bemerkungen über Virginia lieſt, wird man auch einen Fall der Art finden. Brandtewein

Digitized by Google

wein ſpielt hiebey immer eine Hauptrolle, hat man die Indianer erſt betrunken gemacht, ſo kann man mit ihnen anfangen was man will, und ſollte man fürchten daß die Landesgeſetze dafür züchtigen möchten, ſo entflieht man und verbirgt ſich bis der Sturm vorüber iſt. Ich erinnre mich ſehr wohl wie ſolche, die unter den Indianern geſtohlen und gemördet hatten, um der Strafe zu entgehen, über die Susquehannah flüchteten, wo ſie ſich ſicher glaubten; man nannte deswegen dieſen Fluß den Schelmenfluß (the rogue's river); auch habe ich es gehört daß andre Flüſſe auf ähnliche Weiſe benannt wurden.

Im Jahr 1742 bot der Prediger Whitefield die Baronie (manor) Nazareth (wie es damals hieß) der Brüdergemeine zu Kauf an. Er hatte ſchon angefangen ein geräumiges maſſives Haus zu einer Schule für Negerkinder daſelbſt aufzubauen. Die Indianer beklagten ſich damals laut über die Niederlaſſungen der Weißen in ſolchen Landſtrichen, welche ihnen nicht geſetzmäßig abgekauft, ſondern durch Hinterliſt wären abgenommen worden. Die Brüder aber weigerten ſich irgend ein Stück Land zu kaufen, über welches man ſich mit den Indianern, wegen ihrer Anſprüche auf daſſelbe, noch nicht völlig abgefunden hätte, da ſie mit allen Indianern umher in Frieden zu leben wünſchten. Graf Zinzendorf kam damals gerade in dieß Land, und da er fand, daß die Agenten der Eigenthümer den Indianern den Preis welchen dieſe verlangten nicht bezahlen wollten, ſo bezahlte er alles was ſie in ihrer üblen Laune damals forderten, aus ſeiner eignen Taſche, und gab ihnen überdieß noch die Erlaubniß auf dem Lande (wo ſie

im

Digitized by Google

im Vorbeygehen zu ſagen, einen ſchönen großen Pfirſchbaum Garten hatten) ſo lange wohnen zu bleiben als es ihnen angemeſſen ſcheinen würde. Unter den weißen Leuten aber, die ſich nachher in der Nähe ihres Reviers anbaueten, waren einige feindſelig gegen ſie geſinnt, und ein junger Irländer ermordete, ohne Urſache und ohne gereizt zu ſeyn, ihren braven und hochgeachteten Chief Tademi *). Dieſer Mord nebſt den Drohungen andrer übelwollender Perſonen bewogen ſie, ihren Wohnſitz auf dieſem Landgut zu verlaſſen und ſich in Gegenden wo ſie ſicherer ſeyn könnten, zu begeben.

Die Regierung hat freilich ſo wol vor als nach der Revolution ſolchen Unthaten zu ſteuern geſucht durch ausgelobte Prämien an diejenigen welche die Verbrecher zur Haft bringen würden oder auch durch ein gerichtliches Verfahren gegen dieſelben. Im erſten Fall aber waren die Verbrecher faſt nie zu finden, und im letzten kam es nicht zur Strafe, denn bey manchen von denen, aus welchen das Geſchworengericht gewöhnlich zuſammengeſetzt wurde, war es ein einmal angenommener Satz: es müſſe niemand dafür zu Tode gebracht werden, daß er einen Indianer umgebracht habe, denn dieß wäre nicht anders als ob man ein wildes Thier todtſchöſſe.

Was ſoll ich aber ſagen von dem Betragen der Britiſchen Agenten, oder den Agenten der Agenten, oder wie ſie ſonſt zu benennen ſeyn mögen, die beym Anfang der Amerikaniſchen Revolution die Indianer öffentlich aufforderten, alle Rebellen ohne Unterſchied zu tödten und umzubringen? — Ein bejahrter Chief der

*) S. Kap. 40.

der Wyandot, in der Nähe von Détroit, äußerte gegen einen dieſer Aufhetzer, die Meynung wäre doch wol nicht auch Weiber und Kinder zu tödten — hörte aber die Antwort — allerdings! macht alles todt, laſſet nichts leben "aus Niſſen werden Läuſe." Der alte Chief *) wurde hiedurch ſo empört daß er gar nicht ausziehen wollte, da er jedoch ſeine ehemaligen Waffenbrüder die Delawaren, mit welchen er in dem Franzöſiſchen Kriege gegen die Engländer gefochten hatte, gern wiederſehen und ſprechen wollte, ſo übernahm er das Commando von 90 auserleſenen Kriegern, und begab ſich mit dieſen nach dem Sitz der Regierung der Delawaren an den Muskingum, und machte ſeinen ehemaligen Kameraden (unter welchen auch der ſogleich zu erwähnende Chief Glikhican war) unverholen bekannt, was vorgefallen wäre, und was er beſchloſſen hätte; nie wollte er die Schuld auf ſich laden, Weiber und Kinder zu ermorden, dieſer Zug ſollte ſein erſter und ſein letzter ſeyn, in 10 Tagen würden ſie ihn mit einem einzigen Gefangnen zurückkommen ſehen, kein Skalp ſolle vorgetragen werden, keiner ſolle das Leben verlieren! Er hielt Wort, und die 16 Chiefs unter ihm ſtimmten aus Achtung und Grundſatz in alle ſeine Wünſche ein.

Wie verſchieden zeigt ſich hier das Betragen der Indianer von dem ihrer Anhetzer. Ich habe ſchon die Rede des Capitain Pipe **), und ſeine Fürbitte am Schluß derſelben angeführt, wie auch das Betragen der beyden jungen Delawaren die den ehrwürdigen

*) Es iſt derſelbe deſſen ich Kap. 18. erwähnt habe.

**) Kap. 11.

Digitized by Google

digen Zeisberger *) in Schuß nahmen; doch nicht blos gegen Indianer haben Indianer Weiße beſchützt ſondern auch Weiße ſelbſt gegen Weiße.

Im Laufe des Revolutionskrieges rückte eine Partey Indianer, bey welcher ſich einer von den weißen Leuten befand, die damals unter dem Vorwande der Treue gegen ihren König ſich jeder Art von Verbrechen überließen, gegen die Coloniſten am Ohio aus, um wie ihnen befohlen worden war, alles umzubringen und zu zerſtören. Der Befehlshaber dieſer Mannſchaft hatte ſtreng verboten irgend einen weißen Mann, der bey ihren Freunden den chriſtlichen Indianern wohnte, zu beunruhigen. Als ſie indeſſen bey einem Wohnorte dieſer Neubekehrten vorbeykamen, machte der weiße Mann, gegen ſeine Order, einen Verſuch zwey Miſſionäre die auf ihrem Acker Kartoffeln pflanzten zu erſchießen, und wiewol der Capitain ihn abmahnte wollte er dennoch nicht davon ablaſſen. Der Chief unwillig über dieſe Hartnäckigkeit, nahm ihm ſogleich das Gewehr ab, und ließ ihn bewachen, bis ſie den Ort weit hinter ſich hatten. Ich habe dieß von dem Chief ſelbſt, der bey ſeiner Rückkehr den Miſſionären ſagen ließ, ſie würden wohl thun ſich nicht zu weit von ihrer Wohnung zu entfernen, weil ſie in großer Gefahr wären, vor weißen Leuten.

Ein andrer Weißer von derſelben Beſchaffenheit, den ich wohl kannte, erzählte mit einer Art von barbariſchem Triumph, daß die Mannſchaft bey welcher er ſich auf einem Streifzuge befunden, eine Frau mit einem ſäugenden Kinde an der Bruſt gefangen genommen, und daß er die Indianer zu bereden geſucht hätte,

*) Kap. 38.

hätte, das Kind zu tödten damit ſein Schreyen ihren Aufenthaltsort nicht verrathen möge. Die Indianer weigerten ſich ſo etwas zu thun, worauf der weiße Mann aufſprang das Kind aus den Armen der Mutter riß, und indem er es bey den Füßen ergriff mit dem Kopf gegen einen Baum ſchmetterte, daß das Gehirn umherſprützte. Das Ungeheuer ſetzte hinzu: wenn er wüßte daß ſein alter Vater, der kurz zuvor in Virginia geſtorben war, zu den Rebellen übergegangen ſeyn würde, wenn er noch lebte, ſo wollte er bis Virginia hingehen, den Leichnam ausgraben, und ihm den Scalp abziehen!

Dagegen erzählt uns Carver, mit welcher Mäßigung, Menſchlichkeit und Feinheit die Indianer weibliche Gefangne behandeln, zumal ſchwangre Frauen *), und ich will den Leſer auf folgende Thatſache verweiſen, in welcher der Contraſt zwiſchen Weißen und Indianern auffallend und unglücklicherweiſe abermals zum Nachtheil der Weißen iſt.

Eine weiße ſchwangere Frau wurde in dem mehrerwähnten Kriege von einer Partey Delawaren gefangen genommen. Der Indianiſche Befehlshaber bemerkte nach einem Marſch von mehreren Tagen, daß ſie Schmerzen fühlte, und daß die Zeit ihrer Niederkunft nicht mehr fern wäre. Er machte ſogleich am Ufer eines Fluſſes Halt, bauete in einer angemeſſenen Entfernung von ſeinem Lager eine Hütte für ſie von Baumrinde, ſammelte trocknes Gras und Farrenkräuter zu einem Bette für ſie, und befeſtigte eine wollne Decke vor der Oeffnung der

Hütte

*) Carver's Travels Ch. IX. pag. 196.
London Edit. p. 342.

Hütte ſtatt einer Thür. Er zündete darauf ein Feuer neben der Hütte an, ließ einen Haufen Holz daneben legen, und einen Keſſel mit Waſſer zu ihrem Gebrauch hinſetzen. Er brachte darauf die Schwangere in dieſe Hütte, gab ihr Indianiſche Arzeney und Anweiſung wie ſie gebraucht werden müſſe, und ſagte ihr ſie möchte ganz ruhig ſeyn, denn nichts ſolle ſie ſtören. Seiner Mannſchaft verbot er darauf Lärm zu machen und übernahm ſelbſt die Wache bey der Hütte während der Nacht. Dieſe ging ruhig hin, am Morgen aber, als der Chief vor der Hütte vorbey ging, zeigte ihm die Frau ihr jung gebornes Kind, er bezeugte ihr ſeine Freude, und verſprach ein Paar Tage nur um ihrer willen ſtill liegen, ſie auch mit Nahrungsmitteln verſorgen zu wollen, ſo daß ſie ganz ruhig ſeyn könne: Er ließ darauf alle ſeine Leute auf die Jagd gehen, und blieb als Wache im Lager zurück. Unter dieſen Leuten war auch ein Weißer von der oben beſchriebenen Art. Der Befehlshaber trauete ihm nicht, da er ihn als einen ſchlechten Menſchen kannte, weil er aber glaubte er wäre mit auf die Jagd gegangen ſo fürchtete er nichts für die Sicherheit der Frau. Kaum hatte er ſich ein wenig entfernt um für ſeine Kranke einige Wurzeln auszugraben, ſo hörte er ſie ſchreyen, und da er ſchnell hinzu lief, vernahm er, daß der weiße Mann gedrohet hatte, er wolle ihr das Leben nehmen wenn ſie ihr Kind nicht ſogleich in den Fluß würfe. Der Capitain hierüber erboſt, rief ihm zu, da er ihn davon laufen ſah: "ſobald er dieß Kind vermiſſen würde, ſolle auch der Tomahawk in ſeinem Scheitel ſitzen!" Nach ein Paar Tagen ſetzte der menſchenfreundliche Chief die

Frau

Digitized by Google

Frau mit ihrem Kinde auf ein Pferd und geleitete ſie an den Ort ihrer Beſtimmung, wo beyde Mutter und Kind wohlbehalten ankamen. Ich habe die Geſchichte von ihm ſelbſt gehört und er ſetzte hinzu, wenn er je wieder auf einen Zug ausgehen ſollte, würde er keinen weißen Mann unter ſeinem Trupp dulden.

Ich habe indeſſen auch einen Indianiſchen Chief gekannt, der ſich des Verbrechens das Kind einer gefangnen Frau zu tödten ſchuldig machte. Dieß war Glikhican deſſen ich ſchon oben erwähnt habe. Ehe er im Jahr 1770 zum Chriſtenthum überging, wovon Loskiel umſtändlich handelt *), war er als Krieger und als Rathmann ausgezeichnet, in der Wohlredenheit aber ſoll er nie übertroffen worden ſeyn. Dieſer Mann, nahm in dem Kriege der Franzoſen gegen die Engländer auf einem Streifzuge mit einer Anzahl Franzoſen, im Jahr 1754 oder 55 eine junge Frau, Rachel Abbott mit Namen, von Conegocheague, die ein ſäugendes Kind an der Bruſt hatte, gefangen. Das unaufhörliche Schreyen des Kindes, die Eile um weg zu kommen, und vorzüglich das beſtändige Andringen ſeiner weißen Gefährten, bewogen ihn, ganz gegen ſeine Neigung, das unſchuldige Geſchöpf zu tödten. Die Mutter wurde indeſſen unverletzt bis an den Ohio gebracht, wo ſie wohlwollend behandelt und an Kindes Statt angenommen wurde. Einige Jahre nachher heirathete ſie einen Delawariſchen Chief von Anſehen, von welchem ſie mehrere Kinder hatte die jetzt unter den chriſtlichen Indianern in Ober-Canada wohnen. Glikhican konnte ſich indeſſen die Ermordung des Kindes nie vergeben, — wiewol er

von

*) Loskiel 3. Th. 3. Kap.

von der Mutter die erbetene Verzeihung erhalten hatte, und ſie ſelbſt ihn über die That zu beruhigen ſuchte — konnte er ſie doch nie vergeſſen, und nannte ſich ſelbſt deswegen einen Elenden, ein Ungeheuer, einen Feigherzigen (man weiß was dieß im Munde des ſtolzen Indianers ſagt), und noch bey ſeinem Tode quälte ihn die Erinnerung an dieſe ſchreckliche Handlung. Seit der Zeit ſeiner Bekehrung lebte Glikhican als ein wahrer Chriſt und ſo ſtarb er auch.

"Die Indianer ſind grauſam gegen ihre Feinde!" Sie ſind es wirklich in einigen Fällen, doch vielleicht nicht grauſamer als ſich manche weiße Leute gezeigt haben. Es ſind Beyſpiele vorgekommen, daß Weiße, denen Indianer in die Hände fielen, dieſe geſchunden die Häute gar gemacht und zerſchnitten, und als Streichleder für Raſiermeſſer verkauft haben, wie dieß zu Pittsburg in dem Revolutionskriege geſchehen iſt. Die Indianer verabſcheuen ſo etwas, denn martern ſie gleich ihre Gefangnen, ſo begehen ſie doch nie Grauſamkeiten mit kaltem Blute. Auch beunruhigen die Delawaren und einige andre Indianiſche Völkerſchaften niemals um irgend etwas die Aſche der Todten. Die Sitte Gefangne zu martern iſt alt, war anfangs eine Probe des Muths, bey einigen Stämmen iſt ſie nie in Gebrauch geweſen, doch gaben dieſe auch kein Quartier. Die Delawaren beſchuldigen die Irokeſen, daß ſie dieſes grauſame Verfahren aufgebracht hätten und legen ihnen ferner auch zur Laſt, daß ſie das Fleiſch ihrer Gefangnen äßen, nachdem ſie dieſelben zu Tode gemartert hätten. Wie dem auch ſeyn möge, jetzt ſind die Beyſpiele ſelten wo ein Gefangner auf ſolche Weiſe zu Tode gebracht

würde.

Digitized by Google

würde. Noch ſeltener aber würden ſie ohne Zweifel ſeyn, wenn man ſich Mühe gäbe, die Indianer von dieſer heidniſchen Gewohnheit abzubringen. Anſtatt deſſen aber iſt es gewiß, daß Menſchen ohne Grundſätze ſie zur Grauſamkeit angereizt haben, indem ſolche Weiße an ihren Kriegsfeſten Antheil nahmen, und die Gräuel noch vermehrten. Kann es ein abſcheulicheres Verfahren geben, als etwa dieſe ſogenannten Wilden mit den Werkzeugen des Krieges und der Zerſtörung verſehen? ihnen einen Ochſen, um ihn zu tödten und ganz zu braten, Preis geben? den Kriegstanz um das geſchlachtete Thier tanzen, darauf zu ſchlagen und ſtechen, und den Indianern dabey zurufen: "ſchlagt zu! ſtecht zu! So müßt ihr es mit eurem Feinde machen! Dann ein Stück Fleiſch nehmen, es mit den Zähnen zerreißen und ſagen: ſo müßt ihr das Fleiſch eurer Feinde freſſen! — Dann das Blut aus dem Fleiſche einſaugen und ſprechen: ſo müßt ihr ihr Blut ſaufen, und zuletzt das Ganze verſchlingen wie Wölfe ein Aas verſchlingen! — Dinge dieſer Art aber ſind, wie ich weiß, geſchehen von den Agenten, deren ich oben erwähnte. Die Indianer ſind alſo zu Grauſamkeiten gereizt worden von ſolchen, die vorgaben, Chriſten und geſittete Menſchen zu ſeyn.

Wenn die Regierungen bey entſtandenen Feindſeligkeiten die Anweiſung ertheilen, die Indianer gegen ihre Feinde zu gebrauchen, ſo wiſſen ſie zuverläſſig nicht, daß ihre Befehle auf ſolche Weiſe ausgeführt werden — ich möchte es aber allen, die je ſich ſolcher Hülfsvölker bedienen wollen, zurufen, daß ihre untergeordnete Agenten nicht anders zu Werke

gehen können, wenn irgend etwas durch ſie ausgerichtet werden ſoll. Die Indianer ſind nicht geneigt, ſich in Streitigkeiten zu miſchen die ihnen fremd ſind, und werden nicht mit Muth und Lebhaftigkeit blos für den Lebensunterhalt fechten, den ſie leichter durch angenehmere Beſchäfftigungen ſich erwerben können. Ihre Leidenſchaften müſſen alſo aufgeregt werden, und dieß geht ſo leicht nicht, wenn ſie nie von denen ſind beleidigt worden, gegen welche man ſie auffordert zu ſtreiten. Man ſieht alſo, daß zu abſcheulichen Mitteln gegriffen werden muß, um zu bewirken, daß die Indianer ſich entſchließen, die Wohnungen und die Aecker friedlicher Landbauer zu verwüſten, unſchuldige Frauen und Kinder zu ermorden. Ich kann jetzt dieſen Gegenſtand nicht weiter verfolgen, der unpartheiiſche Leſer aber möge entſcheiden, welcher von dieſen beyden Claſſen von Menſchen, den Weißen oder den Indianern, die Beynahmen: Thiermenſchen, Barbaren, Wilde am erſten gebühren.

Man erlaube mir nun zum Schluſſe noch den Ausdruck meiner feſten Ueberzeugung, welche das Reſultat aufmerkſamer Beobachtung und langjähriger Erfahrung iſt, daß, wenn wir nur gegen die Indianer das erſte und wichtigſte Gebot unſrer geheiligten Religion "andern das zu thun, wovon wir wünſchen daß ſie es uns thun möchten" beobachten wollten; wenn wir ſie, anſtatt ſie zu gebrauchen, unſre Kriege mitzuführen, ermuntern würden, in Frieden mit uns und unter einander zu leben, ſie leicht in einen geſitteten Zuſtand übergeführt, und Chriſten werden würden.

Ich

Ich überlaſſe mich noch immer der Hoffnung, daß dieß Werk durch eine weiſe und wohlwollende Regierung wird zu Stande gebracht werden, und damit werden wir die Falſchheit dieſer Prophezeiung der Indianiſchen Propheten ins Licht ſetzen: "wenn die Weißen aufgehört haben werden, rothe Leute umzubringen, wenn ſie alles Land von ihnen werden bekommen haben; ſo wird die große Schildkröte, welche dieſe Inſel auf ihrem Rücken trägt, ſich tief in die See eintauchen und ſie alle erſäufen, wie ſie dieß einſt vor vielen Jahren that; dann aber, wenn ſie wieder heraufkommt, werden die Indianer aufs neue in den Beſitz des ganzen Landes geſetzt werden."

Schluß.

Digitized by Google

Schluß.

So habe ich denn die Arbeit vollendet, welche von der Hiſtoriſchen Committee der Amerikaniſchen gelehrten Geſellſchaft von mir iſt verlangt worden. Bey dem Durchleſen der gedruckten Bogen, welche man die Güte gehabt hat mir von Philadelphia zu ſenden, ſo wie ſie die Preſſe verließen, habe ich einige Irrthümer bemerkt, deren einige mir, andre dem Abſchreiber der Handſchrift und äußerſt wenige dem Drucker zugeſchrieben werden müſſen. Ich bedaure, daß ſich darunter auch einige Irrthümer in Namen und Jahrszahlen befinden, ſie ſind indeſſen alle berichtigt in dem Verzeichniß der Druckfehler (in der Ueberſetzung folglich ganz vermieden).

Ich erkenne ſehr wohl die mancherley Mängel dieſes Werks in Anſehung der Methode, der Anordnung, der Darſtellung und der Schreibart. Schriftſtellerey iſt nicht mein Beruf; den größten Theil meines Lebens habe ich unter Völkern von ungebildeten Sitten hingebracht, und habe nun ein Alter von 75 Jahren erreicht, alſo eine Stufe des Lebens, wo nur noch wenig weitere Vervollkommnung erwartet werden kann. Ich wünſche daher beurtheilt zu werden,

nicht

nicht ſo ſehr als Schriftſteller, ſondern vielmehr als ein aufrichtiger Erzähler von Thatſachen, die ich zu erfahren und zu beobachten Gelegenheit hatte. Ich erkläre, daß ich nichts geſagt habe als was ich mit Gewißheit weiß und in Wahrheit glaube. In Sachen, wo es auf eine bloße Meynung ankommt, kann mir widerſprochen werden, in Beziehung auf Thatſachen aber bin ich ſelbſt ängſtlich geweſen, und habe manche Anekdote weggelaſſen, für welche ich mich nicht hinlänglich verbürgen konnte. In den Darſtellungen der Charaktere kann ich mich als einen ungeübten Maler gezeigt haben, und durch übel gewählte Ausdrücke kann das Bild, welches mir in der Seele lag, nur unvollkommen dargeſtellt worden ſeyn; der Fehler liegt aber an dem Schriftſteller, nicht an dem Menſchen.

Wenn ich von dem Eindrucke ſprach, (ſ. Kap. 11.) welchen die Rede des Capitain Pipe auf "alle Anweſende" machte, ſo meynte ich nur die, denen die Sprache verſtändlich war; denn es waren mehrere gegenwärtig, die ſie nicht verſtanden, und Herr Baby, der Canadiſche Dollmetſcher, erklärte den Umſtehenden die hervorſtechendſten Sätze nicht, ſondern ging von Zeit zu Zeit zu dem Commandanten und flüſterte ihm ins Ohr. Capitain Pipe war äußerſt lebhaft während er redete, und trat zweymal dem Commandanten ſo nahe, daß Hr. Baby ihm befahl, zurück zu treten und auf ſeiner Stelle zu bleiben. Alle Anweſende müſſen wenigſtens vermuthet haben, daß ſeine Rede nicht von gewöhnlicher Art war, und daß ſich nicht alles ſo verhielte, wie ſie glauben mochten, daß es ſich verhalten müſſe.

Ich

Digitized by Google

Ich habe die Indianer in Florida, in Anſehung der Sprache, in eine Claſſe zuſammengeſtellt, in der Vorausſetzung, daß ſie alle nur Mundarten derſelben Mutterſprache reden. Die Sache dürfte ſich indeſſen etwas anders verhalten, wiewol es etwas ſehr beſonders ſeyn wird, daß es mehrere ganz von einander verſchiedene Sprachen in dem ſchmalen Streifen Land zwiſchen Carolina und dem Miſſiſſippi geben ſollte, da es in dem ganzen übrigen Gebiet der Vereinigten Staaten nur zwey Hauptſprachen giebt. Man darf erwarten, daß die Forſchungen der Hiſtoriſchen Committee über dieſen Gegenſtand Licht verbreiten werden.

Digitized by Google

Verzeichniß der Druckfehler.

S. 11 Z. 20 ſtatt von welcher lies: von welchen.
= 13 = 14 = Zuſtimmungen = Zuſtimmung.
= 29 = 9 = Talligen = Talligeu.
= 33 = 4 = Cheſapeck = Cheſapeak.
= 37 = 23 = den Namen = den Stamm.
= 40 = 6 v. unt. ſtatt Live = five.
= 42 = 2 v. unt. = derſelben = denſelben.
= 42 = 20 ſtatt Kriegslieſt = Kriegsliſt.
= 48 = 1 = Gaaſchtinich = Gaaſchtinik.
= 56 = 18 = 4 quakende = quakende.
= 57 = 14 u. 5 v. unt. ſtatt Mignon lies Miquon.
= 59 = 19 ſtatt wären lies wäre.
= 75 = 9 v. unt. ſt. Manabachtanikuk l. Manahachtanienk.
= 78 = 5 v. unt. ſt. Lachanwake l. Lanhauwake.
= 83 = 1 ſtatt des Monongchella l. der Monongehella.
= 89 = 3 der Anmerk. ſt. Schawanen l. Schawaneu.
= 97 = 6 ſtatt oder lies an der.
= — = 9 v unt. ſtatt nachmen lies nahmen.
= 98 = 16 ſtatt Unechtégo lies Unéchtgo.
= — = — = Sganiateratichrohne l. Sganiateratieh=rhone.
= 109 = 6 = o lies ſo.
= — = 11 = W'Jaſſone lies W'Taſſone.
= — = 15 = Ohondagoes = Onondagoes.
= 112 = 8 v. unt. ſtatt Famille l. Familie.
= 127 = 19 ſtatt Matlaugweſſawauks l. Mattaugweſſawauks.
= 128 = 8 = Volks lies Volk.
= — = 10 = möchte = müſſe.
= 132 = 10 = aber = alles.
= 134 = 1 v. unt. ſtatt wir lies ſie.
= 135 = 9 v. unt. ſt. ſollten widerſetzen l. ſollten widerſetzen können.
= 136 = 13 ſtatt canoniſche lies lakoniſche.
= 144 = 8 = befindet = findet.
= — = 5 v. unt. ſtatt aufzureichen lies aufzureihen.
= 161 = 10 ſtatt Coldon lies Colden.
= 163 = 10 = Meſſiſſangees l. Meſſiſſaugees.
= 175 = 4 unten in der Anmerk. ſtatt Er der l. Er iſt der.

Seite

S. 175 Z. 20 ſtatt ſey mir lies ſey es mir.
= 178 = 7 v. unt. ſtatt manchasqueen l. manschasqueen.
= 181 = 8 unter dem Text ſtatt amschol l. amochol.
= — = 11 ſtatt jens lies jenes.
= 187 = 10 = gajacatu lies gajatacu.
= 189 = 1 unter dem Text ſtatt in dem lies in den.
= — = 5 v. unt. ſtatt angelu lies angeln.
= — = 2 v. unt. = angloagau l. angloagan.
= 190 = 3 unter dem Text ſtatt elumiagellatschik lies elumiangellatschik.
= 209 = 14 ſtatt Behörde lies Behörden.
= 214 = 6 = ſeines Obern lies ſeiner Obern.
= 228 = 2 der Anmerk. ſtatt lisheah lies lishcah.
= 251 = 5 v. unt. ſtatt Exiſtens lies Exiſtenz.
= 302 = 2 v. unt. = Treeman = Freemann.
= 303 = 15 ſtatt würde lies wurde.
= 335 = 9 = ſie = ſich.
= 344 = 10 = Erſteren = feſteren.
= — = 22 = ab = durch.
= 366 = 2 = ähnlich = unähnlich.
= 369 = 11 = ruh = rauch.
= 373 = 12 v. unt. ſtatt au lies aw.
= 380 = 1 v. unt. = Serany lies Scrany.
= 385 = 3 v. unt. = Wilden. Weit lies Wilden, weit
= 409 = 13 ſtatt und alles lies das alles.
= 416 = 9 = höllniſchen = hölliſchen.
= 432 = 6 = Hirch = Hirſch.
= 457 Anmerk. 65. Z. 2 ſt. Seutlaywabo l. Scutlaywabo.
= — — = Z. 15 ſtatt neben lies und eben.
= 494 Z. 7 ſtatt Frenndes lies Freundes.
= 503 = 12 = ſchlagen = ſchlügen.
= 504 = 3 v. unt. ſtatt Tecumſch lies Tecumſeh.
= 507 = 20 ſtatt unſchuldigen lies unſchuldigſten.
= 566 = 2 v. unt. ſtatt Scheuer lies Scheune.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google